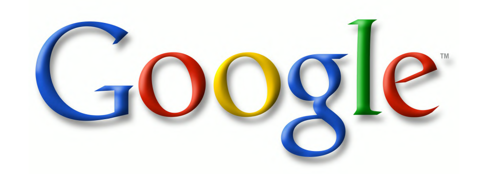
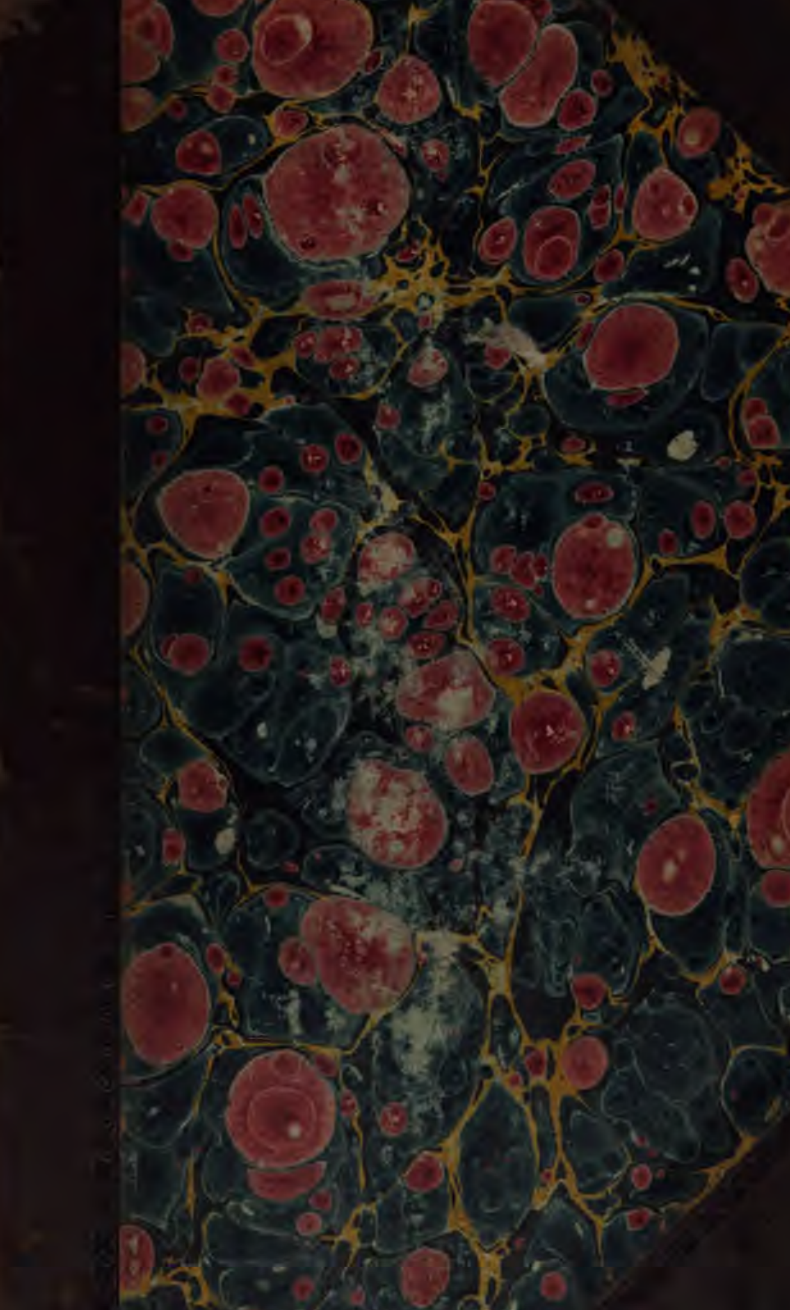
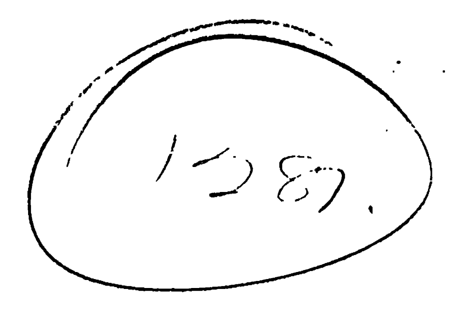
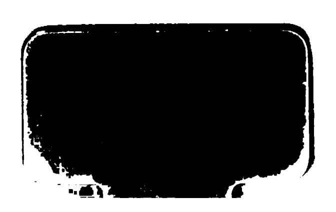
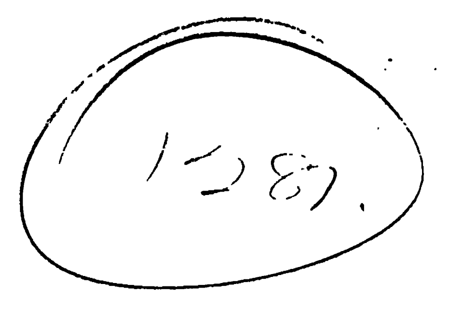


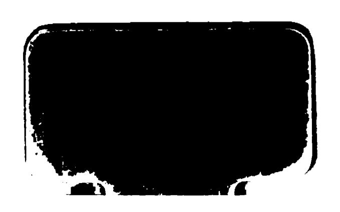


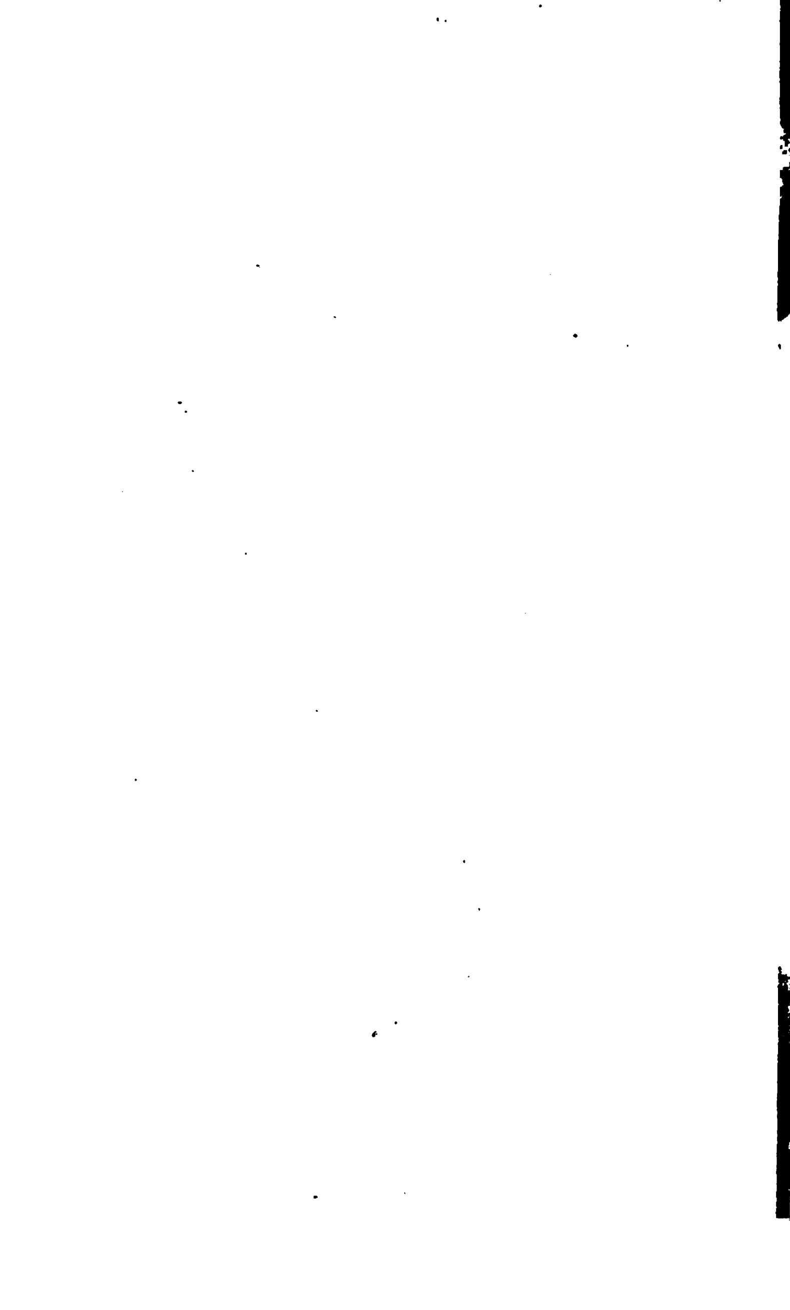




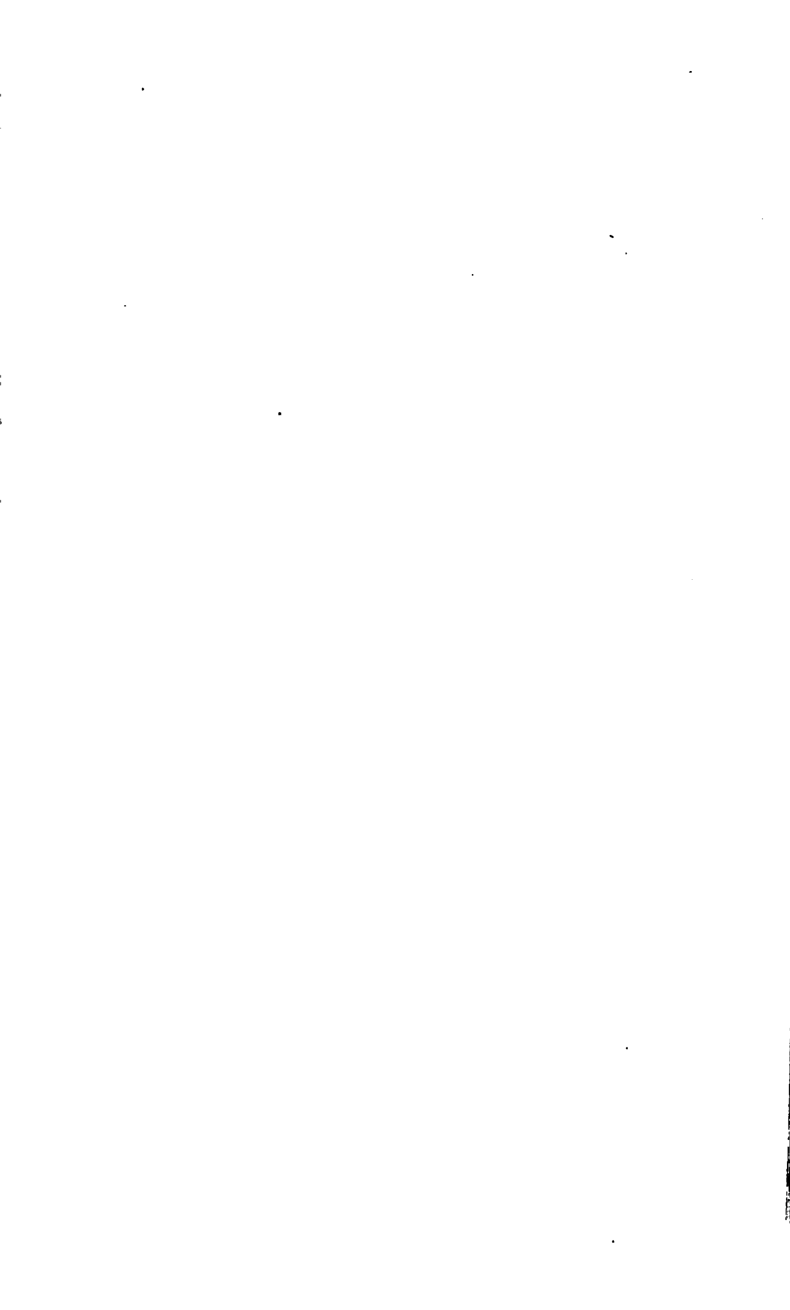



1287.











Historisches Taschenbuch.

Dritte Folge.

Zweiter Jahrgang.



Historisches Taschenbuch.

Herausgegeben

von

Friedrich von Raumer.

Dritte Folge.

Zweiter Jahrgang.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.

Inhalt.



Drei Portugiesinnen.

Ines, Marie und Leonore.

Von

Friedrich von Raumer.

Vorwort.

Irrthümer und Verbrechen, welche in niedern Kreisen nur zu oft wiederkehren, verdienen keine geschichtliche Darstellung. Wenn aber hierdurch ein ganzes Königshaus zugrundegeht, die Nemesis rasch Schuldige und Unschuldige ergreift und das Schicksal eines ganzen Volkes daran geknüpft ist, so erhebt sich der Gegenstand zu einem großen, furchtbaren, lehrreichen Trauerspiele. Wer sich auf diesen Standpunkt nicht stellen und ihn nicht festhalten kann, für den sind die folgenden Blätter nicht geschrieben. Gewiß aber darf der Geschichtschreiber die Thatsachen, sowie entscheidende Worte der Quellen nicht verändern, oder zu der charakterlosen Unbestimmtheit abschwächen, welche eine sich zierende Pruderie anständig und sittlich zu nennen beliebt. *)

---

*) Eine zu diesem Aufsatz gehörige Stammtafel befindet sich am Schlusse desselben.

Der Infant Don Pedro, geboren im Jahre 1320, der einzige Sohn König Alfons IV. von Portugal [1]), war ein Jüngling von einnehmendem Aeußern, ernst und heiter zugleich, gewandt und ausgezeichnet in allen ritterlichen Uebungen, Freund der Jagd und nicht minder der Dichtkunst, von sehr großer Stärke des Willens und Charakters, und beseelt von einem Rechtsgefühl welches später (nach bittern Lebenserfahrungen) bis an die Grenzen wohlgemeinter, aber willkürlicher Härte hinanführte.

Jedenfalls hielt sein Vater, König Alfons, es für angemessen den Infanten als einzigen Thronerben früh zu vermählen, damit das Geschlecht nicht aussterbe, und durch Familienbande Ruhe und Maß der Lebensverhältnisse sich mehre. Nachdem ein Plan ihn mit einer castilischen Prinzessin Blanca zu verheirathen, ihrer körperlichen Schwachheit halber zurückgegangen, ward Pedro (wahrscheinlich ohne ihn viel zu befragen) im 20. Lebensjahre mit Constanze [2]), einer der edelsten Castilianerinnen, getraut. Sie gebar zwei Söhne, von denen der erste Luis früh starb, und der zweite Ferdinand, seinem Vater auf dem Thron folgte. Ungeachtet dieses Kindersegens mag die eheliche Verbindung dem Infanten und seiner Gemahlin nur kurze Zeit genügt haben.

In dem Gefolge Constanzens befand sich ein Hof-

In den ersten Tagen des Januar 1355 zog König Alfons heimlich in Begleitung der rachsüchtigen Feinde der Ines nach Coimbra, und drang in dem Augenblicke wo der Infant, wie man wußte, auf der Jagd abwesend war, in das Kloster der heiligen Clara, wo Ines mit ihren Kindern in größter Stille und Eingezogenheit lebte. Als sie den Lärm der Nahenden vernahm, erschrak sie sehr und ahndete ihr Schicksal: Flucht aber und Widerstand waren gleich unmöglich. Sobald der König in ihr Zimmer trat, fiel sie ihm mit ihren Kindern zu Füßen und sagte: O Herr! warum wollt Ihr mich [10]) Unschuldige tödten! Konnte ich, durfte ich Eurem Sohne, meinem Beschützer, meinem treusten Freunde widerstehen? Habt Mitleid mit mir, einer Frau, mit meinen Kindern, Euren Enkeln. Schmälert Euren Ruf nicht durch solche Grausamkeit; verzeihet mir wenn ich Euch irgendwie beleidigte!

Der Anblick und die Worte, die Schönheit und die Unschuld machten einen solchen Eindruck auf den König, daß er mit thränenden Augen das Zimmer verließ. Draußen aber standen die Mordbegierigen, Pedro Coello, Alvar Gonzalez und Lopez Pacheco. Sie erschraken sehr, daß ihr Plan unausgeführt bleiben solle; denn gewiß werde er nicht verborgen, und die Rache des Infanten dann nicht ausbleiben: — nur des Königs Mitschuld könne sie dagegen schützen. Sind wir hergekommen, riefen sie dem Könige entgegen, um zum Spotte zu werden? Soll Portugal [11]) untergehen um dieses Weibes willen? — König Alfons, zugleich leidenschaftlicher Ankläger, ungerechter Richter und verächtlicher Vollstrecker, erwiderte: Thut was Ihr wollt! [12]) Und sie gingen mit

teuflischer Freude hinein, und ermordeten Ines in blutig grausamer Weise.

Als der Infant hiervon Nachricht erhielt, stiegen Schmerz und Zorn zu so unermeßlicher Höhe, wie vorher seine Liebe. Es kam zu offenem Kriege zwischen Vater und Sohn, und jener erfuhr in seinem Alter die gerechte Strafe für diesen neuen Frevel und eine ungerechte Empörung, welche er in seiner Jugend gegen seinen milden Vater gewagt. Erst nachdem König Alfons dem Infanten viele Rechte eingeräumt, und die angesehensten Männer sich dringend für die Herstellung des Friedens verwandten, kam dieser äußerlich zu Stande; im Innern [13]) aber blieben Vater und Sohn sich entfrembet.

Nach seiner Thronbesteigung beschwur Pedro feierlich und bewies durch Augenzeugen [14]), daß er mit Ines vermählt gewesen. Er ließ Coello und Gonzalez, die ihm vom Könige von Castilien ausgeliefert wurden, unter schrecklichen Martern [15]) hinrichten; für seine Ines aber einen Triumphzug bereiten, der in solcher Weise nur einmal in der Weltgeschichte vorkommt. Ines ward, etwa fünf Jahre nach ihrer Ermordung, aus ihrer Gruft im Clarakloster genommen und 17 Legoas weit, auf reich geschmückter Bahre, nach dem Kloster Alcobaça gebracht. Zu beiden Seiten des ganzen Weges standen Fackelträger, und Bischöfe, Geistliche, Mönche, Edle, Bürger, Frauen, Mädchen, nahmen theil an dem feierlichen, unabsehbaren Zuge. In Alcobaça [16]) ward Ines königlich gekleidet, auf einen Thron gesetzt, ihr Haupt mit der Krone geziert und ihr von unzähligen Niederknieenden die Hand geküßt! Nun erst legte man sie in

ihr neues prachtvolles Grab, über welches sich ihre marmorne, mit einer königlichen Krone geschmückte Bildsäule erhob. — So der einfache Hergang, welchen durch künstlichen Schmuck anziehender, rührender oder furchtbarer zu machen, noch keinem Dichter gelungen ist.

Nach dem Tode König Pedro's (1367) bestieg sein und Constanzens Sohn, Ferdinand, ohne Widerspruch den Thron und lebte in Eintracht mit seinen Halbgeschwistern, den Kindern der Ines von Castro. Ferdinand war ein schöner, und, im Gegensatze zu seinem strengen Vater, ein milder Mann; zugleich aber verschwenderisch, wankelmüthig, mittelmäßigen Geistes und insbesondere ohne Herrschergaben. Nur zu sehr vernachlässigte er die Geschäfte so daß ihm, als er einst (gleich wie schon oft) aus dem Rathe [17]) hinwegging, einer der Beisitzer, im Namen aller Uebrigen sagte: Herr! Wir bitten Euch inständigst künftig ein anderes Betragen anzunehmen, wie bisher, — sonst —! — Wie sonst? fragte der König? — Sonst werden wir uns einen Andern suchen, der uns regiere.

Ein solcher Mann, den Weibern ohnehin von Natur geneigt, mußte von ihnen abhängig werden. Zuerst verlobte er sich mit Leonore [18]) von Aragonien, welcher Heirathsplan jedoch rückgängig ward, weil sie für den schönen Bräutigam nicht schön genug sei. Hierauf ward in dem 1371 zwischen Castilien und Portugal geschlossenen Frieden, zu größerer Bekräftigung desselben verabredet: daß König Ferdinand binnen fünf Monaten die Prinzessin Leonore [19]), die Tochter König Heinrich's von Castilien heirathen solle. Man freute sich dieser Verabredung, welche die Einigkeit zwischen zwei sich oft be-

kriegenden Völkern für die Zukunft zu verbürgen schien, und erwartete die Vermählung zur bestimmten Zeit.

Ob Ferdinand wirklich daran gedacht hat, seine Halbschwester Beatrix zu heirathen, mag zweifelhaft bleiben [20]); gewiß trug er kein Bedenken Leonore von Castilien ebenso zu beseitigen, wie Leonore von Aragonien und sich leidenschaftlich einer dritten Leonore zuzuwenden.

Am Hofe der Infantin Beatrix lebte Marie Tellez die Witwe des Don Alvaro de Sousa, eine Frau von edlem Aeußern, vielem Verstande und einer ernsten Haltung des Charakters, welche sich auf Mäßigung aller Leidenschaften und reine Tugend gründete. — Ganz anders ihre, sie besuchende Schwester Leonore Tellez, die Gemahlin des Lorenz da Cunha, eine Frau von blendender Schönheit, großem Scharfsinn, ungewöhnlicher Gewandtheit und Klugheit, witzig, einnehmend und bezaubernd [21]), daß kaum Jemand den sie gewinnen wollte ihr zu widerstehen fähig war; von einer Kraft sich äußerlich zu beherrschen wie man sie selten, sich zu verstellen wie man sie öfter bei Frauen findet. Großmüthig, verschwiegen, leidenschaftlich in Liebe und Haß, festen Entschlusses, ehrgeizig über Maß, und zum Herrschen so fähig wie geneigt.

Kaum hatte der schwache Ferdinand Leonoren bei ihrer Schwester gesehen, so ward er durch ihre in jeder Beziehung hervortretende Ueberlegenheit so verstrickt und benommen, daß er beschloß seine Verlobung mit der Infantin Leonore von Castilien aufzulösen, Leonore Tellez in Güte, oder mit Gewalt von ihrem Gemahle zu trennen und sie zu heirathen. Er vertraute diesen Plan an

Marie, die Schwester Leonore's, und rechnete auf ihre Vermittelung und Mitwirkung. Die edle, tugendhafte Frau erschrak aber sehr über diese Mittheilung und sagte unverhohlen dem Könige: Meine Schwester ist zu gut für eine Beischläferin, und unpassend für eine Königin von Portugal. Ihr Gemahl, ein edler selbst mit Euch verwandter Mann, darf nicht in so schmachvoller Weise behandelt werden, und Ihr seid verbunden zu Eurem und des Landes Besten, die Infantin von Castilien laut Eures feierlichen Versprechens zu heirathen. Ein Wortbruch würde zu Kriegen führen und über meine Schwester, statt des gehofften Glückes, Schmach und Verachtung herbeiziehen. Laßt sie deshalb ungestört, und ohne schädliche Aufregung, zu ihrem Gemahle zurückkehren.

Diese Vorstellungen machten auf den König keinen Eindruck, ja als Lorenzo da Cunha, dem diese Verhältnisse nicht verborgen blieben, seine Gemahlin nach Hause berief, nannte Ferdinand ihre Ehe nichtig weil sie ohne Erlaubniß unter zu nahen Verwandten geschlossen sei, und schwur (bei steigender Leidenschaft): er wolle lieber Leonoren heirathen als alle Königstöchter der Welt.[22]) Mit gleichem Eifer ging diese auf des Königs Plan ein, zürnte, daß ihre Schwester (aus Rücksichten die ihr ganz untergeordnet erschienen) ihr den Weg zu Thron und Herrschaft versperren wolle, und bewilligte gern, daß der Scheidungsproceß unter obigem Vorwande leichtsinnig begonnen und eiligst betrieben wurde. Lorenzo da Cunha mußte unter solchen Umständen seinen Widerspruch[23]) fallen lassen und entfloh (größere Gefahren fürchtend) nach Castilien. Als Ferdinand hierauf dem Könige von Castilien das Verlöbniß mit seiner Tochter aufkündigte,

befürchtete man, dieser werde deshalb Krieg erheben; statt dessen erklärte er: seiner Tochter werde es nie an einem ehrenwerthen Gatten fehlen, und ließ (gegen Bewilligung einiger äußern Vortheile) seinen Nachbar auf der eingeschlagenen bedenklichen Bahn ungestört fortschreiten. So schienen alle Hindernisse der bezweckten ehelichen Verbindung beseitigt und die Betrachtung des Hergangs in der Art gemildert und abgeschwächt, wie Camoens [24]) es ausdrückt:

> Wer mag den stolzen Blick, das sanfte Walten,
> Die Engelschönheit einer Hehren sehen,
> Die Jeglichen in sich kann umgestalten,
> Und dieser Hohen dennoch widerstehen?
> Der kann entschuldigt wohl Fernando halten,
> Der Amor's Macht im eig'nen Fall' ersehen;
> Wer aber sicher blieb vor solchen Flammen,
> Wird strenger auch den Schuldigen verdammen.

Zu diesen Strengern gehörte (wie sich unerwartet ergab) der größere Theil des portugiesischen Volkes. Im ganzen Lande erhob sich ein Murren über die anstößige Weise, mit welcher sich der König die Frau eines Andern zueignen und sein dem Könige von Castilien gegebenes Wort brechen wolle. Nachdem (besonders in Lissabon) in Gesprächen, auf Straßen und Plätzen, die Sache vielfach tadelnd erörtert worden, steigerte sich der Eifer und die Unzufriedenheit so sehr, daß man beschloß den König durch Bitten und Drohungen [25]) von seinem unschicklichen und schädlichen Vorhaben abzubringen. Man wählte Fernando Vasquez, einen muthigen und beredten Mann zum Vorsprecher und an 3000 Bewaffnete zogen unter lautem Geschrei mit ihm zum Palaste. Hierdurch benachrichtigt blieb dem Könige Zeit die Thore schließen

zu lassen, und den Andringenden einen Edelmann entgegenzuschicken, der mit größter Höflichkeit fragte, was sie bezweckten? und versprach daß der König, wenn ihre Bitten und Wünsche etwas Erlaubtes und Mögliches beträfen, dieselben gern bewilligen werde.

Vasquez antwortete: Wir kommen, als gute und treue Portugiesen, eifrig für den Dienst,. die Ehre und den guten Namen unsers Fürsten, weil es heißt: er wolle Donna Leonore Tellez heirathen, welche doch schon mit Lorenzo da Cunha verehelicht ist. Dies wäre ein großes Vergehen gegen Gott, Adel und Volk, eine Schmach und Entwürdigung seiner eigenen Person und seines guten Namens. Deshalb kommen wir als gute Portugiesen ihn zu bitten, er möge abstehen von diesem Vorhaben, und wenn er nicht Gefallen findet an der Verheirathung mit einer Infantin von Castilien, doch (seiner königlichen Stellung angemessen) eine andere Frau erwählen, um mit ihr erbfähige Söhne zu zeugen die einst nach ihm herrschen können; nicht Bastarde, in die Welt gesetzt mit der Frau eines Andern.

Der Edelmann erstattete dem Könige hierüber Bericht und kam bald mit der Antwort zurück: sie möchten sich beruhigen; denn Das, was sie über eine Vermählung mit Donna Leonore voraussetzten sei falsch: er habe sie nicht geheirathet, und es gefalle auch Gott nicht, daß es geschehe.[26]) Da jedoch die Sache von solcher Beschaffenheit sei, daß der König sie nicht durch Zwischenpersonen genügend erklären könne, so möchten sie sich des folgenden Tages sämmtlich im Kloster des heiligen Dominicus einfinden, wo der König ihnen selbst die Verhältnisse mit Ruhe und Muße auseinandersetzen und

Das beschließen werde, was dem Sinne Aller am meisten zusage.

Diese, Namens des Königs gegebene Antwort beruhigte Alle so daß sie nach Hause gingen. Am nächsten Tage fand sich aber nicht blos unzähliges Volk, sondern auch der größte Theil der königlichen Räthe, gläubig und zutrauensvoll beim Kloster des heiligen Dominicus ein. Hier vernahmen sie: König Ferdinand sei (bittere Worte, oder gar Zwang fürchtend) während der Nacht mit größter Heimlichkeit und in Gesellschaft Leonorens nach Santarem entwichen. Die Getäuschten machten ihrem Zorne Luft durch heftige Aeußerungen gegen die Heirath und die Person Leonorens, mußten aber später sehr hart dafür büßen. Der König ließ das Vermögen aller Derer einziehen die man für schuldig hielt, Vasquez hinrichten und Andern Hände und Füße abschlagen.

Gleich darauf fand die Vermählung Ferdinand's und Leonorens statt, und es erging eine königliche Erklärung, welche (in sonderbarer Mischung) handelte von der Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe, dem gerechten Wunsche ebenbürtige Nachkommen zu gewinnen, sowie von der hohen Abkunft und den großen Vorzügen Leonorens. Auch suchte diese, die Schwierigkeit ihrer Lage wohl erkennend [27]), mit allem Zauber der Schönheit, der Anmuth des Geistes, der Liebenswürdigkeit, sowie mit den ihr zu Gebote stehenden Schätzen König Pedro's, alle Gemüther zu gewinnen. Ihre Wünsche waren für König Ferdinand Gebote, und bald wurden ihre alten und neuen Freunde, sowie ihre Verwandten zu solcher Macht und zu solchem Reichthume erhoben, daß sie, mehr als dem Namen nach,

wahrhaft regierende Königin von Portugal ward. — Auf einer solchen Bahn konnten jedoch die Dornen nicht ausbleiben. Die Zurückgesetzten zürnten, die Aengstlichen fürchteten Leonorens Schlauheit und Rachsucht, und begaben sich in aller Stille nach Castilien. Dies war der Königin wahrscheinlich willkommen, während das Verhältniß zu ihren Schwähern, João und Diniz (den Söhnen der Ines von Castro und den nächsten Thronerben) ernstere Sorgen herbeiführte. Als König Ferdinand von seinen Halbbrüdern verlangte: sie sollten der Königin die Hand küssen, that es João ohne Widerrede; Diniz aber sagte laut vor dem ganzen Hofe: sie ist vielmehr verpflichtet mir die Hand zu küssen. — Hierüber gerieth der König in solchen Zorn, daß er sein Schwert zog und seinen Bruder umgebracht hätte, wenn er nicht von Andern daran wäre gehindert worden. Diniz entfloh nach Castilien, und die Güter des Lorenzo da Cunha wurden eingezogen, vorgeblich weil er an einer Verschwörung gegen den König theilgenommen.

Nach diesen neuen Siegen Leonorens war nur ein Infant, João, noch in Portugal übrig, mit dem sie ob seines erwähnten höflichen Benehmens und seiner sonstigen Eigenschaften [28]) halber auf freundschaftlichem Fuße lebte. João war wohlgebildet, sehr einnehmend, in allen ritterlichen Uebungen Meister, freigebig, liebenswürdig und seinem Halbbruder dem Könige Ferdinand aufrichtig zugethan. So schien, wenigstens innerhalb der königlichen Familie, in Portugal Einigkeit vorzuherrschen; als sich in ganz unerwarteter Weise, ein neuer, furchtbarer Sturm vorbereitete.

Die Königin Leonore haßte ihre Schwester Marie

seitdem diese, aus Gründen strenger Sittlichkeit, den König von einer Verheirathung mit ihr abgerathen und ihn aufgefordert hatte sein, der Infantin von Castilien gegebenes Wort zu halten. Sie zeigte diesen Haß schon darin, daß sie die Güter Mariens zur Tilgung einer von dieser bei dem Könige gemachten Anleihe, verkaufen ließ. — Die Schönheit, der edle Sinn, die reine Tugend Mariens hatten schon längst auf den Infanten João den größen Eindruck gemacht; und ihr unverschuldetes Misverhältniß zur Königin mochte seine Zuneigung wohl eher vermehren als vermindern. Jedenfalls waren aber sehr genügende Gründe vorhanden, diese Liebe, und die sich daran reihende Verheirathung äußerst geheimzuhalten. Als die scharfsichtige Königin dennoch dies Verhältniß entdeckte, ward ihr Gemüth zugleich von Schrecken und Zorn erregt, und sie suchte mit aller Kraft ihres Geistes nach einem Auswege, einem Plane, wie jene Verheirathung für sie unschädlich werde und es möglich sei, sich an Maria und João für ihre Kühnheit und ihre feindlichen Absichten zu rächen. Bei König Ferdinand's schwacher Gesundheit fürchtete nämlich Leonore seinen baldigen Tod, und daß gegen ihre Tochter Beatrix vielleicht der Einwand erhoben werde: sie sei aus einer unrechtmäßigen Ehe entsprossen und zum Throne nicht berechtigt. João hingegen und seine rechtmäßigen Kinder würden mit den höchsten Ansprüchen hervortreten, Maria die königliche Krone auf ihr Haupt setzen, und sie, Leonore, in untergeordnete Kreise machtlos hinabsinken.

Ehrgeizige Absichten solcher Art hatten die Vermählung João's und Mariens gewiß nicht herbeigeführt; rachsüchtig aber hoffte Leonore jenen durch Lockungen des

Ehrgeizes zu verführen und dann ihn, gleichwie Marie, ins Verderben zu stürzen.

Zunächst stellte sie sich als ahnde sie gar nichts von dem Verhältnisse ihrer Schwester zum Infanten, sondern behandelte diesen mit größter Freundlichkeit, und deutete an daß die Verabredung einer Verheirathung ihrer Tochter Beatrix mit einem natürlichen Sohne des Königs von Castilien ihr unpassend erscheine, während sehr überwiegende Gründe dafür sprächen, sie mit dem Infanten João zu vermählen. Alfons, der Königin Bruder stellte diesen Plan in das glänzendste Licht, wie alle Zweifel über die Erbfolge dadurch beseitigt würden und die königliche Macht in João's Hände komme. Diese Vorstellungen ergriffen des Infanten Gemüth: die nahe unzweifelhafte Thronaussicht schien ihm vorzuziehen dem zweifelhaften Glücke mit Donna Maria. Es that ihm leid sich durch seine Verheirathung mit ihr jenen glänzenden Weg versperrt zu haben.

Während dieser Stimmung gegen seine Gemahlin ward ihm eingeflüstert: sie sei ihm nicht treu, und er habe deshalb ein Recht sie zu tödten und sich mit Beatrix zu verheirathen. Lange Gespräche mit der Königin und ihrem Bruder Alfons bestärkten ihn in der Ueberzeugung von der Schuld Mariens [29]), und der Aufrichtigkeit des Vorhabens ihm die Hand der Infantin Beatrix zu bewilligen.

In einer finstern Nacht ritt João mit mehren Begleitern gen Coimbra. Unterwegs hielt er in Tomar an, wo ein sehr junger Sohn aus Mariens erster Ehe, sich aufhielt, foderte von ihm einen Dolch und zeigte soviel Eile, Aufregung und Misstimmung, daß jener Böses

ahndete und seine Mutter warnen ließ. Die edle Frau wollte aber das Unglaubliche nicht für wahrscheinlich halten, und, ihrer Unschuld vertrauend, nicht entfliehen.

Mit dem Anbruche des Tages erreichte João nebst seinen Begleitern die Olivengärten vor Coimbra, und eröffnete jenen den Plan, seine Gemahlin umzubringen. Keiner widersprach, keiner vertheidigte die Unschuldige, keiner rügte die verbrecherische Absicht; und die Gestalt seiner ermordeten Mutter Ines trat dem Infanten vergebens vor Augen. Alle schlichen bis zum Hause Mariens und benutzten den Augenblick wo eine Dienerin heraustrat, um ohne Geräusch bis zur Schlafkammer der Infantin vorzudringen. Sie sprengten die verschlossene Thür, sodaß Maria durch den Lärm erweckt, kaum Zeit hatte ihre Blöße mit einem Tuch zu bedecken. Dann fiel sie ihrem Gemahle zu Füßen und rief: O Herr! Was bedeutet dieser ungewöhnliche Besuch? — Sogleich, schöne Dame (antwortete João), sollt Ihr es erfahren. Ihr habt gesagt ich sei Euer Gemahl und Ihr mein Weib. Ihr habt das ganze Reich mit dieser Nachricht so angefüllt, daß auch der König, die Königin und der Hof es erfuhren und eine Gelegenheit gegeben war mich ins Gefängniß zu setzen, oder umzubringen. [30]) Deshalb, und noch mehr dafür verdient Ihr den Tod, daß Ihr bei einem Andern gelegen habt. — Maria antwortete: O Herr! Wie übel seid Ihr berathen; Gott verzeihe Denen, die Euch solchen Rath gaben. Wenn Ihr die Eurigen entfernen und nur Weniges mit mir sprechen wolltet, würde ich mich leicht rechtfertigen können. Hört mich um Gottes willen; nachher habt Ihr Zeit Euren Willen zu vollbringen. — Ich bin nicht gekommen, er-

widerte João, um mit Euch zu verhandeln; und nach diesen Worten warf er sie nackt zu Boden und traf sie mit jenem Dolche ihres Sohnes [31]) zwischen Brust und linker Schulter. — Sie rief: Mutter Gottes, du kennst die Wahrheit, stehe mir bei und erbarme dich meiner Seele. Ein zweiter Stoß traf ihren Leib. — Sie rief nochmals: Jesus, Sohn Mariens, komm mir zu Hülfe, — und verschied.

Selbst nach dem Morde mochte João seine Gemahlin noch für schuldig halten: als aber Leonore darüber laute Klagen erhob und das ganze Land für Mariens Unschuld stimmte, sah sich der Infant genöthigt, den König und die Königin um Verzeihung zu bitten. Sie ward ihm gewährt, von jenem aufrichtig, von dieser um João hinzuhalten und hinzuführen bis zu seinem völligen Sturze. Denn in dem Maße als er darauf drang seine Verlobung mit Beatrix abzuschließen, wußte die Königin Schwierigkeiten und Zögerungen zu erheben, bis der Infant sich zu spät überzeugte: jener Plan sei nie ernsthaft gehegt worden und seine ermordete Gemahlin ihm nie untreu gewesen. Von deren Verwandten befehdet, von der Königin gemieden, von Gewissensbissen und rückkehrender Liebe zu Maria gemartert, allmälig aller Güter beraubt, sodaß er Waffen und Kleider verpfänden mußte; — entfloh João nach Castilien und verlor alle Aussicht auf den portugiesischen Thron, den er durch ein Verbrechen zu erlangen gehofft.

Nach Entfernung der beiden Halbbrüder des Königs herrschte Leonore unumschränkt, und der Mittelpunkt all ihrer Plane und Ueberlegungen war: mit wem sie ihre einzige Erbtochter vermählen solle. Beatrix (sagt ein

Schriftsteller)[32]) ward allmälig fast mit allen Prinzen der Christenheit verlobt; so groß war die Unbeständigkeit ihrer Aeltern und die Macht der eintretenden Rücksichten. — Zuerst also mit dem Herzoge von Benavente, dem unehelichen Sohne König Heinrich's von Castilien; dann mit dem Infanten Heinrich, dem ältesten Sohne König Johann's von Castilien; hierauf mit dem englischen Prinzen Eduard; dann mit Ferdinand, dem zweiten Sohne König Johann's von Castilien; endlich mit diesem selbst. Es ist hier nicht der Ort, die Gründe dieses Wechsels umständlich darzulegen; im Wesentlichen entschied jedesmal die Königin Leonore, gemäß der Wahrscheinlichkeit, daß ihr auch nach der Verheirathung ihrer Tochter die Herrschaft verbleibe.

In alle diese Umtriebe und Umstellungen griffen bald noch andere Personen entscheidend ein. Zunächst der Infant Johann, Großmeister des Ordens von Avis, ein unehelicher Sohn König Pedro's und eines edeln Fräuleins Therese Lourenzo de Andrade.[33]) Er zeichnete sich schon in seiner Jugend durch Klugheit, Muth, Thätigkeit und Vorsicht aus, und erhielt nach Entfernung der Infanten João und Diniz (dieser Söhne der Ines von Castro), unerwartet eine neue und größere Bedeutung.

Ferner: Johann Fernandez Andeiro (später Graf von Durem)[34]) ein schöner, gewandter, kühner, ehrgeiziger und lebenslustiger Mann, welchen König Ferdinand zu manchem geheimen Geschäfte gebrauchte, und der sich auch bald in der Gunst der Königin festzusetzen wußte. Denn ihr Gemahl ward täglich kränklicher, unangenehmer, und seine überall hervortretende Mittel-

mäßigkeit konnte der Königin keine Freude machen, obgleich ihre Macht und ihr Einfluß wesentlich darauf beruhte. Beide, Leonore und Andeiro gleich lebenslustig lebten jedoch der, so oft täuschenden Ueberzeugung, daß Niemand ihr näheres Verhältniß kenne und tadele. Um jedoch böse Reden noch sicherer zu beseitigen, ließ Leonore die Frau Andeiro's, eine edle und kluge Galizierin, an ihren Hof kommen. Freundliche Worte und reiche Geschenke bewirkten, daß diese die Königin öffentlich lobte, im engern Kreise aber heftig schalt[35]), daß sie ihr ihren Gemahl entführe.

Ein scheinbar unbedeutendes Ereigniß[36]) brachte die Lage der Verhältnisse mehr ans Licht. Eines Tages, wo der König und die Königin nebst ihrem Hofe in Evora verweilten, traten Andeiro und Gonzalo Tellez, der Bruder Eleonorens, in ihr Zimmer. Beide waren an dem heißen Tage sehr erhitzt und die Königin fragte: ob sie nicht Tücher zum Abtrocknen des Schweißes bei sich hätten? Auf die Antwort: Nein, zertheilte sie ihr Tuch, und gab jedem die Hälfte. Andeiro näherte sich hierauf der Königin und sagte ihr heimlich und, wie er glaubte, von Keinem gehört: Señora! Ein mehr gebrauchtes und Euch näher gewesenes Tuch wäre mir lieber und Ihr hättet mir ein solches geben sollen.[37]) — Ueber diesen zweideutigen Witz lachte die Königin, während Ines, eine ihrer Hofdamen, welche jene Worte hörte, daran großen Anstoß nahm und sie ihrem Manne Gonzalo Vasquez de Azevedo[38]), einem Verwandten der Königin, mittheilte. Beide folgerten: daß Andeiro solche Worte nicht würde gewagt haben, wenn kein ungebührliches Verhältniß zwischen ihm und der Königin stattfinde.

Vasquez und seine Gattin beschlossen zu schweigen; bald jedoch übertrat jener seinen Vorsatz, aus Leichtsinn, Zorn, oder Uebermuth. Als nämlich die Königin die Sitten der englischen Ritter rühmte, sagte Gonzalo Vasquez: Ich behaupte das Gegentheil, und kann insbesondere einen Gebrauch der Engländer nicht loben. Wenn nämlich eine Dame ihnen ein Kleinod, Schnupftuch, oder anderes Geschenk gibt, so nähern sie sich ihrem Ohre und sagen heimlich: ein gebrauchtes, ihr näher gekommenes Liebeszeichen würde ihnen angenehmer sein.

Die Königin fühlte sehr wohl die bittere Anspielung, that aber in jenem Augenblicke (weil mehr Personen gegenwärtig waren) als habe sie dieselbe nicht verstanden, und gab keine rügende Antwort. Bald darauf berief sie jedoch Gonzalo Vasquez in ihr Zimmer und sagte ihm im höchsten Zorne: Ich weiß sehr wohl daß Euer Weib Euch entdeckte, was Ihr gestern sagtet; seid aber überzeugt, daß Ihr es nicht in einen leeren Brunnen geworfen habt; ich verspreche Euch, daß Ihr Beide es mir wohl bezahlen sollt.[39])

Die Königin zürnte um so mehr, da sie Gonzalo zeither als ihren Verwandten sehr ausgezeichnet hatte; sie fürchtete laute Anklagen, ihren Fall und Andeiro's Tod. Nach ernster Ueberlegung hielt sie Nothwehr für erlaubt und kein Sicherungs- und Rettungsmittel so zweckmäßig als Gonzalo umbringen zu lassen. Weit gefährlicher als dieser erschien ihr aber der Infant Johann (König Pedro's Sohn von Therese Lorenzo). Er werde die Ehre seines Halbbruders, wenn nicht an der Königin, doch gewiß an Andeiro rächen, auf die Vormundschaft für die Infantin Beatrix, ja vielleicht auf die

Krone Anspruch machen, und Eleonoren, schon um sich zu erheben, in Schande und Nichtigkeit stürzen. In seinem Tode liege die einzige Möglichkeit ihrer Stellung. Deshalb wurden dem schwachen Könige Ferdinand angeblich aufgefangene Briefe seines Halbbruders Johann und des Gonzalo Vasquez vorgelegt, welche allerhand Anschläge gegen König und Königreich enthielten. Anstatt diese höchst wahrscheinlich untergeschobenen Briefe zu prüfen und die Angeklagten zu hören, ließ Ferdinand beide unerwartet verhaften. Hierüber zürnten Viele so sehr, daß sie sich erboten, die Gefangenen mit List oder Gewalt zu befreien; sie verschmähten aber (ihrem Rechte und ihrer Unschuld vertrauend) solch einen Ausweg und hofften auf gerichtliche Anklage, Vertheidigung und Lossprechung.

Aber noch desselben Abends sandte die Königin (welche in jeder Zögerung die höchste Gefahr für sich sah) einen ihrer Ritter mit einem vom Könige unterschriebenen Befehle an Vasco Martins de Mello, den ersten Befehlshaber im Schlosse von Evora: er solle den Großmeister Johann und Gonzalo Vasquez enthaupten lassen. Der Ritter fügte, Namens der Königin mündlich hinzu: es liege dem Könige sehr daran, daß jener Befehl sogleich und ohne allen Verzug [40]) vollzogen werde.

Vasco Martins fand es, als ein kluger und rechtlicher Mann, sehr auffallend, daß ihm ein solcher Befehl unmittelbar nach der Verhaftung, vor allem Rechtsgange und in der Nacht, zur schleunigsten Vollziehung eingehändigt und von dem Ritter so lebhaft dafür gesprochen werde. Er kam auf den Gedanken: jener Befehl sei unecht, und von der überkühnen, leidenschaftlichen, ihren

schwachen Gemahl beherrschenden Königin untergeschoben. — Doch sagte Vasco Martins ihrem Boten: der Befehl solle vollzogen werden. — Nach kurzer Frist kehrte jener zurück und fragte: ob die Gefangenen bereits hingerichtet wären? Auf die Antwort: Nein! brachte der Ritter eiligst einen zweiten königlichen Befehl des Inhalts: beide Gefangenen sollten ohne den allergeringsten Verzug geköpft werden; auch zürne der König sehr, daß seine erste Weisung nicht sogleich befolgt, sondern widerrechtlich eine Zögerung eingetreten sei. Zu gleicher Zeit drang der Ueberbringer des Befehls mit noch größerm Eifer und anscheinender Angst auf die Vollziehung des Todesurtheils.

Durch dies Alles ward Vasco Martins in seinem Verdachte noch mehr bestärkt und er sagte mit soviel Ruhe als Bestimmtheit: Der Befehl ward nicht vollzogen weil Mitternacht schon vorüber und dies keineswegs die rechte Zeit ist Bluturtheile zu vollstrecken. Auch erscheint es möglich, daß der König von Zorn und Leidenschaft bewegt sei und ihn sein Entschluß nachmals reuen könnte. Die Gefangenen sind in sicherer Haft (ja gefesselt), dies genügt. Wenn es sich handelt um die Hinrichtung eines der ersten Großen des Reichs und eines Mannes, welcher der Sohn und Bruder zweier Könige ist, bleibt solche Uebereilung ungebührlich; deshalb werde ich mit dem Vollzuge bis zum morgenden Tage warten, und dann vernehmen ob der König auf seinem Befehle beharrt.

Der Abgeordnete Leonorens kehrte nach dieser entschlossenen Antwort nicht wieder; Vasco aber ging am nächsten Morgen zum Könige, welcher sich über die beiden Befehle (welche er nicht kannte und nicht unter-

zeichnet hatte) sehr wunderte. Er vermuthete den Zusammenhang, dankte Vasco für seine Vorsicht und Klugheit, befahl ihm aber (um größern Anstoß zu vermeiden) von dem Hergange zu schweigen. [41]) — Die scharfsichtige Königin, welche ahndete, oder erfuhr was geschehen war, sah voraus, daß nunmehr auf Anklage und Bestrafung der Gefangenen nicht mehr zu rechnen sei, und ihre Befreiung über kurz oder lang bevorstehe. Sie wollte sich also dies Verdienst der Befreiung erwerben, oder wenigstens den Schein erwecken, als sei deren Verhaftung gar nicht von ihr ausgegangen.

In dem Augenblicke, wo beide Gefangene noch für ihr Leben besorgt waren, forderte sie Leonore in Abwesenheit ihres Gemahls auf, mit ihr der Messe beizuwohnen. Nach beendetem Gottesdienste sprach sie sehr freundlich mit ihnen und ließ sich bis zum Palast begleiten. Hier wollten sich der Infant und Gonzalo empfehlen; aber Leonore bat beide, als ein neues Zeichen ihrer Gunst, zu Tische. Es fuhr ihnen der Gedanke durch den Sinn: ob es wohl auf ihre Vergiftung abgesehen sei? Dies war aber keineswegs der Fall und nach Tische fragte der ermuthigte Infant die Königin nach der Ursache seiner Verhaftung. Sie antwortete: Es fehlt nie an bösen Zungen. [42]) Einige Ritter Eures Ordens, vor Allen der erste Comthur Vasco Porcalho sagte dem Könige, Ihr hättet die Absicht nach Castilien zu gehen, um mit Euren Brüdern und andern Infanten, unter Beistand der Castilianer, Portugal zu bekriegen. Jetzt aber ist der König von Eurer Treue überzeugt. Der Zweifel eines Fürsten verletzt die Ehre eines Vasallen nicht; vielmehr wird diese, nach seiner Rechtfertigung, doppelt einleuchtend.

Nach diesem Gespräche mit dem Infanten, wandte sich die Königin zu Andeiro, zog einen kostbaren Ring vom Finger und sagte (zum Beweise ihrer Unschuld [43]) oder ihrer Kühnheit): Juan Fernandez Andeiro, nimm diesen Ring. — Ich wage ihn nicht zu nehmen. — Weshalb? — Weil ich Das fürchte, was man von uns sagen wird. — Nimm was ich dir gebe, und mögen sie reden was sie wollen. — Und er nahm den Ring und steckte ihn an den Finger, zum Erstaunen aller Anwesenden.

Auf des Infanten Johann, an seinen Halbbruder den König gerichtete Frage: warum er ihn verhaften lassen [44])? gab dieser die thörichte Antwort: um zu zeigen, wie viel Macht er über ihn besitze. — Der Infant erklärte hierauf alle wider ihn erhobenen Beschuldigungen für Lügen, und Vasquez da Cunha (einer seiner Ritter) erbot sich seine Unschuld gegen Jeden zu vertheidigen. Fast alle angesehenen Edeln machten jetzt dem Infanten ihre theilnehmende Aufwartung; nur Andeiro, ein Haupturheber der Verfolgung blieb aus. Der Comthur Porcalho leugnete später, daß er den Großmeister irgendwie angeklagt habe und Feinde der Königin behaupteten: sie habe diesen veranlassen wollen, jenen umzubringen, damit er nächstdem (wie einst der Infant João, wegen Ermordung seiner Gemahlin) entfliehen und ganz das Feld räumen müsse.

Gonzalo Vasquez ward nach seiner Befreiung von der Königin mit Gunstbezeigungen überhäuft, damit er schweige; ja, sie vermittelte die Heirath seines Sohnes mit einer Tochter Andeiro's, wodurch ihre Partei von neuem gestärkt und geeinigt erschien. Sie war indeß

viel zu klug um nicht einzusehen, daß die drei Halbbrüder ihres Gemahls ihr feindlich gesinnt bleiben würden: denn zwei, die Söhne der Ines von Castro, hatte sie gezwungen nach Castilien zu entfliehen und den dritten Johann, den Großmeister von Avis, erst vor kurzem in Lebensgefahr gebracht. Sie konnten (die Gültigkeit ihrer Ehe mit König Ferdinand bezweifelnd) dereinst auf den Thron oder auf die Vormundschaft für ihre Tochter Beatrix Anspruch machen. Es kam also darauf an sich hiergegen eines mächtigen Beistandes zu versichern; weshalb Leonore[45]), dem in diesem Augenblicke verwitweten König Johann von Castilien insgeheim den Antrag machen ließ: statt seines Sohnes möge er selbst ihre Tochter Beatrix heirathen. Nach dem Eingange einer vorläufigen, beistimmenden Antwort ward Andeiro Graf von Durem als bevollmächtigter Botschafter nach Castilien geschickt; und so sehr wünschten selbst hoch angesehene Männer, den Beifall des einflußreichen Günstlings zu erwerben, daß sie sich ihm als Marschälle, Mundschenken und andere Hofbeamte anschlossen. Der Ehevertrag (er füllt 41 Seiten in Großquart) enthält eine Unzahl von Bedingungen, ward mit der größten Vorsicht entworfen und abgeschlossen und von den edelsten Portugiesen und Castilianern beschworen. Hierher gehört nur folgende Hauptbestimmung: Beatrix ist die allein berechtigte Erbin des Reichs. Nach dem Tode ihres Vaters bleibt ihre Mutter unbeschränkte Beherrscherin Portugals, bis ein Sohn der Beatrix vierzehn Jahre alt ist. Sollte der König von Castilien Bedingungen dieses Vertrags verletzen, Gewalt anwenden, oder die Kronen Castiliens[46]) und Portugals nicht voneinander getrennt er-

halten, so geht sein und seiner Gemahlin Recht verloren. — König Johann erhob gegen alle Bedingungen und Beschränkungen kein Bedenken; ihm lagen alle künstlichen Plane und Berechnungen Eleonorens fern, und er hielt lediglich an dem Gedanken fest: daß die Erbtochter Portugals ihm, oder seinen Erben, dereinst dies Königreich zubringen werde.

Im Mai des Jahres 1383 trafen König Johann und die Königin Eleonore (ihr Gemahl konnte sie zunehmender Schwäche halber nicht begleiten) mit dem zahlreichsten und glänzendsten Gefolge in Elvas zusammen. Und vor Allen leuchtete (nach einstimmigem Zeugnisse) Eleonore hervor, durch unvergleichliche Schönheit, reichen Schmuck an Goldstoff, Perlen und Edelsteinen, seltener Klugheit und höchst einnehmendem Wesen. Da die Stadt Elvas keine genügenden Räume darbot für die versammelten Edeln, Prälaten, Geistlichen, Frauen und Fräulein, keine Oertlichkeiten für Feste, Spiele und Turniere, so wurden in einem benachbarten schönen Thale unzählige Zelte aufgeschlagen, und eines größer als alle übrigen für die Tafeln der Könige und des Hofes.[47]) Jene stand höher, zwei andere niedriger zur Rechten und Linken.

Unter allen anwesenden Portugiesen war keiner durch Adel des Geschlechts, Größe des Charakters und im Kriege bewiesenen Heldenmuth, so angesehen und hochgestellt als Nuño Alvarez Pereira, der treueste Freund des Infanten und Großmeisters Johann von Avis. Als man zu Tische ging, mischte jener sich nicht gierig in das Gedränge, erlebte aber daß für ihn und seinen Bruder kein Platz blieb, sondern beide stehend zuschauen mußten.

Mochte dies bloße Ungezogenheit oder vorsätzliche Beleidigung Pereira's, als eines Freundes des Infanten Johann sein — gewiß stieg Pereira's Zorn (dem ohnehin alles Geschehene sehr misfiel) zu solcher Höhe, daß er, an einem Tische vorbeigehend, mit dem Fuße so dagegen stieß, daß Messer, Gabeln, Löffel, Teller, Schüsseln und Becher zu Boden stürzten. Hierauf schritt er ruhig zur Thür hinaus, als habe er nichts gethan, als sei nichts geschehen! — König Johann von Castilien, welcher dies sah und hörte, fragte erstaunt: Wer ist dieser Mensch? und nachdem er hierüber und über den Grund des Hergangs Kunde erhalten, fügte er weissagend hinzu: Wer in meiner Gegenwart so etwas zu thun wagt und einen ihm angethanen Schimpf so empfindet, hat Muth zu viel größern Dingen. — Die Feste hatten indeß ihren weitern Fortgang: am 17. Mai vermählte sich König Johann von Castilien in Badajoz mit Beatrix, nachdem diese feierlich allen ihren frühern Verlöbnissen entsagt hatte. Die Meisten hofften auf steten Frieden und eine glückliche Vereinigung beider Reiche. Die kluge, lebhafte in Worten und Thaten kühne Königin Leonore fand indeß wenig Gefallen an dem gemessenen, steifen, kalten, wortkargen Benehmen ihres neuen Schwiegersohnes, und sagte dem Großmeister (den sie sonst nicht zum Vertrauten [48]) ihrer Gedanken machte): Ich wollte, der Mann wäre mehr ein Mann. — Es hing bei dieser gegenseitigen Misstimmung von den Ereignissen ab, ob sie gezwungen für gemeinsame Zwecke wirken, oder ganz zerfallen würden.

König Ferdinand überlebte die Verheirathung seiner Tochter [49]) nur um wenige Monate, er starb den 22.

October 1383. Vermöge seines Testaments und der mit Castilien geschlossenen Uebereinkunft trat die Königin Leonore ohne Widerspruch die Regierung an, und suchte durch Klugheit, Herablassung und erwünschte Maßregeln, die öffentliche Stimmung für sich zu gewinnen. Dennoch blieben, trotz alles Scheines der Sicherheit, die wichtigsten Fragen und Verhältnisse zweifelhaft. Man sagte also, von vier verschiedenen Gesichtspunkten ausgehend:

1) Beatrix ist die einzige und gesetzliche Thronerbin, und ihre Mutter die natürliche, letztwillige und vertragsmäßige Regentin.

2) Beatrix stammt aus einer gesetzwidrigen Ehe und müßte, selbst wenn sie ehelich und ebenbürtig geboren wäre, den männlichen Gliedern der königlichen Familie, zunächst ihrem Oheim, dem Infanten João, dem Sohne der Ines von Castro nachstehen.

3) Die eheliche Verbindung König Pedro's mit Ines ist nicht vollständig erwiesen. Wäre dies aber auch der Fall, so hat der Infant João alle Ansprüche verwirkt durch die Ermordung seiner unschuldigen Gemahlin, seine Flucht nach Castilien und verdammliche Theilnahme an einem Kriege wider Portugal. Die Rechte der Beatrix sind mithin besser begründet.

4) Sie ist ihrer Rechte dadurch verlustig gegangen, daß sie den König von Castilien heirathete. Denn es heißt in den noch gültigen Reichsgesetzen [50]) von Lamego: Die erstgeborne Tochter des Königs von Portugal muß einen Portugiesen heirathen, damit das Reich nicht an Fremde komme; und wenn sie einen fremden Fürsten heirathet, soll sie nicht Königin sein.

So die Ansichten, Ansprüche und gesetzlichen Be-

stimmungen; es ließ sich jedoch voraussehen, daß die letzte Entscheidung von der Persönlichkeit und der Handlungsweise der mehr oder weniger Berechtigten abhangen werde. Sobald König Johann von dem Tode seines Schwiegervaters Ferdinand Nachricht erhielt, ließ er die Infanten João und Diniz[51]) (die Söhne der Ines von Castro) verhaften; wodurch deren Anspruch thatsächlich vernichtet, und nur die Möglichkeit eines Streites zwischen König Johann von Castilien und der Königin Leonore von Portugal, übrigzubleiben schien. Diese, des Besitzes froh, nannte sich Königin, Statthalterin und Regiererin der Reiche Portugal und Algarbien, ohne ihre Tochter als Erbin zu bezeichnen und den König von Castilien zu erwähnen. Umgekehrt gab dieser ihr deutlich zu verstehen: daß er die Huldigung verlange und die Regierung wesentlich von ihm ausgehen müsse. Bei diesen Verhältnissen entschloß sich Leonore einerseits von den ihr im Heirathsvertrage zugesprochenen Rechten auch nicht das Geringste fahren zu lassen; andererseits aber auch mit ihrem Schwiegersohne nicht ganz zu brechen und dadurch einer wesentlichen Stütze ihrer Stellung verlustig zu gehen. Sie befahl deshalb neben der portugiesischen Fahne auch die castilische aufzupflanzen.

Sogleich aber ergab sich hierbei, daß die vorliegende große Frage über Portugals Freiheit und Unabhängigkeit, nicht blos in den höchsten, anbrüchigen Kreisen sollte entschieden werden. Als der Graf von Cea jene beiden Fahnen in Lissabon aufpflanzen wollte, und rief: Platz (arrayal) für Beatrix Königin von Portugal unsere Herrin! blieb nicht blos der Beifall aus, sondern es zeigte sich auch laute Unzufriedenheit, und der Conde-

stabel Alvaro de Castro (der Oheim des Infanten João) rief spottend: Platz für Den, dem das Reich gebührt; er wird es erhalten! — Der Graf von Cea zog sich klüglich zurück, und von einer öffentlichen Beistimmung war nicht weiter die Rede.

Als Rodriguez, die erste obrigkeitliche Person in Santarem, vor der Hauptkirche ein Lebehoch für die Königin Beatrix ausbrachte, schwiegen Alle; und als er wiederholte, man möge seinem Beispiele folgen, rief ein altes Weib: Das geschähe zur bösen Stunde. Hoch, hoch lebe der Infant João, dem das Erbrecht auf dieses Reich zusteht! Nichts für den König von Castilien! Alle stimmten bei und riefen: Niemals wollen, niemals werden wir Castilien unterthänig sein! Dafür haben unsere Vorfahren nicht ihr Blut vergossen.[52]) Niemals wird Gott dies wollen und zugeben! — Mit Mühe flüchtete der Alcalde Rodriguez bei steigendem Aufruhr ins Schloß, und ähnliche Widersetzlichkeit zeigte sich fast in allen Städten Portugals.

Unterdessen hatte der König Johann den Lope de Tereda, einen gescheiten Mann, nach Lissabon geschickt, welcher versprach: sein Herr werde die eingegangenen Bedingungen halten, Getreue belohnen, Widerspenstige bestrafen u. s. w. — Viele Adelige hielten Gehorsam für Pflicht[53]), oder für vortheilhaft; die Königin Eleonore zeigte Freundlichkeit und guten Willen, das Volk aber beharrte auf seiner Abneigung.

König Johann, dem alle diese Verhältnisse und Ereignisse nicht unbekannt blieben, befragte jetzt seine Räthe: ob er sich sogleich nach Portugal begeben solle, und (im bejahenden Falle) ob friedlich, oder bewaffnet. — Die

stimmungen; es ließ sich jedoch voraussehen, daß die letzte Entscheidung von der Persönlichkeit und der Handlungsweise der mehr oder weniger Berechtigten abhangen werde. Sobald König Johann von dem Tode seines Schwiegervaters Ferdinand Nachricht erhielt, ließ er die Infanten João und Diniz [51]) (die Söhne der Ines von Castro) verhaften; wodurch deren Anspruch thatsächlich vernichtet, und nur die Möglichkeit eines Streites zwischen König Johann von Castilien und der Königin Leonore von Portugal, übrigzubleiben schien. Diese, des Besitzes froh, nannte sich Königin, Statthalterin und Regiererin der Reiche Portugal und Algarbien, ohne ihre Tochter als Erbin zu bezeichnen und den König von Castilien zu erwähnen. Umgekehrt gab dieser ihr deutlich zu verstehen: daß er die Huldigung verlange und die Regierung wesentlich von ihm ausgehen müsse. Bei diesen Verhältnissen entschloß sich Leonore einerseits von den ihr im Heirathsvertrage zugesprochenen Rechten auch nicht das Geringste fahren zu lassen; andererseits aber auch mit ihrem Schwiegersohne nicht ganz zu brechen und dadurch einer wesentlichen Stütze ihrer Stellung verlustig zu gehen. Sie befahl deshalb neben der portugiesischen Fahne auch die castilische aufzupflanzen.

Sogleich aber ergab sich hierbei, daß die vorliegende große Frage über Portugals Freiheit und Unabhängigkeit, nicht blos in den höchsten, anbrüchigen Kreisen sollte entschieden werden. Als der Graf von Cea jene beiden Fahnen in Lissabon aufpflanzen wollte, und rief: Platz (arrayal) für Beatrix Königin von Portugal unsere Herrin! blieb nicht blos der Beifall aus, sondern es zeigte sich auch laute Unzufriedenheit, und der Conde-

stabel Alvaro de Castro (der Oheim des Infanten João) rief spottend: Platz für Den, dem das Reich gebührt; er wird es erhalten! — Der Graf von Cea zog sich klüglich zurück, und von einer öffentlichen Beistimmung war nicht weiter die Rede.

Als Rodriguez, die erste obrigkeitliche Person in Santarem, vor der Hauptkirche ein Lebehoch für die Königin Beatrix ausbrachte, schwiegen Alle; und als er wiederholte, man möge seinem Beispiele folgen, rief ein altes Weib: Das geschähe zur bösen Stunde. Hoch, hoch lebe der Infant João, dem das Erbrecht auf dieses Reich zusteht! Nichts für den König von Castilien! Alle stimmten bei und riefen: Niemals wollen, niemals werden wir Castilien unterthänig sein! Dafür haben unsere Vorfahren nicht ihr Blut vergossen.[52]) Niemals wird Gott dies wollen und zugeben! — Mit Mühe flüchtete der Alcalde Rodriguez bei steigendem Aufruhr ins Schloß, und ähnliche Widersetzlichkeit zeigte sich fast in allen Städten Portugals.

Unterdessen hatte der König Johann den Lope de Texeda, einen gescheiten Mann, nach Lissabon geschickt, welcher versprach: sein Herr werde die eingegangenen Bedingungen halten, Getreue belohnen, Widerspenstige bestrafen u. s. w. — Viele Adelige hielten Gehorsam für Pflicht[53]), oder für vortheilhaft; die Königin Eleonore zeigte Freundlichkeit und guten Willen, das Volk aber beharrte auf seiner Abneigung.

König Johann, dem alle diese Verhältnisse und Ereignisse nicht unbekannt blieben, befragte jetzt seine Räthe: ob er sich sogleich nach Portugal begeben solle, und (im bejahenden Falle) ob friedlich, oder bewaffnet. — Die

ältern, besonnenern Räthe antworteten: Der König muß den, von ihm und den Cortes beschworenen Heirathsvertrag streng halten. Ein friedlicher, unbewaffneter Einzug in Portugal setzt ihn, bei der obwaltenden Stimmung, großen Gefahren aus; ein kriegerischer Einfall macht ihn doppelt verhaßt. Vielmehr möge er durch Gesandte in Portugal erklären lassen: er wolle jenen Vertrag nicht blos halten, sondern die Bedingungen, welche etwa Anstoß gäben, sogar ändern und mildern. Nur auf diesem Wege durch Milde, Vorsicht, Mäßigung, Worthalten, Fragen und Anheimstellen kann der König hoffen des Volkes Liebe zu gewinnen, und des Landes dereinst Herr zu werden.[54])

Die Schmeichler und die jungen Räthe Johann's entgegneten: Der König muß bewaffnet nach Lissabon eilen, und den Planen der Portugiesen zuvorkommen. Jener Heirathsvertrag bindet ihn nicht, denn er läuft wider seine und der Königin Ehre; auch waren Ihro Majestät als sie ihn beschwuren, vom Inhalte nicht hinlänglich unterrichtet. Wollen Sie indeß etwas bewilligen, so geschieht dies besser und ehrenhafter in Lissabon als in Castilien. Sobald die Portugiesen Soldaten sehen, werden sich alle unterwerfen.

Der König (erwiderten die ältern Räthe) kann nicht behaupten, er sei mit dem Heirathsvertrage getäuscht oder betrogen worden. Jeder Punkt ward verlesen, berathen, sorgfältig geprüft und angenommen; nichts blieb dunkel, nichts unerledigt: der König hat Alles wohl gekannt, gebilligt, beschworen. Jeder Bruch des Vertrags schlösse einen verdammlichen Meineid in sich. — Obgleich König Johann, seiner Neigung gemäß,

gern sogleich in Portugal eingebrochen wäre, beschloß er (bei dem Gewichte jener Gegengründe) zunächst nur Vorbereitungen zu treffen und Hindernisse hinwegzuräumen.

In Toledo feierten unterdessen Johann und Beatrix zu Ehren des verstorbenen Königs Ferdinand ein Trauerfest, legten dann die Trauerkleider ab, und setzten sich in prachtvollem Schmucke, als Könige von Castilien und Portugal, unter einem Thronhimmel nieder. Hierauf ward die Hauptfahne (oben das castilische, unten das portugiesische Wappen) aufgerollt und vom Erzbischofe eingesegnet. Am Schlusse der Feierlichkeit, rief der König den schon oben genannten Vasco Martins de Mello (welcher jetzt zum Hofstaate der Königin Beatrix gehörte) und sagte ihm: Ich verleihe Euch die höchste Würde, welche ich zu geben vermag, die eines ersten Kronfahnenträgers für alle meine Reiche. Zum Anfange Eurer Dienste in Eurer neuen Würde, nehmt diese Fahne und ruft uns in dieser Stadt aus, als Könige von Portugal. — Vasco Martins antwortete: Herr, ich kann Eure Gnade nicht annehmen, da ich ein Lehnsmann des Königs von Portugal bin. Denn es könnte zwischen Castilien und Portugal ein Krieg ausbrechen, und da will ich nicht wider mein Vaterland kämpfen, mich nicht in üble Lage bringen und meine Ehre beflecken.

Der König erstaunte über Vasco's muthige Erklärung, verbarg jedoch seinen Unwillen und übergab jene Würde und Auftrag, einem edlen Castilianer Johann Furtado de Mendoza. Stolz und erfreut bestieg Mendoza sein Roß, und entfaltete vor der Hauptkirche und in Gegenwart vieles Volkes, die Doppelfahne. In diesem Augen-

blicke riß aber ein gewaltiger Windstoß, das portugiesische Wappen so von der Fahne los, daß es nur noch an einem Faden hing und das scheu werdende Pferd ging durch und stürzte in einem Winkel mit seinem Reiter zu Boden. — Ein deutliches Zeichen des Himmels (sagten die Meisten), daß Castilien nicht über Portugal herrschen soll: nur ein Zeichen (sagten geschmeidigere Hofleute) daß man das Wappen Portugals, welches sich auf die Wunden Christi bezieht, neben dem castilischen aufstellen soll.

Alonso Correa, Bischof der festen portugiesischen Stadt Guarda bemerkte (gleichwie viele Andere) wie unangenehm dem Könige jede Zögerung sei. Um sich in Gunst zu setzen, erbot sich also jener ihm die genannte Stadt, welche den Eingang Portugals eröffne, zu übergeben. Freudig und ohne weitere Berathung, ohne zahlreiche Begleitung, brach der König mit seiner Gemahlin sogleich gen Guarda auf, und eröffnete erst unterwegs seinen Räthen den geheimen Plan. Die Vorsichtigern widerriethen, weil der Bischof einer Beistimmung der Bürgerschaft nicht sicher sei und der Befehlshaber der Burg gewiß widerstehen werde. — Kühnere entgegneten: Durch die Besetzung einer so wichtigen Stadt, faßt der König sichern Fuß in Portugal, und erwünschte Fortschritte können nicht ausbleiben, da sich Alle lieber werden beherrschen lassen von einem Könige, als von einem Weibe die sich Königin nennt.

Johann und Beatrix traten dieser Ansicht bei. Mit etwa 30 Begleitern ritten sie bei Tagesanbruch in Guarda ein, und wurden vom Bischofe in seinem Palast aufgenommen. Als nun Cabral, der Befehlshaber der

Burg sich ruhig verhielt und nicht wenig portugiesische Edle erschienen um dem Könige die Hand zu küssen, hielt er sein Ziel schon für erreicht, ward aber unangenehm durch die Foderung überrascht: daß sie nur dann huldigen könnten, wenn er alle Bedingungen des Heirathsvertrags erfülle. Da Johann nun hierzu keineswegs entschlossen war, hätte er freundliche Wokte, Gaben und Versprechungen nicht sparen sollen; statt dessen zeigte er sich in Worten und Geschenken so karg, so unliebenswürdig, daß er selbst Wohlwollende zurückschreckte, ja nach offener Uebertretung [55]) der Heirathsbedingungen zu seinen Gegnern hintrieb.

Eleonore, welche niemals die geringste Absicht hegte castilianische Herrschaft in Portugal zu begründen, würde viel bestimmter gegen ihren Schwiegersohn aufgetreten sein, wenn nicht um dieselbe Zeit nähere und größere Gefahren über sie hereingebrochen wären. Alle Kraft ihres Geistes, alle Liebenswürdigkeit ihres Benehmens, aller Glanz ihrer Schönheit reichte nicht aus die Erinnerung an Vergangenes und Besorgnisse wegen der Zukunft zu beseitigen. Insbesondere gab ihr Verhältniß zu Andeiro, dem Grafen von Durem, nicht blos Denen Anstoß welche auf strenge Sittlichkeit hielten, sondern noch mehr Denen, welche seinen Einfluß beneideten. Selbst der Graf von Barcellos, Eleonorens Bruder, hatte schon beim Leben König Ferdinands beschlossen Andeiro zu tödten um die Ehre seiner Familie zu retten und die Königin mit Gewalt auf den rechten Weg zu bringen. Sie ahndete aber die Absicht und wußte, gleichwie Andeiro, den Grafen durch Künste aller Art zu beruhigen. Ein zweiter Plan den Günstling bei seiner Rückkehr aus

Castilien zu ermorden, mislang ebenfalls, weil er unerwartet einen andern Weg einschlug, und so Denen entging welche ihm aufpaßten. Selbst Ferdinand, so gelassen und geduldig er war, hatte das Verhältniß seiner Gemahlin zu Andeiro entdeckt, da sie immer dreister und rücksichtsloser wurden. Er beschloß deshalb seinem für die königliche Ehre gleich besorgten Halbbruder, dem Großmeister Johann von Avis, die Ermordung Andeiro's zu übertragen, und ihm (zur Sicherheit gegen die Rache Eleonorens) die Burg von Coimbra einzuräumen. Schon waren hierüber die königlichen Befehle und Urkunden im Frühjahr 1383 entworfen, als Johann Fernandes, des Königs Geheimschreiber, ihm vorstellte: wenn Andeiro eine solche Bestrafung [56]) verdiene, möge sie in weniger gewaltsamem Wege herbeigeführt werden. Von Coimbra aus könne sich Johann dereinst zum Herrscher aufwerfen und des Königs Tochter von der Thronfolge ausschließen. — Deshalb ward dieser Plan aufgegeben, und ehe es zu einem neuen Beschlusse kam, starb König Ferdinand im Herbste desselben Jahres. Doch erzählte man sich: er habe das jüngste Kind [57]) Eleonorens, aus eifersüchtigem Argwohne, in den Windeln erstickt.

Andeiro, des Glaubens daß sich die ihm nicht unbekannt gebliebenen Gefahren noch steigern und die größten Unruhen eintreten dürften, entfloh in der Todesstunde König Ferdinand's nach seiner Burg Durem; Eleonore aber, seines Beistandes und seiner persönlichen Gegenwart bedürftig, berief ihn (gleich andern Edeln) zur Todtenfeier ihres Gemahls. Andeiro's Frau warnte ihn, sich nicht in die Mitte so vieler Feinde zu begeben; aber Ungeduld die Königin zu sehen und mitzuregieren, Ver-

trauen auf seine zahlreichen Begleiter, Hoffnung daß alles Vergangene vergessen und seine Macht gewachsen sei, sowie der, allen Günstlingen beiwohnende Uebermuth, ließen ihn jene wohlgemeinten Warnungen überhören und trieben ihn nach Lissabon. Hier gab es sogleich neuen Anstoß, daß alle wichtigen Geschäfte durch seine Hände gingen und er bei dem feierlichen Leichenbegängnisse König Ferdinand's nicht in der damaligen Trauerfarbe, nicht in weiß gekleidet war [58]), und (wie man behauptete) hierdurch seine Freude über das freier gewordene Verhältniß zur Königin darlegen wolle. Am schlimmsten für beide, daß man sie für castilianisch gesinnt, und hierdurch die Unabhängigkeit Portugals für gefährdet hielt. Um deswillen kamen Mehre (so Nuño Alvarez Pereira und sein Oheim Ruy Pereira) auf den Gedanken: man müsse Andeiro tödten und die Königin zwingen für Portugals Freiheit aufzutreten.

Als man den Infanten Johann besonders in der Rücksicht zur Mitwirkung aufforderte: daß sein Halbbruder, König Ferdinand, durch Eleonorens Wandel beschimpft und Rache Pflicht sei; erwiderte er: Ich höre nicht, daß das Volk an dem Verhältniß der Königin zu Andeiro großen Anstoß nimmt, und viel darüber spricht. — O Herr (antwortete Ruy Pereira), Ihr wißt nicht wie derlei zugeht. Als ich meine Frau, Violante Lopez heirathen wollte, sprach alle Welt darüber; als ich sie geheirathet hatte [59]), redete Niemand mehr davon. — Der Großmeister verstand den Wink und willigte ein, daß sich die Pereiras am nächsten Morgen mit bewaffneten Begleitern einfinden möchten; schrieb ihnen aber noch in der Nacht: er könne zu dem Unternehmen nicht die Hand

bieten. So ward es zunächst aufgegeben, fast gleichzeitig aber von einer andern Seite her noch lebhafter befördert.

In Lissabon lebte damals Alvaro Paes, ein hochbejahrter, in größtem Ansehen stehender Mann, früher Kanzler der Könige Pedro und Ferdinand, und noch jetzt von allen obrigkeitlichen Personen in seinem Hause aufgesucht und um Rath befragt. Dieser stellte jetzt dem Grafen von Barcellos vor: es sei seine Pflicht den Grafen Andeiro von Durem umzubringen und so die Ehre seines Wohlthäters des Königs Ferdinand, seiner Schwester Eleonore, seine eigene und die seines ganzen Geschlechts zu retten und Portugal von den größten Gefahren zu befreien. — Barcellos gestand, daß er früher schon denselben Plan gehegt habe, aber nicht einsehe, wie man ihn jetzt durchsetzen könne. Als Paes von neuem in ihn drang, fügte der Graf hinzu: Redet über diese Sache mit dem Infanten Johann, dem Großmeister von Avis; er befindet sich als Bruder König Ferdinand's in derselben Lage wie ich, als Bruder der Königin Leonore.

Paes stellte nunmehr dem Infanten mit höchstem Nachdrucke vor: er sei schon früher durch die Königin und Andeiro dem Tode nahegebracht worden, und müsse jetzt (bei verdoppelten Gründen der Feindschaft und des Hasses) ihren Nachstellungen erliegen, wenn er nicht aus Nothwehr zuvorkomme und das preiswürdigste Werk zum Besten des ganzen Volkes vollbringe. — Der Großmeister erinnerte an die Rache, welche die Königin gewiß nehmen werde, wenn man ihren leidenschaftlich geliebten Günstling umbringe; an die Macht und Vorsicht Andeiro's, und endlich: daß man gar nicht wisse

wie das Volk sich dabei betheiligen und welche Gesinnungen es an den Tag legen werde. — Verlaßt Euch darauf, rief Paes, das ganze Volk [60]) soll und wird auf Eurer Seite stehen! — Endlich ging der Infant, diesen Versicherungen trauend, auf den Plan ein und Paes sagte: Dies ist das Wort eines Königssohnes, der die Wichtigkeit dieses Beschlusses begreift; jetzt bin ich getröstet. Als nun aber Johann den Plan Mehren mittheilte und überall nur Bedenken und keinen Anklang fand, verließ er eiligst Lissabon, überzeugte sich aber nach neuer Ueberlegung daß alsdann sein Geheimniß am wenigsten verborgen bleiben und die Strafe ihn desto gewisser erreichen werde. In der Nacht auf den 6. December 1383 kehrte er zur Hauptstadt zurück, entschlossen die Sache zu Ende zu bringen.

Schon um neun Uhr des Morgens waren bei der Königin versammelt, Ritter und Edle, Frauen und Fräulein, unter jenen der (mit dem Infanten einige) Graf von Barcellos und Andeiro Graf von Durem. Dieser hatte sich, ungeachtet der Trauerzeit, glänzend [61]) gekleidet und sprach, vor der Königin knieend, so leise mit ihr daß die Andern es nicht verstehen konnten. In diesem Augenblicke erschien der Infant Johann im Panzerhemde mit 25 bewaffneten Begleitern am Vorzimmer der Königin. Als der Thürhüter sie aufhalten und erst anmelden wollte, schob ihn der Großmeister mit den Worten zur Seite: Was hast du hier zu sagen! Er ging auf die Königin zu und kniete vor ihr nieder; sie aber hob ihn auf und fragte nach einigen Höflichkeitsworten: Weshalb seid Ihr von Alentejo zurückgekehrt, dessen Vertheidigung ich Euch aufgetragen hatte? — Weil (ant-

wortete Johann) mir nicht hinreichende Mittel gegeben sind, diese Landesgrenze wider die Castilianer zu vertheidigen. Die Königin befahl daß alle seine Wünsche in dieser Beziehung erfüllt werden sollten. Im weitern Gespräche sagte sie bedeutsam: Es ist eine löbliche Gewohnheit der Engländer, daß sie im Frieden keine Waffen tragen. — Der Infant antwortete: Sie leben fast immer im Kriege und sind dann gewaffnet; wir müssen im langen Frieden lernen, wie sie zu gebrauchen sind. — Mit noch größerm Schrecken bemerkte der Graf von Durem, wie viele seiner Feinde bewaffnet gegenwärtig waren; er gab seinen Freunden einen Wink nach Hause zu eilen und schnell bewaffnet wiederzukehren. Er vergaß, daß gerade diese Vorsicht ihn unter vielen Gegnern hülflos ließ.

In dieser Zwischenzeit nahte sich der Infant Johann dem Grafen von Barcellos und sagte ihm heimlich: Geht fort, denn ich will den Grafen von Durem umbringen. — Ich will bleiben und Euch beistehen. — Ich bitte Euch geht, ordnet das Nöthige in der Stadt; nachher wollen wir zusammen essen. — Dies Gespräch unterbrechend, nahte Andeiro, scheinbar heiter und unbefangen und bat ebenfalls den Großmeister zu Tische, was dieser jedoch ablehnte. Nachdem alle sich bei der Königin beurlaubt, wiederholte Andeiro im Vorzimmer jene Einladung und wollte dann hinwegeilen, vorgeblich um das Mittagsmahl zu bereiten. Da ergriff ihn der Großmeister bei der Hand, zog ihn (wie zu einem Gespräche) auf die Seite und traf ihn mit dem Schwerte aufs Haupt. Als Andeiro jetzt in das Zimmer der Königin zurückeilen wollte, trat ihm Ruy Pereira in den Weg

und machte mit einem Dolchstoße seinem Leben ein Ende. Weitere Metzelei verhinderte der Infant und sagte: Was Gerechtigkeit gebot [62]), soll nicht als Grausamkeit erscheinen.

Sobald die Königin in ihrem Zimmer das Geschrei hörte und die Ermordung ihres Lieblings vernahm, erschrak sie sehr und verlor beinah die Fassung; dann rasch sich zusammennehmend sagte sie mit lauter Stimme: Sie haben einen treuen Diener unverdienterweise umgebracht; doch weiß ich den Grund sehr wohl und werde morgen in der Kirche des heiligen Franz unsere Unschuld durch die Feuerprobe erweisen. Unterdeß waren Eleonorens Diener und Begleiter, nach Schließung der Schloßthore in solche Angst gerathen, daß sie durch die Fenster und über die Dächer entflohen; weshalb die Königin, sich so verlassen sehend, den Infanten fragen ließ: ob sie auch zum Tode bestimmt sei. Johann antwortete: er habe ihrer Person nicht zunahetreten [63]), sondern ihr dienen und einen Schuldigen bestrafen wollen.

Während dieser Ereignisse hatten Alvaro Paes und die Freunde des Großmeisters abgeredeterweise in den Straßen von Lissabon verkündet, man wolle ihn ermorden und müsse ihm zu Hülfe eilen; worauf sich die Liebe zu ihm und der Haß wider die Königin sogleich in der lebhaftesten Weise offenbarte und arge Schmähungen über diese ausgesprochen wurden. Erst als der Infant sich zeigte, ließ man vom Angriffe auf das Schloß ab; jedoch nur um zu andern Gewaltthaten überzugehen. Der Bischof Martin (ohnehin gehaßt als Castilianer) hatte vorsätzlich, oder zufällig, die Glocken der Hauptkirche weder zum Stürmen noch zum Freudensbezeigen läuten

lassen. Die Meuterer erbrachen im maßlosen Zorne die Kirchthüren, verfolgten den Bischof auf den Thurm, und stürzten ihn mit zwei Unschuldigen in die Tiefe hinab.

Unterdessen ward auf dem Mittagsmahle bei dem Grafen Barcellos (wohin sich der Infant Johann unter höchstem Beifalle[64]) begeben hatte) von mehren Anwesenden beschlossen: sie wollten zur Königin gehen um sich wegen der Ermordung Andeiro's zu entschuldigen. Sie besetzten die Thüren und drangen bewaffnet und unangemeldet in das Zimmer Eleonorens, welche schweigend in tiefer Trauer dasaß. Auch die Eintretenden fanden keine Worte. Da sagte jene endlich mit bewegter Stimme: Welche Kühnheit! Tritt man so unangemeldet und bewaffnet in das Zimmer einer Königin? — Jene hörten und schwiegen. Da fuhr Leonore fort: Geht und (da es Gott so gefällt) zur guten Stunde. — Der Graf von Arrayolos (ein Oheim der Ines von Castro, welcher keinen unmittelbaren Antheil am Morde hatte) sagte hierauf dem Großmeister: er möge der Königin seine Bitte vortragen. Dieser ließ sich auf die Knie nieder und sagte: Ich wollte Euch nicht beleidigen, sondern das Land von Dem befreien der es zu Grunde richtete und für Castilien wirkte. Verzeiht mir, nicht die Ermordung Andeiro's, sondern daß sie ungebührlich in Eurem geheiligten Palaste geschah. Ich hoffe Eure Gunst mit größern Diensten zu bezahlen. — Weil die Königin nichts antwortete und die Augen nicht von der Erde erhob, fügte der Graf von Arrayolos hinzu: Da der Infant Euch, wie der Sünder Gott, um Verzeihung bittet, und er zu nicht mehr verbunden ist, so erhört ihn und bedenkt, wie die That keineswegs so übel ist, daß

sie nicht durch größere Dienste könnte gutgemacht werden. — Noch immer schwieg Eleonore, und erst als auch ihr Bruder Barcellos ähnlicherweise in sie drang, sagte sie mit bitterm Lächeln: Woher diese überflüssige und erkünstelte Sorge? Warum fodert der Infant Verzeihung, die er sich bereits selbst gegeben hat?[66]) Wie kann man Einem Das geben, was er sich bereits nahm. Laßt uns von andern Dingen reden. Es heißt: der König von Castilien will mit Heeresmacht in Portugal einbrechen? was sollen wir thun, wenn es geschieht?

Der Infant: Ihr müßt ihn zu friedlichen Verhandlungen mit den Cortes verweisen.

Die Königin: Wenn er nun meinen Weisungen und Ermahnungen nicht folgt?

Der Infant: Er wird folgen, sofern er sieht, daß es Euer Ernst ist; wo nicht so müssen wir die Cortes berufen, den Heirathsvertrag prüfen und mit den Waffen widerstehen.

Die Königin: Wahrlich kein übler Rath! Beim Leben meines Gemahls konnten wir mit aller Macht des Reiches den Castilianern nicht widerstehen; — und jetzt, ohne Macht, Kriegsmittel und Geld, in Parteien zerfallen, gegen Recht und Vertrag!

Der Königin, sagte jetzt Graf Alvaro Pirez, gefallen unsere Reden nicht, laßt uns deshalb gehen. — Und so geschah es. Als die Königin beim Oeffnen der Thüre den blutigen Leichnam Andeiro's erblickte, um den sich während dieser Unruhen Niemand bekümmert hatte, rief sie im höchsten Schmerze: Welche Grausamkeit! Sie geht noch über den Tod hinaus, denn sie gönnt einem Ritter, der so gut war wie ihr, nicht einmal ein Grab! —

Eleonore sorgte für ein stilles Begräbniß und zog während der Nacht aus dem ihr verhaßt gewordenen Schlosse in die Burg.

Bei der immer mehr hervortretenden feindlichen Gesinnung der Einwohner von Lissabon, hielt sich Eleonore auch hier nicht für sicher, sondern entwich am 2. Januar 1384 erst nach Alanquer, dann nach Santarem. Von hier aus erließ sie Rundschreiben an alle Städte und Ortschaften, das Geschehene zwar anklagend, aber doch hinzufügend: sie werde dem Könige von Castilien schreiben, er möge nicht nach Portugal kommen, da die Kronen [66]) durchaus müßten getrennt bleiben. — Ihrer leidenschaftlichen Stimmung freien Lauf lassend klagte sie aufrichtiger dem Könige: In meinem Palaste, in meinem Zimmer, vor meinen Augen haben sie den Grafen von Durem ermordet; eilt herbei und rächet mich und ihn. — Nach dieser Rache, nach der Bestrafung des empörten Lissabon (hoffte Leonore) werde der König nach Castilien zurückkehren und ihr die Herrschaft verbleiben. Auch schlossen sich viele Adliche ihr an, welche eine Bürgerherrschaft haßten, des Infanten Johann hervorbrechenden Ansprüche für ungenügend hielten [67]), die castilische Macht fürchteten und einen Bürgerkrieg vermeiden wollten. Nicht minder wußte Leonore, durch ihre oft erwähnten glänzenden Eigenschaften, von neuem viele Gemüther ansichzuziehen.

Dies Alles blieb dem Infanten keineswegs verborgen, sodaß er seine Ohnmacht erwägend und um sein Vaterland in keinen Krieg zu verwickeln, beschloß sich auf englischen Schiffen nach England zu begeben. Weil aber die Königin bereits Maßregeln getroffen hatte [68]), diese

Schiffe aufzufangen, und seine Freunde ihm dringend vorstellten: er solle nicht in der Ferne Ehre suchen, sondern alle Kräfte seinem Vaterlande weihen, trat der Infant von jenem Beschlusse zurück.

Bei diesen Verhältnissen kamen Wohlmeinende auf den Gedanken: zur Beseitigung alles Streites möge der Infant die Königin heirathen, mit ihr gemeinsam regieren und einen unzweifelhaften Thronerben zeugen. Obwol Johann weder hoffen noch wünschen konnte, daß dieser Plan zur Ausführung komme [69]), bot er doch (um Friedensliebe zu zeigen) dazu die Hand. Eleonore empfing die Abgesandten (selbst Alvaro Paes, den Urheber des Aufstandes) mit größter Freundlichkeit, versprach den Bewohnern der Hauptstadt feierlichst Verzeihung, und soll selbst den Heirathsplan [70]) nicht bestimmt verworfen sondern darüber geschwiegen haben. Gewiß bezweckte sie mit dem Allem, ihre geheimen, feindlichen Plane desto besser zu verdecken. Auch schöpften die Abgeordneten Verdacht vor Nachstellungen [71]) und eilten nach Lissabon zurück.

Hier hatte sich in der Zwischenzeit sehr viel geändert. Das Volk, die Rache der Königin, des Adels und der Castilianer fürchtend, bedurfte schlechterdings eines Anführers, der die zerstreuten Kräfte einigte und lenkte. Wir haben uns, sagte es dem Infanten, für dich so vielen Gefahren ausgesetzt; nun mußt du auch wagen [72]) Staat und Vaterland zu vertheidigen; du mußt die Würde eines Regenten annehmen und geltendmachen!

Als der, meist adliche, Stadtrath einen so wichtigen, folgereichen Beschluß nicht ohne gründlichere Vorberathung bestätigen wollte, drang ein kühner Böttiger, von einem

Volkshaufen unterstützt, in den Versammlungssaal und erzwang durch die heftigsten Drohungen die Einwilligung jener Behörde.

Unterdessen hatte der Infant Johann seinem Halbbruder João (dem Sohne der Ines von Castro) insgeheim gemeldet, wie er für ihn wirke und die Billigung seines Verfahrens erhalten. Er ließ ihn auf einer Fahne abbilden [73]), wie er in castilischen Fesseln schmachtet. Weil aber auf eine Befreiung João's gar nicht zu rechnen war, mußte sich der Infant Johann überzeugen daß, nach dem Geschehenen jede halbe Maßregel mehr schade, als nütze: deshalb zerriß er die, durch jene Abgeordneten von der Königin zurückgebrachte Antwort ohne sie zu lesen, sagte sich dadurch von neuem von ihr los und zwang sie fast zu einer engern Vereinigung mit ihrem Schwiegersohne, dem Könige von Castilien.

Des Infanten Lage [74]) blieb deshalb im höchsten Grade bedenklich. Er hatte weder Geld noch Mannschaft, noch Städte noch Festungen. Ihm stand entgegen Herkommen, Heirathsvertrag, Testament König Ferdinand's, Macht des Königs von Castilien, sowie weit der größere Theil des Adels und der Vornehmen. Nur das niedere Volk blieb auf seiner Seite, begeistert allerdings für Portugals Unabhängigkeit, allein nach unzähligen Erfahrungen, abwechselnd zügellos und wankelmüthig.

Am 12. Januar 1384 erschien der König von Castilien mit seiner Gemahlin Beatrix vor Santarem, und in dem Rathe Eleonorens wurden entgegengesetzte Ansichten ausgesprochen, nicht allein über äußere Förmlichkeiten (z. B. des Gehens, Stehens, Sitzens, Empfangens

u. dgl.), sondern auch darüber, ob man den König in Stadt und Burg aufnehmen, oder ob er, ausgeschlossen, in der Vorstadt bleiben solle. Eleonore neigte sich, unter großen Sorgen zur mildern Ansicht, weil sie ohne castilische Hülfe zu schwach, eine Aussöhnung mit dem Infanten jetzt unmöglich und sie außer Stande sei eine dritte, obsiegende Partei zu bilden. Vor Allem müsse man den Infanten und die Hauptstadt bestrafen; dann werde der König bald nach Castilien zurückzukehren genöthigt sein.

Doch es war kein Augenblick zu verlieren: Eleonore eilte vor die Stadt hinaus, und beim Empfange ihrer Tochter und ihres Schwiegersohns fehlte es von beiden Theilen nicht an Thränen, Zärtlichkeiten und Klagen über die Verhältnisse und Ereignisse. Als Eleonore Abends in ihre Burg zurückkehren wollte, reichte ihr der König von Castilien den einen, seiner Gemahlin den andern Arm und führte sie in ein außerhalb belegenes Kloster. Leonoren war diese Wendung gewiß sehr unerwartet und auffallend; aber der König zeigte sich so außerordentlich zuvorkommend und freundschaftlich, und Beatrix so zärtlich, daß Eleonore sich des aufsteigenden Argwohns schämte und sich mit vollem Vertrauen [75]) in die Arme ihres Schwiegersohnes warf. Er stellte ihr vor: sie sei von Vielen (allerdings mit Unrecht) gehaßt und könne um deswillen nur mit geringerm Erfolg einwirken. Besser für das Gelingen aller Plane, wenn Beatrix als rechte Erbin und Königin auftrete, von ihr (mit Beseitigung alles Scheines von Parteilichkeit und Leidenschaft) die Bestrafung der Schuldigen ausgehe, und der König um Einheit in alle Bewegungen

und Maßregeln zu bringen, die alleinige Oberleitung übernehme.

Vergeblich warnten treue Freunde Eleonoren vor castilischer Hinterlist; sie begeisterte sich, nach ihrer lebhaften Weise, fast für einen Plan der rasch dem Ziele entgegenführen und mit Herstellung ihrer Macht endigen werde. Sie legte alle, ihr aus dem Heirathsvertrage und dem Testamente König Ferdinand's zustehende Gewalt, vertrauensvoll in die Hände ihres Schwiegersohns nieder.

Kaum aber hatte dieser Leonoren einen so überaus wichtigen Beschluß abgelistet, so besetzte er die Stadt und Burg Santarem, nannte sich König von Castilien und Portugal, und zeigte unverhohlen, daß er jene Entsagung nicht als ein einstweiliges Scheingeschäft, sondern als einen letzten, unabänderlichen Beschluß betrachte. Auf Leonorens Rathschläge, ihre Verwendungen, nahm er nicht die geringste Rücksicht, und der schon oben angedeutete Gegensatz ihrer Charaktere trat immer schroffer hervor. Leonore heiter, scherzhaft, leicht in Worten, Formen abhold, kühn und herrschend in Benehmen und Thaten; König Johann dagegen ernst, wortkarg, heimlich melancholisch, ungefällig und an dem Wesen der Königin so Anstoß nehmend [76]), daß er sie rücksichtslos zurechtwies. Hierüber zürnte diese so sehr, daß sie laute Klagen erhob und ihren Vertrauten sagte: Was habe ich nicht für den König gethan! Ich habe ihm ein Königreich verschafft, ihm Alles geopfert; und nun verbirgt er nicht einmal im Anfange (wie es wol Tyrannen pflegen) sein Unrecht und seine Undankbarkeit. Er schlägt mir meine erste Bitte für den Juden Judas ab, und zieht

einen andern David vor. Was ist nach solchem Anfang zu hoffen, zu fürchten. Warum habe ich mit Unrecht einen Fremden, allen einheimischen Portugiesen als Tochtermann vorgezogen; einen Feind, allen Verwandten! Wahrlich, der Infant ist weit eher der rechte Herr Portugals, als der König von Castilien; könnte ich mich von hier entfernen, erlaubte es meine Ehre, ich bliebe keinen Tag länger hier [77]), und ginge lieber zu ihm, dem Freunde Portugals, als daß ich hier lebte in solcher Abhängigkeit von meinem Schwiegersohne. Sagt dem Infanten, daß mich der gefaßte Entsagungsentschluß gereue und ich hoffe, er werde das mir und ihm angethane Unrecht rächen!

Dem Könige Johann blieben diese Reden schwerlich ganz verborgen, und er legte es heimlichen Weisungen Eleonorens zur Last, daß sich mehre Städte (so Coimbra, wo ihr Bruder befehligte) nicht ergaben. Deshalb ließ er die Königin von Castilien streng bewachen, und antwortete auf ihre natürlichen Klagen, mit bitterm Spotte: es geschehe zur Mehrung ihres Ansehens und ihrer Sicherheit! — Wer kann sich wundern, daß eine Frau wie die Königin Eleonore, diese Fesseln eines Undankbaren um jeden Preis zu zerbrechen wünschte.

Als die Infantin Beatrix nach Castilien zog, hatte ihr die Königin Leonore eine Ehrendame mitgegeben: Donna Beatrix de Castro, eine Nichte der ermordeten Ines de Castro. Dieser ging das Schicksal Leonorens sehr zu Herzen, und sie wünschte sehnlichst dieselbe und zugleich ihr Vaterland aus den Händen der Castilianer zu befreien, welche sich jetzt in Portugal durch Stolz und Willkür der ärgsten Art immer verhaßter machten.

— Mit Hülfe zweier Verwandten des Königs von Castilien, der Grafen Alfonso und Pedro von Trastamare, hoffte Beatrix ihren Plan durchzuführen. Alfonso war ihr, trotz seiner eifrigen Zuneigung, noch unerhörter Freund, und auf den Grafen Pedro hatte Leonorens unwiderstehliche Schönheit und Liebenswürdigkeit einen, nicht verborgen gebliebenen, überaus tiefen Eindruck gemacht. Deshalb sagte Beatrix dem Grafen Alfonso: Ich verspreche dir meine Hand, wenn du mir deine oft gerühmte Liebe dadurch beweisest, daß du meine, schändlich und undankbar behandelte Königin befreiest.[78]) Ich weiß wie dein Bruder Pedro Leonoren verehrt: leicht kannst du ihn dahin bringen, daß er sich muthig ihrem Dienste weiht. Bei seiner Macht und Stellung liegt es in seiner Hand ihr Freiheit und Herrschaft wiederzugewinnen; wofür sie dankbar und begeistert seinen sehnlichsten Wunsch erfüllen, ihm ihre Hand reichen, und das Glück der Liebe, den Ruhm eines Ritters und die Herrschaft eines Königs verschaffen wird.

Beide Grafen gingen eifrigst auf diese mit Begeisterung und größtem Nachdruck vorgetragenen Vorschläge ein und Leonore stimmte bei; denn sie sah hierin nur Nothwehr gegen Undankbarkeit und Unrecht. Der König von Castilien, den sie erhoben und nach Portugal geführt habe, nehme ihr nicht blos königliche Herrschaft[79]), sondern auch (feige und rechtswidrig zugleich) ihre persönliche Freiheit. Welcher König, ja welcher Mensch sei verpflichtet, so etwas zu dulden.

Die letzte Abrede ging dahin: daß Leonorens Bruder, der Befehlshaber von Coimbra, einen Ausfall unternehmen und ihm Graf Pedro, bei dieser Gelegenheit

Leonoren zuführen solle. Unter dem Vorwande einer geheimen Unterhandlung wegen der Uebergabe Coimbras, wurden zwischen jenen beiden Briefe gewechselt. Der Franciscaner, welcher sie hin- und hertrug, ahndete oder wußte indeß einen Theil des Inhalts, und rieth deshalb seinem Freunde, dem Juden David, sich mit seiner Familie nach dem sichereren Coimbra zu begeben. Ein so unverständlicher Rath führte zu dringendern, besorglichen Fragen, und endlich zu Entdeckungen, welche David eiligst dem Könige von Castilien mittheilte. Dieser hielt es anfangs für unglaublich, daß ein naher Verwandter sich wider ihn verschworen habe, fand es aber nach genommener Rücksprache mit seiner Gemahlin doch für gerathen dem Juden zu glauben, der Gefahr zuvorzukommen, und von den Verhältnissen und Ereignissen den eigennützigsten Gebrauch zu machen.

Graf Pedro erhielt Nachricht, daß sein Plan verrathen worden. Er entfloh in der Nacht nach Coimbra, ward aber (da er Eleonoren nicht mitbrachte und man Verrath argwöhnte) daselbst nicht aufgenommen, sodaß er nur mit Mühe über Porto nach Lissabon entkam und sich dem Infanten anschloß.

Am nächsten Morgen versammelte König Johann in seinem Zimmer, seine Gemahlin, den Infanten Carlos von Navarra, einen Schreiber, den anklagenden Juden David, Maria Peres, eine Vertraute Leonorens, und ihren schon erwähnten Schützling, den Juden Judas. Marie und Judas bekannten (mit der Tortur bedroht oder belegt) Alles was sie wußten, oder was man wollte; insbesondere daß der Plan der Verschworenen auch den Tod des Königs bezweckt habe. Zu diesem Aeußersten

hätte es allerdings im Fall eines offenen Kampfes und kriegerischen Widerstandes kommen können; es lag aber nicht in der ersten Absicht und dem hauptsächlichsten Zwecke.

Nachdem Alles niedergeschrieben worden, ließ der König Leonoren herbeirufen. Sie erschien (obwol sie die Gefahr kannte) mit größter Heiterkeit, Fassung und königlichem Stolze. Als sie den Juden David erblickte, sagte sie verächtlich: Seid Ihr hier, habt Ihr mich hierher kommen lassen? — Sie unterbrechend sprach der König: Er ist, da er mir das Leben rettete, mit mehrem Rechte hier wie Ihr, da Ihr es mir nehmen wolltet. — Nachdem die Aussage ihres Schützlings Judas vorgelesen worden, sagte sie im höchsten Zorne: Hund, Verräther, Judas der du mich verkaufst! Du lügst, und wenn je so etwas im Werke war, hast du mir dazu gerathen. Als die Königin Beatrix dies hörte, rief sie weinend: O Mutter! In einem Jahre wolltest du mich sehen als Waise, Witwe, und ganz verlassen! Zum Könige gewandt fuhr Leonore fort: Was gelten einem Juden und einem schwachen Weibe durch Martern abgepreßte Aussagen, all dem Guten gegenüber, das ich dir Undankbarer erzeigte. Habe ich irgend eine Schuld, so ist es, daß ich dich im Uebermaße mit Wohlthaten überhäufte, was freilich (wie wir jetzt sehen) schlechte Früchte zu tragen pflegt. — Diese Rede unterbrechend, sagte König Johann: Schwiegermutter, aus Achtung vor Eurer Tochter Beatrix will ich nicht Euren Tod, sondern werde Euch in das castilische Kloster zu Tordesillas schicken, wo schon andere verwitwete Königinnen lebten.

So wollte der König, wie alle geringhaltigen Geister, nur die nächste scheinbare Gefahr beseitigen; er war un-

fähig tiefer zu fühlen und in die Zukunft zu schauen. Leonore aber erwiderte: So magst du Diejenigen behandeln, welche dir unterworfen sind; über mich zu verfügen hast du kein Recht. Wahrlich ein schöner Lohn! Freiwillig lege ich meine Herrschaft nieder, gebe ein Königreich in deine Hände, vertraue dir mehr als meinen urkundlichen Rechten! — und nun auf die Aussage eines Juden (der aus Furcht Gott verleugnen würde) klagst du mich an und verleumdest mich, lediglich um mir Rechte und Freiheit zu nehmen und nicht zu halten, was du mir versprochen hast. Wahrlich, ich kann das Sprichwort wiederholen: Wenn man einen Hund todtschlagen will, nennt man ihn wüthend, und dem ungerecht Angreifenden gegenüber, heißt Nothwehr, Verbrechen!

Judas, welcher seine Beschützerin verrathen und dem Könige zu Willen geredet, erhielt (angeblich auf seines Gegners David [80]) Vorbitte) Verzeihung; Leonore aber sah sich in der Hoffnung getäuscht, daß ihre mächtigen Verwandten im Stande sein würden, sie auf dem Wege nach Castilien zu befreien.

Der Rückblick auf ihr ganzes Leben und das Mislingen oder Unterbrechen ihrer höchsten Plane, mußten ihr den Aufenthalt im Kloster zu Tordesillas allerdings verbittern [81]); doch wird bezeugt, daß sie weder in Blick und Mienen, noch in Worten und Thaten jemals die geringste Niedergeschlagenheit offenbarte, sondern durch unbezwinglichen Muth und erstaunenswürdige Kraft des Charakters bis zum Tode aufrechterhalten ward.

Alle Freunde der gefangenen, mishandelten Königin traten jetzt über zu den Gegnern des Königs von Castilien. Er konnte Lissabon nicht erobern, ward bei Al-

jubarrota durch die begeisterten Portugiesen vollständig geschlagen und mit der Regierung des zum Könige erwählten Großmeisters, des Infanten Johann, beginnt der Zeitabschnitt portugiesischer Geschichte, welcher den Ruhm dieses Volkes über ferne Welttheile hinaustrug, ja ein Glanzpunkt bleibt in der Geschichte der Menschheit und ihrer fortschreitenden Entwickelung.

Stammtafel.

Alfons IV.
König von Portugal 1325—57.
Beatrix von Castilien.

Pedro,
geboren 1320, König 1357—67.

1) Konstanze; 2) Ines de Castro; 3) Therese Lourenzo.

1) Ferdinand. König 1367—83. Eleonore Tellez.
2) João. Maria Tellez.
2) Diniz.
2) Beatrix.
3) Johann I., Großmeister von Avis. König 1383.

Beatrix.
Johann I. von Castilien.

Anmerkungen.

1) Meine Aufgabe war, alles zur Geschichte jener drei Frauen Gehörige auf einen kleinen Raum zusammenzudrängen; vollständige Belehrung über Portugal findet man in Schäfer's vortrefflicher Geschichte.

2) Raphael de Jesus, Cronica de el Rey Affonso, IV; Açenheiro, 98.

3) Ines era de parentela de Senhores poderosos, — De grande linhagem. Açenheiro, 108, 126; Raphael, IX, 2, 5; Bayão, 214.

4) Affonso se pejava delle, por elle ser bastarda. Nuñez Liao, 171. Barbosa im Catalogo das Reinhas de Portugal sagt: sie sei de legitimo matrimonio geboren.

5) Faria y Sousa zu Camoens, III, 118. Bayão, 216.

6) Bouterwek, IV, 13; Barbosa Machado, Art. Pedro, III, 540. Es lautet (im mangelhaften Texte):

A dò hallara holgança
Mis amores
A dò mis graves temores
Segurança:
Pues mi suerte
De una en otra cumbre llevantado
Llegome a ver d'elado tu hermosura
Despues la frente para frente a frente
Vi en blando accidente amortecido:
Passome el sentido tan adentro
Que hà llegado al centro dò amor vive:
Mas como nò recibe mi razon

Tu fiera condicion entre las manos
Desechos mis deseos
De un sobresaltado
El alma hàs arrazada;
Los montes echos llanos
Dò toda mi esperança era fundáda
Si esto das por vida, que por muerte
Dar Señora podrà pecho tan fuerte.

7) Ferreras, V, 405, §. 197.

8) Neufville, I, 215; Sylva, I, 89; Bayão, 226.

9) Bayão, 229; Raphael, X, 12; Ferreras, V, 343, §. 82.

10) Bayão, 233; Sousa, I, 382.

11) Ferreras, V, 354, §. 103; Açenheiro, 109.

12) Raphael, X, 19, 1.

13) Raphael, X, 20, 12.

14) Des Thronanrechts der Nachkommen halber ward über die Frage: ob Ines wirklich vermählt gewesen, viel gestritten. Nuñez de Liao, 182; Lopes, 133; Sousa Provas, I, 278; Pedro's Eidschwur und seine Zeugen überwiegen für die Bejahung. Barbosa (über die Königin, 306—317) prüft umständlich Gründe und Gegengründe, und erklärt sich für Trauung und Ehe.

15) Pacheco entkam, später entdeckte sich seine Unschuld und Pedro verzieh ihm. Nuñez, 187; Lopes, 199; Neufville, I, 218; Açenheiro, 125.

16) Faria y Sousa, Epitome, 224; Lopes, Cronica de D. Pedro, 198; Bayão, 258.

17) Açenheiro, 132, 140; Nuñez, 208.

18) Faria y Sousa, Epitome, 231; Açenheiro, 135.

19) Manoel dos Santos, Historia del Rey D. Fernando e João, 1, lib. 22, c. 20, p. 136.

20) Manoel l. c.; Ferreras, V, 487, §. 340; Nuñez, 198; Feria zu Camoens, III, 139.

21) Sylva, Memorias, I, 144, III, 1045; Açenheiro, 140; Nuñez, 200, 201.

22) Açenheiro, 137; Nuñez, 198.

23) Nuñez, 199; Manoel dos Santos; cap. 21.

24) Lusiade, III, 143.
25) Manoel l. c.; Nuñez, 199.
26) Nem Deos tal queria que fosse. Nuñez, 200.
27) Manoel, cap. 22.
28) Manoel, cap. 34; Bayão, 221.
29) Manoel, 250.
30) Faria, 233; Manoel, 354; Ayala, 132.
31) Açenheiro, 147. Nach Andern der Dolch ihres Bruders.
32) Manoel, 252.
33) Sylva, 1, 4, 61, I, 170; Açenheiro, 117; Sousa, I, 339.
34) Lopes, 21.
35) Nuñez, 220.
36) Manoel, 384, zum Jahre 1382.
37) Mais usado e mais chegado a vos queria eu o panno, che me houvesseis de dar, che este che me destes. Manoel, 384; Nuñez, 222; Açenheiro, 152.
38) Primo segundo da Rainha. Nuñez, 222.
39) Manoel, 385; Açenheiro, 152.
40) Nuñez, 222; Menezes, Vida de João, I, 14, 15, 19.
41) Sylva, I, 79.
42) Nuñez, 224; Menezes, 21; Manoel, 384—389.
43) Açenheiro, 156.
44) Nuñez, 225; Menezes, 18; Sylva, I, 80, 84.
45) Manoel, 391.
46) Menezes, 29; Sousa, I, 300; Ayala, 162; Mariana, XVIII, 6. 1.
47) Nuñez, 231—234.
48) Nuñez, 234.
49) Florez, Memorias de las Reynas catholicas, II, 702. Manoel, 402; Sylva, I, 87; Sousa, I, 293; Menezes, 32.
50) Schmauss, Corpus juris gentium, I, 5.
51) Sylva, I, 98; Bayão, 223; Manoel, 255.
52) Lopes, 3.
53) Menezes, 29, 40; Ayala, Cronica de João, 181; Sylva I, 93.
54) Manoel, Ayala, 177, 179; Lopes, 41.
55) Manoel, Ayala, 181.

56) Manoel, 450—455; Lopes, 10; Sylva, I, 95—97.
57) Açenheiro, 156.
58) Sylva, I, 107; Menezes, 52.
59) Manoel l. c.; Lopes, 8.
60) Manoel, 447; Menezes, 45; Açenheiro, 166.
61) Lopes, 12, 21; Sylva, I, 112—115.
62) Sylva, 117.
63) Sylva, 118; Menezes, 53; Lopes, 10.
64) Lopes, 18.
65) Sylva, I, 135—137; Açenheiro, 168.
66) Manoel, 469.
67) Sylva, I, 147—151.
68) Manoel, 474.
69) Menezes, 66—68.
70) Nach Faria, 238, antwortete die Königin gar nicht auf den Heirathsantrag; nach Menezes, 66, wies sie ihn zurück.
71) Sylva, I, 161.
72) Sylva, I, 152, 166.
73) Sylva, I, 178; Menezes, 79; Ayala, 189.
74) Menezes, 62; Sylva, I, 147, 151.
75) Sylva, III, 1004—1010; Lopes, 45; Manoel 501; Mariana, XVIII, 7, 10.
76) Sylva, III, 1031.
77) Menezes, 130—132; Lopes, 55.
78) Menezes, 133; Lopes, 57.
79) Nuñez, 235.
80) Faria, 239; Lopes, 57—63.
81) Sylva, III, 1045.

Geschichte der deutschen Seemacht.

Von

Friedrich Wilhelm Barthold.

Zweite Abtheilung. *)

*) Die erste Abtheilung befindet sich im ersten Jahrgang der dritten Folge, S. 281—470.

Sprach irgend wo in Deutschland eine Tanne:
O, könnt' ich hoch als deutscher Kriegsmast ragen!
O, könnt' ich stolz die junge Flagge tragen
Des ein'gen Deutschland in der Nordsee Banne!

Dann wär' ich Fähndrich, ha! wo Mann an Manne,
Blutrünstige Krieger deutsche Seeschlacht schlagen,
Wo deutsche Segler, grimm und ohne Zagen,
Den fremden Ent'rer hauen in die Pfanne.

Dann lehnte wol, die Brust vom Stahl gekerbt,
Ein Held an mir in des Gefechtes Gluten,
An meinem Stamme schweigend zu verbluten —

Indeß mich jetzt das Blut des Wilddiebs färbt,
Des armen Wilddiebs, hinterrücks erschossen,
Der mir zu Füßen hinsinkt in die Sprossen.

Freiligrath.

Siebentes Capitel.

Antheil der Deutschen an den ersten oceanischen Entdeckungen. — Ritter Martin Behaim aus Nürnberg. — Deutsche Colonisation auf den Azoren (1466). — Unmittelbarer Seehandel oberdeutscher Kaufleute nach Ostindien (1506—9). — Der deutsche Cortez, Ambrosius Dalfinger (1528). — Vicekönigreich der Welser von Augsburg in Venezuela (1528—55).

Indem wir hintereinander den Antheil erzählen, welchen 60 Jahre hindurch deutsche Privatleute, Zeitgenossen eines Don Enrico von Portugal, Vasco de Gama, Colombo, Cortez und Pizarro, an dem großen europäischen Drange nahmen, neue Welten zu entdecken, und die entdeckten den Ausländern nicht allein zu überlassen, leitet uns die Absicht, zu veranschaulichen, wie schöne Kräfte des Geistes und der Wissenschaft, wie kühner Unternehmungsmuth, wie kluge, kaufmännische Speculation zusammt dem Geldcapital vereinzelt in unsern Vorfahren lagen. Die Ergebnisse ererbter deutscher Seefahrertüchtigkeit und des Handelsgeistes würden, beherrscht von einem großen nationalen Willen, auch bei Deutschlands ungünstigen örtlichen Verhältnissen zu der andern Erdhälfte, wie wir sehen, gedient haben, Pflanzungen zur Begründung eines reichen oceanischen Verkehrs, weit-

läufige Colonisation zur Aufnahme lästigen Volksüberflusses und eine unverächtliche Seemacht, als Trägerin beider, zu schaffen. Doch leider blieb Alles vereinzelte, dem Staate gleichgültige Privatsache, der Willkür, dem Zufall überlassen, und endete mit einer Periode, als alle westlichen Reiche die neue Welt ausschließlich für sich ausbeuteten, das deutsche Volk dagegen mit seiner kirchlichen Eintracht und westlichen Grenzmark auch seine uralte Colonisation im Nordosten, seine Seemacht im Baltischen Meere, die hansische, einbüßte.

Deutsche Wißbegier hatte schon im 13. und 14. Jahrhunderte nicht sowol Reisende aus den nordischen Seestädten, als aus dem mittlern und südlichen Binnenlande in den Orient gelockt, während Spanier und Portugiesen, nach genuesischem Vorbilde in der Marine fortgeschritten, auf den westlichen Ocean blickten, theils um neue Wege nach dem reichen Indien zu erspähen, theils um als fanatische Kreuzfahrer von Süden her das Heilige Land den Ungläubigen zu entreißen. Die Portugiesen unter Don Enrico, von deutsch-burgundischer Herkunft, betraten zuerst den glänzenden Pfad der Entdeckungen zur See und drangen schon vor der Mitte des 15. Jahrhunderts bis zum Grünen Vorgebirge, umschifften manche gefahrvolle Landspitze, die zaghaftern Schiffern früher verschlossen geblieben. Aber auch Spanier, Biscajer, hatten, früh abenteuernd, der Inselgruppe sich bemächtigt, die man für die Glücksinseln der Alten hielt und die später als die canarischen bekannt wurden. Zur Leitung über den öden, unermeßlichen Raum diente ihnen die Magnetnadel, deren Neigungsfähigkeit nach Norden beweisbar über ein Jahrhundert

früher (um 1180) bekannt war, ehe der Amalfite Flavio Gisia (Gioja), bisher für den Entdecker gehalten, gelebt hat. Wahrscheinlich erfanden Araber, nicht Chinesen den Compas; italienische Schiffer, zumal Genuesen auf ihren Fahrten bis ins Schwarze Meer und nach Flandern, wandten ihn schon im 13. Jahrhundert an; castilische Seefahrer nicht früher als 1403; Portugiesen wagten, auf die Leitung der geheimnißvollen Nadel gestützt, erst später im 15. Jahrhundert die Küsten zu verlassen und ihre Fahrt nach Madeira (1420) und den Azoren auszudehnen; die Engländer erst 80 Jahre nach ihrem verbreiteten Gebrauche; Niederdeutsche und Osterlinge kaum vor den Engländern [1]). Aber am Ende des 15. Jahrhunderts war das „Häuslein", die Bussole (das Büchsele?) allgemein unsern Schiffern bekannt und plattdeutsch redende — ob Holländer oder Osterlinge gilt gleich — theilten zuerst die Windrose in 32 Striche, deren Namen, zum denkwürdigen Zeugniß ihrer Ueberlegenheit, in die Sprache aller schiffahrenden westlichen und nördlichen Nationen übergingen [2]).

In den gelehrten und handelsrührigen Wetteifer der Spanier und Portugiesen griff nun fördersam ein Martin Behaim, patrizischer Bürger aus Nürnberg, dem frühern Mittelpunkt des venetianischen Landverkehrs nach dem Norden, lange Zeit von unkritischer Ehrliebe deutscher Literaten als Nebenbuhler des Ruhms Colombo's gepriesen. Geboren um 1430, aus altem Geschlechte, der Kaufmannschaft befleißigt, in mathematischen und kosmographischen Kenntnissen so gut unterrichtet, als die Heimat zuließ, sah er Venedig und die Niederlande, verkehrte in Antorf (1479) und gelangte

um 1480 durch die Verbindung, welche Burgund mit Portugal geknüpft hatte — Isabella, Philipp's Gemahlin, Karl's des Kühnen Mutter, war Schwester König Eduard's von Portugal — an den Hof Alfons' V. oder erst João's II. Bereits ein halbes Menschenalter früher war aus Deutsch-Flandern eine Colonie auf einer Insel des Oceans angelegt worden. Nach den Azoren (Habichtsinseln), Fayal und Pico, von den Portugiesen seit dem Jahr 1431 als unbewohnt entdeckt und um 1466 vom Könige seiner Schwester Isabella von Burgund geschenkt, schickte die Herzogin „viel Volks, Mann und Frau, 2000 an Zahl, mit Priestern, allerlei Handwerk und der Nothdurft zum Feldbau", weil in Flandern Krieg und Theurung herrschte; die Pflanzer mehrten sich bis 1490 zu vielen Tausenden, Deutschen und Vlämingern, und standen unter dem edeln Ritter Jobst von Hurtter, Herrn zu Moorkirchen (bei Damme am Swyn), dem und dessen Nachkommen die Witwe von Burgund sie erblich verliehen. Schon 100 Jahre später hatten die Pflanzer auf Fayal, in Villa da Horta, auf Pico die vlämische Sprache vergessen, begrüßten jedoch Niederländer als Landsleute ihrer Vorfahren. Vielleicht hatte Martin Behaim schon in Flandern den Ritter Jobst von Hurtter kennen gelernt, dessen Tochter Johanna von Macedo, er später heirathete und sein nürnberger Patriziergeschlecht als Herren ins ferne Weltmeer verpflanzte. Ungewiß bleibt, ob der kundige, unternehmungseifrige Deutsche mit Christoph Colombo, der gleichzeitig in Lissabon weilte, seine Vorstellungen über die andere Halbkugel austauschte. Behaim kannte aus Marco Polo's Reisen das belobte Cipango (Japan), ahnete aber auf

dem ungeheuern Zwischenraume kein Festland; gewisser ist, daß er in Gesellschaft mit den Aerzten João's II., geschickten Mathematikern, den alten Sternwinkelmesser (das Astrolabium) zum Höhenmesser (Quadranten) vervollkommnete; ebenso sicher, daß er im Jahr 1484 der Flotte sich beigesellte, welche König João unter dem Admiral Diego Cam zur Entdeckung der Westküste von Afrika ausschickte, und daß er am 18. Januar 1485 die portugiesische Denksäule am Vorgebirge der guten Hoffnung setzen half. Zu Dank für seine Verdienste zum Ritter des Christusordens geschlagen, mit der Tochter des Lehnsherrn von Fayal und Pico vermählt (um 1486), betheiligte Martin Behaim sich auch wol bei andern portugiesischen Entdeckungsfahrten, besuchte im Jahr 1490 seine Verwandten in Nürnberg und weilte dort, während der Genueser, sein größerer und glücklicherer Geistesverwandter, die neue Welt auffand. In demselben Jahre aber brachte Ritter Martin zu Nürnberg seinen berühmten „Erdapfel" zustande, den er, bezeichnet mit allen ältern und neuern Entdeckungen, seiner lieben Vaterstadt schenkte, als unvergeßliches Denkmal deutschen Scharfsinns und Wissenschaftseifers und deshalb in einer Geschichte der deutschen, auf Grund der Intelligenz, erbauten Seemacht nicht zu übergehen. Nach Lissabon und Fayal zurückgekehrt, im Jahr 1494 in bedenklich-diplomatischen Geschäften nach Flandern gesendet, auf der See gefangen, nach England geführt, starb unser Ritter, von Kaiser Maximilian als der „weitgereiseteste Deutsche" belobt, am 29. Juli 1506 in Lissabon und fand sein Grab bei den dortigen Dominicanern, einen Todtenschild zu St. Katharina in Nürnberg. Ueber das spätere Schicksal seines Sohnes

Martin, des Halbportugiesen, und dessen Nachkommen ist nichts Näheres bekannt [3]).

Begrüßen wir in dem Nürnberger einen so würdigen Bewerber um die Krone atlantischer Entdeckungen, zumal aus dem Standpunkte der Wissenschaft, so folgte kaufmännischer Erwerbsinn unmittelbar der Erweiterung der Erdkunde und des mercantilischen Gesichtskreises. Noch war Venedigs Herrlichkeit nicht angetastet durch den Bund zu Kameryk, den Ausdruck jener allgemeinen Fürstenpolitik gegen einen Freistaat, welche die Dänenkönige national auf die wendischen Seestädte beschränkten, als bereits sieben Jahre nach Vasco de Gama's Umschiffung Afrikas Simon Seyes, im Namen Anton Welser's und Genossen in Augsburg, um einen Freibrief bei König Emanuel dem Großen anhielt. Diesen gewährte denn auch der großgesinnte König zu Lissabon am 13. Januar 1503 in bedeutender Ausdehnung für Einfuhr und Ausfuhr, erließ ihnen Abgaben von den ostindischen Waaren, die sie nach andern Ländern ausführen wollten, freien Schiffsbau in Portugals Häfen, und gestattete ihnen, aller Orten hinzufahren, „nur nicht nach den neuentdeckten Ländern." Solches Privilegium war nicht blos der Genossenschaft von Augsburg gewährt, sondern auch allen „andern deutschen Handelsgesellschaften" [4]), worunter jedoch nur oberdeutsche Reichsstädte zu verstehen sind. Auf solche Vergünstigung weiter fußend, knüpften Augsburgs Großhändler, besonders die Welser, im Jahr 1504 mit dem portugiesischen Factor in Antorf an [5]), und rüsteten im Jahr 1506 die klugen Fugger in Verbindung mit Nürnbergern, Florentinern und Genuesen drei Schiffe um 66,000 Dukaten, wahr-

scheinlich in Antorf, aus, um, unter Maximilian's Verwendung, mit König Emanuel's Flotte nach Kalikut in Ostindien zu segeln. Zurückgekehrt warfen jene Kaufsahrer einen reinen Gewinn von 175 vom 100 ab [6]). Wie mochte die deutsche Welt sich wundern, als jene köstlichen Waaren Indiens um Vieles wohlfeiler ihnen vom Niederland, von Antorf zukamen! Aber die Misgunst der Zeiten, innere Zerrissenheit, Mangel an staatlicher Aufmunterung und an Schutz, schnöder Eigennutz der Hansen bewirkten, daß die Oberdeutschen bald lieber wieder mit Bequemlichkeit und theurer ihre Bedürfnisse dem Auslande abkauften, als muthig an die Quelle sich zu wagen. Die ostfriesischen Häfen, zu Händen eines Sachsenfürsten, Georg's, des Sohnes Albrecht's, unter Kaisers Schutz, wie herrlich boten sie sich solchem Unternehmen, da die Osterlinge, kleinherzig, jede Gemeinschaft mit Oberdeutschen verboten? Bald hatten die Deutschen andere Gedanken; die wendischen Seestädte die alte Noth mit den Dänen, welche ihren politischen und kaufmännischen Gesichtskreis verengten. Statt über Lissabon hinaus schifften sie als Pilgrime in die Ferne, wie Franz Wessel von Stralsund, später berühmter Bürgermeister. Im Jahr 1508 segelten 150 Männer, ohne die Frauen und Jungfern, an funfzig Häfen Norwegens, Schottlands, Flanderns, Englands und Frankreichs vorüber, nach S.-Jago. Als in Plymouth zwei Wallbrüder den dritten erstochen hatten, die andern mit Arrest belegt wurden, lief das Schiff mit halbem Winde seewärts, und wie zwei englische Balingers mit Geschütz und Volk den Friedbrechern nacheilten, brachten die kriegerischen Büßer 24 Falkonete und Scharpentine auf Deck, Steine auf den

Mastkorb, gaben eine volle Seitenlage und schossen so lange, bis die Engländer das Weite suchten. Hätte man die frommen Wallbrüder ereilt, sie hätten alle hängen müssen [7]). Liefen die frommen „Kaufgesellen“ etwa mehr Gefahr, wenn sie sich an die Pfefferküste wagten? Auch ohne Portugals Erlaubniß würde kräftiger Sinn noch immer, wie später Engländer und Holländer, einen Raum in der neuen Welt gefunden haben.

Erst 20 Jahre später, bei augenblicklichem Frieden in der Christenheit, erfahren wir ein Unternehmen Oberdeutscher, welches nicht blos Capital oder Handelseifer oder Forschbegier des Gelehrten, sondern thatkräftige Lust beweist, auch einen Theil der feilgebotenen neuen Welt, den Lohn des Muthigen, sich anzueignen. Das Festland Amerikas war bereits entdeckt, Mexico durch Fernando Cortez erobert, Francisco Pizarro auf der Fährte von Peru, als Kaiser Karl, den fürstlichen Welsern zu Augsburg um große Summen verpflichtet, die Küste von Venezuela, welche der Spanier Alonso de Ojeda im Jahr 1499 gefunden und zuerst besetzt hatte, mit allen erschwinglichen Einkünften verpfändete oder als castilisches Erblehn zu eigen gab (1528). Das reiche Land, zwischen dem 10 und 12° n. Br., in der Länge von 200 Leguas zwischen dem Cap Maracapana bis zum Vorgebirge de la Vela, stand unter der Ansiedelung von Venezuela, am Eingange des Sees Maracaibo. Ambrosius Dalfinger aus Ulm, Geschäftsträger des Bartholomäus Welser am spanischen Hofe, nahm sich den Bartholomäus Sayler als Gehülfen, rüstete Schiffe mit 400 Soldaten, Deutschen und Spaniern, und 80 Pferden und segelte aus Sevilla im Jahr 1529 ab. In Be-

nezuela gelandet, entfernte der „deutsche Cortez“ sogleich den Juan de Ampues, seit zwei Jahren auf Geheiß des indischen Gerichtshofes von Hispaniola im Statthalteramte, und ließ ihm nur die drei Inseln Curaçao, Bonaire und Aruba. Er zwang darauf die Indianer am See Maracaibo zur Dienstbarkeit, wandte aber allen seinen Fleiß, gewiß nicht ohne Härte, auf Erforschung von Silberminen. Als ihm solches gelungen, wagte er einige Züge ins Binnenland, unter häßlicher Verwüstung der Hütten und Felder armer Eingeborener, bald siegreich, bald mit Verlust der Seinen; er gedachte durch die Landschaft Cupiare bis zum Thale Cupari vorzudringen. Im Jahr 1530 kam er bis zu den Pocabuyes und Alcoholadi, die ein goldreiches Land besitzen sollten, und beschloß hier, auf fruchtbarem Boden, unter einem nicht ungebildeten Stamme, eine Niederlassung zu gründen. Von dort konnte er nach dem spätern Neugranada vordringen und ein Königreich seiner deutschen Herren aufrichten; aber aus hastigem Goldhunger zog er vor, bis zu den Seitenflüssen des Orinoco, bis Lebrixa, Alles auf seinem Wege wüst zu legen, stieg dann in die kühlern Gebirgsthäler der Andes hinauf, ward zurückgeschlagen und starb im Jahre 1535 zu Coriana an den Folgen seiner Wunden. Johann Allemann (?), von den Welsern als Nachfolger geschickt, starb gleich darauf; diesem folgte Georg von Speier, mit ihm als Lieutenant Klaus Federmann von Ulm, schon seit October 1529 der Gefährte auf Dalsinger's Abenteuern. Georg von Speier brach im Mai 1535 (?) mit 300 Mann Fußvolk und 100 Reitern auf dem Wege Dalsinger's von Coriana gegen Süden auf und ließ seinen deutschen Lieutenant in der Pflanzung

beim Vorgebirge de la Venta zurück mit dem Befehl, ihm zu folgen. Als sein spanischer Legat, Francisco de Velasco, die spanischen Soldaten, welche ungern einem Fremdlinge gehorchten, auf weitem Zuge zum Aufruhr gereizt, setzte Georg ohne strengere Strafe ihn ab; Federmann aber folgte ihm in das weite Binnenland, überwinterte in dem engen Thal der Andes, Tucayo, drang auch bis in die Landschaft Bariquizemeto, von einem Nebenflusse des Orinoco so genannt. In Tucayo bestellte er den Francisco Vanega als Statthalter und zog im December 1536 (?) über rauhe Gebirge und dichte Wälder bis ins Königreich Neugranada. Inzwischen wurde Georg von Speier abgesetzt und erhielt Nikolaus Federmann den Oberbefehl; andere Nachrichten liefen in Deutschland um, Georg sei schon damals in der Nacht von Spaniern, Pizarro's und Almagro's würdigen Gefährten, überfallen und ermordet worden, worauf der Kaiser die Verbrecher habe hinrichten lassen. Streit mit den neidischen Spaniern konnte nicht ausbleiben; Isabella, des Infanten Philipp's (II.) Gemahlin, hatte dort herum auch Anrechte; ihre Adelantaden erhoben Klage gegen Federmann und bewirkten dessen Entfernung. Georg von Speier, nochmals mit der Oberleitung betraut, kehrte im Jahr 1538 an die Küste zurück, berichtete an den Kaiser, der unterdessen Herr von Peru geworden, die Erfolge seines dreijährigen Zuges: 500 Leucas, bis zu den Grenzen der Choques, sei er vorgedrungen, aber aus Mangel an Vorräthen endlich umgekehrt. Bald darauf starb er eines dunkeln Todes. Als unter schwankenden Verhältnissen, unter Hader über Grenzen, Zehnten und Abgaben, die Welser zögerten, die erledigte Stelle zu besetzen, schritt

der oberste Gerichtshof, der indische Rath von S.-Domingo auf Hispaniola, ein, schickte Gobernadores, deren einige starben, andere wegen schlechter Verwaltung entflohen. Ein Urtheil des Raths von Indien soll dann im Jahr 1555 (1558) das Königreich Venezuela den Welsern abgesprochen haben. So nahm jene Herrlichkeit — ob in Folge des Ungeschicks und der Goldgier der Deutschen, oder in Folge misgünstiger Verhältnisse, stellen wir dahin — ein Ende; jene Küste, als überaus fruchtbar an Getreide, Weiden, Viehheerden, Heilkräutern und edeln Metallen geschildert — Caracas, Varinas, die Heimat des edelsten Tabacks —, blieb spanisch, nahm auf ihre ergiebigen Fluren keinen Deutschen auf. Die Thaten und Leiden Dalfinger's und Georg's von Speier, so romantisch und abenteuerlich sie sein mögen, konnten im Zeitalter des Kirchenstreits und theologischer Gezänke keinen Geschichtschreiber finden[8]). Spätere Versuche von Deutschen, bei der Austheilung der Welt noch ein Plätzchen zu finden, sind nicht bekannt. Die Meßkette des Oberrichters der Christenheit, Alexander's VI., der Ueberfluß des Zugewiesenen, mochte noch leeren Raum genug zulassen; so jene Strecke am Flusse Cormartin zwischen Surinam und Berbice, deren Besitz den patriotischen Kopf Joachim Nettelbeck's von Kolberg noch im J. 1787 erwärmte. Aber die verkehrten Deutschen gingen am offenen Markte vorüber und feilschen jetzt um eine Spanne Land in Texas unter fremder Botmäßigkeit als Zuflucht für eine darbende, gedrückte Uebervölkerung.

Achtes Capitel.

Die Kriege der wendischen Seestädte mit König Hans von Dänemark (1512). — Philipp von Burgund und König Karl von Spanien. — Abrundung der Niederlande auf Kosten Deutschlands. — Der große Krieg gegen König Christian II. — Sprengung der Union. — Jürgen Wullenweber, Dictator der wendischen Städte, (1537). — Unaufhaltsames Sinken der deutschen Seemacht (1560).

Als die deutsche Pflanzung und das Königreich der Welser in Südamerika zusammenstürzten, stand es jedoch noch viel schlechter mit der heimischen Seemacht und mit Deutschland überhaupt. König Hans, der Nachfolger Christian's von Oldenburg (1481), hatte zwar auf seinem Krönungsfeste den geschmeidigen Rathsherren von Lübeck ihre Handelsfreiheit bestätigt: aber sein Versuch, auch die Schweden zur Union zu beugen, deren Volksoberhaupt, Sten Sture, die Seestädte für sich gewonnen (1486), Lübecks Verwendung für die freien Ditmarschen, welche Hans dem Erzbisthum Bremen abdringen wollte, die Begünstigung, die jene tapfern Bauern von den Hansen, mit Ausnahme Hamburgs, erfuhren, Streit um Helgoland, und zahllose andere Ursachen fachten den stillen Groll des Dänenkönigs zur hellen Flamme an. Als nun nach dem Schimpfe von Hemmingstedt, der Niederlage der „großen Garde" (Februar 1500), die Lübecker frohlockten, ein Friedensversuch des Cardinals Raymund die Gemüther nur zeitweise einigte, und Sten Sture's Nachfolger als Reichsverweser, Svante Sture, in der Auflehnung gegen die Union offene Hülfe der Seestädte empfing (1506), wußte König Hans, undankbar gegen die

Lübecker, denen zu Liebe die Schweden seine Königin freigegeben, bei Maximilian einen Achtbrief des Römischen Reichs gegen die ungehorsamen schwedischen Stände zu erwirken, was ein Verbot alles Handelsverkehrs der Hansen mit den Aechtern zur Folge hatte (1507). Die höhere Wichtigkeit des dänischen Handels vor dem schwedischen erkennend, bequemten sich die Hansen anfangs auf dem Friedenstage zu Nyköping sogar der Maßregel: vor königlichen Schiffen die Segel zu streichen, und ihre Ladung, ob nicht für Schweden? untersuchen zu lassen, und trugen die Bestätigung ihrer Privilegien davon; aber Privatleute mißten ungern auch die Vortheile des Verkehrs mit Schweden, klagten über unleidlichen Zwang und dänische Gewaltthaten beim Kaiser, und so erlangte Lübeck einen kaiserlichen Schutzbrief auch für den schwedischen Handel (1509). Diesen mochte aber seinerseits der Däne nicht dahin gelten lassen, daß er die frühere Verpflichtung der Hansen aufhebe; er begann die Fehde nachdrücklicher und trieb die wendischen Städte zu einem Kriegsbunde mit dem schwedischen Reichsvorsteher, welcher (14. October 1509) in Gegenwart der Bürgermeister Lübecks und der Anführer ihrer Orlogsflotte, 15 Schiffe an der Zahl, etliche 250—300 Tonnen groß, in Stockholm abgeschlossen ward. Zwar sahen die Lübecker die verheerenden Dänen bald dicht vor ihrer Stadt, aber ihr „Eiserner Heinrich", ein plattes Fahrzeug mit einem Verdeck und einer Ueberzahl von gegossenen und geschmiedeten Kanonen und Büchsen besetzt, schützte die Trave, ihre Flotte behauptete die See und suchte im J. 1510 die dänischen Inseln furchtbar heim. Trennte gleich Eigennutz und Furcht starke frühere Glieder der Hansa vom Haupte, wie Dan-

zig, Greifswald und Stettin; hatten mit Lübeck nur Rostock, Wismar, Stralsund dem Könige abgesagt; fochten nicht mehr Bürger auf Schiffen und zu Lande, sondern theuer bezahlte, untreue Landsknechte; waren Wacht- und Wehrmaßregeln heillos vernachlässigt, wie z. B. Wismar im Juni 1511, als herrsche die größte Sicherheit an der Küste, von 20 dänischen Kriegsschiffen überfallen werden konnte und seine Vorstädte durch Brand, seine Fahrzeuge im Hafen einbüßte: so gab alte Kraft doch in andern sich kund. So, als König Jakob von Schottland, den Städten feind, seinen kecken Ausliegern gestattete, als Kaper sich in dänische Dienste zu begeben, und die Schotten in der Ostsee großen Schaden thaten, rüsteten Hans Schliefen von Kolberg und acht Patrizier mehre Orlogschiffe aus dem Gemeindezeughause, kreuzten mit Glück auf die Feinde und bewilligten nach der Heimkehr ihrem Admiral einen Ehrensold. Eine gleich kühne Rolle spielte als Kaper Kurd König von Lübeck, der im Jahr 1511 schon gleich nach Fastnacht im Belt den Dänen allein 40 Schiffe nahm. So blieben auch die Lübecker in mehren Seegefechten im Vortheile, ungeachtet König Hans des Beistandes der Holländer und Westfriesen, der alten Neider der Osterlinge, genoß und, im geheimen Bunde mit Pommerns Landesfürsten, Stralsunds Güter auf Rügen verheerte. Ein größeres Schiffstreffen ward am 9. August 1510 bei Bornholm geliefert, endete aber in tiefer Nacht ohne Entscheidung, da die Stralsunder, nach langsamer Pommernart, auf sich warten ließen und, weil sie zu spät anlangten, Schaden und Schimpf davontrugen. Die Lübecker hatten wenigstens noch auf der Höhe von Danzig eine holländische Kauffahrerflotte von

250 Segeln, deren Geleitschiffe davonflohen, theils verscheucht, theils aufgebracht oder in den Grund gebohrt, und im zweiten Gefecht mit den Dänen bei Hela (14. August) das Admiralschiff, den „Engel“, zerstört [9]. Dennoch that Lübeck, in seinem Wohlstande bedroht, die ersten Schritte zum Frieden, und als Svante Sture starb, einigte man sich gänzlich zu Malmoe am 23. April 1512. Die Städte erhielten die hergebrachten Privilegien zugesichert, auch Herabsetzung des Zolls in Schweden, falls König Hans dort Herr würde. Dagegen gelobten sie, bis zum Frieden allen Verkehr mit Schweden abzubrechen, und stellten als Ersatz der Kriegskosten einen Schuldbrief auf 30,000 rheinische Gulden aus. Bald darauf starb König Johann (20. Februar 1513), und brachte Christian's II. unheilvolle Regierung den Seestädten die letzten Triumphe.

Ward hier noch Ehre und Vortheil glücklich bewahrt, die Union auseinandergehalten, ungeachtet die Hansen nicht mit dem Gesammtcapital [10]) ihres Bundes gegen die vereinigten Reiche Dänemark und Norwegen fochten, sondern nur die genannten fünf Städte, während mit schnödem Eigennutz Danzig und Hamburg ihren Vortheil suchten, ja sogar die Eindringlinge von der Westsee, die Holländer, auf ihren Fahrten nach Livland und in den Norden schützten; behaupteten die Osterlinge, unter mancherlei Störungen und Hemmnissen, am Schlusse des 15. und in den ersten 20 Jahren des 16. Jahrhunderts noch überall im Norden die Handelssuprematie: so mußten sie doch wahrnehmen, daß, außer dem Mangel eines kräftigen Gemeinsinns, durch die Umgestaltung der europäischen Gesellschaftsverhältnisse ihr Dasein im Innersten bedroht sei.

Zunächst wankte die deutsche Colonisation am Finnischen Meerbusen und der einträgliche, ihnen allein zugängliche Verkehr mit Nowgorod. Iwan I. Wassiljewitsch, Großfürst der Moskowiten, dachte, nachdem er das Joch der Mongolen und Tataren gebrochen, an die Einverleibung der nach deutschem Vorbilde unabhängigen Gemeinwesen von Pleskow und Nowgorod mit seinem Reiche, welche wiederum ihre Lebenskräfte aus der deutschen Pflanzung in Livland zogen, wie andererseits das Bestehen dieser nur durch die deutsche Seemacht verbürgt wurde. Schon seit 1471 hatte der Großfürst von Moskau erst Pleskow, dann Nowgorod (1478) unter seine unumschränkte Herrschaft gebeugt und darauf Tausende der angesehensten Bürger mit ihren Familien nach russischer Weise in andere Gegenden verpflanzt; bereits im Jahr 1481 begehrten die Livländer die Hülfe der wendischen Städte gegen die moskowitische Tyrannei, und ward den Bedrängten Geld bewilligt. Der Zuzug deutscher Kriegsleute, mit welchem Bernhard von der Borch, Landmeister, der Russen sich erwehrt, war eine Thatsache der deutschen Seemacht. Sollte nun Iwan den Fremden in seinen Städten, welche den Freiheitseifer unterstützten, hold sein? Als Grenze im Nordosten baute er die starke Burg Iwangorod, Narwa gegenüber (1492); zwei Jahre darauf legte er alle deutsche Kaufleute in Nowgorod in Eisen und Banden, plünderte ihr Gut, weil die Bürger von Reval einen Russen, der falsche Schillinge gemünzt, nach lübischem Rechte in Oel gesotten, einen vornehmen Bojaren wegen unnatürlicher Wollust nach christlichem Rechte verbrannt hatten [11]). Erst nach drei Jahren (1498) erhielt ein Theil der unglücklichen Deutschen von Nowgorod auf

Bitten des Heermeisters von Livland und der Hansa die Freiheit wieder; der Handel mit dem barbarischen Lande blieb unterbrochen, ward aber von den Zähen wieder angeknüpft, als der treffliche, tapfere Meister Walter von Plettenberg mit Hülfe der einheimischen Bevölkerung und hansischen Kriegsmitteln die russischen Horden in den Jahren 1501 und 1502 wunderbar in die Flucht geschlagen. Iwan versparte die Rache, bis er die Tataren in Kasan bezwungen habe; der Kaufhof in Nowgorod erstand nicht wieder, zumal die livländischen Städte einseitig und spröde verfuhren, bis mit Iwan's II. Wassiljewitsch Regierung (1533) die Strafe der Selbstverschuldung in furchtbarem Maße über die deutsche Colonisation einbrach.

Zu England erhielten sich die frühern Verhältnisse, vieler Klagen ungeachtet, auch unter Heinrich VII., welcher noch im Jahr 1510 die hansischen Privilegien bestätigte, und unter Heinrich VIII. im alten Gleise; nur Cardinal Wolsey zeigte sich den Fremden abgeneigt. Mit den Niederländern dagegen schlugen die altbefreundeten Verbindungen, nach vielen Verträgen und kleinern Fehden, gerade unter der deutsch-habsburgischen Herrschaft entschieden zur Ungunst der Osterlinge um. Wenn auch Erzherzog Philipp staatlich vermittelte, so war doch des Monarchen Ansehen nicht groß genug, um im dänischen Kriege die kecke Parteinahme einzelner holländischer und seeländischer Städte für König Hans zu verhindern. Als er, kaum König von Castilien, im Jahr 1506 gestorben, übernahm Kaiser Maximilian wiederum die Vormundschaft seines Enkels Karl von Gent, aber ohne anders als durch Schutzbriefe und Conservatorien die Interessen des eigent-

lich deutschen Seestaates zu fördern. Jene sächsische Herrschaft in Westfriesland, welche als verheißlich für die deutsche Zukunft Albrecht der Albertiner gegründet, fiel nach gräulichen Kriegen nicht an Edzard Cirksena, Grafen von Ostfriesland, so tapfer seine Flotte in der Ems gegen die sächsische Georg's focht, sondern durch Verkauf des streitmüden Albertiners an Karl von Gent, eben Regent des burgundischen Erbes und im Januar 1516 durch Ferdinand's von Aragonien Tod König der spanischen Reiche geworden. Hätte indessen Maximilian's Enkel ein Herz für Deutschland gehabt, so konnte noch immer ein großartiger politischer Entschluß die Seemacht der Westseestämme und der Osterlinge zu einer kaiserlichen und Reichsflotte vereinigen.

Daß die Begegnung der oceanischen Schifffahrtskunde mit der des westlichen, deutschen und des Baltischen Meeres, wie sie in Lissabon und in Antwerpen stattfand, nicht ohne Rückwirkung auf Bau und Ausrüstung unserer Marine blieb, beweist eine Reihe von Nachrichten über das Schiffswesen aus dem ersten Viertel des 16. Jahrhunderts. Heinrich's VII. „Grace à Dieu", der Stamm der neuern englischen Flotte, nach portugiesischem Muster erbaut, mit thurmhohen Vorder- und Hintercastellen, mit fünf Masten, das Bugspriet eingeschlossen, alle noch aus einem Baume, mit Stückpforten und Kanonenreihen dreifach am Stern und am Vordertheil ausgestattet, sah zwar noch fremdartig genug aus [12]), entbehrte leichter Vorrichtungen, um am Winde zu segeln, und mußte auf der hohen See ungeheuer schwanken wegen des Uebergewichts seiner hochragenden, schweren Castelle und der seitwärts überhängenden Segel; wie denn auch

später noch das Nachbild desselben, die „Mari Rose" von 500 Tonnen, bei Portsmouth versank. Jakob's IV. von Schottland riesiger „Great Michael", 1000 Soldaten und 300 Seeleute fassend, gibt gleichwol uns eine Anschauung der sich neu bildenden Schiffsbaukunst, zu der man besonders italienische Meister berief. Zu ihrem Wetteifer, große Fahrzeuge zu zimmern, brauchten die Osterlinge und der Norden nicht Fremde; sie verstanden auf heimischen Werften Seekolosse vom Stapel zu lassen. Noch kurz vor dem Frieden zu Malmoe erbauten für den Staat 16 lübecker Bürger den „Salvator", der an Größe den dänischen Admiral, den „Engel", welcher in der Schlacht bei Hela durch einen Schuß sein Steuer verlor, beiweitem übertraf [13]). Die norddeutschen Eichenwälder wurden nicht, wie Schottlands, durch solche Unternehmungen gelichtet, in denen die nordischen Reiche und die Lübecker einander zu überbieten strebten. Verstehen wir Walter Raleigh's Andeutung recht, daß die Kenntniß der „Bowline" erst kurz vor seiner Zeit aufgekommen sei, so hatten die alten „Beiwindsegler" des deutschen Meeres auch in dieser Beziehung einen Vorsprung vor den stolzen Briten. Osterlingische Auslieger henkten schon im Jahr 1470 englische Gefangene an die Bugspriete, deutsch an Sache und Bezeichnung [14]).

Sollten nun nicht, bei so unleugbarem Fortschritte in der Seemannskunst, bei der kriegerischen Tapferkeit unserer städtischen Bevölkerung, dem aufgehäuften Geldcapital, Handelspläne über den Ocean ausführbar gewesen sein? Doch die deutschen Seestaaten selbst und die politische Weltlage traten Dem entgegen. Ohne irgend zum gemeinsinnigen Wirken mit den rührigen süddeutschen Schwe-

stern sich erheben zu können, schlossen die Osterlinge mit Erbitterung der Zünftler oberdeutschen Antheil auch nur an Schiffsbefrachtung, die nicht nach ihrem Brauche war, aus, raubten als gute Beute die Ladungen Kupfer, welche die Fugger im Jahr 1511 aus Ungarn über Krakau und die Weichsel hinab auf holländische Schiffe gebracht hatten [15]). Ja, auf dem Hansetage desselben Jahres zu Lübeck wurde festgesetzt, daß die Hochdeutschen, als Augsburger, Nürnberger, binnen gewisser Frist ihre Güter aus den Hansestädten schaffen sollten [16]). Und doch bekamen die Osterlinge Lust, den Süddeutschen nach Lissabon nachzugehen, und erlangten vom König Emanuel im Jahr 1517, daß jenes Privilegium vom Jahr 1503 auch auf sie ausgedehnt wurde. Wegen der Wichtigkeit ihrer Einfuhrartikel noch bevorzugt, verdrängten sie zwar die oberdeutschen Handelsunternehmungen über den Ocean, verstanden aber, unter heimischer Sorge, nicht dauernd jene Vergünstigung auszubeuten.

Als Maximilian's Enkel, Karl von Spanien, im Jahr 1520 zum deutschen Kaiser erwählt wurde, stand das Geschick der deutschen Seemacht auf dem letzten Wendepunkte zum großartigen Sein oder zum Nichtsein. Hätte der deutsche Habsburger, seines hohen deutschen Berufs sich bewußt, in der Erbtheilung mit seinem Bruder Ferdinand sein Königreich Burgund, seine Niederlande, die sieben Jahrhunderte hindurch zum Reiche gehörten, den „burgundischen Kreis", dem deutsch-habsburgischen Zweige zuertheilt, dem sie national, geschichtlich und politisch, sowie geographisch sich eigneten, nicht dem entlegenen Spanien: so blieb eine kaiserliche Seemacht, der an der Ostsee eine Flotte des Reichs zur Seite trat; so fielen die Nieder-

lande mit ihrer protestantischen Bewegung nicht an den finstern, fanatischen Don Philipp, sondern an den kirchlich-gemäßigten König Ferdinand und dessen duldsamen, liebenswürdigen Sohn Maximilian II. Aber das deutsche Habsburg, so bedroht durch die Osmanen, sollte durch den Besitz der slawischen und ungarischen Reiche sich stärken; und der undeutsche Karl, so früh er eine Universalmonarchie ins Auge gefaßt hatte, hielt als König von Spanien nicht allein seine ererbten Niederlande näher an sich, sondern verleibte ihnen auch, wie schon Westfriesland, Gröningen, Geldern und Zütphen, im Jahr 1528 das uralt germanische Ober- und Niederstift Utrecht ein. So kamen schöne Häfen und seefahrttreibende Städte, althansisch wie die oberysselschen, geldernschen, friesischen, durch den Kaiser als Herzog Brabants und Graf Hollands vom Reiche ab, ein unersetzlicher Verlust, da jede Meile Küstenland an der Westsee für Deutschland wichtiger war als lange, hafenlose Dünenstrecken am versperrten Baltischen Meere.

Während nun, zum traurigen Unterschiede, die niederländische Seemacht, unter dem Schutze ihres kaiserlichen Erbherrn, im Genuß aller Vortheile, welche die politische Verbindung mit Spanien, mit den überatlantischen Besitzungen Karl's bot, noch obenein durch den letzten Unionskönig, Christian II., des Kaisers Schwager, für aufblühende Städte, wie Amsterdam, im Norden mehr als hansische Begünstigung, ganz freien Handel, davontrugen, mußten die Osterlinge, allein gelassen, als Anhänger der neuen Lehre politisch angefeindet und verketzert, den Kampf gegen die vereinigten Königreiche noch einmal aufnehmen. Sie siegten; die Union ward zerbrochen: aber

4**

sie selbst verbluteten darüber und fielen bei den Völkern in Verachtung, denen sie treu zur nationalen Unabhängigkeit geholfen.

Weil die große Lebenstragödie König Christian's II. hinlänglich bekannt ist und wir über Jürgen Wullenweber's Plane, Thaten und Ende anderwärts [17]) eine ausführliche Darstellung aus den Quellen gegeben, wollen wir den Gang der Ereignisse nur in den Hauptwendungen schildern und allein mehr hervorheben, was unmittelbarer die deutsche Seemacht angeht. König Christian II., im 32. Lebensjahre (1513) seinem Vater Hans auf den Thronen Dänemarks und Norwegens sowie in den Anrechten auf Schweden gefolgt, und im Jahr 1515 mit Elisabeth, der Schwester Karl's von Burgund und Spanien, vermählt, aber durch frühere, politisch nicht unwichtige Neigung an die schöne Düweke, eine Holländerin, gefesselt, erbte die Pläne seines Vaters sowie dessen Haß gegen die Seestädte, und häufte alsbald Zollbegünstigungen für die Niederländer, um sie als Nebenbuhler der Hansen zu stärken. Zwar hatte er diesen beim Regierungsantritt ihre Privilegien bestätigt, aber seine Absicht, Kopenhagen zum einzigen Stapelorte aller nordischen Waaren zu erheben, Steigerung der Zölle, die Verlegung der Zollstätte von Helsingör nach Kopenhagen, seine Aufmunterung der Seeräuberei, sein gebieterisches Verlangen, den Schweden jeden Beistand zu versagen, brachten es schon im Jahr 1517 zum Zusammenstoß, doch noch ohne offene Kriegserklärung.

Als nun im zweiten Jahre des Kampfes mit Schweden Gustav Eriksson (Wasa), der dänischen Haft entflohen, in Lübeck Schutz fand und die Stadt den Ritter nicht ausliefern wollte (Herbst 1519), vielmehr

den Schweden Vorschub that und ihren Schützling auf lübischem Schiffe in die bedrohete Heimat beförderte; der König gleichwol Stockholm unterwarf (September 1520), jenes grauenvolle Blutbad verhängte und sogar wagte, des Römischen Reichs freie Stadt Lübeck als sein eigen vom Kaiser, dem Schwager, zu fodern: unterstützten die Lübecker, böser Zukunft gewärtig, den jungen, neuen Reichsverweser Gustav Wasa offener (1522) und halfen ihm bei der Umlagerung Stockholms. Mit stärkerer Rüstung, im Bunde mit Rostock, Wismar, Stralsund und Danzig, sowie mit Christian's lauerndem Oheim, Friedrich von Holstein, und dem unzufriedenen Adel Jütlands, dem der König, wie den Hansen, den Nacken beugen wollte, beunruhigte ihre Flotte Dänemarks Küsten, verwüstete Bornholm, ängstigte selbst Kopenhagen, verbrannte Helsingör (August 1522) und ließen die Städte dann erst (Fasten 1523) Christian ihren Fehdebrief einhändigen. Für empfangene Hülfe noch dankbar, ihrer auch in Zukunft bedürftig, ertheilte Gustav I., am 23. Juni 1523 zum Könige von Schweden erwählt, nachdem zwei Tage vorher die Lübecker Schwedens Hauptstadt aus den Händen des dänischen Befehlshabers empfangen und die Schlüssel Gustav überantwortet hatten [18]), den Lübeckern und Danzigern reiche Privilegien. Indessen hatte die Blutschuld das Haupt des letzten Unionskönigs getroffen; statt des „Bürger- und Bauernfreundes" ward Friedrich von Holstein, der Gönner des Adels, am 23. März 1523 zum Könige gewählt, worauf der Neffe in übereilter Flucht (14. April) seine Hauptstadt und seine Reiche verließ. Das Werk Margaretha's von Kalmar war vernichtet, allein durch Lübecks poli-

tische Standhaftigkeit; sowie die Bürger Gustav Wasa erst ermuntert und zum Wagniß unterstützt, dann in seine Hauptstadt eingeführt, bezwangen sie Seeland für Friedrich von Holstein, halfen bei Kopenhagens Umlagerung, das sich im Januar 1524 ergab, vermittelten wegen des streitigen Gothlands ein leidliches Vernehmen zwischen Dänemarks und Schwedens Krone (1525) und blieben für die gemeinsame Sache auf der Hut. Zum Lohn schöne Verheißungen der Könige, als sie noch Gefahr witterten; und von Seiten Friedrich's im Jahr 1526 die Verpfändung Bornholms auf 50 Jahr an Lübeck als Ersatz für Schaden und Kriegskosten. Dafür mußte die Reichsstadt aber nicht allein dem Hasse fürstlicher Verwandten des Vertriebenen und der Strafpredigt Dr. Martin Luther's blosstehen, sondern auf eigene Hand auch die Fehde gegen Severin Norby, Christian's treuanhängigen Admiral, ausfechten, dessen Raubschiffe die See dauernd beunruhigten. Wie lübische Kauffahrer im Jahr 1526 an Norwegens Küste nach langem Kampfe mit Martin Pechlin, dem listigsten und gefährlichsten der Auslieger, fertig wurden, kann der Leser aus dem Tagebuche Gert Korbmacher's, Bergenfahrers, ersehen, der den schlimmen Gesellen mit seinem Rohr durch den Kopf schoß [19]).

Gleichzeitig mit dem glücklichen Ende des nordischen Kriegs war die neue Lehre überall in unsern Seestädten gepredigt worden und hatte an den niedern Zünften warme Anhänger gefunden, während die Rathsaristokratie und die reichern Kaufmannsgilden aus Furcht auch vor bürgerlicher Neuerung starrsinnig am Alten festhielten. Ueberall trat das Streben nach kirchlicher Freiheit

und gebührendem Antheil des Volks am Stadtregiment, nothwendig zusammengehörig, der alten Knechtung der Gewissen und Bevormundung des Volks gegenüber; das eine Princip schloß das andere aus: siegte die neue Kirche, so war es um die Junkerherrlichkeit geschehen. Und so geschah zunächst im hansischen Vororte Lübeck. Im Jahr 1530 erlitt Aristokratie und Klerus die erste Niederlage; der thätigste Mann, die Seele der Demokratie, war Jürgen Wullenweber, ein Kaufmann, aber nicht aus den Patriciern, der sogenannten „Zirkelbrüderschaft". Als in den Fasten 1531 die furchtsamern Rathsglieder dem Drange des Volks wichen, trugen die beiden Altbürgermeister, Nicolaus Brömsen und Hermann Plönnies, nicht solche Schmach: sie ritten aus der Stadt und räumten die Gewalt den Tribunen ein. Die bürgerliche und kirchliche Umwälzung war vollendet, ohne daß Jürgen Wullenweber sich auf den Bürgermeisterstuhl schwang; der Vorgang des hansischen Vororts bewirkte denselben Umschlag in den Schwesterstädten (1531). So standen die Dinge. Im Norden hatte Gustav I. die neue Lehre befördert, Friedrich I., aus Schonung gegen Adel und Klerus, nur einige Fäden der Reformation aufgegriffen, als eine drohende Gefahr die Kronen beider Könige, deren Dank für die Städte bereits erkaltet, wieder von den Hansen abhängig machte. Christian II., in den Niederlanden weilend, knüpfte im geheim in Norwegen Einverständniß an, erwirkte bei seiner Schwägerin Maria, Witwe von Ungarn und Regentin der Niederlande, umsoeher Vorschub für seine Plane, als Habsburg ihm noch einen Theil der Mitgift seiner Gemahlin schuldete. Er sammelte ein Heer, zwang oder

beredete unternehmende Bürger von Nordholland, aus Enckhuyzen, Kampen, Amsterdam, Alkmar und Medemblick, Friedrich's I. Verheißung für Hollands, Seelands freie Handlung noch überbietend, zur Stellung von 12 Kriegsschiffen, und landete am 9. November 1531 zu Opslo. Bald war ihm fast ganz Norwegen wieder gehorsam. So saumselig in solcher Gefahr der dänische Reichsrath sich zeigte, um so regsamer waren die Lübecker, schon aus Eifersucht gegen die kecken Holländer. Den Krieg als den ihrigen erklärend, sandten sie schon im December 1531, „nicht als Nachbarn, sondern als Väter Dänemarks", vier Orlogschiffe nach Kopenhagen, trugen, von Stralsund, Rostock und Danzig unterstützt, die Last des Krieges fast allein, und nöthigten schon im Mai 1532 den verzagten Christian zu Unterhandlungen, deren hinterlistige Leitung durch dänische Bevollmächtigte den unglücklichen Kämpfer um die Kronen des Nordens nicht in die Gewalt der Entscheider, unserer Bürger, sondern in die Hand des bösen Oheims und in den Thurm zu Sonderburg führte (Juli 1532). Sicher des Unterpfandes seiner Ruhe, änderte König Friedrich jetzt die Sprache; statt dem Vertrage vom 1. Mai 1532 gemäß den Krieg gegen die Holländer fortzusetzen, schloß er, auf Ansuchen der Königin Maria, ein Handelsbündniß mit ihnen und gab sogar die von den Lübeckern aufgebrachten Schiffe zurück. Falschheit und Undank wurmte zumal den Führer der Volkspartei in Lübeck, der eben an Marx Meier von Hamburg, einem Hufschmidt von Handwerk, dann aber versuchten Landknechtshauptmann, einen entschlossenen Mitwisser hochstrebender Plane gewonnen: die Reste einer schlaffen Aristokratie,

die, zufrieden mit ihrem Besitz, kein Herz besaß, Lübecks alte Größe thatkräftig wiederherzustellen, zu brechen, die Suprematie der Hanse, begründet auf die neue Lehre und freie Volksgemeinen, zu erbauen, Lübeck zur ersten Stadt des Nordens zu erheben. Als von den unfähigen Stadthäuptern nichts geschah, den undankbaren König zum Widerruf seiner Begünstigung der Eindringlinge zu vermögen, beseitigte Wullenweber, ohne Verletzung der Rechtsformen, die Hindernisse mannhafter That im Rathe selbst, trat am 8. März 1533 mit Gleichgesinnten ans Ruder der Republik und erlangte von der Volksgemeine den Beschluß, durch Krieg gegen Holland mit Aufwendung aller Mittel dem Ruin allgemeiner Wohlfahrt zuvorzukommen. Sogleich legten sich Orlogschiffe in den Sund; Marx Meier, der Magister Equitum des hansischen Dictators, segelte mit verstärkter Flotte in die Nordsee, scheuchte die holländischen Kauffahrer in englische Häfen, gerieth aber, als er aus Mangel an Lebensmitteln im August 1533 ohne Geleit an der englischen Küste landete, in Haft und ward auf Heinrich's VIII. Befehl als Seeräuber in den Tower gesteckt. So entrannen 20 „Holländer" und beeinträchtigten den Handel der Seestädte in Norwegen, als der inzwischen (10. April 1533) erfolgte Tod König Friedrich's einen neuen Umschlag der Verhältnisse herbeiführte. Adel und Klerus schwankten in der Wahl eines Herrschers unter Friedrich's Söhnen; die katholische Partei begünstigte den jüngern lenksamen Herzog Johann, verzögerte die Entscheidung und suchte inzwischen die protestantischen Regungen in den Städten zu unterdrücken. Des Hauses Holstein feindlicher Gesinnung gegen die Städte

gewärtig, verlangte Jürgen Wullenweber, nach Kopenhagen geschickt, mit beredten Worten von dem Reichsrathe Abwehrmaßregeln gegen die Holländer, mit muthiger Hinweisung auf das Verdienst der Bundesgenossen um die Krone. Als man den Klarblickenden mit Ausflüchten abfertigte, auch Gustav Wasa, der undankbare Schützling des Bürgerthums, die Maske abwarf, mit dem burgundischen Hause sich versöhnte und jetzt, über treffliche Land- und Seemacht gebietend, das Hülfsgesuch der Lübecker gegen die Holländer kurzweg abschlug, ja das Privilegium von 1523 widerrief, benutzte der Bürgermeister von Lübeck die unzufriedene Stimmung der Gemüther in der Hauptstadt, die auf politischem und kirchlichem Boden zugleich wucherte, den Grimm der Bürger gegen Adel und Bischöfe. Der riesige Gedanke bildete in seinem Kopfe sich aus: Luther's Lehre und der Volksherrschaft im nordischen Königthum, unter Lübecks Schutz, einen glanzvollen Schauplatz zu bereiten. Die zwei Bürgermeister von Kopenhagen und Malmoe, Deutsche von Geburt, voll demokratischen Selbstgefühls und religiösen Eifers, wurden mit dem Dictator einig; doch wollte das Bürgermeistertriumvirat, vor dem äußersten Schritte, dem Herzoge Christian von Holstein, dem Anhänger Luther's, die Krone im Namen des Bürgerthums bieten. Aber Christian verschmähte das Königthum aus den Händen der Vertreter des Bürgerstandes, knüpfte seine Erbländer enger an das dänische Reich, trat dem burgundischen Vertrage bei und blickte, der Gefahr vor den Hansen gewärtig, nach Gustav Wasa's Hülfe sich um.

Heimgekehrt mit den ausgebildetern Planen und wie-

der vereinigt mit Marx Meier, der nicht allein sich glücklich von Kerker und Galgen losgeschwatzt, sondern, nach Windsor gerufen, von Heinrich VIII. reich beschenkt und zum Ritter geschlagen war — ohne Zweifel weil er dem eroberungslustigen, mit Habsburg und der katholischen Welt zerfallenen Könige den Erwerb der nordischen Krone vorgegaukelt — [20]), überlegte Wullenweber, was zunächst zu thun sei. Er gab den holländischen Krieg, mislich bei Schwedens und Dänemarks offener Begünstigung der Handelsnebenbuhler, zunächst auf, suchte, um in Schweden gegen den König des Adels, den die deutsche Bevölkerung Stockholms nicht mochte, Zwiespalt auszusäen, einen Kronprätendenten, fand aber nicht den geeigneten Mann an Svante Sture. Sohn des letzten Reichsverwesers Sture, Enkel Svante's, verspürte der Junker keinen Funken des großväterlichen und väterlichen Ehrgeizes. Vom verfehlten Plane wiederum auf Dänemark hingelenkt, betrieb Wullenweber, ermessend, daß Lübeck den Kampf mit den Kronen und mit Holland nicht zugleich aushalten konnte, zunächst die Ausgleichung mit der Handelsfeindin, deren Herrschaft auf der Ostsee von selbst fallen müßte, sobald die Könige gedemüthigt waren. Als seine Politik auf dem Vermittelungstage zu Hamburg gegen aristokratischen Neid der Schwesterstädte nicht durchdrang, erledigte er, nicht ohne Tumult, auch die andern Gemeinen, besonders Stralsund, des noch vorhandenen aristokratischen Sauerteigs, schloß dann, nach Hamburg zurückgeeilt, unter Zugeständnissen an die burgundische Flagge, einen vierjährigen Waffenstillstand und sah gleich darauf einen Bevollmächtigten König Heinrich's VIII. in Lübeck, um einen Schutz-

vertrag anzubahnen (Mai 1534). Es hieß, nicht ohne Grund, Heinrich's ausschweifende Politik habe den Lübeckern als Kaufgeld auf die dänische Krone 10,000 Pfund Sterling gezahlt. Als Feldherr für den gereiften Kriegsplan gegen Dänemark bot sich dem Bürgermeister Christoph Graf von Oldenburg, ein kampflustiger, aber armer Fürst, Vetter des uneinigen Stammes von Holstein und eifriger Protestant; nach Lübeck geladen und vorsichtig in das Geheimniß eingeweiht, übernahm der Graf freudig das Amt, als dessen mittelbares Ziel Christian's, des „Volksfreundes" Befreiung galt, während jeder der Betheiligten den unbestimmten Hintergrund nach seinem Sinne sich ausmalt. Die Bürgerschaft jubelte Beifall, als Wullenweber ihr den Plan eröffnete, und Christoph, mit seinen geworbenen Knechten vor Lübeck gelagert (14. Mai), um Beistand zur Befreiung seines unglücklichen Sippen bat. Wie nun Herzog Christian sich weigerte, den Gefangenen von Sonderburg herauszugeben, erging am 26. Mai 1534 Manifest und Fehdebrief, gleich darauf Verheerung Holsteins, um die Dänen irrezuleiten, und lief am 19. Juni die Flotte, 21 Schiffe, den Grafen, den Bürgermeister und dessen Kriegshauptmann, Marx Meier, tragend, in See. Wunderbarer Erfolg, für Verständige fast unheimlich, heftete sich an Christoph's und Lübecks Banner. Malmoe erhob sich zuerst, warf das Adelsjoch ab; Seeland, unvertheidigt, eröffnete dem Ritter für den „Volksfreund" Häfen, Schlösser und Städte. Kaum umschloß die hansische Flotte Kopenhagen, als der Graf dort seinen Einzug hielt (16. Juli), alle Kriegsvorräthe und die dänische Flotte gewann; Seelands Stände lei-

steten den Treueid und entfesselt rächten sich in furchtbarem Aufstande die Bauern an ihren adligen Unterdrückern. Auch Schonen beugte sich und huldigte dem Grafen für den Vetter auf Libbershöhe bei Lund. So die kleinern dänischen Inseln; schon gährten die Gemüther auf Fühnen; nur Norwegen zögerte. Aber während des kaum glaublich schnellen Umsturzes des Reichs hatte die Adelspartei auf Jütland sich rasch besonnen, am 4. Juli zu Rye, mit geflohenen Reichsräthen vereinigt, Christian von Holstein als König ausgerufen und eilte, dem Erwählten das Decret zu überreichen. Sie fanden den Herzog — unter den Wällen von Lübeck! denn dorthin hatte Johann von Ranzau, Marschall des holsteinischen Adels, dem aus holsteinischen Gebiete abziehenden Grafen Christoph auf dem Fuße gefolgt, schon am 21. Juni den Krieg getragen, die Landschaft ringsum verwüstet, das wankelmüthige Volk bearbeitet, das Gewissen desselben durch die Priester beirrt, beängstigt. Als Wullenweber und Meier, zurückgekehrt aus dem bezwungenen Kopenhagen, die Noth der Belagerten nicht wenden konnten, büßten sie einen Theil der Volksgunst ein; der Gewinn eines Königreichs dadraußen tröstete die Spießbürgerlichkeit nicht in der Entbehrung gewohnten Behagens daheim. Zwar gefährdeten die Kriegsereignisse um Lübeck, wie die Zerstörung ihres „Eisernen Heinrich“, noch nicht das bürgerliche Dasein, da die See ihnen blieb und ihre siegreiche Flotte; um jedoch die schadenfrohen Junker und die bedenklich warnenden Prediger, beide ohne Sinn für geschichtliche Größe, zu entwaffnen, mußte der Dictator darauf sinnen, in guter Weise die holsteinische Fehde zu beenden, ohne die dänische aufzugeben. Hamburg bot

seine allzeitfertige Vermittelung, und da auch Landgraf Philipp von Hessen vom dynastischen Standpunkte aus die politische Einheit des norddeutschen Protestantismus wünschte, ward, dem neuen Dänenkönige besonders willkommen, die Unterhandlung zu Stockelsdorf aufgenommen und am 18. November 1534 der krumme Ausweg gefunden: Christian als Herzog von Holstein mit Lübeck auszusöhnen, der Fehde mit dem Dänenkönig aber ihren Lauf zu lassen. Froh eilte Christian III. seinen Jütländern zu Hülfe, sowie dem Adel auf Fühnen, die beide der grauenvollste Bauernaufstand bedrohte.

Namentlich auf Jütland tobte der verwegene Schiffer Klemint, ein alter Anhänger des „Volksfreundes", schlug des Adels Heer in die Flucht, mordete und brannte. Christian, herbeigeflogen, des schwedischen Beistands sicher, siegte mit seiner geordneten Macht, und die Buße, welche auf Jütlands Bauern lastete, verkündete den untergehenden Stern des Grafen, dessen Macht überwiegend in Seelands Bürgern lag. Zugleich unternahm König Gustav Halland und Schonen zu bezwingen, beunruhigte mit seiner Flotte die Fahrwasser bis Danzig hin, brachte für Christian III. den Adel der gothischen Landschaften unter Waffen, der mit den Schweden unter Helsingborgs Mauern durch Verrath und offene Gewalt den hansischen Feldhauptmann Marx Meier schlug und zur Ergebung zwang (Januar 1535). Als Jürgen Wullenweber so des Krieges Last allein trug, rüstete sich ein neuer Freier um Dänemarks Krone, der alte Pfalzgraf Friedrich, der Eidam des gefangenen Christian, den Schauplatz zu betreten, und gewannen die Dinge eine um so gefahrvollere Wendung für den Grafen, der in Kopenhagen

die Früchte früherer Siege genoß, als der thätige Vetter von Holstein eine neue Seemacht zusammenbrachte und auch seinen Schwager, Albrecht von Preußen, dessen unsicheres Herzogthum des Anhalts bedurfte, bereitfand, mit der preußischen Flotte ihm beizustehen. Eine Flotte der deutschen Colonisation, einst der Hansa so treu verbrüdert, schickte sich an, der deutschen Seemacht im dynastischen Interesse das Garaus zu spielen! Aus seiner Ruhe aufgeschreckt durch solche Anstalten, legte der Graf den Adel auf Seeland gefangen (März 1535) und dehnte seine Unternehmungen wieder auf Fühnen aus. Marx Meier's, des kecken Abenteurers Selbstbefreiung und Unabhängigkeit auf Vardbjergschloß blieb ohne Einfluß auf die Wendung der Dinge, als der Bürgermeister von Lübeck, aus Sorge vor den geheimen Feinden daheim geblieben und noch immer Gebieter der Seestädte durch die demokratische Bewegung, beschloß, dem Grafen Christoph einen fürstlichen Nachfolger zu senden. Albrecht, Herzog von Mecklenburg, von Seiten seiner Frau dem gefangenen Dänenkönige verwandt, ließ sich durch die verheißene Regentschaft leicht verlocken, schiffte sich mit geringem Kriegsgefolge zu Warnemünde ein, vom Bürgermeister begleitet, dem zwar das kitzliche Geschäft gelang, den Oberbefehl zwischen dem alten und dem neuen Feldherrn zu theilen, aber nicht freudige Einigkeit unter den Nebenbuhlern zu stiften. Jetzt durfte die Entscheidung um die nordische Krone, „welche Lübecks Kaufleute als ihre Kramwaare feilboten", nicht lange ausbleiben. König Gustav, über eine Flotte von 11 Orlogschiffen gebietend, erließ ein Drohmanifest an Lübeck, vereinigte um Gothland sein Geschwader mit den däni-

schen und preußischen Schiffen, die Johann Preen führte (Mai 1535). Solche Vereinigung war aber auch nöthig gegen den Uebermuth des seemächtigen Gegners, dessen Orlogschiffe im Sunde den Zoll erhoben, Dänen wie Schweden aufbrachten und in kurzer Zeit 70 holländische Fahrzeuge plünderten, auch nachdem jene den Zoll bezahlt hatten. Während 37 Orlogschiffe unter Peder Skramm und Johann Preen erschienen, führten aber auch hansische Schiffe frische Mannschaft nach Fühnen, wo denn, am Oxenberge, unweit Assens, am 14. Juni 1535 eine verhängnißvolle Schlacht geliefert wurde, und Deutsche, auf beiden Seiten die Mehrzahl, den Verlust eines unentbehrlichen Theils ihrer Nationalkraft als Siegesbeute frohlockend davontrugen. Gleichzeitig hatte Peder Skramm 26 Schiffe der Städte unter Bornholm getroffen und zur Schlacht sich angeschickt (9. Juni 1535). Aber nur sein Admiral, „Die schwedische Kuh", gerieth an das lübische Hauptschiff, das Hans Albrecht wacker vertheidigte; beide richteten einander übel zu, bis gegen die Nacht Sturm sie trennte, vor welchem die königliche Flotte unter Bornholm Schutz fand, die Hansen im Sunde Zuflucht suchten. Auf Geheiß seiner Könige in den Belt gesegelt, um die Verbindung Jütlands mit Fühnen zu sichern, zeigte sich Peder Skramm am 16. Juni auf der Rhede von Svensborg, wo 10 lübische Schiffe ankerten, um Flüchtlinge von Assens aufzunehmen. Statt auf die Rettung ihrer Schiffe zu denken, flüchtete die Besatzung, halb aus Furcht, halb auf Einflüstern der Aristokratie, in Böten ans Land, um einzeln zu entrinnen. Nur ein Lübecker blieb am Bord und fand einen großmüthigen Sieger, der neun Schiffe, unter ihnen den

stattlichen „Löwen", leichten Kaufs besetzte, den Belt und die kleinern Inseln vom Feinde säuberte und am 18. Juli vor Kopenhagen sich legte. Die lübischen Hauptleute, welche schandvoll ihre Schiffe verlaufen, wurden daheim zwar anfangs eingethürmt, aber bald auf Vorschub ihrer Gönner unter dem Junkerthum entlassen.

Am 24. Juli rückte Christian mit königlicher Macht vor seine Hauptstadt, die jetzt unbeschreiblicher Jammer bedrohte. Nach den stolzen Anfängen auf die Mauern Kopenhagens und Malmoes beschränkt, spähte Graf Christoph, aus dem Sinnenrausch sich aufrüttelnd, überall nach Hülfe, malte den Seeländern in seinem Ausschreiben die „hündische Leibeigenschaft", die sie auf ihren Nacken geladen; aber umsonst. Denn auch über den Bürgermeister war inzwischen das Fangnetz seiner hämischen Feinde zusammengeschlagen. Gehetzt von der Aristokratie, die jede schlimme Zeitung mit Freude empfing, verlästert von der Geistlichkeit, verfolgte der kühne, an Mitteln unerschöpfliche Mann, ungeirrt durch Undank und Verblendung der Menge, seinen Weg; da berief wieder der eigennützig vermittelnde Rath von Hamburg alle Städte, welche auch nur in der losesten Verbindung mit der Hansa standen, nach Lüneburg.

Darauf versammelten sich die Abgeordneten von Köln, Bremen, Osnabrück, Kampen, Deventer, Zwoll, Soest, Göttingen, Braunschweig, Hanover, Hildesheim, Hamburg, Danzig, Riga am Hauptorte; alle diese Gemeinen, mit der kolossalen Streitfrage Lübecks weniger betheiligt, riethen engherzig und kurzsichtig, nur auf die nächste Gegenwart bedacht, zum Frieden mit dem „frommen Christian." Wullenweber stellte ihnen dagegen mit unbesieglichen

Gründen die Nothwendigkeit des Kampfes, die Wichtigkeit des löblichen Herkommens vor, daß ohne ihre Einwilligung kein König in Dänemark herrsche, daß ferner Lübeck nur des Bundes Rettung vor unmittelbarem Falle bezwecke. Noch einmal verlor die zahme Gegenpartei den gewonnenen Boden; desto erfolgreicher arbeitete aber die Aristokratie. Gerade als das Volk zwischen Trotz und Furcht schwankte, erschien ein Mandat des Reichskammergerichts zu Speier (7. Juni 1535), welches, die Demokratie aufhebend, die Sehnen der hansischen Kraft zerschnitt und, statt die Kampflust der Vorfechter deutscher Seemacht aufzumuntern, auf eigene Kosten die nordischen Reiche zu erobern, die Stadt mit unausbleiblicher Acht bedrohte, wenn sie nicht in kurzer Frist die neue Verfassung abstellte, die verdrängten Rathsglieder wiedereinsetzte. Jürgen Wullenweber war, in rastloser Thätigkeit, gerade abwesend, als die Bürgerschaft, durch das kaiserliche Drohmandat erschreckt, in die weltliche, nicht in die kirchliche Restauration des Alten willigte, doch, noch treu und ehrlich genug, kraft des vorsorglichen Recesses vom 9. October 1534, die Tribunengewalt gegen Ahndung in Schutz nahm. Zurückgekehrt von seiner Sendung fand Wullenweber seinen Sturz unvermeidlich vorbereitet, zürnte umsonst dem Kleinmuth der Amtsgenossen, fügte sich aber mit dem gerechten Schmerz eines verkannten Willens, und legte am 26. August 1535 sein Amt nieder. Dagegen zog am 29. August der alte strenge Junker Nikolaus von Brömsen feierlich in die Stadt und nahm seinen Ehrenplatz im Rathsstuhl wieder ein.

Um die schwächliche Nachgiebigkeit der Volkspartei

aufzuklären, müssen wir bemerken, daß die Aristokratie jener Tage, im Bunde mit der Geistlichkeit, ganz dasselbe Mittel unserer Zeit anwandte, um das befangene Gemüth der Menge zu berücken und gegen die starke Demokratie zu bewahren. Das Schreckbild, welches in der neuesten Zeit Communismus, „socialer Umsturz", „rothe Republik" heißt, war im Reformationsjahrhundert das „Reich der Wiedertäufer", das eben unter Gräueln in Münster gefallen. Indem nun die Aristokratie mit ihrer kirchlichen Brüderschaft, aus Arglist oder Verstandsblödigkeit, immer aber durch Sorge um ihre Rechte, ihren Besitz, geleitet, das Streben einer geistesgesunden, ihres Zieles sich bewußten, Demokratie mit dem Wahnsinn und dem Frevel gotteslästerlicher Wiedertäuferei in unmittelbare Verbindung brachte, ja als dasselbe verschrie, war es kein Wunder, daß der Volksführer dem Bunde des Bosheit und der Geistesarmuth wich und ihr zum Opfer fiel. Nach dieser Wendung der Dinge, dem Scheitern weltumfassender Plane an dem Rechtsboden alter knechtischer Satzungen, dauerte zum Schein die dänische Fehde noch fort, weil das Volk nicht umsonst die Opfer gebracht haben wollte. Aber auch als Privatmann konnte Wullenweber den Ausgang eines Kampfes nicht müssig abharren, den er mit Geistesüberlegenheit begonnen. Herzog Albrecht bat um neuen Beistand, vom Könige zu Wasser und Lande umdrängt. Gewarnt durch seine Freunde vor Nachstellungen, machte sich Wullenweber auf, um im Lande Hadeln einen Haufen dienstloser Landsknechte zu seinen Zwecken zu gewinnen; nicht unwahrscheinlich ist, daß der von seinen Feinden Ueberwältigte mit dieser Hülfe erst das wiederhergestellte

Regiment der Vaterstadt stürzen und auf Grund einer neuen Gesellschaftsverfassung, unter Modificationen, die Hauptaufgabe wieder anzugreifen gedachte. Nimmer aber ging seine Seele mit einem Wiedertäuferreiche um, mochten gleich einzelne Ansichten jener gefährlichen Dogmen socialer oder theologischer Art, wie die Taufe der Mündigen, ihn ansprechen, nimmer eine so wahnwitzige Theokratie und Auflösung altgeheiligter Sitte. Geleitlos, dem Erzbischofe von Bremen, einem Freunde Christian's III., obwol eifrigem Katholiken, verrathen, ward der kühne, sich selbst vertrauende Mann auf geistlichem Gebiete ergriffen, auf Schloß Rothenburg geführt und dann zu Handen Herzog Heinrich's von Braunschweig, des fürchterlichen Ketzerfeindes, einem gräuelvollen Gerichte aufbewahrt.

Inzwischen stieg Kopenhagens Noth aufs höchste, und sandte das Volk aus den wendischen Städten, im Spätherbst 1535, eine wohlversehene Flotte unter ehrlichen lutherischen Hauptleuten zum Entsatz der Hungernden aus. Aber die Rathsaristokratie, entschlossen, die demokratische Partei nicht wieder aufathmen und lieber ihre Seemacht verderben zu lassen, vermied angemessene Verhaltungsbefehle, bestellte keinen Oberanführer der Flotte; ja, der Vornehmste auf den lübischen Orlogschiffen, Klaus Wernow, verrieth durch Losungsschüsse der königlichen Flotte sein Herannahen, als unter bösem Wetter das endlich vereinigte Geschwader von Rostock, Wismar und Stralsund in den Sund lief. So fanden die Wackern 45 königliche und preußische Schiffe vor Kopenhagen geankert, die, auf einen Anfall vorbereitet, des falschen „Ammiral" von Lübeck Vorschlag an die

Seinen, umzukehren annehmbar, während andere Schiffer ein Verbündniß zum Angriff schlossen und Jeden, der es bräche, unwürdig schalten, „mit guten Gesellen einen Trunk zu thun.“ Dessenungeachtet gab Klaus Wernow die verabredete Losung nicht, kreuzte, jedem Willkür gestattend, im Wolfspelz auf dem Verdecke stehend, zwischen Falsterbode und Seeland, unterdessen die Hauptleute, schamerfüllt und auf sich allein angewiesen, dem Feinde am 13. November einzeln muthig unter die Augen segelten, Peder Skramm verwundeten und, als die preußische „Karavelle“ auf den Grund gerieth, glücklich mehre leichte Fahrzeuge mit Lebensmitteln der hungerigen Stadt zuführten. Nach dieser Verrichtung, so gering gegen die Kosten und die Erwartung, die gleichwol den König bitter kränkte, kehrte die Flotte, zerstreut und von Stürmen übel zugerichtet, zur Adventszeit heim. Die Seeleute, voll Grimm gegen den Verräther, wagten nicht, ihn bei seinen Gönnern anzuklagen; das Volk von Lübeck und Stralsund, betrogen um die theuere Ausrüstung, beschuldigte sich gegenseitig des Treubruchs. Obgleich sie den geheimen Zusammenhang nicht erriethen, war doch Jedem klar, daß in diesem Unglückskriege nichts zu gewinnen sei. So hatten die „Herren“, der Hansa zu Schaden und Spott, ihr Ziel erreicht [21]).

Noch trugen die Bürger von Kopenhagen und Malmoe ihr Elend geduldig, als die Häupter des Schmalkaldischen Bundes, bemüht, Dänemark in die große Opposition gegen den Kaiser zu ziehen, in Verein mit müssigen Hansastädten, in Hamburg einen Friedenstag ansetzten und so eifrig arbeiteten, daß bereits am 14. Februar 1536 ein Sühnevertrag zwischen Dänemark,

Lübeck und Stralsund unterzeichnet wurde. Scheinbar günstig, bezeugten die Friedensbedingungen unleugbar den Fall der Hansa, indem Lübeck für den Augenblick allein gewann, den Genuß der alten Handelsfreiheiten gegen Erlegung der Zölle, ohne Ausschluß anderer Nationen aus dem Sunde, selbst die Verlängerung des Pfandbesitzes von Bornholm auf 50 Jahr; aber zum ersten male hatte ein König von Dänemark Anerkennung ertrotzt. Als Fürsten und Bürgerschaft in Kopenhagen der Annahme des Friedens sich weigerten, verwandelte der Krieg der Gemeinen sich in einen Krieg der Könige und Fürsten um die nordische Krone; England, mit dem Kronenhändler auf Vardbjergsschloß unterhandelnd, trug nur neuen Schimpf davon. Marx Meier, ein Kriegsherr auf eigene Hand, mußte sich dem Adel ergeben und ward gegen Vertrag schändlich hingerichtet; Pfalzgraf Friedrich, im Begriff, auf einer kaiserlichen Flotte nach dem Norden überzusetzen, ward um seine Hoffnungen betrogen, indem Christian's III. kluge Politik in Friesland Kriegsunruhen erregte; nur der erwählte Dänenkönig gewann, indem er zuerst Malmoe bezwang (April 1536) und dann am 29. Juli 1536 in seine Hauptstadt einzog, deren jahrelanges Leid an Jerusalems grauenvolle Zustände während Titus' Belagerung erinnerte. Der Norden war umgestaltet; Christian III. König; das Lutherthum befestigt: aber der Bürger seufzte fortan unter dem Soldatenjoche, die freien Bauern sanken in des Adels hündische Leibeigenschaft; die deutsche Seemacht mit der Herrschaft der Hansa war für immer dahin! Jürgen Wullenweber, vor dem fremden Gerichte des Welfen in Wolfenbüttel durch den fremden

Dänenkönig und die Aristokratie der eigenen Vaterstadt wegen seines politischen Strebens, zu dem er als Haupt des Freistaats Lübeck vollberechtigt war, angeklagt, gestand, was er gewollt, welche Plane dunkel in ihm sich regten; „der Wiedertäuferei bezüchtigt, leugnete er so unsinnige Beschuldigung und nahm Geständnisse, die ihm die Folter erpreßt, feierlich vor seinem Tode zurück"[22]). In ungeheurer Verkehrtheit und Begriffsverwirrung unterstützte das Regiment von Lübeck, jede politische Gleichberechtigung zwischen ihrer Stadt, der Hansa, als Staatsmacht, und dem Könige aufgebend, die Anklagen des Dänen, welchen sie und ihre Väter so hartnäckig bekriegt hatten; in ihrem Hasse gegen die Demokratie gaben sie dem Principe Geltung: nur die Fürsten bildeten gesetzlich politische Gewaltkörper, die freien Städte seien eigentlich nur zur Zeit geschonte Rebellen. Jürgen Wullenweber empfing männlich gefaßt den Todesstreich (24. September 1537); in den andern Städten, zumal in Stralsund, wurde die Demokratie ausgemordet.

Kein Zweifel ist, daß Wullenweber's Plane in der riesigen Ausdehnung, die sie nach und nach unter störenden Einflüssen annahmen, mit dem Entwickelungsprincip der neuern Welt im Widerspruch standen und deshalb unausführbar waren; aber ebenso sicher bleibt, daß ein starkes, demokratisches Element in unserm erschlafften Vaterlande wohlthätig gewirkt und daß sein Streben nach Herstellung der Größe des Hansabundes, auf ein besonnenes Maß zurückgeführt, das Bestehen desselben und der deutschen Seemacht noch auf mehre Geschlechtsalter hinaus vor schmälichem Ende gesichert

haben würde. Das Schicksal hat gegen den kühnen, richtig blickenden Mann entschieden, darum entging er nicht der Schmach bei der gedankenlosen Menge und bei den Zeitgeschichtschreibern.

Christian III., einmal auf dem Throne, kümmerte sich nicht um das Geschrei der Städte nach Vollzug ihrer Privilegien, begehrte die Originalien einzusehen und starb über schleppenden Unterhandlungen (1559). Sein Sohn, König Friedrich II., der Sicherheit von hansischer Seite bei Besteigung eines wankenden Thrones bedürftig, gewährte ihnen im Jahr 1560 noch einen Theil der altgewohnten Freiheiten, aber nicht mehr als hergebrachtes Recht, sondern aus Gnaden. Wendungen der europäischen Geschicke, welche in der letzten Hälfte des 16. Jahrhunderts zusammengriffen, stürzten vollends das Ansehen der Städte und die deutsche Seemacht im Norden, wie im Nordosten und im Westen.

Neuntes Capitel.

Die kaiserliche Flotte Karl's V. — Der Burgundische Vertrag und seine Folgen (1548). — Abfall der deutschen Colonisation (1560). — Lübecks Bundesgenossenschaft im dänisch-schwedischen Kriege (1563). — Stettiner Friede (1570). — Die wendischen Städte verachtet von Erich XIV., König Johann, Friedrich II. und Christian IV. (1610). — Die Schlacht bei Lepanto (1571). — Der niederländische Freiheitskampf. — Königin Elisabeth von England. — Verlust der Privilegien in England (1598). — Anknüpfungsversuche mit den Zaren von Moskau und mit Spanien (1602, 1607). — Bündniß der Hansastädte mit den freien Niederländern (1613). — Der Dreißigjährige Krieg. — Plane König Ferdinand's II. für die deutsche Meeresherrschaft und

deutschen Handel (1627). — Der Herzog von Friedland, General des Oceanischen und Baltischen Meeres (1628). — Stralsunds Auflehnung — Schattenbild der Hansa. — Hanseaten. — Verlust der letzten Reste der Reichsflotte durch Schweden. — Gänzliche Abtrennung der Niederlande von Deutschland (1648).

Kaiser Karl V. gebrauchte die Seemacht seiner burgundischen Erbländer verhältnißmäßig wenig in seinen großen europäischen Kriegen, deren Schauplatz, Küsten am Mittelmeere, überwiegend die Marine der Erbkönigreiche, Spanien und Neapel, sowie der Flotte der verbündeten Republik Genua erfoderte. Auf dem ruhmvollen Zuge nach Tunis gegen Chaireddin Barbarossa, den gefürchteten Corsaren (1535), vereinigte er nur spanische, maltesische und italienische Schiffe, welche 8000 deutsche Landsknechte in Genua aufnahmen[23]); 500 Segel trugen das mächtige Landheer nach Afrika. Zum unglücklichen Unternehmen auf Algier (1541) bediente der Kaiser sich gleichfalls nur deutscher Truppen auf spanischen und italienischen Fahrzeugen; die Seemacht der Niederlande hatte hinlänglich in den nordischen Gewässern zu thun und scheint, so zahlreich an Kauffahrern, überhaupt nicht auf den Fuß einer Staatsmarine gebracht zu sein. Sonst würden im dänischen Kriege für Habsburg und den Schwager Christian II., und zu Gunsten des Pfalzgrafen Friedrich, sich ausreichendere Mittel geboten haben (1536), als jene zufällig aus Spanien heimkehrenden Schiffe, welche, zum Entsatz Kopenhagens bestimmt, durch den kühnen Angriff eines holsteinischen Söldnerführers auf Damm in Westfriesland, zurückgehalten wurden[24]). Der Krieg mit Franz I. beschäftigte

in jenen Grenzen nur das Landherr; selbst zur Ueberfahrt nach Spanien bediente der Kaiser mehrentheils sich spanischer Schiffe.

Zur Würdigung der west- und norddeutschen Seemacht aus der Mitte des 16. Jahrhunderts geben wir einige Bemerkungen über Englands und Frankreichs Marine. König Heinrich VIII. ließ durch fremde Meister fleißig in den verschiedenen Dockyards bauen, sodaß gegen Ende seiner Regierung (1547) die Staatsflotte aus 70 Schiffen, zur Hälfte Lastschiffen, bestand; unter den kirchlichen Wirren während Eduard's VI. Regierung schmolz sie auf 53; Königin Marie besaß nur 46 Fahrzeuge jeder Gattung. Franz I. von Frankreich dagegen versuchte sich, nicht ohne Glück, doch erst spät, auch in dieser Bethätigung der Nationalkraft[25]). Von seinen nächsten Vorfahren hatte Karl VIII. im Strauß um Neapel zur See keine besondere Rolle gespielt; Ludwig XII. hielt im Hafen von Marseille nach der Weise der mittelländischen Seestaaten einige Galeeren, welche im Jahr 1512 unter dem „General der Galeeren", Pregent de Bidoux, zum ersten male durch die Straße von Gibraltar gingen. Dieses mittelländische Galeerengeschwader, „das Generalat der Galeeren", unter dem „Chef und Generalcapitain der Armee der Levante", verstärkte König Franz; aber auf dem Atlantischen Meere regten sich unter französischer Flagge nur Caper und Gallionen, nach neuer Art mit Segeln und Rudern versehen, bis der Seekrieg mit England zu größerer Anstrengung trieb. Wie seine Vorfahren miethete Franz Fahrzeuge bis an die Gestade der Ostsee hinauf, ließ sie zu Kriegsschiffen rüsten, erbaute den „Caraquon",

nach Martin du Bellay [26]) mit 100 Stück groben Geschützes besetzt, welche jedoch wol großentheils kleinere Koronaden waren, da das Fahrzeug nur 800 Tonnen faßte. Der Baron de la Garde, „Generalcapitain der Levante", führte die 25 Galeeren aus Marseille um Gibraltar herum, der zweite Versuch der Art seit dem Jahr 1512, und unter dem Admiral von Frankreich, Claude d'Annebault, der bisher nur zu Lande befehligt hatte, sammelten sich in Havre de Grace 150 runde Schiffe und 69 kleinere (Juli 1545). Bei den Zubereitungen zu einem Feste, welches der galante Valois den Damen auf dem Prachtschiffe geben wollte, setzte die Fahrlässigkeit der Köche den „Caraquon" in Brand; mit Mühe konnte man das Geld und die Damen retten, ehe er in die Luft sprang. Gleichwol segelte der Admiral auf die Insel Wight, fand die englische Flotte, 60 große, aber treffliche Segler, bei Portsmouth; doch entspann sich kein Treffen: man ermüdete sich gegenseitig durch Manoeuvre, büßte durch Unfälle die größten Schiffe, die Franzosen die „Maitresse", die Engländer ihre schwerfällige „Mari Rose" ein. Noch findet sich so wenig eine Spur großartigen Wagnisses und neuer Seetaktik, daß, als endlich die französische Flotte, nach mislichen Landungsversuchen und kleinen Gefechten, der französischen Küste sich wieder näherte, und man, wieder zusammengerathen, zwei Stunden ohne Unterbrechung kanonirte, der Berichterstatter als hochdenkwürdig hervorhob: man habe von beiden Seiten mehr als 300 Stückschüsse gelöst! Hiermit hörte der Krieg zur See auf (August 1545) [27]), der nicht eben mehr Beweise entwickelter moderner Kriegskunst gewährt, als die Zusam-

menstöße der Hansen, Dänen und Schweden. Erst die Tage von Lepanto, der großen Armada und des niederländischen Freiheitskampfes geben die Neugestaltung des Seewesens kund. Unter Heinrich II. und seinen unseligen Söhnen verfiel wiederum das Werk Franz' I.; denn Gaspard von Coligny war wol zu allen ehrenhaften Dingen tauglicher als zur Admiralswürde. Doch müssen wir in Betreff seiner eines Ereignisses erwähnen, das, für die traurige Zeit bezeichnend, für Deutschlands oceanische Verbindung nicht ohne Folge geblieben wäre, vielleicht eine deutsche Colonisation im Gefolge gehabt hätte, wäre nicht schändlicher Betrug im Spiele gewesen. Nicolas Durand de Villegagnon, Malteserritter und Viceadmiral von Bretagne, unter dem Admiral von Frankreich stehend, schiffte im Juli 1555 in Havre aus, um in der neuen Welt, „hinter Peru“, den verfolgten Calvinisten aus Frankreich, der Schweiz, auch deutschen, den treuen Helfern Coligny's, eine Zuflucht zu eröffnen. Den kühnen Entdecker lockten an Brasiliens Küste drei unbewohnte Inseln, ähnlich der „Insel Felsenburg“, romantischen Andenkens, auf deren lieblichster der Abenteurer das Fort Coligny anlegte. Aber auch bis in jenen Winkel einer bisher unbekannten Welt folgte der Fanatismus der Guisen den Glaubensmuthigen [28]), und es erblühte kein seliges Eiland für deutsche und französische Opfer des Gewissenszwanges.

Als unsere hansische Seemacht danieberlag und die Städte mit Noth der Strafe für ihren kecken Antheil am Schmalkaldischen Kriege entgangen waren, brachte Karl auf dem geharnischten Reichstage zu Augsburg durch Viglius Zuichem von Aytta, berühmten friesischen

Rechtsgelehrten, den Burgundischen Vertrag zustande (26. Juni 1548). Dieses Meisterstück habsburgischer Hauspolitik verhieß den deutschen Niederlanden, mit Utrecht, Geldern und Westfriesland auf Kosten des Reichs vermehrt, als staatlicher Einheit unter einem fremden Scepter, alle Vortheile, Schutz und Vertretung durch das Reich, verbürgte ihnen Einfluß auf dessen innerste Angelegenheiten und entzog dieselben, unter allgemeinen Entbietungen, der deutschen Einwirkung, zumal der Gerichtsbarkeit. So war der zweite Schritt gethan, die beiden Schwerpunkte der deutschen Seemacht, deren einer an dem andern sich aufhelfen konnte, auseinanderzureißen, die Küsten der kattischen Bataver, Friesen, von denen der Kauken und Saxen zu trennen. Der kirchliche und bürgerliche Despotismus Philipp's, dem die Niederlande schon im Jahr 1549 gehuldigt hatten, führte, bei der Herz- und Kopflosigkeit der glaubensverwandten Fürsten und Völker Deutschlands, bald auch den dritten, entscheidenden Schritt herbei.

Löste diplomatische Klugheit das uralte Völkerband im Westen, so beugte gleichzeitig asiatische Zwingherrschaft die deutsche Colonisation im Nordosten unter fremdes Joch, als die Söhne das Mutterland vergeblich um Rettung angefleht. Kurlands, Livlands und Esthlands Städte hatten bisher deutsche Bildung treu bewahrt und der preiswürdige Heermeister des Ordens in Livland, Walter von Plettenberg, die moskowitischen Horden blutig abgewiesen; Riga und Reval hatten noch in Wullenweber's Tagen nach Kräften mit Geld geholfen; als kaufmännischer Zwiespalt, Hader unter geistlichen und weltlichen Ständen ausbrach, die Engländer, um den nord-

östlichen Durchgang nach China und Ostindien zu finden, unter Sir Hugh Willoughby die Fahrt um das Nordcap ins Weiße Meer entdeckten (1553), die Quellen hansischer Wohlhabenheit durch unmittelbaren Verkehr mit Rußland ableiteten, und der schreckliche Iwan II. Wassiljewitsch, mit Kasan und Astrachan fertig, die Eroberungsplane Iwan's I. nachdrücklich aufnahm (1557). Statt nun, achtsam auf die gemeinsame Gefahr, dem Barbaren die Zufuhr von Kriegsbedürfnissen abzuschneiden, zu verhindern, daß er sich nicht durch Aneignung deutscher Künste und Bildungsmittel stärke, wie Reval besorglich bat, versäumte man deutscherseits so nothgedrungene Sperre. Iwan bezwang nach furchtbarer Verheerung Narva und Dorpat (1558) und verbot den Seestädten die Fahrt auf Livland. So unklug und eigennützig die Livländer ihre Schwesterstädte behandelt hatten, begehrten sie doch von ihnen Hülfe in steigender Bedrängniß; aber Gemeinsinn war längst aus dem Bunde, der im Jahr 1550 noch 66 Städte durch Sendboten vertreten sah, gewichen. Statt kräftigen Beistandes an Geld und Volk nur gegenseitige Vorwürfe, bis, aufs äußerste bedrängt, Reval mit Esthland sich dem neuen Könige von Schweden, Erich XIV., unterwarf, Livland zerstückelt, theils an den Zaren, theils an einen dänischen Prinzen fiel, theils sich mittelbar oder unmittelbar dem Könige von Polen als Schutzherrn ergab. Gotthard von Kettler, der „letzte Meister deutschen Ordens in Livland“, folgte dem Beispiele Albrecht's, des letzten Hochmeisters, und nahm im Jahr 1561, als Kaiser und Reich ihn ohne Hülfe ließen, Kurland und Semgallen als weltliches Herzogthum von Polen zum

Lehn. Die „schwermüthigen Klagen der Christenbrüder" an der fernen Ostsee, „die querelae Livoniae" verhallten in den Versammlungen der Reichsfürsten und Stände; höchstens ward den ohnmächtigen Pommern zugemuthet, ohne Verbürgung der Kosten die Gesandtschaft nach Moskau im Namen des Heiligen Römischen Reichs zu übernehmen. So sagte die schutzlose deutsche Colonisation vom Mutterlande sich los und bereitete die Herrschaft des Moskowiten an der deutschen Ostseeküste vor; während andere Mächte neue Welttheile aufsuchten, fanden unsere Fürsten ihren Beruf, schulmeisterlich, wie zu Naumburg (Februar 1561), über der Vergleichung des lateinischen und deutschen Textes der Augsburger Bekenntnißschrift zu schwitzen, und verloren über solcher Arbeit eine hochwichtige, alte Errungenschaft des deutschen Volks! Bald gewöhnte sich die Hansa, Livland als ein fremdes Land zu betrachten, mied den Handel mit Rußland über das schwedische Reval; die Erben des einst prangenden Kaufhofes zu Naugarden mußten knechtisch sich demüthigen, um über das „russische" Narva einen kümmerlichen Verkehr mit den Moskowitern anzuknüpfen.

Inzwischen erschöpfte Lübeck seine Wehrkraft zur See in undankbarer dänischer Bundesgenossenschaft gegen Schweden. König Gustav I., beharrlich in seiner Abneigung gegen die Städte und in seinen Planen, Schwedens Handel zu befreien, hatte im Jahr 1548 den Deutschen auch den Rest herkömmlicher Freiheiten bis auf Unwesentliches entrissen; sein Sohn und Nachfolger (1560) Erich XIV. spannte die Sprache noch höher, wollte blos einzelnen Städten, nicht mehr der Hansa als Gesammtheit, „Privilegien", und zwar nicht als hergebrachtes Recht, sondern

eines Edelmanns zu bestatten, ereilte sie ein furchtbarer Sturm, daß drei lübische, zehn dänische Schiffe scheiterten und beide Admirale, Hans Lorenzen und der Bürgermeister, auf dem „Morian" ertranken. Solche Ereignisse machten im Jahr 1567 und 1568 beide Gegner behutsamer; kein schwedisches Fahrzeug ließ sich in See blicken, als der „Adler" nebst neun Orlogschiffen unter zwei Rathsherren ausgesegelt waren. Der „Adler" hat, als das größte deutsche Schiff seiner Zeit, das Andenken verdient; er maß im Kiel nur 62 Ellen, aber vom überragenden Hintercastell bis zum Ende des Bugspriets (Solltau?) 112 lübische Ellen; die Höhe betrug 36 Ellen [29]); er enthielt sechs Böden und zwei Gemächer; der große Mast war 30 Ellen lang; die große Raa 59 Ellen; das Ankertau 24 Däume dick. Die Tragbarkeit reichte an 1000 Last, jede zu 18 Tonnen. Zur Bemannung gehörten 500 Kriegsknechte, 400 Seeleute, 150 Constabler (Geschützknechte), 25 Köche. An Vertheidigungsmitteln trug der Adler acht vierzigpfündige Karthaunen, sechs halbe Karthaunen, 26 Feldschlangen zu 10, 9 und 8 Pfunden, acht Quartanschlangen zu 2½ Pfunden, 27 Steinstücke von größerer und kleinerer Schwere. An Handgewehr 46 lange Feldhaken zu ¼ Pfund Blei, 40 lange Röhre, 400 Spieße verschiedener Art. An Kraut und Loth 6000 eiserne Kugeln, 300 Ketten- und Stangenkugeln, 300 Centner Pulver, eine Last Hagel und Schrot zum Stürmen [30]). Die Gestalt dieses Seeungeheuers mochte von der sonst gebräuchlichen nicht abgehen: tief gebaucht, vorn und hinten thurmhoch, mit Stückpforten dreifacher Reihe am Stern und Bug; überladen mit Schnitzwerk; verhältniß-

mäßig mehr kurz und hoch als lang; dreimastig, ohne das Bugspriet zu rechnen. Ueber den Kiel ragten die Castelle weit hinaus. Jene langgestreckten, haifischartigen Schiffe, scharf im Kiele, sah erst das Ende des 17. und das 18. Jahrhundert [31]). Ein Angriff auf Reval (am 9. Juli 1569), die früher so treue Schwesterstadt, brachte 30 Kauffahrer zur Beute und eine Anzahl einlaufender Schweden [32]). Hätten nun die übrigen Seestädte gemeine Sache mit Lübeck gemacht und den Ausschlag gegeben, so stand Ehre und Vortheil zu erstreiten, ungeachtet nach der Absetzung des Wütherichs Erich's XIV. (1568) der Schweden Selbstgefühl nicht sank. Aber so eindringlich die Sendboten des Vororts redeten: sie erwirkten kaum bei einigen die Sperrung des schwedischen Verkehrs, nur Klagen über leichtsinnigen Kriegsbeginn; „Bitten und Betteln richte mehr aus."

Endlich, nach vielfachen Vermittelungsversuchen, kam zu Stettin auf einem europäischen Friedenscongreß die Aussöhnung zwischen Dänemark und Lübeck und König Johann von Schweden zustande (13. December 1570), bot aber als Erfolg nur trügerische Hoffnungen: freie Schiffahrt auf Narva, Reval, Wiburg, Verkehr mit den Russen, so lange der Kaiser ihn gestatte; Zahlung von 75,000 Thalern für ältere Foderungen; einen Vergleich wegen der Handelsfreiheiten in Schweden; aber das Monopol und die Zollfreiheit blieben verscherzt. Kaum saß der Wasa sicher, als er des Vertrags vergaß, als Herr der Ostsee sprach, allen Verkehr mit Rußland aufgehoben wissen wollte, und die Seestädte, welche, statt die Waffen zu schwingen, nur um weitläufige Vorschreiben beim Kaiser bettelten, auf das offenbarste verhöhnte [33]). Nach Schimpf

und Schaden fast eines Vierteljahrhunderts schienen der Friede zu Teussin, im Jahr 1595 zwischen Schweden und Rußland geschlossen, sowie die Thronstreitigkeiten zwischen den katholischen und lutherischen Wasas bessere Aussichten zu zeigen; allein Parteinahme für Sigmund statt für Karl (IX.) verschlimmerte die Lage der Ohnmächtigen. Karl erhob an allen Küsten, welche der Krone gehörten, für Ausgangs- und Eingangswaaren der Hansa, der demüthigsten Vorstellungen ungeachtet, schwere Zölle, that keine „gnädigste Erklärung", und Gustav Adolf, mit Dänemark und Polen kriegend (1611), dachte nimmer an die Herstellung hansischer Monopole, mit Klugheit waltend, die mercantilen Vortheile seinen Staaten allein zuzuwenden.

Konnte Schweden, im letzten Seekriege mit wachsendem Bewußtsein hervorgegangen, so gebieterisch sich geberden, so gab auch Dänemark seine Geringschätzung gegen den Bundesgenossen zu erkennen. Nach Belieben erhöhte Friedrich Sund- und Einfuhrzölle, nahm den Hansen die Gerichtsbarkeit auf Falsterbode, so alt wie die Hansa selbst. Im Jahr 1576 „vertanzte" der lübische Bürgermeister zu Kopenhagen den Pfandbesitz von Bornholm, dieses baltischen Maltas; ungeachtet die 50 Jahre noch nicht verflossen waren, mußte die Stadt sich die Abtretung gefallen lassen. Christian IV. vollends (1588) erkannte die Privilegien gar nicht mehr an, und selbst die republikanische Verfassung des Hofes zu Bergen ging mit einem Schlage der Willkür verloren.

Wenn wir als kurzer Episode in der Geschichte so kläglichen Endes der deutschen Seemacht einer ruhmvollen Waffenthat erwähnen, welche die Christenheit über den

Halbmond gewann, der Schlacht von Lepanto (7. October 1571), so ist es nicht, weil etwa deutsche Schiffe unter Don Juan d'Austria, Habsburgs Bastard, gefochten hätten, wol aber deutsche Männer, ohne welche die Schiffe todt sind. Herr Albrecht von Lodron, ein Sippe der Frundsberg, führte 3000 deutsche Knechte, welche sich zu Genua im August 1571 auf Galeeren und Lastschiffen einschifften [34]). Ob sie nun zur guten Stunde auf schweren Fahrzeugen anlangten, geht aus den Schlachtberichten der romanischen Nationen nicht deutlich hervor; wol aber sind wir sicher, daß der „Gestrenge Joachim Sparr, des St.-Johannesordens Ritter, Großballei von Deutschland, Comptur zu Mainz, in der heißen siegreichen Meerschlacht gegen den Türken, durch einen Schuß in Gott selig verblieben und in der Insel Malta begraben sei". So lautet die Inschrift des Ritterbildes über der Sparren Erbgruft zu St.-Marien in Berlin; eine gleiche Gedächtnißtafel ward zu Frankfurt a. M. bei den Johannitern, zu Mainz und zu Würzburg errichtet [35]). Unser brandenburgischer Freiherr, fechtend auf den Galeeren des Großpriors von Messina, gab sein Leben desselben Tags daran, als Miguel de Cervantes Saavedra, auf Marco Antonio Colonna's, des päpstlichen Generals, Galeere, den Schuß empfing, welcher ihm den linken Arm verstümmelte.

Als in der erzählten Weise der Hansen uralt erworbener Boden im Norden und Nordosten wankte und unter ihren Füßen versank, entschlüpften ihnen auch die Rechte, die sie neuerdings in den Niederlanden gewonnen, und endlich der Vortheil zäh behaupteter Verbindung in England. Eine Handelsniederlage in Antwer-

pen, freilich nicht nach Maßstab früherer Erwartungen der Art, nach 1545 gediehen, im Jahr 1563 rechtsgültig bestätigt, knüpfte sich an das neue Residenzhaus der Hansen, welches prachtvoll im Jahr 1564 erstand, besonders auf Betrieb der Lübecker, unter Mitwirkung auch der Danziger und Kölner. Aber kaum waren die Zwistigkeiten über Schoß, Stapel und Residenzzwang ausgeglichen, als der Ausbruch der Unruhen in den Niederlanden die keimende Wohlfahrt zerstörte. Noch einmal bot das Geschick dem deutschen Volke die Gelegenheit, sein Niederland mit prangenden Städten, bequemen Häfen, mit den Mündungen seiner Ströme, sein Westmeer wieder zu gewinnen, den ausgerenkten rechten Arm seiner Seemacht wiedereinzufügen und für das Ganze zu bewaffnen. Die Niederländer, durch Philipp's II., Königs seit 1555, Gewissenszwang und bürgerlichen Despotismus zum Aufstande getrieben (1567), flehten zunächst ihre deutschen Glaubensbrüder, wie das Reich, zum Beistande gegen die Spanier an; aber ihr Todesjammer ward nur bei den Verwandten des Hauses Nassau-Oranien und den reformirten deutschen Fürsten gehört, während die Anhänger des Lutherthums entweder schadenfroh jubelten über die Bestrafung der rebellischen Ketzer, oder gar, wie die Kurfürsten von Brandenburg, die ernestinischen Herzoge von Sachsen, die Welfen, die Holsteiner, die Würtemberger, Oldenburger, Badener als Söldlinge des spanischen Henkers zur Erwürgung seiner Unterthanen halfen. Löste nicht der Gedanke eines gemeinsamen Glaubens die Eisrinde von den erstarrten Herzen der Anhänger des Augsburger Bekenntnisses, fand das spanische Gold Tausende

gesinnungsloser Miethknechte, so war nicht zu erwarten, daß Deutschlands katholische Partei, mit Philipp II. verwandt und im großen Kirchenstreit auf ihn als wirkliches Oberhaupt blickend, für die niederdeutschen Stammgenossen sich wappnen sollte. So nun im Kampfe auf Leben und Tod auf sich und ihre nassauischen Freunde angewiesen, verlernten und verleugneten die Enkel der Batayer und Friesen jedes germanische Gemeingefühl, zerrissen jedes Band, das uralte Sitte gewebt hatte, und wurden erst ein Staat, dann eine Nation für sich. So sind die glanzvollen Thaten eines achtzigjährigen Freiheitskrieges den traurigen Jahrbüchern der deutschen Geschichte fremd, sowie fremd, feindlich uns die Seemacht und die oceanische Colonisation der „Generalstaaten". Nur wenn er heimatlicher Verpflichtung entsagt, findet, ohne Ehre und Vortheil des Mutterlandes, der Deutsche den Sold des geldstolzen Stammbruders. Unklugheit und Unbarmherzigkeit unserer Väter hat verdient, daß unsere Ströme beim Eintritt in die große westdeutsche Niederung fremde werden.

Auf offenem Felde den altberühmten Banden des spanischen Fußvolks, Alba's Zöglingen und Siegesgenossen, unterliegend, wandten sich die todesmuthigen Freiheitshelden auf ihr Element, auf die See, rettete die Freiheit, wie die ionische in Themistokles' Tagen, sich auf die Schiffe der Geusen und begann die nie überbotene Aera der holländischen Seemacht. Der Muth und die Geschicklichkeit, welche in den Osterlingen erstorben, war in den Gefährten von ehemals, an der Südersee, in Seeland, an den Scheldemündungen wiedererwacht. Die Union von Utrecht, geschlossen im Jahr 1579, einigte

den ersten Kern der Provinzen, jene Städte, welche der blühenden Hansa einst angehört; zehn Provinzen bildeten dann (1589) den förmlichen Schluß der Vereinigten Niederlande, und der Waffenstillstand vom Jahr 1609 war das Bekenntniß der spanischen Krone: die Volksfreiheit der Niederdeutschen sei unbesieglich. Mitten unter der ungeheuersten Anstrengung zu Lande und zu Wasser segelten die Holländer, die Welt mit gierigem Kaufmannsauge umfassend, den Engländern nach, auf dem Wege nach China, um das Nordcap ins Weiße Meer, gründeten freien Handel mit Moskau (1577) im neuen Archangel, fuhren im Jahr 1595 zuerst nach Ostindien und vereinigten im Jahr 1602 alle kleinern Handelsgesellschaften in die Ostindische Compagnie! Die Deutschen, die Osterlinge, blieben, so unendlich von den Brüdern überflügelt, am Leitseil der Schweden und Dänemarks, in ihrer Ostsee und im engern deutschen Meere wie in einer Entenpfütze gegängelt. Wie konnte unter so ungleichen Theilen ein Vertrag bestehen? Wilhelm von Oranien verbot schon im Jahr 1571 den Hansen Verkehr mit Spanien; beim Ueberfall Antwerpens im Jahr 1576 entging die „Residenz" der spanischen Wuth nicht; statt schützender Orlogschiffe hatten die Ohnmächtigen nur fruchtlose Vorschreiben von Kaiser und Reich. Gegen Ende des 16. Jahrhunderts führte die Factorei nur noch ein erbetteltes Dasein [36]). Fragen wir, was in den Niederlanden das Widerspiel schuf: so war es Demokratie, Volksfreiheit, durchdrungen vom politischen Geiste des Calvinismus, im Gegensatze der deutschen Aristokratie und des conservativen Lutherthums.

Wie durfte bei so weltkundiger Ohnmacht die Hansa

noch hoffen, ihre Freibriefe in England zu behaupten? König Heinrich VIII. hatte, auf den Beistand der deutschen Seestädte chimärische Plane bauend, noch Alles auf dem alten Fuße gelassen, doch schon Eduard VI. ihnen ihre Privilegien genommen (1552); Königin Marie begnadigte sie wiederum, beschränkte sie jedoch auf Andringen des heimischen Handelsvolks. Elisabeth, bei ihrer Thronbesteigung gefällig in Worten, foderte alsbald gleiche Berechtigung für ihre betriebsamen Unterthanen in den Seestädten; Vorstellungen, Bitten, Vorschreiben des Kaisers, Repressalien ohne gemeinsame Kraft fruchteten nicht. Zwar mußten die englischen „Aventurirer" Hamburg räumen (1582), aber sie siedelten in Emden, Elbing, in Stade sich an und die starke Elisabeth blieb ungeirrt in ihrer Staatsweisheit. Als nun Philipp II., in der Fehde mit den Niederlanden und mit England der hansischen Einfuhr bedürftig, dem deutschen Handel größere Ausdehnung gewährte und, der Warnung Elisabeth's ungeachtet, die Städte beharrten, den Feind auch mit Kriegsmitteln zu unterstützen, zögerte der vernichtende Schlag nicht. Die Heldenjungfrau vernichtete (Juli 1588) die „unüberwindliche Armada", 150 große Schiffe mit 2620 Kanonen gerüstet, mit ihren 197 Fahrzeugen verschiedener Art, über deren niedrigern Bord die Kugeln der thurmhohen spanischen Dreidecker hinwegflogen; Gebieterin der See, strafte sie die unklugen Hansen, indem sie ihnen am 30. Juni 1589 in der Mündung des Tajo eine Kauffahrerflotte von 60 beladenen Schiffen abnahm [37]), und erstattete sie nicht zurück, soviel der Kaiser schrieb, die Städte schrien. Wie nun ein Reichstagsbeschluß vom Jahr 1597 die Vertreibung aller Engländer aus deut-

schen Landen gebot, wurde am 4. August 1598 den Deutschen durch den Mayor und die Sheriffs von London befohlen, aus dem Stahlhofe zu weichen, und mit Constablern gedroht, falls sie nicht in Güte sich bequemten. Mit Betrübniß zogen sie darauf, „der Olderman voran, zur Pforte hinaus, die hinter ihnen sich verschloß, sodaß sie auch nicht die Nacht darin wohnen durften“ [38]). Dennoch wurden sie nicht aus England verwiesen, weil die umsichtige Königin nur auch eine befreite Residenz für ihre Unterthanen in Deutschland begehrte. Seit der ersten Ansiedlung jener kölnischen Weinlieferanten an der Themse bis zu diesem bittern Gange mochte ein halbes Jahrtausend verstrichen sein — die englischen Adventurirer kehrten mit rastloser Thätigkeit auf deutschen Boden zurück; aber auch König Jakob I. dachte nicht daran, die alten Freiheiten der Deutschen herzustellen. Der Stuart, in Sir Walter Raleigh's stolzen Grundsatz eingehend, gab die Acte der East-India company und baute die „Trade's increase“, das größte Handelsschiff des damaligen Großbritanniens, von 1200 Tonnen Gehalt. Sir Phineas Pett ließ die erste „Frigate“ [39]) vom Stapel zu Chatham laufen; im Jahr 1637 staunte die Schifferwelt den „Sovereign of the seas“ an, den ersten Dreidecker Albions, dessen Größe, Pracht und Zierlichkeit, scharfer Kiel, hochgestengelte Masten, Fülle von Segeln, von unzähligen Tauen durchwebt, uns auf dem Gemälde Vanderveldes's zuerst an heutige Linienschiffe des ersten Ranges erinnert [40]). Jakob I. war es, welcher den Grundsatz festhielt, daß die Fahrt durch die „enge See“ nur von seinem „pleasure“ abhinge; als Sully, in den mittlern Regierungsjahren Heinrich's IV., „der noch kei-

nes Kriegsschiffes mächtig war", zur Begrüßung des Stuarts nach England geschickt wurde, empfing ihn der englische Capitain, der ihn überführte, mit aller ersinnlichen Höflichkeit. Wie aber Herr du Vic, Viceadmiral von Frankreich, von Calais zum Geleite des Gesandten, die französische Flagge am großen Maste, sich anschloß, richtete der Engländer schweigend 50 Stücke auf den Franzmann und salutirte erst mit unschädlichen Schüssen, als de Sully, erschrocken, erklärte, Jener werde auf das verabredete Zeichen die französische Flagge senken. So mußte Frankreich dem Könige von England schon im Jahr 1604 die Ehre erweisen, welche es dem Souverain des mers schuldig war; Karl I., noch stolzer als sein Vater, blieb bei solchem Rechte, und unter Oliver Cromwell (im Jahr 1654) mußten sogar die Niederländer nachgeben, die Flagge streichen, ihr Topsegel fallen lassen, so oft sie einem königlichen Schiffe in der britischen See begegneten. Was blieb da dem bescheidenen „Wimpel" von Lübeck übrig, als sich ganz zu verkriechen? Dasselbe Gesetz galt auch für alle andern Seemächte, und erst in den Tagen nach Trafalgar gab Britannia, ohne irgend eine Nebenbuhlerin, durch Beschluß des „Board of Admirality" so kränkende Foderung auf.

Gleichwol schien mit dem ersten Jahrzehnd des 17. Jahrhunderts das Selbstgefühl der deutschen Städte, der Küste sowol als des Inlandes, mit Hinblick auf das Vorbild der niederländischen Republik, wieder zu erwachen, ehe der Dreißigjährige Krieg sie in den Todesschlaf versenkte. Wenigstens beurkundete sich eine einmüthige, diplomatische Thätigkeit der ehemaligen Osterlinge, die alten Verbindungen im Interesse des gesammten deutschen Bür-

gerthums, als Wiederlage der Seemacht, aufs neue zu knüpfen. Unter großen Zurüstungen schickte die Hansa im Jahr 1602 eine Gesandtschaft nach Moskau, und zwar zu Lande, weil der livländische Krieg zwischen den beiden Wasas noch fortwährte. Wohl empfangen vom Zaren, weil sie prächtige Geschenke brachten, erwirkten die Herren dennoch nicht die dauernde Herstellung der Höfe von Nowgorod und Pleskow, weil Engländer und Holländer bereits Monopolien erworben hatten und Boris Godunow, der Verleiher leerer Zusicherungen, bald darauf starb [41]). Dagegen öffnete sich im Südwesten, unter dem Schutze zweier Consulate, zu Lissabon und Sevilla, die Aussicht zu lohnenderm Verkehre. Spanien konnte, bei der beharrlichen Auflehnung seiner Niederlande, des hansischen Handels nicht entrathen, soviel Störung derselbe erfahren, weil die Seestädte mit den Rebellen der Krone nicht hatten brechen wollen. Eine Gesandtschaft, den verständigen Generalsyndicus Dr. Johann Domann an der Spitze von Rathsherren von Lübeck und Danzig, fand in Madrid (April 1607) eine verheißliche Aufnahme; aber die diplomatische Gewandtheit gewann nur vier Diplome, deren Inhalt die Erwartung nicht befriedigte, nur einige Vortheile im Königreich Castilien und für Portugal zusagte und durch den im Jahr 1609 eingegangenen Waffenstillstand mit den Niederlanden vereitelt wurde. Erfreulich war es, daß, in Folge der durch Dr. Domann auf dem Tage zu Worms (Mai 1606) angebahnten Vereinigung mit den oberdeutschen Reichsstädten Augsburg, Nürnberg, Strasburg und Ulm, dieselben in den Mitgenuß der spanischen Freiheiten aufgenommen wurden, da sie bisher ihre Güter auf hansischen Schiffen nach jenem

Reiche gesandt hatten [42]). Noch ward die kaufmännische Speculation nicht durch die Inquisition abgeschreckt. Doch auch schon 20 Jahre früher hatten einzelne Rheder unter schwankenden Verhältnissen weite Unternehmungen gewagt. Als Ritter Hans von Schweinichen, berühmt wegen seiner Begabtheit im Zechen und wegen aufopfernder Treue für seine liederlichen Gebieter, die Herzoge von Liegnitz, im Jahr 1578 nach Wolgast ritt, um Reisezehrung zu borgen, erwartete sein Wirth seit vier Jahren die Rückkehr eines Schiffes, welches er mit einer Ausrüstung von 80,000 Thalern auf „Aventure" nach Lissabon geschickt, und war darüber so verarmt, daß er eine Herberge anlegen mußte. Mit trübem Auge blickte er täglich mehrmals in die See und forschte nach seinem Schiffe. Und als er im gedachten Jahre eben mit seinem schlesischen Gaste schwermüthig an der See spazierte, sah er ein großes Schiff angesegelt kommen, erschrak über die Aehnlichkeit desselben mit dem verlorenen und verhieß dem Ritter, wäre es sein Schiff, den dicksten Portugaleser darauf. Und siehe: er erkannte Fahne und Wappen als die seinen; „mit Pfeffer und süßen Weinen beladen und sonst seltsamen welschen Früchten" lief das Schiff ein, im Werth über anderthalb Tonnen Goldes, von welchen Hans seinen dicken Goldthaler und andere Sachen mehr richtig empfing [43]).

Den letzten politischen Muth faßten unsere Seestädte kurz vorher, ehe die Nacht für sie anbrach: ein Schutz- und Trutzbündniß mit dem jugendlichen niederländischen Freistaate. Wir wissen nicht, von welcher Seite der Vorschlag zu so kühner, nur leider zu später Combination ausging [44]); im Juli 1612 eröffnete ihn der Generalsyndicus Dr. Domann, vorzüglich im Namen Lübecks,

das in so großartiger Anlehnung sein Ansehen gegen die Könige Christian IV. und Karl IX., Gebieter der Ostsee, wiederherzustellen gedachte. Aber statt auch die Gegenverpflichtung aufzunehmen, beim Wiederausbruche des Krieges mit Spanien Hülfe zu leisten, begehrte die furchtsame Politik deren überhoben zu sein. Als dessenungeachtet die Generalstaaten darauf eingingen, achtete Lübeck des Kaisers Unwillen nicht, sondern schloß (1613) für sich das Bündniß ab, freilich nur in allgemeinen, zaghaften Worten, wechselseitigen Beistand allein auf den Fall gewaltsamen Angriffs und der Störung des Handels bedingend. Gustav Adolf trat im Jahr 1614 der Verbindung bei, deren nächster Zweck, freie Fahrt durch den Sund, dessen Zoll Christian IV. stets erhöhte, den Dänenkönig zumal gegen Lübeck mit neuem Groll erfüllte. Gleichwol Ausdehnung des Vereins auch auf Erhaltung städtischer Freiheit in Deutschland gab im Jahr 1615 das Erscheinen des Nassauers mit einem Heere vor dem bedrängten Braunschweig kund und ermuthigte am Ende des Jahres noch neun Städte, Bremen, Hamburg, Rostock, Stralsund, Wismar und Greifswald, also den Kern der Osterlinge, nebst Magdeburg, Braunschweig und Lüneburg, zum Anschluß. Der Freiheit der deutschen, sich ins Meer ergießenden Ströme ward nicht gedacht. Die Vertretung deutscher Interessen durch die Großmuth der Generalstaaten bei auswärtigen Mächten blieb nicht ganz unfruchtbar; so weit hatte das Rad der Dinge sich gedreht! Als jedoch, nach ernsten Erweisungen niederländischer Hülfsbereitschaft, die Bundesgenossen zur Stunde der Gefahr thätige Theilnahme der deutschen Städte am großen europäischen Entwickelungskampfe foderten, trat die erbärmliche Schwäche

derselben an den Tag, und nichts in der Welt konnte sie zu einem heroischen Entschlusse bewegen. Im Gefühle ihrer Ohnmacht, gleich bange vor dem Kaiser und vor Spanien, vor dem Könige von Dänemark, ihrem Erbfeinde, welcher mit der Republik sich verbündet (1621), lehnten die Städte durch ausweichende Antworten, welche der niederländische Resident schmählich in Stücken reißen wollte, jede Anfoderung ab und verschuldeten durch so jämmerliches Verhalten, daß die Schrecken Tilly's und Waldstein's über sie kamen, ohne daß der Bundesgenosse ihnen den Schild hielt.

So rückte denn, um in ihrer Begegnung die Seestädte gänzlich zu erdrücken, die erstarkte Macht des Kaisers und des katholischen Deutschlands und beider nordischen Könige aus der Ferne aneinander; ehe aber das Reich in seiner politischen Selbständigkeit nach allen Seiten unterlag, sollte ein deutscher Kaiser zum ersten und zum letzten male die Herrschaft über die deutschen Meere, von der kürzlich Matthias traumgleich geredet, wie in der Ironie des Schicksals, unter den gebieterischesten Umständen, und doch nur für wenige Wochen ansprechen!

Der Seemacht und Norddeutschlands Wohl und Wehe bedingte in der ersten Hälfte des Dreißigjährigen Krieges wieder nur die Cimbrische Halbinsel mit ihrem Inselarchipelag, den die Germanen über ein Jahrtausend früher dem skandinavischen Stamme überlassen. Nachdem im ehrsüchtigen Streite um Wappenbilder und den Titel des Lappenkönigs Christian IV. und Karl IX. seit 1611 die deutsche bescheidene Schiffahrt beeinträchtigt, der Däne die Seestädte befehlsweise gewarnt, sich der Fahrt nach Schweden zu enthalten, über 30 lübische Schiffe mit Ge-

walt genommen und sein Admiral Ulefeld selbst den Hafen von Travemünde gesperrt hielt, hatte Gustav II. Adolf, Wasa's Enkel, die schwedische Krone (30. October 1611) überkommen. Er schloß den Frieden mit den Dänen zu Siöröd (16. Januar 1613), den zu Stolbowa (27. Februar 1617) mit den Russen für Abtretung Karelens und Ingermanlands, und warf sich dann, weltumgestaltende Plane im Kopfe, auf die Polen. Er eroberte Riga (September 1621) mit einem Theile Livlands und erschien im Sommer 1623 mit 21 Schiffen auf der Rhede von Danzig. Das althansische Danzig, ein deutscher Freistaat unter polnischem Schutze, hatte seit zwei Jahrhunderten auch als Seemacht keine verächtliche Rolle gespielt, gegen die Engländer, gegen Christian II. wacker zu Schiffe gekämpft, gegen die Wahl Stephan Bathori's als Königs von Polen im Interesse Habsburgs muthig sich aufgelehnt (1577) und den polnisch-preußischen Städten Elbing und Braunsberg empfindlichen Schaden zugefügt; dem Könige von Schweden fühlte sie sich aber nicht gewachsen. Ebensowenig das polnische Herzogthum Preußen; 90 Jahre früher hatte Herzog Albrecht den Wasa unterstützt, die Entwürfe Jürgen Wullenweber's mit seiner Flotte niederzukämpfen; jetzt, im Jahr 1626, besaßen die Hohenzollernschen Erben nur ein Schiff, um die Einfahrt von Pillau gegen den Eroberer zu schützen. Königsberg, ein Glied der ältern Hansa, ergab sich; nur Danzig wies mannhaft alle Angriffe der Schweden ab und blieb von der schwedischen Flotte blockirt, bis der Waffenstillstand von Stuhm (26. September 1629), dem Könige einen Theil Preußens, sowie die Zölle von Danzig und Pillau sichernd, ihm freie Hand gab, seine deutschen Plane machtvoller aufzuneh-

men, als deren Grundlage er jene Hansestadt gern in seine Gewalt gebracht hätte.

Inzwischen war durch die schwächliche, unkluge Theilnahme der niedersächsischen Kreisstände für die Sache des vertriebenen Böhmenkönigs, durch die Unfähigkeit, welche Christian IV., begieriger nach einer Zerstückelung des nördlichen Deutschlands zu Gunsten seiner Prinzen, als sich zum Retter der angeblich hochbedroheten Gewissensfreiheit aufzuwerfen, als Oberhaupt der Kreisvertheidigung erwies, schon im Jahr 1625 das Kriegsfeuer in das Herz des hansischen Bundes getragen worden. Der Dänenkönig, durch Tilly, den Feldherrn der katholischen Liga, bei Lutter am Barenberge geschlagen (27. August 1626), zog sich auf seine unangreiflichen Inseln zurück; unsere Städte, ohne Theilnahme für die Plane des übermüthigen Seeherrschers, des Bedrängers ihres Handels auch jetzt, da er an sie sich anlehnen wollte, mußten, weil Gustav Adolf's Zeit noch nicht gekommen war, die Unbilden des ligistischen Siegers auf ihrem Landgebiete ertragen, während der Däne ihre Häfen mit seinen Kriegsschiffen sperrte. Als auch der Herzog von Friedland mit einem kaiserlichen Heere nach Norddeutschland heranzog (Herbst 1627), um den geflohenen Dänenkönig in seine Erblande zu verfolgen, vernehmen wir zum ersten male eines deutschen Kaisers Anspruch an die freilich kümmerlich bestehende deutsche Seemacht, den gemeinsamen Feind des Reichs zu überwältigen; zum ersten male die Verkündigung des Herrscherrechts an die „deutschen Meere" und die Vorbereitung eines großen, kaiserlichen Plans, den norddeutschen Handel durch das Monopol mit Spanien zu neuem Glanze zu erheben. Auf Tilly's Foderung an die Seestädte (von

denen Rostock und Wismar in Friedland's Gehorsam standen, Stralsund eben eine fast weltgeschichtliche, aber für Deutschland im Allgemeinen nicht ersprießliche, für unsere Seemacht vollends verderbliche Wendung vorbereitete, Lübeck zwischen den Parteien angstvoll schwankte), Schiffe zur Bezwingung Dänemarks zu stellen, war zunächst von Lübeck ausweichend geantwortet worden. König Christian, schon in Jütland bedrängt, konnte freilich nach seinem politischen Standpunkte es für „eine ewige Infamie" erklären, wenn die Städte dem Kaiser Flotte, Häfen und Kriegsmittel gegen ihn gewährten. Bereits hatte Friedland, welcher die Absichten Gustav Adolf's wohl durchschaute, der pommerschen Küste, mit Ausnahme Stralsunds, sich bemächtigt und, ein böhmischer Edelmann, als neuer Herzog von Mecklenburg den großartigen Gedanken erfaßt, um den nordischen Königen die angemaßte Herrschaft der deutschen Meere streitigzumachen, eine Reichsflotte aufzubringen; als der Gesandte Ferdinand's II., Graf Georg Ludwig von Schwarzenberg, am 8. November 1627 der hansischen Versammlung zu Lübeck den Plan der kaiserlichen Minister, das spanische Monopol betreffend, in der würdigsten Sprache eröffnete: „Es sei weltkundig, wie die ehrbaren deutschen Hansestädte durch die Ausländer seit geraumer Zeit nicht allein merklich unterdrückt, sondern ihnen auch von fremden Potentaten die freie Schiffahrt gesperrt, ihre Schiffe überfallen, geplündert oder in den Grund geschossen und zum Hohn und Spott deutscher Nation von ausländischen monopolischen Gesellschaften das Brod gleichsam vor der Faust abgeschnitten sei. Damit nun die ehrbaren Städte verspürten, daß Kaiserliche Majestät die Gelegenheit nicht

gelegenheit bis auf den Herbst 1628, und da hatten die Dinge sich wesentlich verändert, die schnöde Absonderung einer einzigen pommerschen Stadt, ihr Bündniß mit einer undeutschen Macht, jene Schöpfung für immer vereitelt.

Christian IV. war auf seine Inseln gescheucht, Gustav Adolf noch durch den polnischen Krieg gebunden; Friedland, der neue Herzog von Mecklenburg, begann zu Wismar, dem schönsten Kriegshafen der Ostsee, eine Reichsflotte, die aus 24 Orlogschiffen bestehen sollte, auszurüsten. Die Vereinigung der hansischen Schiffe mit derselben konnte, schlug das Glück Ferdinand's II. nicht um, kaum von den Furchtsamen abgelehnt werden; Friedland galt als Schiedsrichter im nordischen Friedenswerke und hatte unter dem 21. April 1628 vom Kaiser das Patent als „General des Oceanischen und Baltischen Meeres" und als „Generalcapitan der zu errichtenden Armada", sowie ihrer Bemannung mit der ausgedehntesten Vollmacht erhalten [47]); als die Stadt Stralsund die Aufnahme kaiserlicher Völker, unerlaßlich bei Gustav Adolf's kundbaren Planen, verweigerte, mit dem Könige, der schon seit dem Jahr 1625 sein Auge auf das unbeerbte Herzogthum Pommern und auf die wichtige Seestadt gerichtet, am 25. Juni (5. Juli) 1628 ein Bündniß schloß und mit dänischer und schwedischer Hülfe der kaiserlichen Belagerung sich erwehrte. Von diesem Ereignisse hing das deutsche Geschick eines Jahrhunderts, der Verlust unserer Seemacht bis auf diesen Tag ab. König Christian IV., bis dahin die Geißel unserer Küsten, entzog sich durch den Frieden von Lübeck (23. Mai 1628) der weitern Einmischung in die deutschen Angelegenheiten, aber ohne daß von Auf-

hebung des Sundzolls die Rede war; Gustav Adolf, auf den sichern See- und Waffenplatz Stralsund gestützt, erfaßte den glücklichen Moment, Kaiser und Reich mit Krieg zu überziehen. Wenn der nordische König in seinem Manifeste unter andern Gründen, die ihn zur Fehde herausgefodert hätten, auch anführt: „Der Kaiser habe sich zum Herrn der Ostsee machen wollen, zu diesem Zwecke viele Häfen in Niedersachsen und Pommern besetzt, eine beträchtliche Anzahl Schiffe gerüstet und die Admiralitätswürde auf jenem Meere vergeben; dies seien ebenso viel Eingriffe in die Rechte der Schweden, denen von Alters her (?) die Herrschaft über die Baltische See in Gemeinschaft mit den Dänen gebühre": so klang solches aus dem Munde des Schweden ganz natürlich, sowie er auf dem danziger Friedenscongresse von seinem Standpunkte aus wagen durfte, vom Oberhaupte des Reichs zu begehren: daß alle Schanzen an der Küste der Nord- und Ostsee geschleift würden, der Kaiser keine Kriegsschiffe bauen, keine Flotten auslaufen lasse und, wenn schon Orlogschiffe ausgerüstet seien, dieselben wieder abzutakeln. Dagegen ist es der Gipfel nationaler Selbstvergessenheit und schmachvollster politischer Gedankenlosigkeit, wenn die deutschen Zeitgenossen, nachbetend, sich gewöhnten, es für einen empörenden, die Könige des Nordens zur gerechten Strafe herausfodernden Despotismus des deutschen Kaisers zu erklären, daß er das Deutsche Meer und die Ostsee als deutsch anspräche, und wenn protestantische Publicisten der schwedischen Anmaßung Lob und Beifall zollten, so freche Unbilde abgewehrt zu haben.

Noch war Gustav Adolf nicht auf deutschem Boden gelandet, seine Kriegsschiffe hielten erst alle Häfen von

versäume, sie wieder zum alten Flor, Ansehen und Hoheit herzustellen, und bekannt sei, daß die spanische Schiffahrt das vornehmste Mittel gedeihlicher Nahrung gewesen, und die königliche Würde zu Spanien ihm, dem Kaiser, eine Conjunctur angetragen habe, damit alle aus den spanischen Königreichen ausgeführten Waaren zwischen deutscher Nation und den spanischen Unterthanen allein verblieben, so habe die Kaiserliche Majestät sie, die gegenwärtigen Gesandten, an die löbliche Stadt Lübeck als Haupt des uralten Hansebundes abgeordnet, solches ins Werk zu richten, und begehrten deshalb, sie sollten den Vorschlag nicht allein mit den nächsten Anverwandten berathen, sondern auch andern, an der Seekante belegenen Städten, insonderheit der Stadt Danzig, eröffnen." [45])

Aber die Lübecker, befangen in den Vorurtheilen der Zeit, trauten so lockender Anerbietung nicht, horchten auf die Drohungen des Dänen, die Abmahnungen des Schweden und der Niederländer, fürchteten Gefährdung ihrer Religionsfreiheit, da sie doch vor mehr als 20 Jahren ohne Furcht vor der Inquisition unmittelbar um dasselbe Handelsbündniß gebuhlt hatten; beraumten dagegen einen Hansetag auf den Februar 1628 an. Hier nun wiederholte der kaiserliche Gesandte seinen Antrag, noch die denkwürdigen Worte hinzufügend: „Nachdem der Allmächtige dem Kaiser wunderbaren Sieg über alle seine Feinde verliehen und ihm Ruhe verschafft, daß er an Wiederherstellung Dessen, was hin und wieder im Reiche in Unordnung gerathen, denken könne, wolle er auch die nothwendige Wiederbringung Dessen, was zur Beeinträchtigung der Reichsrechte von benachbarten Nationen gehandelt worden, nicht länger feiern lassen, sondern die

geeigneten Mittel mit Nachdruck ergreifen. Denn was könne einer so ansehnlichen, volkreichen, streitbaren, mächtigen Nation, als die deutsche ist, verkleinerlicher, schimpflicher, spöttlicher sein, als daß sie sich von andern, mit ihr nicht zu vergleichenden Völkern auf ihren eigenen Meeren und Flüssen Recht und Gesetze vorschreiben lassen und denselben gehorchen müsse? Was sei der Zoll im Sunde anders, als ein schädlicher und schändlicher Tribut über ganz Germanien, sodaß sich wol Leute öffentlich verlauten ließen, es sei dies ein rechter Zaum, womit man die deutschen Hansestädte zum Zoll bringen und, es sei ihnen lieb oder leid, behalten könne. England habe die Hansestädte ihrer uralten, mit Gut und Blut theuer erworbenen Privilegien ohne Weiteres beraubt und obenein deutsche Redlichkeit und Ehre durch den dafür gebrauchten Vorwand höchlich beschimpft." [46])

Wer ermißt den Umschwung der Dinge, gelang es dem Kaiser auf der Höhe seiner Siege, dem Reiche die freie Fahrt durch den Sund, die Herrschaft des nordischen Meeres und den hansischen Städten, wie er sich erbot, unmittelbaren Handel nach Spanien und Indien, mit Ausschließung der übrigen Nationen, zu erwirken? Mochten sich gegen ein so ungeheures Project mächtige Schwierigkeiten aufthürmen, so konnte der Versuch doch nicht schlimmere Folgen nachsichziehen, als die Unterlassung. Leider aber müssen wir gestehen, daß so schwunghaften Gedanken das unselige kirchliche Vorurtheil, die engherzige Berechnung augenblicklichen Nutzens, die Furcht vor den Zwingherren des Meeres, die Bangigkeit vor einem erstarkten Reichsoberhaupte entgegentraten. Die Hansen verschoben die Entscheidung so hochwichtiger An-

dische Schiffe „aufzuschnappen"; indessen kehrten die Schweden bald zurück und gewannen ihm den Wind ab, daß er den Hafen nicht mehr erreichen, sondern am 13. December in die Trave seine Zuflucht nehmen mußte. Dort ging der Stern des Kaisers zur See unter, wie denn auch um diese Zeit — so grimmig haßten die nordischen Seemächte den Gedanken an eine deutsche Flotte — eine Anzahl neugeworbener Bootsleute niedergehauen wurden. Als der schwedische Resident in Lübeck, Johann Adler Salvius, die Auslieferung des „David" begehrte, nach dem Waidmannsgrundsatze: „der Jäger könne das auf seinem Grund und Boden aufgetriebene und angehetzte Wild auch auf fremdes Gebiet verfolgen", widersprachen die Lübecker und wollten sich des Schadens, den dieses Schiff ihnen früher zugefügt, an der Beute erholen. Der königliche Resident hatte Ursache, die unzufriedenen Bürger zu schonen, und so wurde denn das Reichsadmiralschiff ihnen zuerkannt, die Besatzung mit dem Geschütz entlassen [49]). In Stadt und Hafen Wismar „das Fundament der kaiserlichen Schiffsarmatur und den prätendirten Dominat über die Ostsee mit der Wurzel auszurotten", setzte der General Acke Tott die Belagerung nachdrücklich fort und zwang den tapfern kaiserlichen Befehlshaber am 12. Januar 1632 zum Abzuge; nachdem derselbe manches Flottenmaterial vernichtet oder bei Seite gebracht, gewannen die Schweden doch noch viele Schiffe, Kriegsvorräthe, schöne Karthaunen und Feldschlangen [50]). Das war das Ende der ersten kaiserlichen und Reichsflotte seit Karl dem Großen.

Während des dreißigjährigen Jammers, als schwedische und dänische Flotten die Ostsee durchfurchten, Kriegs-

schiffe beider Mächte Zölle vor allen deutschen Häfen von Pillau bis nach Hamburg erhoben — die Rhede von Danzig allein soll im Jahr 1635 über 1 Million (Thaler?) eingebracht haben —, schien die friedlichere Seefahrtskunde auch bei den Lübeckern einzuschlafen. Wenigstens ist ein Beweis ihres schlechten Zustandes, daß, als im Jahre des Prager Friedens (1635) Herzog Friedrich von Holstein jene Gesandtschaft, die durch Paul Flemming's, des Dichters, Antheil unvergeßlich geworden, nach Moskau abordnete, um über Rußland den Handel mit Persiens Schätzen an Kiels Hafen, wie vor dem Jahre 1156, zu locken, die kostbare Ausrüstung einem lübischen Schiffe anvertraut werden mußte, das, obgleich neu und fest erbaut, durch die Ungeschicklichkeit seines Patrons und des Schiffsvolks an den Klippen von Hochland im finnischen Busen rettungslos scheiterte[51]). Der Zeiten Druck machte verzagt und unfähig.

Der Westfälische Friede, so segenslos auch in andern Bestimmungen, erkannte die Selbständigkeit der Generalstaaten an und löste auch das lockerste Band zum Deutschen Reiche: die Geltung des Reichskammergerichts, welche der burgundische Vertrag von 1548 für den Fall unerledigter Reichssteuern noch vorbehalten. Jenes Friedenswerk gab einem nordischen Könige mehr, als ein Waldemar je besessen: die drei Mündungen des Oderstroms, ganz Vorpommern und Rügen, Gebiet und Hafen von Wismar, das Herzogthum Bremen mit der einen Seite hier der Elb-, dort der Wesermündung. Von 300 Meilen Meeresküste, welche die Deutschen vom 13. bis zum 16. Jahrhundert besessen, blieben nur noch etwa höchstens 60 Meilen, ohne bedeutende Häfen, ohne freie

Preußen bis nach Wismar und Lübeck versperrt — da saßen die Sendboten der bisher verbliebenen hansischen Städte im Monat Februar 1630 zu Lübeck betrübt im großen alterthümlichen Hansesaale beisammen und erklärten, einer nach dem andern, ihr Unvermögen, den Bund fortzusetzen, der für schwere Kosten geringen Vortheil verhieße. Solches Bekenntniß des Kleinmuths, die Trennung der großen, bald vierhundertjährigen Hansa, war der Spruch des Leichenbeschauers über die deutsche Seemacht; und wenn unmittelbar darauf die drei Reichsstädte, Lübeck, Hamburg und Bremen, einen Bund unter sich knüpften, der jenen glorreichen Namen als Hanseaten oder Hanseestädte bis auf die neueste Zeit übertrug [45]): so fehlte so zahmer Vereinigung, welcher nur der Schutz der Neutralität Bestand verbürgte, von vornherein die staatliche Geltung. Zwar wollten jene drei Städte, im Falle gewaltthätiger Bedrängung, verschlügen gütliche Mittel nicht, einander mit Volk, Geld, Wehr und Waffen Vorschub leisten; aber die nächsten Ereignisse verhöhnten so vermessenes Gelöbniß. Als im Jahr 1643 der Krieg zwischen Christian IV. und Schweden ausbrach und der Däne seine Flotte vor Hamburg legte, mußte die Stadt, nicht der kleinsten Hülfe von den Schwestern theilhaftig, sich bequemen, dem Angreifer 280,000 Thaler zu zahlen; und als wiederum Bremen im Jahr 1654 durch den schwedischen Statthalter des Herzogthums Bremen, den Feldmarschall Königsmark, in seiner Reichsunmittelbarkeit thatsächlich bedroht wurde, blieb jeder Beistand aus und konnte die uralte Reichsstadt nur durch eine Art Huldigung sich behaupten. Das Bundesverhältniß des „neuen Phönix“ beschränkte sich auf rein mercantilische Interessen; alle

spätern Versuche, eine größere, kräftigere Verbindung abzuschließen, endeten mit der letzten, receßlosen, allgemeinen hansischen Tagefahrt im Jahr 1669. Die prachtvolle Residenz in Antwerpen, seit 1624 die Caserne spanischer Soldaten 30 Jahre hindurch und von Grund aus verwüstet, blieb, bei der Kärglichkeit der vorhandenen Mittel, ihrem Schicksal überlassen; der Stahlhof in London, noch im Besitz einzelner Städte, sank bei dem großen Brande im Jahr 1666 in Asche und mit Mühe entging „solch ein Monument alter Größe" der Schande, als leerer Platz eingezogen zu werden; am Comptoir zu Bergen haftete noch am längsten, wenn die drei Städte mit gebührender „Devotion und reichen Geschenken für König und Königin um ihre Freiheiten", bloße Namen und Worte, angehalten, ein Schatten des altverehrten Bundes.

Am Schlusse haben wir noch das Schicksal der „Armada", der Reichsflotte Kaiser Ferdinand's II. und seines Generals des Oceanischen und Baltischen Meeres, zu berichten, die Beschuldigung übergehend, als habe Letzterer aus selbstischer Rücksicht Schwarzenberg's Wirken gestört. Rostock mit seinem Hafen fiel erst nach der Schlacht von Leipzig am 6. (16.) October 1631 durch Capitulation der kaiserlichen Besatzung in schwedische Hand; in Wismars vortrefflichem Kriegshafen, hinter der Schanze „Walfisch", behauptete sich noch ein Jahr die Reichsflottenstation, als das kaiserliche Admiralschiff, der „König David", mit 40 metallenen schweren Stücken bereits unterlegen war. Wie nämlich der schwedische Admiral Blum, welcher den Hafen von Wismar besetzt hielt, im Vorwinter 1630 nach dem Gellen gelaufen, „sich etwas zu erfrischen", segelte „König David" aus, um etwa schwe-

Strommündungen. Dänische und schwedische Wachtschiffe foderten Zoll und Licente auch von so kümmerlichem Reste.

Zehntes Capitel.

Geschichte der deutschen Seemacht von 1650. — Das 18. Jahrhundert. — Danzig. — Blick auf die europäischen Seestaaten. — Preußens kühner Aufschwung als Seemacht und afrikanisches Handelsproject unter dem Großen Kurfürsten (1676—88). — Jan Bart, der französische Deutsche (1690). — Entstehung der russischen Seemacht durch Peter I. und Druck auf die kleinern. — Verfall der preußischen Marine (1720). — Gunst und Ungunst der Friedensschlüsse vom Jahr 1720 für Deutschland. — Gescheiterte Handelspläne Karl's VI. für Triest und Ostende (1731). — Fall Danzigs (1735). — Preußisches Seetreffen bei Neppin (1759). — Joachim Nettelbeck von Kolberg. — Bewaffnete Neutralität zur See (1780). — Joseph II. und die Scheldesperrung (1784). — Deutsche bei Wiborg und Svensk-Sund (1789). — Die französische Revolution. — Eroberung von Holland. — Continentalsperre vollendet. — Lübeck (1810). — Schluß; das Eine was noth thut.

Die Geschichte einer deutschen Seemacht in der zweiten Hälfte des 17. und im 18. Jahrhundert scheint ein Widerspruch in sich selbst, da die Sache, welche beschrieben werden soll, eigentlich gar nicht vorhanden war. Von der Newa bis zur Düna gehorchten einst deutsche Küsten der Krone Schweden; der Strich von Riga bis an Pommerns Ostgrenze stand unter polnischer Oberherrlichkeit; Brandenburgs Scepter gebot nur bis nach Kamin, über den einzigen seichten Hafen von Kolberg und die offenen Rheden von Stolp und Rügenwalde; mit der Divenow begann wieder schwedisches Gebiet bis Wismar, nur un-

terbrochen durch den Hafen von Rostock; Lübeck allein konnte durch seine Trave eine vom dänischen Holstein leicht zu sperrende Verbindung mit der See vermitteln; Schleswig und Holstein erlagen dänischem Einflusse, der durch Altona und Glückstadt wie durch Helgoland die Elbeinfahrt beherrschte; auf der andern Seite, von Stade bis zur Wesermündung, schwedisches Gebiet; dann Oldenburg, seit 1676 unter unmittelbarer dänischer Botmäßigkeit; Friesland, nur mit einem brauchbaren Hafen, endete, Dank der Habsburgischen Hauspolitik, bei der Mündung der Ems. Zwar besaß Habsburg einen kleinen Winkel am Adriatischen Meere, den sumpfigen Golf von Triest, und hatte jene unbedeutende Stadt seit dem 14. Jahrhundert mit Unterbrechung als Reichsgebiet glücklich gegen Venedig behauptet; aber die Gewalt und Handelseifersucht der Republik von S.-Marco ließ bei Oestreich, unter türkischen, ungarischen und französischen Kriegen, an Gründung einer adriatischen Seemacht nicht denken. Demnach würden wir in der angeblichen Geschichte einer deutschen Seemacht nur von kümmerlichem Küstenhandel oder unsicherer Kauffahrt durch die Nordsee bis Spanien und Portugal, vielleicht bis ins Mittelländische Meer — führte ein schwedisch-pommerischer Schiffspatron sonst ordentliche Türkenpässe — zu reden haben. Allein auch unter so schmählicher Verdunkelung der Rechte eines weltgeschichtlichen Volkes lagen die Elemente der Seemacht verborgen, blickten ein paar mal silbern durch, oder dienten, geschätzt und belobt, zeitweise den Fremden. Wir berichten deshalb unscheinbare Dinge zu unserer Selbstermuthigung, um zu zeigen, welcher deutsche Staat den würdigen Beruf hatte, Deutschlands Seemacht zu vertre-

ten; was er einst that, noch mehr, was er über hundert Jahre hindurch unterließ.

Die Welt war weggegeben um die Mitte des 17. Jahrhunderts; die modernen Seestaaten, bis auf einen, den russischen, standen ausgebildet und jeder in seinen Gewässern gebietend da; die schwedische unter Karl X. Gustav (1654), die dänische unter Friedrich III., dem „Souverain" (1660). Die englische Republik unter Cromwell blickte stolzer auf ihre Meere als selbst die Stuarts; die Navigationsacte behauptete ihr ausschließliches Recht; Amerika, die Zuflucht bedrängter Gewissen, und Indien dienten dem britischen Weltverkehr; Karl II. und Jakob II. sahen auch die Wissenschaft des Schiffbaues und der Seetaktik erblühen. Die Generalstaaten, durch eines Heemskerk und anderer Helden Thaten zum Frieden und zur Anerkennung gelangt, zählten im Jahr 1650 an 120 Orlogschiffe, darunter 70 mit zwei Geschützreihen; längst handelten von (angeblich) 20,000 Fahrzeugen Hunderte großer Kauffahrer nach Westindien, Guinea und Ostindien. Die letzte englische Revolution vereinigte unter Wilhelm III. die Seemacht Hollands mit der britischen, und die Opdam, Tromp und de Ruyter fochten mit Englands Admiralen für eine Sache. Spaniens atlantische Meeresherrschaft, zwar erschüttert durch die Niederländer und Portugals Abfall, stand, gestützt auf Westindien und sein Amerika und auf das Bewußtsein früherer Größe, noch gebieterisch da, und Frankreich hatte, beflügelt durch Ludwig's XIV. Ehrgeiz und Colbert's Genie, sich zum gefährlichen Nebenbuhler der ältern Marinen aufgeschwungen. Zwar Heinrich IV. war vor Ausführung schöpferischer Plane gefallen, und Richelieu hatte

aus Mangel an Schiffen die widerspenstige Stadt Rochelle im Jahr 1629 nur nach dem Beispiele Alexander's vor Tyrus, durch einen Damm, bezwingen können. Auch Mazarin durfte auf des Vorgängers Grunde nicht fortbauen, und noch der Admiral Duquesne mußte auf eigene Kosten Schiffe gegen die Spanier ausrüsten. Aber Ludwig XIV., im Jahr 1661 nur vier bis fünf kleiner Kriegsschiffe mächtig, faßte kühnere Entschlüsse; der Adel Frankreichs, die Hocquincourt, La Rochefoucauld, Tourville scharten sich unter den königlichen „Pavillon"; Matrosen und Seeoffiziere bildete der rege Nationaleifer; im Jahr 1665 war die stolze Denkmünze „Navigatio restaurata" keine Prahlerei. Von da ab beschämte der „Pavillon der Lilien" mehr als ein mal die vereinte holländische und spanische Flotte, verscheuchte die Corsaren. Vom Jahr 1672—1677 offenbarte sich Frankreichs Seemacht, das Mittelmeer beherrschend, in wüthenden Schlachten, unter Duquesne auch ohne Englands Beistand gegen Spaniens und Hollands vereinigte Geschwader; selbst Ruyter mußte ihre Furchtbarkeit anerkennen. Als Algier und Genua sich demüthigten (1682, 1684) und Tourville einen Viceadmiral von Spanien zur „Begrüßung" zwang, zählte Frankreich 115 Linienschiffe und 179 kleinere Fahrzeuge, mit 40,000 Mann besetzt, einige von 100 und mehr Kanonen. Welcher Staat des zerstückelten, zertretenen Deutschlands durfte beim Hinblick auf so riesige Marinen den Gedanken an eine Seemacht zu fassen wagen? Brandenburg-Preußen unter seinem Großen Kurfürsten, mit dem überhaupt wieder die deutsche That erwacht.

Eine alte deutsche Stadt, auf Preußens Küste glück-

lich belegen, aber politisch dem deutschen Bande entschlüpft, zeigte kühn den Weg. Danzig, ein Freistaat unter dem Schutze Polens, dessen Naturerzeugnisse es in Gold und Luxuswaaren verwandelte, hatte dem nordischen Löwen sich nicht gebeugt, der schwedischen Zollschiffe sich erledigt, ein neues Fahrwasser, seiner Citadelle Weichselmünde gegenüber, vom geistlichen Nachbar in Oliva errungen, bald mit den drei hanseatischen Städten, bald selbständig lohnenden Verkehr mit England, Frankreich, Spanien angeknüpft, und war, geschirmt durch seine starken Wälle und städtische Miliz, auch im Gedränge gewaltiger Königskriege nicht verzagt. So beim Ausbruch des Feuers, welches Karl X. Gustav's erbarmungsloser Soldatensinn im Jahr 1656 entzündet. Als jene Geißel Deutschlands, Johann Christoph, Graf von Königsmark, Statthalter von Bremen und Verden, zum polnischen Kriegsschauplatz berufen, auf der Fahrt von Wismar nach Pillau mit seinen neugeworbenen Compagnien auf die Rhede von Danzig verschlagen wurde, schickte der Rath, welcher standhaft der Schweden Neutralitätsanträge abgewiesen und lieber alle Schiffahrt hemmte als den schwedischen Blockadeschiffen Zollerhebung erkannte, sobald er die unfreiwillige Nähe des Feldmarschalls erfahren, zwei Gallioten mit Bemannung und Geschütz gegen die schwedische Fregatte; diese überwältigten nach tapferer Gegenwehr den hohen Herrn, daß er sich mit Schiff, Kriegsgeräth und stattlichem Gefolge ergeben (19. October 1656) und im Fort Weichselmünde den Abschluß des Friedens erwarten mußte [52].

Kurfürst Friedrich Wilhelm, nur des Hafens von Pillau, des damals noch unbedeutenden von Memel und

der unsichern pommerschen Rheden mächtig, ohne Stettin, die Divenow, Swine und Peene, hatte, ein politischer Zögling der Oranier, schon im Jahr 1647 an eine ostindische Handelsgesellschaft, mit Anhalt an reiche Kaufhäuser in Holland, gedacht und während des großen Krieges, der das Herzogthum Preußen von polnischer Lehnbarkeit losmachte (19. September 1657), zur Küstenvertheidigung einige Kriegsschiffe ausgerüstet, deren Verpflegung um diese Zeit — ein Beweis ihrer Winzigkeit — monatlich 500 Thaler kostete. Die Bundesgenossenschaft mit Dänen und Holländern während des nordischen Krieges hatte seine Aufmerksamkeit auf Handel und Flotte verstärkt; aber erst nach dem Siege von Fehrbellin, als die Eroberung ganz Pommerns der Preis des Muthes war (1676), griff er die neue Schöpfung mächtiger an. Leider fand der deutsche Kurfürst an den Küsten der einst so schiffahrtskundigen Osterlinge keinen Mann, der seinem Zwecke entsprach. Dagegen erbot sich ein holländischer Kaufmann, Benjamin Raulé, drei Fregatten zu 20 Kanonen und zehn kleinere Fahrzeugen gegen die Schweden auf der Ostsee kreuzen zu lassen. Als „Rath und Marinedirector" in Dienst genommen, rüstete er, nach einem Vergleich, auf Vorschuß die Schiffe, erhielt Kaperbriefe, hinderte fühlbar den Handel der Schweden, nahm sogar eine schwedische Fregatte von 23 Kanonen, schonte aber selbst englische Kauffahrer nicht, die, für Frankreich befrachtet, nach Kolberg als Prisen aufgebracht wurden. Die englische Kaufmannswelt schrie; der Kurfürst ging seinen Weg, kaufte zur Belagerung Stettins noch drei Fregatten, ließ Schiffe zu Amsterdam bauen — zwei Jahrhunderte früher borgte Westeuropa

seine Flotten von den Osterlingen —, erleichterte durch so zweckmäßige Kriegsmittel die Eroberung von Stettin, Stralsund und Rügen. Noch vor dem Frieden von St.-Germain (1679), welcher das gewonnene Pommern wieder hinwegnahm, auf Handel und Colonisation mit heißer Erwartung gerichtet, schuf der Kurfürst eine Seehandlung in Berlin, befestigte die Grundlage seiner Marine, indem er mit Raulé einen zweiten Vertrag schloß, für 5000 Thaler monatlich in den kurfürstlichen Häfen sechs völlig ausgerüstete Fregatten von 20—40 Kanonen segelfertig zu halten, die gleichfalls glücklich gegen die Schweden kreuzten, Hamburg zur Zahlung schuldiger Summen zwangen und sogar bis in die westindischen Gewässer gegen Ludwig's XIV. Schiffe sich wagten. Nach dem schmälichen Verluste durch jenen Frieden ward Pillau ausersehen, ein zweites Zaardam zu werden, der dortige Hafen gereinigt, erweitert, Maß und Seezoll festgestellt, ein Commerz- und Admiralitätscollegium errichtet. Schon jetzt kostete die Marine, ohne die Besoldung der höhern Beamten, monatlich über 3000 Thaler. Das Jahr darauf (1680) sehen wir das deutsche Kurfürstlein von der Ostsee einen Kampf mit dem spanischen Habsburg im Ocean wagen. Jene Krone schuldete nach dem Vertrage von 1674 an Brandenburg gegen zwei Millionen Thaler rückständiger Subsidien und hatte, aller Mahnung ungeachtet, den Kurfürsten nicht befriedigt, der erbittert nach mehrjährigen Vorstellungen in einem Seekriege sich Genugthuung zu verschaffen beschloß. Im Jahr 1680 wurden sechs Fregatten von 20—40 Kanonen, mit fast 1000 Mann Besatzung, ausgerüstet, um unter Cornelis van Beveren, einem Hol-

mark fuhr fort, die Sache ruhiger zu betrachten und über Aufstellung so weniger Schiffe mittelmäßiger Größe nicht Lärmen zu erheben, zumal der Kurfürst zwar erklärte: daß ihm an freien Orten Handel und Begleitung der Kauffahrer durch bewaffnete Schiffe wie jedem Andern freistehe, er indessen Dänemark und Schweden nicht zu beeinträchtigen gedenke; seine Admiralsflagge, dergleichen zu führen auch der kleinste Staat, im Besitz von Häfen und Kriegsschiffen, berechtigt sei, kränke Niemand, da ja selbst England, Frankreich und Holland ihr ohne Anfeindung die Fahrt in ihre Gewässer gestattet hätten, sobald sie ihnen die gebührende Ehre erwiesen. So erkannte denn Dänemark an: wo es eine Flotte gäbe, dürfe auch eine Admiralitätsflagge sich aufthun, und Schweden mußte stillschweigen. [54])

Gleichwol ermaß der Kurfürst, daß Berufung auf Naturgesetz und Völkerrecht noch nicht an der Zeit sei, und die fernere Entwickelung einer Kriegsmarine auf den Widerspruch auch anderer Seemächte stoßen würde; deshalb begnügte er sich, seine Plane auf überseeischen Handel zu beschränken. Er gewährte deshalb Rhedern in Memel, Königsberg und Kolberg aus seinen Waldungen Holz zum Bauen von Schiffen, für dessen tadellose Ausführung sein holländischer Schiffszimmermeister sorgen mußte; er erließ den Kaufleuten den Zoll für gewisse Jahre, versprach Convois für je 20 Schiffe, die nach Lissabon und Cadix fahren würden, erlaubte ihnen Handel an der afrikanischen Küste und verbürgte, daß diese Schiffe nie im Falle eines Krieges zum Transport verwandt werden sollten. Stellte er doch der Krone Spanien den Antrag (1682), ihm für die Schuld die Insel

Trinidad abzutreten.[55]) Aber schon das Jahr vorher hatte er auf Raule's Rath den holländischen Capitain Blonck nach Guinea geschickt, um mit einigen Negerhäuptlingen einen Vertrag zu schließen, kraft welches sie sich dem Kurfürsten unterwarfen (Mai 1681), nur mit brandenburgischen Schiffen Handel zu treiben und die Erbauung eines Forts auf ihrem Gebiete gestatteten. Darauf errichtete Friedrich Wilhelm im Jahr 1682 eine afrikanische Handelscompagnie mit Actien auf 30 Jahre, sicherte ihr den Schutz Frankreichs und schickte den Major Friedrich von der Gröben, einen Verwandten des berühmten „adligen Pilgers", mit zwei Kriegsschiffen und einer Compagnie Soldaten nach Afrika. Dieser pflanzte an der Goldküste zwischen Axim und dem Vorgebirge der drei Spitzen auf einer Höhe die brandenburgische Flagge auf, kaufte ein Dorf, baute das Fort Groß-Friedrichsburg, welches er mit 20 Kanonen und einer Besatzung versah, und kehrte mit einem Schiffe zurück, während das andere mit Sklaven nach Amerika segelte. Im folgenden Jahre erweiterte sich das Gebiet mit zwei andern Forts, Acada und Tacarari; eine Negergesandtschaft kam, des Kurfürsten Oberherrlichkeit zu erkennen, sogar nach Berlin. Daran schloß sich die Erwerbung der verlassenen Insel Arguin am Senegal und die Errichtung eines Forts. So weitblickendem Unternehmen bot sich die Gelegenheit, einen Punkt auch an der Nordsee zu gewinnen: den Hafen von Gretsyl am Ausfluß der Ems. Denn als die Vormünderin des jungen Fürsten Christian Eberhard mit den Ständen der hochfreien Ostfriesen in Streit gerathen, schritt der Kurfürst ein, schloß mit den Ständen einen Schutzvertrag und besetzte, auch

bei Hollands Widerspruch, jenen Hafen. So wurde statt Pillaus Emden der Sitz der Afrikanischen Compagnie und der brandenburgischen Marine, die seit 1686 aus 10 von Raulé gekauften Schiffen von 20—40 Kanonen bestand. Ein großartiger Aufschwung der Art, gestützt auf Landbesitz, Geldkraft und eine Marine, die im Jahr 1687 jährlich schon 45,000 Thaler kostete, mußte den Neid der Holländer erregen; sie riefen ihre Matrosen aus dem brandenburgischen Dienste ab, bestritten das Recht des Kurfürsten, die afrikanische Küste zu besegeln, nahmen sogar ein brandenburgisches Schiff. Schon wollte der Kurfürst durch Kaper das Recht der Vergeltung üben, als im Jahr 1685 ein Vertrag zwar mit den Generalstaaten, doch nicht mit der holländischen Westindischen Compagnie, vermittelt wurde, deren gewaltsame Beeinträchtigung gegen Ende des Lebens unsers Kurfürsten fast einen Bruch herbeigeführt hätte. Da inzwischen die erwarteten baaren Vortheile bei den Unterschleifen der Beamten ausblieben, übernahm Friedrich Wilhelm die Compagnie selbst (1686), zahlte die Einlagen den Theilhabern zurück und bemerkte auch anfangs nicht unverächtliche Ueberschüsse. Doch als nach dem Tode des Kurfürsten und dem Ende der unumschränkten Oberleitung Raulé's sich eine große Schuldenmasse der Compagnie herausstellte, ermattete, unter andern Planen, Brandenburgs Sinn für Marine und oceanischen Handel und endeten nach mancherlei Wendungen, in unerfreulicher Weise.[56])

Leider konnte der schöpferische Kurfürst unter seinen „Osterlingen" die Lust an Seefahrt und Schiffskrieg nicht wiedererwecken und mußte er der Holländer als Un-

ternehmer, Schiffsbauer, Capitaine und Matrosen sich bedienen. Anders würden vielleicht die Dinge sich gestaltet haben, hätte ihn sein guter Stern auf einen deutschen Seemann geführt, der gleich nach dieser Zeit in fremdem Solde einen europäischen Ruhm erwarb, auf den Niedersachsen Jan Bart. Da eine Geschichte der deutschen Seemacht im 17. und 18. Jahrhundert nicht die Aufstellung von Kriegsflotten und glorreiche Seeschlachten unter deutscher Flagge zu erzählen findet, darf sie die Männer nicht übergehen, welche, Deutsche von Geburt, daheim unbeschäftigt, im Auslande als Schiffshelden Ehre erwarben. Französische Geschichtschreiber [57]) nehmen, auf Gewähr eines misgünstigen Landsmanns, des Grafen von Forbin, keinen Anstand, Jan Bart als Sohn eines armen Fischers zu Dünkirchen um 1650 geboren werden zu lassen; wir Deutsche haben aber Grund, den berühmten Kaperflottenführer als Niedersachsen oder Friesen uns anzueignen. Nicht allein des deutschen Namensklanges wegen, auch andere Beweise kommen hinzu. Der angebliche Fischersohn von Dünkirchen im französischen Flandern, das seit Jahrhunderten mit Frankreich in Verbindung stand, obwol es erst im Jahr 1662 von Karl II. von England an Ludwig XIV. verkauft wurde, sprach selbst nach mehrjährigem Dienste auf der französischen Flotte so wenig französisch, daß er etwa redete: „Ihr sein Ursach von das.“ [58]) Ferner berichtet ein, der deutschen wie französischen Verhältnisse kundiger Zeitgenosse und Geschichtschreiber, de Larrey [59]), „der berühmte Ritter Jean Bart, einer der besten Seeleute damaliger Zeit, stamme aus dunkler Familie in Niedersachsen, habe einige Zeit

in Hamburg gewohnt, und weil er einen Verdruß von unverwindlicher Art erfahren, sei er in holländische Dienste als Lehrling des Marinewesens gegangen und dann unter Frankreichs Pavillon getreten." Unser Leser wird die markigsten Züge aus Jan Bart's Leben nicht ungern vernehmen.

Dem französischen Grafen zufolge „mit geringen Geistesgaben, unkundig des Lesens und Schreibens bis auf das Hinmalen seines Namens", machte er sich, ohne Gönner und Stütze, allein durch seine Thaten bekannt und schwang sich über alle Stufen des Seedienstes bis zum Chef einer Escadre auf. „Hoch gewachsen und kräftig gebaut, doch mit bäuerischem Anstriche, sprach er wenig, war aber, obgleich unfähig, erweiterte Plane zu fassen, im hohen Grade zu verwegenen Handstreichen geeignet." So der Franzose. Die unparteiische Nachwelt urtheilt anders über Jan Bart's geistige Fähigkeiten. Forbin lernte den Genossen seiner Abenteuer erst im Jahr 1688 beim Ausbruch des großen Krieges Englands, Spaniens, Hollands und des Kaisers gegen Ludwig XIV. kennen. Der Deutsche, bereits Capitain einer Fregatte von 24 Kanonen, erhielt mit Forbin, gleichfalls Führer eines Kriegsschiffs, zu Dünkirchen den Auftrag, königliche Kauffahrer nach Brest zu geleiten. Nach einem blutigen Kampfe mit einem holländischen Kaper zurück in Havre de Grace eingelaufen, um 20 Kauffahrer zu geleiten, trafen sie auf der Höhe von Wight, bei schönem Wetter, leidlichem Winde, auf zwei stärkere englische Schiffe und beschlossen, auch auf die sichtbare Gefahr ihres Unterliegens hin, nicht mit ihren Schnellseglern zu fliehen und die Kauffahrer

preiszugeben, sondern zwei der größten Handelsschiffe rasch zum Angriffe auf den großen Engländer zu rüsten und ihrerseits den andern, stärkern aufsichzunehmen. Das Treffen begann, die Franzosen legten sich an den Engländer, aber unglücklicherweise — Forbin erzählt es — versah Jan Bart es beim Umlegen zum Entern (il fit un faux abordage); statt an Bord zu klettern, mußte man vom Vordertheile her mit Gewehr und Granaten fechten, und da obenein beide Kauffahrer das Weite suchten, geriethen nach zweistündigem Gefechte, weil auch der zweite Engländer ihnen auf den Hals kam, beide französische Fregatten, die Führer verwundet, in feindliche Gewalt. Der größte Theil ihres Volks war getödtet. Ungroßmüthig geplündert, verhöhnt — unserm Landsmann erging es etwas besser, weil er englisch verstand —, nach Plymouth geführt, dachten beide Gefangene alsbald an ihre Rettung. Ein Matrose von Ostende, im Besitz einer kleinen Jolle, nach Forbin ein Vetter Bart's, bot seine Hülfe; er schaffte Feilen zur Beseitigung der Eisengitter; ein Paar Schiffsjungen gesellten sich hinzu, und so gelang es den Verwegenen, mit geringen Vorräthen, einem Compas Nachts in der Jolle quer durch die englischen Wachtschiffe zu entfliehen. Jan Bart täuschte die Fragenden als „Fischermann", wie er die Verfolger denn auch auf falsche Fährte gebracht, indem er sich, wie zur Landflucht, Tags vorher neue Schuhe gekauft, und warf sich mit solcher Gewalt auf das große Ruder, hastig kaum einen Bissen genießend, daß sie, 64 Seemeilen in weniger als 24 Stunden zurücklegend, glücklich bei St.-Malo landeten. Während der Deutsche, besorgt, der Seeminister werde ihr unbesonnenes Gefecht

rügen, an der Küste zurückblieb, eilte Forbin zu seinen Gönnern nach Paris, erntete Bewunderung und Gnaden, den Rang eines Linienschiffcapitains, und erwirkte vom Könige — so erzählt er — Lob und gleiche Auszeichnung auch für das Verdienst seines Gefährten, den sonst der Hof vergessen hätte. Zunächst trennten sich beide Seeleute, mit neuen Schiffen versehen; Forbin focht unter Admiral Tourville, und traf erst im Jahr 1690 als Führer der „Perle" zu Dünkirchen mit Jan Bart zusammen. Da die Gegner des Vorhabens der Franzosen inne wurden, acht große Schiffe aus dem dortigen Hafen in See zu schicken, und deshalb die Rhede stark blockirten, beschlossen Forbin und Bart, leichte Kaper, welche der Aufmerksamkeit der Feinde entschlüpfen könnten, auszurüsten. Aber der Hof verwarf, durch Misliebige eingenommen, anfangs die Anschläge Bart's in kränkender Weise, bis der gewandte Gefährte die Erlaubniß erwirkte. Endlich (1691) bei Nacht unbemerkt mit sieben leichten Fahrzeugen unter Segel gegangen, erblickten sie mit Tagesanbruch bedenklich fünf Schiffe auf demselben Curs; zur rechten Zeit sie als Kauffahrer unter Geleit eines englischen Kriegsschiffs erkennend, eroberten sie dieselben ohne große Mühe, mochten jedoch die Beute, im Werth von drei Millionen, nicht, wie des Ministers Weisung lautete, verbrennen, sondern ließen die vier Prisen durch eine Fregatte ihres Geschwaders zum Verkauf nach dem befreundeten Hafen zu Bergen in Norwegen führen. Ein Paar Tage darauf nahmen sie auch eine holländische Heringsflotte von 80 Schiffen, verbrannten die werthlosen Fahrzeuge; einmal in Schottlands Nähe gerathen, landete man in Newcastles Nähe

und verwüstete ohne Widerstand vor dem Aufgebote der Miliz weithin Dörfer und Schlösser. Auf dem Curs nach Norwegen kam Forbin von seinem Obern, dem Deutschen, ab, that unterwegs den Gegnern noch mancherlei Abbruch, fand aber, in Bergen gelandet, die Dinge in häßlicher Verwirrung. Denn Jan Bart, früher angelangt, saß unbekümmert in der Schenke (faisoit bombance dans un cabaret), ja, nach des Franzosen Aussage, hatte der Deutsche geschehen lassen, daß der dänische Stiftshauptmann alle Beute, als gehöre sie einem „Privatkaper", in Beschlag nahm. Außer sich vor Entrüstung über solche Fahrlässigkeit, zwang der Graf durch hochfahrende Worte den Dänen, seinen Irrthum einzusehen, erhielt die Schiffe wieder, die aber indessen bestentheils geplündert waren, wahrscheinlich durch den Beigeordneten des Intendanten von Dünkirchen selbst, welcher, um die zu machende Beute abzuschätzen, die Kaperschiffe begleitete. Dafür legte jetzt Jan Bart den Beamten ohne Weiteres in Eisen. Weil es an Proviantirung zur Rückkehr gebrach, verkaufte man darauf eine der Prisen, und hatte der Graf die eitle Genugthuung, daß, als der dänische Hof auf seine Klage das Verfahren des Stiftsvoigts scharf rügte, die Bürger von Bergen den französischen Capitain, in seiner vornehmen Haltung, in reicher, goldbordirter Kleidung, mindestens als Bastard von Frankreich verehrten. Jan Bart überließ dem Ehrsüchtigen ohne Neid die Vertretung, das Schreiben und Wortemachen, sowie alle kleinern Dienste der Escadre, vergnügte sich mit den rohen Deutschen und Normännern, die noch ganz das Gepräge der hansischen Zeit trugen, und zum zweiten male mußte For-

bin sein vornehmes Ansehn geltendmachen, als kurz vor der Abreise die ehrsame Bürgerscharwacht von Bergen einen trunken lärmenden Schiffsoffizier sehr schimpflich verhaftet hatte. Nach manchen Abenteuern ziemlich ausgehungert in Dünkirchen gelandet, fanden Beide einen schlimmen Stand, gegen die Anklage des Intendanten sich zu rechtfertigen; Jan Bart überließ dem Franzosen, das Eis zu brechen, und folgte ihm nach Paris, wo jedoch der Kriegsminister ihr Verfahren in Schutz nahm. In der Hauptstadt angelangt und dem Hofe vorgestellt, erntete der Deutsche zum schweren Verdruß des Grafen, fast alle Ehre. Er, als Commandant der Escadre, empfing 1000 Thaler Belohnung, und Alles drängte sich herbei, den Helden des Tages zu sehen, der, seiner Wortkargheit ungeachtet, leibhaftig an Jan von Wery in St.-Germain (1638) erinnerte. „Laßt uns zum Ritter von Forbin gehen, er ist ein Bärenführer geworden", sagten die witzigen Höflinge; „die Wahrheit zu gestehen, hatten sie nicht ganz unrecht", äußert neidisch der Ritter.[60]) Freilich mit anderm Gepräge stellte der ungelenke, gerade Seemann dem Könige sich dar. „Jean Bart, ich habe Euch zum Chef einer Escadre gemacht", sprach der dankbare Herrscher, als er ihn eines Tags in der Galerie des Louvre bemerkte. „Sire! daran habt Ihr wohlgethan", erwiderte Jan Bart in trockener Weise, zum Erbleichen und Gespötte der Höflinge, welche in solcher Aeußerung dummdreisten Stolz und plumpe Bauernnatur erkannten. „Sie verstehen den Mann unrecht", belehrte sie der leutselige König, „er fühlt seinen eigenen Werth und ist bereit, mir davon noch größere Beweise zu geben." Forbin beschuldigt, wir wissen nicht

mit welchem Rechte, daß Jan Bart, undankbar, oder beschränkt und blöde, versäumt habe, auch ihm das Wort beim Minister zu reden; um so ungleichem Verhältnisse sich zu entwinden, da er alle Dienste und Obliegenheiten übernehmen, alle Briefe schreiben, alle Anschläge entwerfen müßte, während jener Ehre und Gewinn allein davontrüge, begehrte er aus dem Seedepartement von Dünkirchen in das von Brest versetzt zu werden. Da zeigte es sich (1692), daß Jan Bart, erst des zudringlichen Vormunds und Planmachers erledigt und gezwungen, seine deutsche Trägheit oder Bescheidenheit abzuschütteln, auf die eigene Kraft angewiesen, seine glanzvollste Laufbahn begann. Während Forbin, unter den Admiral Tourville gestellt, das böse Geschick des Tages von La Hogue theilte (26. Mai 1692), erscholl Frankreich und Europa von den ruhmvollen, kühnen Unternehmungen, die Jan Bart als unabhängiger Führer eines Geschwaders von drei Kriegsschiffen gegen die holländischen Getreideflotten vollbrachte. Er war es dann wieder, welcher mit dem „Glorieux" von 64 Kanonen unter dem Admiral Tourville bei Lagos den Unstern von La Hogue an dem englischen Geschwader und der Handelsflotte, bestimmt für Spanien, Italien und die Levante, rächte, und 87 Kauffahrer und mehre Kriegsschiffe, zusammen im Werth von 25 Millionen Livres, theils nahm, theils zerstören half. Ebenso verbrannte er allein noch im Jahr 1692 sechs reiche Holländer bei Faros. Während des Kornmangels im Jahr 1693 geleitete Jan Bart, der englischen Wachsamkeit zum Trotz, eine Getreideflotte nach Dünkirchen und segelte dann einem noch größern Geschwader mit dänischer und polnischer Ladung

entgegen. Bereits hatte der holländische Schout by Nacht de Vries jene aufgebracht und glücklich mit acht Kriegsschiffen auf die Höhe des Texels geführt (Juni 1694), als Jan Bart mit sechs kleinern Fahrzeugen ihn ohne Zögern angriff, den Admiral, die Pistole in der Faust, enterte und die gesammte Flotte nebst noch drei Linienschiffen im Triumphe nach Dünkirchen rettete. Dafür empfing er den Adelsbrief. Im Jahr 1696 täuschte er nochmals die Engländer, welche drei mal stärker als er Dünkirchens Rhede bewachten, und stieß auf die holländische Flotte des Baltischen Meeres von 110 Segeln, bedeckt von fünf Fregatten. Die Begleitung nebst 40 Schiffen fiel bald in seine Gewalt; aber indem 13 Linienschiffe ihm auf der Rückfahrt nach Dünkirchen begegneten, verbrannte er den größten Theil seiner Beute, um den ungleichen Kampf zu vermeiden. Der Friede von Ryswick allein unterbrach den Lauf seiner Thaten; in Dünkirchen heimisch, starb Jan Bart am 27. April 1702, eben als der Spanische Erbfolgekrieg seiner Erfahrung und seinem Muthe neuen Glanz verhieß.[61]) Gerechter als Forbin, sein Neider, beurtheilten ihn französische Zeitgenossen, und gestanden, daß wenn auch waghalsige Handstreiche seine Hauptstärke blieben, er nichtsdestoweniger an der Spitze bedeutender Geschwader gleiche Umsicht und Klugheit in Entwürfen als Unerschrockenheit in ihrer Ausführung bekundete.

Welchen Aufschwung würde unsere brandenburgische Kriegsflotte gewonnen haben, fand der Kurfürst einen Jan Bart als Admiral seiner Fregatten, „Friedrich Wilhelm zu Pferde“, „Fuchs“, „Friede“, „Lithauer Bauer“, „Rommel-Polt“ und wie sie, sonderbar genug, sonst hießen! Aber

deutsche Seeleute waren geringgeschätzt; der märkische, pommersche und preußische Adel erachtete den Marinedienst seiner nicht für würdig, und darum blieben nur fähige, doch unzuverlässige Holländer, die, wie Benjamin Raulé, endlich in Ungnaden sich entfernen mußten.

Kurfürst Friedrich III., bald Friedrich I. als König, verfolgte andere Zwecke als sein Vorgänger und bedurfte im Spanischen Erbfolgekriege nicht einer Marine, da die Bundesgenossen, England und Holland, dem gemeinsamen Gegner schon Jeder für sich gewachsen waren. Der nordische Krieg, welcher gleichzeitig ausbrach, drückte vollends entmuthigend auf Seeverkehr und junge oder altersschwache Handelsmarinen, wie Preußens, Lübecks, selbst Danzigs, und lockte damals aus dem fernsten Winkel des Finnischen Meerbusens einen neuen, gefährlichen Nebenbuhler um die Herrschaft der Ostsee. Zar Peter, leidenschaftlicher Bewunderer der holländischen Marine und in despotischer Vermessenheit entschlossen, seine trägen Moskowiten zu Seefahrern zu machen, wandte sich mit jener Stahlkräftigkeit seiner Seele auf den Gedanken, am Baltischen Meere seinen Seestaat zu gründen und Rußland durch dieses Gewässer mit dem Westen zu verbinden, als der ähnliche Plan am azowschen Meere misglückt. Benutzend die Unachtsamkeit Karl's XII., der nach dem Schlage von Narva (1700) seine andern Gegner zu zermalmen ging, gewann der Zar mit Nien-Schanz und der Newamündung den Zugang zum Weltmeere, legte im Mai 1703 den Grund zu Petersburg, zimmerte, der Lehrling von Zaardam, Schiffe mit holländischen Meistern, lockte Ausländer — Deutsche waren dazu untauglich geworden — in seinen Flottendienst,

hetzte, unermüdlich selbstthätig, zur Uebung, und stolzirte bald als Bombardiercapitain und Schout by Nacht, mit seinen ersten Rostris gewonnen über schwedische altgediente Seekrieger. Der Beschaffenheit seiner Strommündung und des klippenvollen Golfs von Finnland gemäß, erbaute Peter wiederum Galeeren, dergleichen die Ostsee nimmer erblickt, kaufte Kriegsschiffe in England und Holland, nöthigte auch wol, als das Schicksal Karl's XII. bei Pultava ihn zum unbestrittenen Gebieter Kareliens, Ingermanlands, Esthlands und Livlands bis zur Düna gemacht, und er, daheim sicher, im deutschen Krieg auftreten konnte, die ohnmächtigen Seestädte ihm Schiffe, wie Lübecker und Danziger, zu vermiethen. Als im Mai 1714 zu Petersburg ein Kriegsschiff vom Stapel lief, redete er am Bord desselben jene merkwürdigen Worte, welche der gute Genius der Menschheit nie in Erfüllung gehen lassen möge: „Wer hat, meine Brüder, unter euch sich vor dreißig Jahren träumen lassen, daß ihr mit mir an der Ostsee hier zimmern und mit einer deutschen Kleidung in den durch unsere Mühe und Tapferkeit eroberten Ländern neue Wohnstätten aufschlagen, solche tapfere und siegreiche Soldaten und Matrosen aus dem russischen Geblüte sehen und erleben würdet?“ Die Wissenschaften seien, durch Verhängniß der Zeiten aus Griechenland verjagt, in Italien und dann in allen andern europäischen Ländern ausgebreitet, doch durch ihrer Vorfahren Unart verhindert worden, zu ihrer Finsterniß zu gelangen; nunmehr werde die Reihe an sie kommen, wenn sie ihn in seinem ernstlichen Vorhaben unterstützen und, nebst ihrem blinden Gehorsam, zur freiwilligen Erkenntniß des Guten sich

bequemen wollten. „Wie das Geblüt im menschlichen Körper umlaufe, ahne ihn, daß die Wissenschaften ihre bisherigen Wohnplätze verlassen, sich einige hundert Jahre bei ihnen aufhalten und dann nach ihrer wahren Heimat in Griechenland zurückkehren würden.“ [62]) In tiefem Schweigen hörten die Bojaren dem Selbstherrscher zu, gaben mit einem „es ist wahrhaftig wahr! ihren Beifall und ergriffen mit beiden Händen wieder das Behältniß ihres höchsten Guts, den Branteweinpokal.“

Aber nichtsdestoweniger liefen russische Flotten in See, entfalteten, ohne Jemand zu fragen, die kaiserliche Admiralsflagge; Danzig, dem Schützlinge Karl's, Stanislaus Leszczinski, geneigt, mußte vor den russischen Horden sich bergen, sah dann das Hoflager des ungnädigen Zaren bei sich. Nach Beendigung des schwedischen Krieges auf deutschem Boden, dem Falle Stettins und Stralsunds, liefen die russischen Galeeren, welche im Juli 1716 Lübeck — jenes Lübeck, einst höchster Gerichtshof für Nowgorods kaufmännischen Handel, geschreckt und die Trave bedeckt hatten, die kaum um das Jahr 1200 russische Schiffe auf ihrer Flut getragen, dagegen auf unzähligen Kauffahrern Nowgorods Köstlichkeiten zugeführt — auch in die Weichsel ein (Juni (1717). Die Foderungen des Zaren hatte schon François von Villebois, vor Danzigs Hafen gebieterisch erschienen und alle Fahrzeuge durchsuchend, zu erkennen gegeben. Der russische Fürst Dolgoruki begehrte dann von Danzig fünf Fregatten, völlig armirt, zum schwedischen Kriege, zu zwei Dritteln mit Danzigern, einem Drittel mit Russen unter russischen Offizieren bemannt; eine halbe Million Speciesthaler für alle von der Stadt der zarischen Majestät zugefügten

Kränkungen und die Visitation aller aus- und einlaufenden Schiffe durch russische Commissarien in Weichselmünde. [63]) So spielte die junge russische Seemacht den Schwächern mit, während Karl XII. seinerseits durch Kaper unter allen nur ersinnlichen Vorwänden die schamloseste Seeräuberei ausüben ließ. [64]) Danzig, hülflos gegen Russen und Schweden, wechselsweise von beiden geplündert, sollte durch den russischen Uebermuth seine zähe hansische Selbständigkeit in der Politik noch härter büßen.

Der Friede zu Nystadt (10. Sept. 1721) vernichtete zwar die schwedische Uebermacht vollends diesseit des baltischen Meeres, brachte aber Deutschland nicht die Möglichkeit, eine Marine wieder aufzurichten. Die deutsche Colonisation von Narva bis Riga fiel aus der Entfremdung durch eine glaubensverwandte, wenigstens germanische Macht, für immer unter die russische Barbarei; König Friedrich Wilhelm I. von Preußen, im Besitz Stettins und der Odermündungen, sowie Vorpommerns bis zur Peene (Januar 1720), hatte so wenig Sinn für die Begründung einer Marine und war allen „phantastischen" Unternehmungen so abgeneigt, daß er, statt der Vortheile, die Stettin und die Swine ihm verhießen, zu benutzen, die Ansiedelung in Afrika, welche Jahre lang ohne Unterstützung geblieben, den englischen und holländischen Handelsgesellschaften feilbot, „weil er keinen Heller dafür hergeben wollte." Nachdem Fort Groß-Friedrichsburg und Arguin in die Gewalt der Schwarzen gefallen, trat der König sein Anrecht an Afrika der Holländisch-westindischen Compagnie im Jahr 1720 für 7200 Dukaten ab [65]) und verwandte die für Erhaltung der Marine

einst bestimmten Zuschüsse zum Besten „seiner lieben blauen Kinder“, auf die Recrutenkasse. Der leidenschaftliche Liebhaber der Soldateska erinnerte sich nicht, wie förderlich ihm fremde Schiffe zur Eroberung Stettins, der Inseln Wollin und Usedom, sowie Rügens gewesen. Günstig für unser Vaterland schien ferner, daß Bremens Herzogthum mit den Mündungen der Elbe und Weser wiederum mit dem Reiche vereinigt waren und nur das kleine schwedische Vorpommern mit Rügen und Wismar der nordischen Krone blieb. Aber zum Unglück mußte gleichzeitig das kurfürstliche Haus Hannover den Thron Großbritanniens besteigen und die Abhängigkeit des gemeinsamen Herrschers vom englischen Handelsvolke unmöglich machen, zur Gründung einer deutschen Marine die örtlichen Vortheile von Stade oder Haarburg und der Wesermündung zu benutzen. Unter englischer Botmäßigkeit ist begreiflicherweise am wenigsten für einen deutsch-nationalen Zweck geschehen. Dänemarks festere Stellung in Schleswig, Holstein und Oldenburg, dem Hause Gottorp gegenüber, durchschnitt vollends ein kräftigeres Seefahrerleben, welches sich von Lübeck und Hamburg aus entwickeln konnte. Und als hätte Alles sich verschworen, unsers armen Vaterlandes Freude über die Wiedervereinigung entfremdeter Provinzen zu verhöhnen, gab der Friede von Utrecht (11. April 1713) die bisherigen spanischen Niederlande zwar an Habsburg und somit als burgundischen Kreis statistisch an das Reich zurück; aber die weitblickende Handelsselbstsucht der batavischen Kaufleute hatte schon dafür gesorgt, daß, zur möglichen Beeinträchtigung Amsterdams, nicht etwa im österreichischen Niederland Verkehr und Seemacht auf-

athme. Schon in den Friedenspräliminarien hatten sie die unnatürliche Berechtigung erwirkt, daß die Schelde der Schiffahrt geschlossen sei, um das schon verödete Antwerpen zur Unbedeutenheit einer Landstadt vollends herabzudrücken. Sie riefen jetzt nicht eher ihre Besatzungen ab, bis Karl VI. so unwürdige, vernichtende Bedingungen anerkannte. Die einst weltberühmten Häfen im Swyn und Sluys waren längst versumpft und versandet, und so gereichte denn jene Wiedervereinigung der vlämischen Küste unter deutscher Herrschaft so wenig als die Vertreibung der Schweden dem deutschen Seewesen zum Vortheil.

Aber auch unter so schmachvollen Fesseln regte sich das nationale Bedürfniß und thaten sich von einer andern Seite verheißliche Aussichten auf. Karl VI., Sieger der Osmanen durch den großen Eugen, gleichzeitig als ein deutscher Held, Brandenburgs Lehnsmann, aber unglücklicher Krieger gegen Karl XII., der Graf Matthias Johann von der Schulenburg im Dienste der Republik Venedig die Insel Korfu gegen die Türken zur See und zu Lande ruhmvoll vertheidigte (1716), und noch bei seinem Leben, als fast einziges Beispiel, eine Bildsäule auf dem großen Platze zu Korfu erwarb, faßte, mit mercantilischen Planen früh vertraut, den Entschluß, das kleine aber wohl belegene Triest zum Mittelpunkt des Seehandels seiner Erbstaaten zu machen. Er erhob nicht allein dasselbe im Jahr 1719 zu einem Freihafen, sondern gedachte auch, seinen vlämischen Küsten, durch Ostende, Triest diametral am andern Ende der deutschen Welt entgegengesetzt, die Vortheile des Seehandels, die diplomatische Arglist entrissen, zuzuwenden. Er schuf dort eine

Ost- und westindische Handelsgesellschaft, wie er auch bei Preußen darum anhielt, gegen eine zu zahlende Summe unter preußischer Flagge mit Ostindien und China Handel treiben zu dürfen. Aber nichts sollte zu Deutschlands Nutzen und Frommen gelingen. Holländer und Engländer erhoben lästerliches Geschrei, als Karl VI., durch den Baron Ripperda im April 1725 die günstigsten Handelstractate mit Spanien angeknüpft hatte; der Vertrag zu Sevilla (November 1729) machte der Ostindischen Handelsgesellschaft für immer, sowie dem erblühenden Freihafen am Adriatischen Golf zeitweise ein Ende. Ausgeschlossen vom Welthandel blieb Deutschland, weil es sich selbst aufgegeben.

Auch Danzig, das von allen unsern ehemaligen Seestädten unabhängigern Handelsgeist und eine gewisse politische Selbständigkeit am zähesten bewahrt hatte, ward im Jahre 1733 und 1735 hart betroffen, weil es durch Hinneigung zum wiederkehrenden König Stanislaus und durch tapfere Vertheidigung desselben die Ungnade der Kaiserin Anna von Rußland verschuldet. Schwer heimgesucht durch die Belagerung unter Feldmarschall Münnich, weil sie die Verbindung mit der See nicht behaupten konnte und von Ludwig XV. verlassen blieb, mußte die Stadt zu schweren Zahlungen und demüthiger Abbitte vor der Zarin sich bequemen.

König Friedrich II. durch das Erlöschen des pietistisch-verkümmerten Hauses Cirksena, der Enkel jener streitbaren Häuptlinge von Gretsyl, in Besitz Ostfrieslands als Reichslehns getreten (1744), konnte, mit Preußens Macht an der Nordsee fußend, dem Anrechte Deutschlands am Welthandel und an Geltung als Seestaat unermeßlichen Vor-

schub thun, wenn nicht die riesige Aufgabe, seinen Staat als continentalen militairisch gegen eine verschworene Welt zu vertheidigen, die Aufmerksamkeit auf andere Dinge gerichtet hätte. Darum begnügte er sich, der bereits Swinemünde der Seefahrt geöffnet, Emden im Jahr 1751 zum Freihafen zu erklären und der im Jahr 1750 gestifteten Asiatischen Handelsgesellschaft eine Bengalische hinzuzufügen. Der neuen Preußischen Seehandlung erstes Schiff, der „König von Preußen", im Jahr 1752 nach Kanton gesegelt, brachte, schlecht geführt, keinen Segen, so wenig wie die „Burg von Emden"; wo war der Friesen über anderthalbtausendjährige Schiffertüchtigkeit geblieben? Glücklicher war im Jahr 1731 der „Apollo", ein kaiserliches Schiff unter preußischer Flagge, in die Elbe zurückgekehrt. Die Handelsgesellschaften von Emden verschmachteten bald." [66]) Schien doch im Genusse eines fünfundzwanzigjährigen Friedens selbst von den Batavern die uralte Seemannslust um 1740 gewichen; Krämerpolitik, im Besitze unermeßlicher Reichthümer, eine verkehrte aristokratische Verfassung nach Abschaffung der Statthalterwürde hatten Verlust des politischen Ansehens der einst schiedsrichterlichen Seemacht zur Folge; Hollands Orlogschiffe faulten in den Häfen und wurden den Würmern zur Beute [67]), während Britanniens Marine sich endlos vermehrte, und die Ostindische Compagnie unter Lord Clive Kaiserthümer mit fabelhaften Schätzen eroberte.

Der große Friedrich konnte nichts Halbes thun; aber seinen Zwecken dienten auch die kleinern Mittel, wenn er größere anzuwenden außer Stande war. So haben wir ein nicht ruhmloses Seetreffen unter preußischer Flagge als bisher übersehenes Ereigniß des Siebenjährigen Krieges zu mel-

den; eine Parodie mehr auf die Gesunkenheit der Krone von Schweden, als auf Schiffskrieg überhaupt. — „Bald nach der Schlacht von Kollin (18. Juni 1757) befahl der König — gebeugt auch durch häusliche Trauer — am 16. Juli aus Leitmeritz dem pommerschen Kammerpräsidenten von Aschersleben mit dem Generalmajor von Manteuffel wegen der Beschirmung von Wollin, Usedom, der Swine und Divenow zu sprechen, die von einem schwedischen Geschwader bedroht wurden, und inzwischen die Vertheidigung des Haffs mit erfahrenen Schiffern zu berathen. Aber erst im Mai 1758 drang der Feldmarschall Lehwald auf Ausrüstung einiger flachen Fahrzeuge, und übertrug die Besorgung dem Generallieutenannt Grafen von Dohna. So erging denn ein königlicher Kammerbefehl an den Kaufmann Daniel Schulz in Stettin, vier Galioten und vier Zeesekähne (Fischerfahrzeuge auf dem Haff) auszuwählen und mit erfoderlichem Geschütze zu versehen. Diese Flotille that gute Dienste und verhinderte das Eindringen feindlicher Schiffe in das Binnengewässer, bis sie am 10. Sept. 1759 durch eine Windstille und die schwedische Uebermacht zu Grunde gerichtet ward. Sie lag am Repziner Haaken, zwischen Ueckermünde und Neu-Warp, vor Anker, der rechte Flügel, bestehend aus dem «Prinzen Heinrich», Capitain Brun, dem «Könige von Preußen», Capitain Schwarz, der Galeere «Jupiter», Capitain Funk, der Galeere «Merkur», Capitain Marquard; in der Mitte eine «Fregatte»; den linken Flügel bildeten der «Prinz Wilhelm», Capitain Braunschweig, der «Prinz von Preußen», Capitain Likfeld, die Galeere «Mars», Capitain Hanson, die Galeere «Neptun», Capitain Barkhan. Vier Bar-

kassen dienten zum zweiten Treffen. Da kam die schwedische Flotte, vier große Galeeren mit 44 Rudern! zwei Bombardiergalliotten, acht halbe Galeeren, eine Jacht, ein Kranken- und ein Proviantschiff nebst 14 Espings, geführt vom Admiral Rudenspaar angesegelt; eine verhängnißvolle Zeit, kurz nach der Niederlage von Kunersdorf (12. August). Gleich nach 8 Uhr Morgens ward der preußische rechte Flügel durch zwei große und fünf halbe Galeeren und eine Bombardiergalliotte angegriffen und nach einigen Lagen das Treffen allgemein. Zwei Stunden kanonirte man, unter Anker vom Steuerbord; dann kappte, dem feindlichen Eindringen nicht mächtig genug, der rechte Flügel die Anker, um zu laviren. Das Schiff «Prinz von Preußen» zuerst erobert und von den Schweden besetzt, zwang durch sein Feuer den ringsumstellten «Mars» zur Ergebung, sodaß nur der «König», «Prinz Heinrich» und «Prinz Wilhelm» noch unter Segel, die ganze schwedische Flotte aufhielten, bis zuletzt der «König von Preußen», nach dem Verluste der «Prinzen», und mit dem Geschütz derselben kanonirt, sich fechtend eine Meile weit nach dem Horst von Ziegenort zurückzog und, als der Wind ganz stille ward, das Steuer nicht mehr gebraucht werden konnte, auch er, nach 36 empfangenen Schüssen, rings umschlossen, die Flagge streichen mußte. Der sieghafte schwedische Admiral gestand nach dem Gefecht, daß, wenn er die starke Armirung der Schiffe gewußt hätte, er einen Angriff nicht gewagt haben würde. Die zwei schwedischen Barkassen waren in Grund geschossen; eine flog, in Brand gerathen, mit der Bemannung in die Luft! Die Schweden verloren 120 Todte." Dieses Ereigniß, rühmlich

genug, entzog sich der öffentlichen Aufmerksamkeit unter der Fülle gleichzeitiger, dem Verlust von Dresden, dem Ueberfalle von Maxen, und blieb selbst den neuesten Geschichtschreibern unbekannt. „Bald rächte sich die preußische Flotille, erfocht über die Schweden einen vollkommenen Sieg und große Vortheile, weßhalb das Gouvernement in Stettin 500 Thaler Prämie unter das Schiffsvolk austheilen ließ.“ Doch lag noch im Mai 1762 die schwedische Armirung, eine Fregatte in der Mitte, beim „Bock“, dem westlichen Eingange des Haffs, in weitem Halbkreise aufgestellt, ohne verwegene Schiffer von der Durchfahrt abzuhalten: die preußische blieb müßig gegen Ende des Kriegs und ward dann zum Transport österreichischer Gefangener und von Ammunitionsstücken nach Königsberg benutzt. — Soweit unsere magern Nachrichten [68]); hinlänglich, daß Friedrich, wie er den Landkrieg gegen die Krone Schweden durch seinen Husarengeneral führen ließ, so die schwedische Flotte vermittels armirter Haffkähne entfernt hielt.

Ein treffliches Buch gibt uns anschauliche Bilder preußischen und überhaupt deutschen Seefahrerlebens aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts: die Selbstbiographie Joachim Nettelbeck's von Kolberg [69]), jenes unvergleichlichen preußischen Bürgers nach altem Schlage. Geboren zu Kolberg im Jahr 1738, zeigte er durch sein langes, schicksalvolles Leben, welcher Kern zur Marine, welche Unerschrockenheit, welche Ausdauer, Geistesgegenwart und Geschicklichkeit, welche Ehrliebe in den Kauffahrern der baltischen Küste lag. Als Kind dachte Nettelbeck schon nichts Anderes, als ein Schiffer zu werden, erhitzte seine Phantasie an Erzählungen, studirte in einer

holländisch geschriebenen Anweisung die Steuermannskunst, floh von Amsterdam, wohin seine erste Fahrt ging, auf ein holländisches Schiff, um die weite Welt zu sehen (1751), überstand unsagliche Noth und Gefahren, nicht sowol auf preußischen Schiffen, denen das Weltmeer verschlossen blieb, als auf holländischen, traf überall deutsche Landsleute jenseit des Oceans, aber unter fremder Nationalität; die Furcht vor der Cantonpflichtigkeit hatte viel junges Volk auf die See getrieben. In unsern Städten fehlte es an unterrichteten Steuerleuten; manche konnten kaum lesen und schreiben! Nettelbeck war es, der im Jahr 1762 sich Nachts mitten durch die schwedische Flotille im Haff wagte, den Schüssen ihrer „Galleien" durch sein leichtes Segelschiff entging; jedes Jahr erweiterte seine Kenntniß, seinen Muth. Aber der Staat konnte einen so bewährten Mann nicht brauchen, oder setzte ihn in seinem Fache hinter großsprecherischen Fremdlingen zurück. So als im Jahr 1769 der Director jener neuen französischen Regie, Delatre, dem Könige gerathen, aus dem Ueberfluß seiner Wälder große Fregatten zu bauen und ausgerüstet an auswärtige Mächte zu verkaufen, ward Schiffer Nettelbeck als Capitain einer neuen Fregatte von 40 Kanonen, die ein französischer Meister im Mai 1770 vom Stapel ließ, des „Duc de Bevre", angestellt, mit der Erlaubniß „königliche Seeuniform, Säbel und Portepée" zu tragen; aber der „Admiral der preußischen Flagge", ein windiger, seeunkundiger Neffe des Herrn Delatre, verleidete bald dem ehrgeizigen, seiner bewußten Pommern das königliche Commando. Nettelbeck errichtete dann in Kolberg eine kleine Navigationsschule, segelte einmal wieder auf einem Holländer nach Afrika

auf den Sklavenhandel, und sah mit patriotischer Betrübniß das Fort Axim, wo der holländische Commandant, ein Deutscher, ihm noch sechs altbrandenburgische Geschütze auf der Batterie zeigte. Er erfuhr das Jammergeschick des letzten preußischen Gouverneurs vom Fort Friedrichsburg, der sich, um nicht in die Hand der Schwarzen zu fallen, freiwillig in die Luft sprengte [70]). Die Lust am englischen Seedienst büßte Nettelbeck (1774) schon auf einer Reise für immer ein, obgleich Lieutenant auf dem „Jupiter" von 64 Kanonen. Nach schlimmem Verlust eigener Schiffe bald Fischhändler, Bürger, Navigationslehrer, Schiffsvermesser, erwarb er im Jahr 1780 zuletzt als Führer eines preußischen Fahrzeugs unter neutraler Flagge nach Lissabon seinem Rheder hohen Gewinn; überall stand die Fahrt offen, nur nicht ins Mittelländische-Meer, wegen Mangels an Türkenpässen [71]). Ein furchtbarer Schiffbruch (Mai 1783) machte den vielgeprüften Seemann zum kolberger Pfahlbürger, als welcher er jedoch, zu seinem Ruhme, zu Deutschlands Ermunterung, bethätigte, daß tüchtige, patriotische Schiffscapitaine, wie weiland die hansischen, in den gefährlichsten Lagen der Dinge voranständen (1807) [72]).

Wie wehrlos jeglicher Bedrückung durch fremde Mächte die ehemaligen hansischen Seestädte, jetzt „Hanseaten", preisgegeben waren, mußten Lübeck und Hamburg im Jahr 1762 wieder erfahren, indem beide, obgleich seit länger als 100 Jahren neutral, vom König Friedrich V. von Dänemark bei seiner Rüstung gegen des Zaren Peter III. Angriff gemishandelt, und so politisch unschuldig, zu schweren Summen gezwungen wurden. Jedem Stärkern war Alles gegen die Seestädte erlaubt.

Wunderbar ging jedoch Fortbildung des neuern Völkerrechts in Bezug auf Seehandel von Rußlands Selbstherrscherin aus, „die bewaffnete Neutralität". Seit der Aufhebung des barbarischen Strandrechts hatten die Seestaaten jenen abscheuwürdigen Grundsatz, welchem König Christian I. von Dänemark im Jahr 1468 gegen Lübeck zuerst Ausdruck geliehen: „Feindes Gut macht feinden Boden, feinder Boden macht feindes Gut", mit unüberbotenem Scharfsinn geübt, ungeachtet Holland schon auf den Utrechter Friedensverhandlungen die Bestimmung ausgesprochen: „Die Flagge deckt die Ladung, frei Schiff, frei Gut." Seit dem Ausbruche des nordamerikanischen Freiheitskampfes war von den betheiligten Seemächten neutraler Flagge nicht gestattet worden, dem Feinde Waaren irgend einer Art zuzuführen. Da gelang dem russischen Reichskanzler Grafen Panin, seiner eiteln, glanzsüchtigen Gebieterin, deren Flotte bereits im Jahr 1770 den Durchgang durch die Dardanellen versucht, jene, der Civilisation würdigen, Principien als die ihrigen unterzuschieben, welche, in Katharina's Erklärung vom 28. Februar 1780 enthalten, die Jahrhunderte geübte systematische Seeräuberei zeitweise abschafften [71]). Obgleich Preußen und Oesterreich, ohne ein Kriegsschiff, zur Aufrechterhaltung des neuen Princips nicht das Geringste beitragen konnten, so wenig als ein anderer deutscher Staat, erheischte doch ihr Vortheil den Beitritt beider, Deutschlands Ohnmacht stellte sich unter den Schutz der großmüthigen Herrscherin des Nordens. Aber Grundsätze der Großmuth und Humanität fanden sonst im Staatsleben wenig Raum; König Friedrich, durch das ungesegnetste Werk des 18. Jahrhunderts, die Theilung

Polens (1772) auch im Besitz Polnisch-Preußens, freilich ehemals (bis 1466) deutschen Gebiets, gelangt, entbehrte schmerzlich die Seehandelsstadt Danzig, welche Rußlands Misgunst ihm nicht gönnte, und fing bald darauf an, als Oberherr der Abtei von Oliva den Hafen von Neufahrwasser sich zueignend, jenen vereinsamten, bedrängten Freistaat auf alle ersinnliche unedle Weise das Recht des Stärkern empfinden zu lassen, bis die zweite Theilung im Jahr 1793 die weiland Seekönigin an der Weichsel dem preußischen Scepter unmittelbar unterwarf. Noch im Jahr 1757 hatte Danzig eine Rhederei von 73 Schiffen, im Jahr 1839 von nur 59.

War Gewaltsinn und Neid überall an der Ordnung, wo es galt, Deutschlands Handels- und Marineinteressen zu unterdrücken, so durfte am wenigsten Joseph's II., des hastigen Reformators verjährter Unbilden, wohlthätiger Plan, die schimpfliche Scheldesperre aufzuheben, um das Recht der Vernunft und Natur seinen Niederlanden zu erkämpfen, der Anfeindung und Vereitlung entgehen. Holland und England hatten seinen Großvater gezwungen, Ostendes und Triests Seeverkehr zu fesseln; jetzt nun, als die Generalstaaten an Macht und Wohlstand gesunken, glaubte der junge Herrscher, rasch dreinfahrend, wo er das Gute auf seiner Seite erkannte, die Stunde gekommen, jenes Joch zu sprengen. Er foderte am 23. August 1784 die Eröffnung der Schelde peremtorisch, um Antwerpens öden Hafen wieder zu beleben; aber der Generalstaaten kriegerisches Bewußtsein war durch die Ereignisse des letzten Kriegs wieder etwas gehoben. Wegen unklug zögernder Erklärung von der bewaffneten Neutralität ausgeschlossen und von England bekriegt (20. De-

cember 1780), hatten sie bis Ende Januar 1781 schon 200 Kauffahrer verloren, ihre Colonien auf Amerikas Festlande sowie ihre Niederlassungen in Ostindien eingebüßt, ohne dem Bundesgenossen, Frankreich, in jenen furchtbaren Seeschlachten in Westindiens Gewässern Beistand leisten zu können, welche die französische Flotte zu den glanzvollsten Thaten ihrer Seeannalen rechnet. Sogar in der Ostsee sich zu behaupten, hinderte der politische Zwiespalt daheim und die mangelhafte Flottenausrüstung; nur die altbatavische Tapferkeit des Admirals Cornelius Zoutmann und Jan Hendrik's von Kinsbergen hatte im Kattegat bei Doggersbank (5. August 1782) in dem wüthendsten Seegefecht die Ehre ihrer Flagge gegen Admiral Hyde-Parker bewahrt. Ruhmvoller, wenn auch nicht siegreicher, waren die Thaten der französischen Flotte unter de Grasse zwischen den Kleinen Antillen gegen Sir George Rodney gewesen (April 1782); auch Gibraltars Belagerung, von Frankreichs und Spaniens Seemacht begonnen, und verewigt durch Elliot's Vernichtung der schwimmenden Batterien — dieselbe Kriegskunst, welche, nach Maßstab der Zeit, die alten Hansen schon im Jahr 1428 vor Kopenhagen versucht —, durfte nicht Hollands Mitwirkung aufweisen; indessen hatten die Friedensschlüsse von Versailles und Paris (3. Sept. 1783) den holländischen Volksgeist, wenn auch nicht befriedigt, doch in Aufregung erhalten. Als nun die kaiserliche Brigantine Ludwig im October 1784 die Schelde hinabfahren wollte, nöthigten die Holländer, auch ermuthigt durch Rückhalt auf Frankreich, durch ihr Feuern von Saftingen aus das kaiserliche Schiff zur Rückkehr nach Antwerpen. Frankreichs diplomatische Ränke, Jo-

seph's unbesonnenes Verfahren und anderweitige Verwickelungen brachten ihn endlich dahin, im November 1785 sein natur- und vernunftgemäßes Recht gegen eine Geldsumme abfertigen zu lassen [74]).

Bei solchem Unsegen aller Art und gänzlicher Nichtigkeit irgend eines Anspruchs Deutschlands auf die Vortheile seiner Lage, bei der Unmöglichkeit, ein Nationalbedürfniß zu befriedigen, blieben doch immer Deutsche in fremder Dienstbarkeit ausgezeichnet auch im Seekriege. War das einst so seemächtige Reich der Deutschen im 18. Jahrhundert so schmählich verarmt, daß der Kaiser nicht einmal die Ströme seiner Erblande vom Joche kleiner Nachbarn freimachen durfte, und an Deutschland, wie zum Hohn, die Auffoderung erging, ohne ein Wehrschiff der bewaffneten Neutralität beizutreten: so konnten selbst die ersten Seestaaten auf ihren Flotten deutscher Männer nicht entbehren. Ueber den englischen Admiral Kempenfeld, unbezweifelten deutschen Ursprungs und Siegsgefährten Sir George Rodney's, wissen wir nicht Näheres; auch Johann Heinrich von Kinsbergen, zu Doesburg in Geldern geboren, ausgezeichnet in den russischen Siegstagen von Tschesme und Theilnehmer der Ehren Zoutmanns bei Doggersbank, wollen wir den Holländern lassen, da die Nationalität politisch schwankt; dagegen eignen wir uns die Helden des russisch-türkischen Krieges von 1787—91 und des gleichzeitigen schwedisch-russischen mit Recht an. Karl Heinrich Nikolaus Otto Prinz von Nassau-Siegen, aus dem katholischen Zweige des Hauses, welcher wegen der Misheirath Emanuel Ignaz' mit Mademoiselle de Nesle nicht als echt anerkannt wurde, geboren zu Paris im Jahr 1745 und dort erzogen,

diente, sich selbst seine Bahn zu schaffen, als Freiwilliger vom 14. Jahre an der Krone Frankreich, verließ sie als Rittmeister und Flügeladjutant eines Marschalls, und entsagte, um die Welt zu sehen, dem Genuß und den Lebensfreuden der Hauptstadt, indem er den Herrn von Bougainville, den ersten französischen Weltumsegler, auf seiner Reise begleitete (1766—69). Ein ritterlicher Sonderling, von wüst-romantischen Sitten, wagte er oft sein Leben in Asien und Afrika an den Kampf mit wilden Thieren, entschädigte sich dann wieder in der Liebe einer Königin von Otaheiti, und kehrte nach vielen Abenteuern nach Frankreich zurück, wo er als Oberst ein französisches Infanterieregiment und eins deutscher Reiterei führte. Wegen seines heitern Muthes und leicht reizbaren Ehrgefühls als deutscher Fürst in unzählige Ehrenhändel verflochten, ein wunderlich gemischter Charakter, bizarr, verschwenderisch, fest im Willen, und doch wieder leichtsinnig und versöhnlich — so lernten ihn der ältere Graf von Ségur und der Prinz von Ligne kennen —, von kaltem Aeußern, und doch bei jedem Worte auffahrend, dann wieder vorurtheilsfrei und sanftmüthig, verließ er, so leidenschaftlich Vergnügungen und den Weibern ergeben, beim ersten Trompetenstoße oder dem entferntesten Kriegsgerüchte ohne Bedauern seinen Lieblingsaufenthalt Paris. Im Jahr 1779 versuchte er vergeblich den Engländern die Insel Jersey zu nehmen; darauf finden wir ihn im amerikanischen Kriege als Schiffscapitain der Krone Spanien; vor Gibraltar ficht er auf einer schwimmenden Batterie und rettet sich, halb verbrannt und halb ersäuft als der Letzte durch Schwimmen. Als Generalmajor und Grande erster Classe, auch als deutscher, jedoch land-

loser Fürst anerkannt, abenteuert er nach Polen, gründet sein Vermögen neu durch eine Heirath mit eines reichen Woywoden Tochter, und wird durch Ségur, seinen geschworenen Bruder, der Kaiserin Katharina empfohlen, die ihm erlaubt, die Erzeugnisse seiner Domainen in Polen unter russischer Flagge ins Schwarze Meer zu verschiffen, und ihm ein Gut in der Krim schenkt. So begleitet er die Selbstherrscherin auf der berühmten Fahrt den Dniepr hinab, erwirbt die Achtung und das Vertrauen Potemkin's, wird ein Russe und empfängt als Viceadmiral im Jahr 1788 den Befehl über die Ruderflotte auf dem Schwarzen Meer, 65 Galeeren, zum Theil jene eleganten Fahrzeuge, die der Reise der Kaiserin dienten und von Potemkin eilig gegen die Türken ausgerüstet waren. Die russische Segelflotte führt der Contreadmiral Paul Jones, namhaft als glücklicher Freibeuter im amerikanischen Kriege. Obgleich nicht systematisch zum Seemann gebildet, entspricht der Prinz von Nassau den kühnsten Erwartungen seiner Gönner. Bei der Belagerung von Oczakow, welche der Kapudan-Pascha, der tapfere Hassan mit einer starken Flotte von 66 Segeln zu verhindern suchte, gewinnt er am 7./18. Juni die ersten Lorbern, indem er ohne Mitwirkung der Linienschiffe die türkische Ruderflotille zum Weichen zwingt; am 16./27. Juni steuert der Türke mit seiner ganzen Macht den Liman, das enge Gewässer am Ausfluß des Dniepr, aufwärts, um die Scharte auszuwetzen. Aber der Prinz sucht den überlegenen Feind vor der Tagesdämmerung (17./28. Juni) auf, ein großes Schiff und selbst der Admiral gerathen nach dem ersten Feuer auf den Grund; schon erklettern, auf Nassau's Geheiß, unter

heftigem Feuer die Kosacken des Schwarzen Meeres, seine Matrosen, die großen, feindlichen Dreidecker, als dieselben, in Brand gerathen, zur schleunigen Flucht nöthigen und in furchtbarer Explosion in die Luft fliegen. Vollständig bleibt der Sieg den Russen: während der weißbärtige Hassan-Pascha unter dem Gefechte mitten im heftigsten Feuer auf seinem Kirlangitsch zwischen den Schiffen umfuhr und seine Befehle austheilte, sah man den Prinzen von Nassau ebenso kaltblütig auf seiner Schaluppe unter dem Kugelregen manoeuvriren. Noch blutiger war die Nacht; Hassan, auf seinen Standort vor Oczakow zurückgekehrt, gedachte in der Dunkelheit aufs hohe Meer hinaus sich zu retten; aber Suworow's Batterie, auf der Landspitze von Kinburn errichtet, eröffnete ein mörderisches Feuer auf die im Mondschein Vorübersegelnden. Der Russe schrieb dem Prinzen in seiner bekannten Weise: „Unüberwindlicher Doria, es ist Zeit, den Nachfolger Barbarossa's gefangenzunehmen", worauf Nassau sogleich mit der Morgendämmerung unter dem Feuer von Oczakow und der dortigen Flotille herbeieilte, ohne Unterstützung des Amerikaners Paul Jones, der ihm vielmehr vom tollkühnen Unternehmen abrieth, mit Galeeren und platten Fahrzeugen ein starkes Geschwader hochbordiger Linienschiffe von 74 Kanonen anzugreifen. „Keineswegs", erwiderte der Prinz; „jenen Kolossen fehlt die Seele, ihren Geschützen die Kunst. Sie verstehen nicht zu zielen und schießen in die Luft. Unter einem Gewölbe von Feuer, das uns wenig schaden wird, gehen wir auf sie los und werden sie vernichten." Und so geschah es. Kühn näherten die kleinen Fahrzeuge sich den größten Linienschiffen und Fregatten, gewannen, unter

dem Feuer weg, ihren Bord und entfernten sich hastig mit Gefangenen und Kostbarkeiten, ehe dieselben, von den Flammen erfaßt, aufflogen. Ueberall leitete Nassau das Gefecht, welches unter furchtbarem Verlust der Türken mit dem Auffliegen des letzten Schiffs um Mittag endete. Was von der türkischen Flotte entkam, befand sich im traurigsten Zustande; der Rest der Ruderflotille ward unter Oczakows Wällen am 1./12. Juli vollends durch den Prinzen zerstört. So erfüllte sich freudig, was der Fürst von Besborodko bei Eröffnung des Kriegs scherzhaft in Petersburg geäußert: „es müßte wunderbar zugehen, wenn bei vier so lebhaften Köpfen, als Nassau, Paul Jones, Suworow und Hassan-Pascha, nicht bald wichtige Dinge geschähen." Niemand jubelte aber mehr über die Thaten seines Freundes als der Prinz von Ligne. Dennoch fiel die Türkenfeste erst, als der Kapudan-Pascha beim Beginn der stürmischen Jahreszeit sich aus dem Meere entfernt hatte: denn Potemkin, der russische Oberfeldherr, zögerte mit den äußersten Maßregeln, zum Misfallen Nassau's und des schonungslosen Suworow. Bei einem feindlichen Ausfalle 18./29. August rettete Nassau durch das geschickt angebrachte Feuer seiner Kanonenböte den bedrängten Prinzen von Anhalt-Bernburg, ohne Geheiß Potemkin's, bei dem er sich ironisch entschuldigte, die Türken ohne Befehl zum Rückzuge genöthigt zu haben. Ungeachtet der Fürst in lebhaften Ausdrücken den Viceadmiral als Retter pries, runzelte Potemkin die Stirn, unzufrieden über die Regsamkeit Nassau's, der bald darauf mit dem stolzen Gönner brach. Diesen zum Sturm zu bewegen, hatte er keck geäußert: „falls man ihm die Oberleitung übertrüge, wolle er bald

eine solche Bresche legen, daß ein ganzes Regiment zugleich hineinmarschiren könne." Als Potemkin fragte: wie viel Breschen er denn vor Gibraltar gelegt? verdroß diese Stichelei den Prinzen so höchlich, daß er, voll Klage, beim Hofe seine Zurückberufung verlangte. So ward der Held des Liman zu wechselndem Geschick in den Finnischen Meerbusen versetzt, um „Deutschen unter undeutscher Flagge zu befehlen". [75])

Haben wir leider noch immer nichts von ruhmvollen deutschen Seetreffen für deutsches Gemeinwohl oder deutsche Ehre zu berichten, so bleibt uns doch zu erzählen, was deutsche Männer auf deutschen Schiffen, aber für fremde Nationen, gleichzeitig auch auf unserm baltischen Meere verrichteten. König Gustav III. von Schweden hatte im Jahr 1788 einen Krieg gegen Katharina eröffnet, dessen Kanonendonner die Zarin in ihren Palästen zu Petersburg erbangen machte. Der Aufruhr der eingeborenen Obersten hatte das gehoffte Glück des ersten Jahres vereitelt; treu und mit liebender Hingebung fochten für den verrathenen Herrscher nur seine deutschen Diener, die vornehmsten Befehlshaber des Heeres und der Flotte. Meierfeld, Platen und der ältere Stedingk, Pommern und Rüganer, führten die Hauptabtheilungen des Landheeres; der jüngere Stedingk war schon vor dem vierzigsten Jahre Admiral der kleinen oder der Scheerenflotte. Der Vater jenes merkwürdigen Brüderpaares, ein alter preußischer Major aus des Feldmarschalls Schwerin harter Schule, dessen Adjutant er gewesen und dessen natürliche Tochter er geheirathet, saß auf einem kleinen Gute bei Wolgast und hatte die Söhne streng soldatisch erzogen. Der ältere dieser Heldenenkel focht

unter Rochambeau und Lafayette für die Freiheit der Amerikaner zu Lande; der jüngere war als Seeoffizier in jener blutigen Seeschlacht zwischen den Kleinen Antillen, wo Sir George Rodney die Flotte des Grafen de Grasse zerstörte, der einzige, unverwundete Offizier auf dem Admiralschiffe „Ville de Paris“ [76]), welcher bei der Uebergabe dem Sieger den Degen überreichen konnte. Das Jahr 1789 sah die furchtbarste Anstrengung beider kämpfenden Nationen zur See und zu Lande; kühn segelte und schlug sich König Gustav bis in die Mündung des Kimen und fand als Admiral der russischen Scheerenflotte den Prinzen von Nassau vor sich, den er in Spanien und Frankreich gesehen und für seinen Dienst zu gewinnen gehofft hatte. Doch war der deutsche Fürst, seit seinem Abschiede von Potemkin mit wichtigen diplomatischen Sendungen von der Kaiserin betraut, dem Doppeladler treugeblieben. Die erste ritterliche Begegnung 24. August 1789 unweit Rogensalm hatte Gustav's Erwartung schlimm für ihn selbst gerechtfertigt; die russische Scheerenflotte brachte die schwedische Flotte zum Weichen und Nassau gewann selbst das Admiralschiff mit mehren Linienschiffen. Auch am 1. September erlitt die schwedische Scheerenflotte gleichen Verlust bei Högfors. Misgelaunt über das Erfahrene ließ der König, allen chevaleresken Gleichmuth vergessend, gegen den russischen Schlachtbericht einen andern veröffentlichen, der seine Einbuße verkleinerte; worauf der Prinz unter dem 20. September 1789 einen beißenden Brief an die Majestät schrieb und deren Darstellung der Ereignisse unehrerbietig Lügen strafte. Noch war, alles vergossenen Blutes ungeachtet, für die Wendung des Kampfes nichts gethan. Aber mit dem

ersten Frühling im Jahr 1790, sobald die Häfen vom Eise frei, maßen sich die beiderseitigen Streitkräfte in riesig entscheidender Weise. Mit dem Vorsatz, die Kaiserin in ihrer Residenz zu schrecken, drang die schwedische große und kleine Flotte mit 2000 Kanonen am Bord bis in die Nähe von Wiborg und landete ein Heer neun Meilen von Petersburg; doch des Herzogs Karl von Södermanland, des Großadmirals, Misgeschick gab den Russen Gelegenheit, ihre beiden Flotten zu vereinigen (6. Juni), worauf der König, wider den Rath der Flottenführer, besonders des freimüthigen Stedingk, der mit seinem kleinen Schnellsegler „Toka“ (die Närrin) nicht in die Falle gehen wollte, seine gesammte Schiffsmacht zwischen den Scheeren und Inseln in die Bucht hineinzog und sich plötzlich durch die große russische Flotte wie in einen Sack eingesperrt fand. Drei Wochen eng eingeschlossen, ohne daß ein günstiger Wind die umlagernden Russen vertrieb, sprachen Kleinmüthige bereits von Ergebung; der König aber und sein herzhafter Stedingk faßten den kühnen Gedanken, sich den Weg mit Gewalt zu öffnen. Stedingk, nach seinem Erbieten, mit ein Paar Brandern den Ausgang zu erzwingen, segelte, in Begleitung leichter Schiffe, voran (3. Juli); aber der Wind jagte die Brander auf die eigenen Schiffe zurück, die bald in Flammen standen, oder auf den Strand liefen, während die Scheerenflotte Nassau's und die Segelflotte Tschitschakow's ihre Schlacht mörderisch begannen. Gleichwol brachten der König in leichter, fliegender Schaluppe, und Stedingk im heißesten Feuer voran, den größten Theil der Flotte und des Heeres glücklich durch, wenn auch mit Einbuße von 7 Linienschiffen, 3 Fregatten

über 30 Galeeren- und Kanonenböten und 6—7000 Mann. Bei besserm Einverständnisse der russischen Admirale, und — gestehen wir es — wäre der Prinz von Nassau ein so eingeschulter, kalt überlegender Seetaktiker als heißtapferer Ritter gewesen, mußte die ganze schwedische Macht im Wiborgssunde vernichtet werden. Diese hatte in die geschützte Bucht von Svenskſund sich begeben, der König entschlossen, an Schwedens Grenze Sieg oder Grab zu finden. Ohne an Wegsegeln oder sichere Häfen zu denken, rüstete man zur Schlacht, als der Prinz von Nassau am 8. Juli mit seiner Flagge vor den Klippen erschien. Mit zuversichtlicher Kühnheit am 9. Juli sein ermüdetes Schiffsvolk zum Angriff spornend, sah der Sieger vom Liman seinen Stern erbleichen; bis zum Vormittag des 10. Juli ward von beiden Seiten mit beispielloser Wuth gefochten. Nassau's Verwegenheit, zumal bei ungünstigem Winde, zahlte schwere Buße: fast die ganze Scheerenflotte mit 8000 Gefangenen und 5000 Todten ging verloren. Stedingk focht wie bei Wiborg; aber des Obersten Kronstedt Abtheilung, die aus in Pommern gebauten und mit stralsundischen, barthischen, darsischen Matrosen bemannten Schiffen und Kanonenböten bestand, gewann in diesem herrlichen Kampfe den Siegesnamen. Jene pommersche Halbinsel Dars ist berühmt durch ihre kühnen und schönen Schiffer und Matrosen; Moritz Arndt sah noch im Jahr 1817 drei solcher Matrosen mit englischen Ehrenzeichen der Schlacht von Trafalgar an der Brust; zwei derselben hatten auf Nelson's Victory gedient. Solche deutsche Männer halfen der Krone Schweden, der anmaßlichen Herrin der Ostsee, den ehrenvollen Frieden von Werelä (14. August

1790) erfechten; aber Nassau's Ruhm welkte hin, obgleich sein Selbstvertrauen durch die Niederlage nicht gebrochen war und er der Kaiserin schrieb: er habe das Unglück gehabt gegen die Elemente, die Schweden und die Russen — die Neider seines Glücks — gleichzeitig kämpfen zu müssen. Der Rest seines Abenteurerlebens war widerspruchsvollen Bestrebungen gewidmet; er starb im Jahr 1805[77]). Wie Würdiges hätten nicht Männer wie Stedingk, Nassau, sobald er gelernt, seinen unbesonnenen Muth zu zügeln, gebietend über deutsche zahlreiche Schiffscapitaine wie Nettelbeck, Steuerleute und Matrosen auf fremden Flotten und Kauffahrern, die sich aneinander zur Kriegsmarine ausbilden konnten, für eine große, nationale Sache geleistet!

Die Französische Revolution brach das Band, welches die Entwickelung vieler Völker gehemmt hatte, und auch die morsche deutsche Reichsverfassung; die Scheldemündung und Antwerpen wurden wenigstens ihrer holländischen Fesseln erledigt, als Pichegru die zwieträchtigen Generalstaaten (Winter 1794—95) eroberte und in die Batavische Republik verwandelte; aber Colonien und Schiffe gingen an die Engländer verloren und wurden durch die Schlacht von Trafalgar vollends eingebüßt (1805). So endete die Seemacht des deutschen Niederlands; die Küste der Osterlinge, die Hanseaten allein, streng neutral geblieben, durften sich ungestört noch eines einträglichen Zwischenhandels erfreuen. Aber die Dinge änderten sich bald nach dem Frieden von Luneville und Amiens (1802). Die Mündungen der Elbe, Weser und Ems wurden gesperrt, die wohlthätigen Satzungen der bewaffneten Seeneutralität von 1780 umgestoßen, und als Friedrich

Wilhelm III. im verhängnißvollen Jahre 1805 aus Napoleon's Hand Hannover hingenommen, büßte auch Preußen durch die erbitterten Briten seinen blühenden Ostseehandel ein. Der Friede zu Tilsit (9. Juli 1807) trennte Preußen von der Nordsee, von Ostfriesland, das es 33 Jahre ohne Frommen der deutschen Seemacht besessen; Kolberg, wiewol ohne Kriegsschiffe, hatte nur durch das Wagniß seefahrtkundiger Bürger, wie Nettelbeck's, sich vor der Schmach der Ergebung bewahren können. Das Decret Napoleon's von Berlin (19. November 1806), 12 Tage nach Lübecks unverschuldeter Heimsuchung, war das erste Glied der gewaltigen Kette, mit welcher des Kaisers Riesengeist der angemaßten Meeresherrschaft zu widerstehen gedachte. Die Erklärung der englischen Admiralität vom 7. Januar 1807, welche allen Schiffen, die aus einem von Frankreich besetzten Hafen kämen, das Einlaufen in englische Häfen verbot, machte die See von ehrlicher Schiffahrt leer; das Edict von Trianon (5. August 1810) untersagte jeden Verkehr mit England und dessen Pflanzörtern, und die unfreiwillige Nachgiebigkeit Preußens in die Festlandssperre, die Einverleibung Hollands (Juli 1810), der Gebiete an den Mündungen der Ems, Weser, Elbe und Trave in das Kaiserreich (December 1810), französische Herrschaft auch über die altfreien hansischen Schwestern schloß den Ring der Ueberwältigung. Es gab keinen Fuß breit freier deutscher Küste mehr!

Und hier nun legen wir die Feder nieder, nachdem wir berichtet, wie der Kreislauf von fast zwei Jahrtausenden die Anwohner der Oder, Elbe, Weser und des Rheins wieder zurückgeführt habe auf den Stromnachen,

„cavatum ex materia alveum“, die einzige bei ihnen gebräuchliche Art von Fahrzeugen, die einst auf der Elbe August's Stiefsohn, Tiberius, begegnete. Vierzig Jahre sind, seit Napoleon's Reich bis an die Ostsee, aber nicht in die Ostsee, sich erstreckte, dahingeschwunden; was Jahrhunderte versäumt haben, konnte in so kurzer Frist nicht wiedergutgemacht werden, obgleich inzwischen auch Großbritanniens Herrschaft vom deutschen Boden gewichen ist und die deutschen Guelfen, mit geringer Unterbrechung, vom Dollart und Ostfriesland, Preußens entfremdetem Kleinode, bis nach Hamburg gebieten. Daß aber in anderthalb Menschenalter gar nichts geschehen sei, um Deutschland in sein unverjährtes Recht auf einen Seestaat herzustellen, ist eine Wahrheit, deren Schilderung der zeitgenossische Leser uns gern überhebt.

Was Oesterreich in Triest und Venedig für seine Flotte und seinen Handel gethan, diente seiner Ehre und Wohlfahrt allein, and bildete mehr Italiener und Slavonier zum Seewesen aus als Deutsche. Wiederholt erhoben sich in Norddeutschland mahnende, vorwurfsvolle Stimmen über so schmachvolle Selbstvernachlässigung; Dichter phantasirten und träumten mit Beifall von einer deutschen Flotte, und wackere, einsichtsvolle Männer, wie Andresen Siemens, der Schiffbauer in Hamburg, ließen es an patriotischen Vorschlägen nicht mangeln. Der Sundzoll, als unerträgliche Fessel des baltischen Verkehrs, wies schon von der Schleswigschen Frage auf die einzige Lösung durch die Waffen hin; aber unbeachtet blieb Siemens' wohlgemeinter Plan, die Regierungen möchten durch Beiträge, Erlaß von Gebühren und Hafenabgaben, den Bau von starken, hohen

Kauffahrteischiffen begünstigen, welche im Fall der Noth in Kriegsfahrzeuge umgewandelt werden könnten. So kamen die ernsten Tage des Jahres 1848! Wie brennt die Beschämung in A. Duckwitz's Geständnissen, des mit den Marineangelegenheiten betrauten weiland Reichshandelsministers, die der ehrenhaft strebsame Mann in seiner Schrift vom Jahr 1849 niederlegte! Es fehlte an Schiffen, an Schiffsbauern, an Schiffsführern, sogar an Personal zur Bildung eines Marinedepartements, oder schien an Allem zu fehlen. Mühsam wurden aus fremden Seestaaten fähige Männer, wenige geborene Deutsche, gelockt; für theures Geld jenseits des Oceans unzuverlässige Aushülfe erkauft; der österreichische Admiral Dourdeau, dem die „Centralgewalt" die Oberleitung der Reichsmarine zugedacht, beantwortete nicht einmal den Antrag! — Schweigen wir, wie es weiter erging, wie es jetzt steht. — Am genügendsten erscheint die „Verordnung betreffend die Uniformirung der Offiziere und Mannschaften der Reichsmarine"; Schnitt des Kragens, Zahl der Knöpfe, Breite der Tressen als Kennzeichen des Ranges, und dergleichen wichtige Dinge sind mit gebührender Gründlichkeit erörtert; auch der Strafcodex vollzogen, welcher bei unerläßlicher Schärfe — gelobt werde Lobwerthes — menschenwürdigen Geist athmet, der Verantwortlichkeit der Offiziere enge Grenzen steckte [78]).

Wir sind noch das ärmste reiche Volk unter der Sonne, wie jene Witwe des einst unermeßlich reichen hansischen Kaufherrn, die an der Kirchthüre im silbernen Becken Almosen für die „arme reiche Frau" sammelte. Wir haben Eisen und Kupfer in unsern Bergwerken, hochgewipfelte Tannen im Schwarzwald, die als Mastbäume und Stangen

jährlich nach Holland hinunterschwimmen. Wir haben in den Ostseeprovinzen riesige Eichen zu Kielen und Planken und knorriges Krummholz zu Schiffsrippen in Fülle, die alljährlich selbst in den Norden ausgeführt werden. Hanf gedeiht bei uns in Menge zu Tauwerk und Segel. Wir haben lernbegierige Schiffsbaumeister und Zimmerer, Anker- und Kettenschmiede, Stückgießer. Wir haben vom Samlande bis nach Ostfriesland ein zahlloses Fischer- und Schiffervolk, breit von Brust und Schultern, markvollen Knochen, scharfen Auges; Piloten, deren wettergebräuntes Gesicht trotzig in den Sturm blickt, und die die Pfade des Meeres, seine Tiefen überall kennen. Wir haben geschützkundige Meister, Soldaten, die den Tod nicht scheuen, mehr als wir brauchen; entschlossene, unerschrockene Schiffsführer. Wir haben die Wissenschaft, welche die Sternenbahnen mißt und die geheimen Gesetze der Natur ergründet, und — dennoch kein Kriegsschiff, um einen übermüthigen, kleinen Nachbar hinter seinen schmalen Belten aufzusuchen und, unter dem weiten Himmelsgewölbe, kein Fleckchen freien Landes zur Aufnahme darbender, fleißiger Menge!

Täuscht uns unsere Prüfung alter Geschichten und der deutschen Volkesnatur nicht, so bleibt nur ein Mittel, aber ein wie unerreichbares! um jeder Seemacht der Welt gewachsen zu sein: starke Territorialeinheit an unsern Meeren, durchdrungen von stolzem demokratischen Geiste.

Anmerkungen.

1) S. die historische Untersuchung bei Hüllmann, Städtewesen des Mittelalters (Bonn 1826), I, 123. Prescott, Geschichte Ferdinand's und Isabellens (Leipzig 1847), I, 498. Treatise of naval architecture by A. F. Creuze (Edinburgh 1841, 4.), 9. Nach Ramusio bei Hüllmann a. a. O., 125, soll der Gebrauch des Compaß in der Nordsee sich schon um 1380 finden.

2) So sagt schon Lodov. Guicciardini in seiner Descrittione di tutti Paese bassi, altrimenti detti Germania inferiore (Anversa 1588, Fol.), 4, allein auf Holland blickend: „Sieno stati autori di dare i nomi a' venti tali quali hoggi di si veggono con le medesime voci e termini osservate da tutte le nationi, che gli Italiani chiamano Oltramontane."

3) S. über M. Behaim: Diplomatische Geschichte M. Behaim's. Aus Originalurkunden, von C. G. von Murr. 2. Aufl. Gotha 1801.

4) Sartorius, Urkundliche Geschichte der deutschen Hansa, III, 446 fg.

5) Guicciardini, 111.

6) Fugger, Spiegel der Ehren des Erzhauses Oestreich, 1259. Peutinger, De German. Sermones etc. Schard., Scr. R. Germ., I, 229.

7) Wessel's Leben, hinter B. Sastrowen's Lebenslauf, III, 273.

8) Bei dem Widerspruche der deutschen Nachrichten in M. Crusii Suevic. annal., XI, c. 3, 4, — in Gassari Chronic. August. bei Mencken, Scr. Rer. Germ., I, — H. Benson in der Histor. Nov. Orb., c. 25, und der parteiischen, unkritischen Darstellung W. Robertson's (History of America) sind wir überwiegend Anton. de Herreras' (des Präsidenten des Indischen Rathes) Descriptio Ind. occidental. (Amst. 1627, Fol.), II, c. 19, gefolgt. Der deutschen Geschichte der Abenteuer N. Federmann's

vom 2. Oct. 1529 bis zum 31. Aug. 1532, von seinem Verwandten Joh. Kifhaber aus Ulm im J. 1555 herausgegeben, haben wir nicht habhaft werden können. S. auch Marci Velseri Biographie von Ch. Arnold, vor dessen Ausgabe der Opp. M. Velseri (Norimb. 1682, Fol.), 23 sqq.

9) S. über den dänischen Krieg Dahlmann, Geschichte von Dänemark, III, 305—308, und Barthold, Geschichte von Rügen und Pommern, IV, 2, 73—80. Becker, Geschichte von Lübeck, I, 486 fg.

10) Im J. 1494 waren auf dem Hansetage zu Bremen noch 72 Städte vertreten.

11) Balthasar Russowen, Nye Lyfflendische Chronica (Rostock 1578, 12.), 51.

12) Abbildung hinter Creuze, Nr. 448.

13) Willebrandt, Vorbereitung zur hanseatischen Chronik, 124.

14) Bug, Biegung, nicht vom englischen Bow; Spreet heißt Stange im Allgemeinen, so noch am Bauerwagen der Verbindungsbaum des vordern und hintern Theiles.

15) D. Chytraei Saxonia (Lips. s. a., Fol.), 197.

16) Sartorius, III, 446 fg.

17) Jürgen Wullenweber von Lübeck, oder die Bürgermeisterfehde, im Historischen Taschenbuch, erste F., 6. Jahrg. Vergl. damit L. Ranke, Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, III, 565 fg.

18) Regkmann, der tapfere Bergenfahrer aus Lübeck. Lübeckische Chronik (1619, Fol.), 118. Der Däne sprach: „Wir geben der kaiserlichen Stadt Lübeck das Reich und die Stadt auf, nicht dem Schelmen Gustav Eriksson, der da steht!"

19) Abgedruckt bei Regkmann, 125 fg. Auch anziehend der deutschen Seemannssprache wegen. Der hohe Schanzkasten auf dem Piratenschiffe heißt „Kobrügge" (Kuhbrücke; 126); Bugspriet, aber auch Bolyne (Bowline). Der Schiffsführer gibt „sypfelnd" Zeichen (wol aus dem englischen to whistle, pfeifen).

20) S. die Bestätigung dieser Ansicht bei Ranke, a. a. O., 576.

21) Gert Korbmacher's, des Augenzeugen, eigenhändiges Schiffstagebuch (Regkmann, 191—204), voll wichtiger Beiträge über Schiffahrts- und Seekriegskunde.

22) S. außer unserer Monographie Ranke's Anhang, VI, 266—279, die Urgichten enthaltend.

23) So Ranke, IV, 13. Robertson, The hist. of the Emp. Charl. V (Lond. 1798), III, erzählt dagegen nach Heraei Annal. Brabant.: eine vlämische Flotte habe aus den Häfen der Niederlande ein Heer deutschen Fußvolks übergeführt. Die Zeit scheint für so weite Schifffahrt zu kurz.

24) Hub. Thomae Leodii Annal. de vita Friderici II. Palatini (Francof. 1624), 213 sqq.

25) Doch ließ die Königin Anna von Bretagne die Cordelière, ein großes Schaustück, bauen.

26) Mémoires de Martin du Bellay (Paris 1753), VI, X, 59. Franc. Belcarii Historia Gallica (Lugd. 1642, Fol.), 766. In Lübeck wurde im Jahr 1540 ein großes Schiff von 700 Lasten, 91½ Ellen im Kiel und 19¾ Ellen breit, gezimmert und an den König verkauft. Becker, II, 114.

27) Du Bellay, l. c., 86.

28) A. de Thou, Hist. universelle, XVI, 381 sqq. (franz. Uebers. à la Haye 1740). Ein Freiherr von Reiffenberg, Neffe Friedrich's, des deutschen Obersten in Heinrich's II. Solde, trug sich bereits mit dem Gedanken einer Uebersiedelung nach Amerika.

29) Zur Vergleichung geben wir die Maße der neuern englischen Linienschiffe ersten Ranges: Dreidecker Queen, 110 Kanonen, Länge des Gun-Deck 204 engl. Fuß, des Kiels 166 F., Breite 60 F., Tiefe des Kielraums 28 F., Tonnengewicht 3099. Ein solches Schiff hat gleichfalls sechs Böden. Wir kennen das Verhältniß der Tonnen lübischen Gewichts zum englischen nicht; jedenfalls muß aber das lübische viel geringer sein.

30) Willebrandt, 29, nach Bonnus' handschriftlicher Nachricht.

31) S. Abbildungen gleichzeitiger niederländischer Schiffe hinter Guicciardini l. c.

32) Ueber den dänisch-schwedischen Krieg s. Becker, II, 150 fg., und die dort angeführten Quellen.

33) Becker, a. a. O., und Sartorius, III.

34) De Thou, III, L. 50, 455 sqq. Nach dem Berichte bei Schard., R. G., IV, 171, waren die Lastschiffe nicht zur Stelle.

35) Augenzeugniß des Verf., und Leben O. C. von Sparr, in den Historisch-merkwürdigen Beiträgen zur Kriegsgeschichte des Großen Kurfürsten (Stendal 1793), 77.

36) S. im Allgemeinen Sartorius, III, 276 fg., und Willebrandt unter den betreffenden Jahren.

37) Guil. Camden, Annales regnante Elisabetha (Lugd. Bat. 1639), 552. Die hansischen Schiffe waren um die Orkaden und Irland herumgegangen.

38) Sartorius, III, 408.

39) Italienische Muster und Einfluß italienischer Schiffsbauer verräth auch die Benennung. Frigate kommt vom italienischen Worte fregare, reiben, schmieren, schmücken, ist also sehr uneigentliche Bezeichnung.

40) S. die Abbildung und Beschreibung bei Creuze, 16.

41) Burmeister, 120.

42) Ebend., 30. Sartorius, III, 469 fg.

43) Leben Hans von Schweinichen, herausgeg. von Büsching (Leipzig 1823), I, 396.

44) Nach Burmeister's Beiträgen zur Geschichte Europas im 16. Jahrhundert (Rostock 1843), 114, knüpften Gesandte der Generalstaaten in Lübeck schon im J. 1611 an.

45) Burmeister, a. a. O., 188.

46) Khevenhiller, Annales Ferdinandei, XI, 134.

47) Urkunde in A. von Wallenstein's Briefwechsel, herausg. von F. Förster (Berlin 1829), II, 10.

48) Willebrandt, 294.

49) Chemnitz, Schwedischer in Deutschland geführter Krieg (Stettin 1648, Fol.), I, 92.

50) Ebend., 254 fg.

51) Vermehrte Newe Beschreibung der Muscowitischen und Persischen Reyche, von A. Olearius (Schlesw. 1656, Fol.), Buch II, L. 4: „Die meisten unserer Schiffsleute waren in Wissenschaft der Schifffahrt so alt und geübt als das Schiff."

52) Curicke, Hist. Beschreibung von Danzig (Ebend. 1687, Fol.), 427.

53) Hertzberg, Dissertation contenant des anecdotes de

Règne de Frédéric Guillaume le Grand Electeur de Brandeb. et surtout des ses exploits maritimes, 1781. S. de Pufendorf, Comment. de rer. gest. Frideric. Guil. M. Elect. Br. (Berol. 1695. Fol.), II, 1386.

54) Ibid., 1388.

55) Ibid., XVIII, 1436.

56) S. darüber L. von Orlich, Geschichte des preuß. Staates im 17. Jahrhundert, II, 428.

57) Selbst die neue Biographie universelle unter Jean Bart.

58) Mémoires du Comte de Forbin. Collect. Petitot, sec. sér., XXV, 7: „dit, avec son mauvais français: Vous être cause de ça." P. 18 sagt der Graf, welcher sich wol nicht genau um des Nebenbuhlers Herkunft bekümmert: „Il était de Dunquerque — de pauvre pêcheur — il s'éléva — par tous les degrés de la marine."

59) Histoire de France sous le règne de Louis XIV (Roterd. 1722, 4.), II, 555.

60) Mém. du Comte de Forbin, II (LXXV), 18.

61) Larrey, II, 221, 281. Biographie universelle unter Jean Bart.

62) Weber, Verändertes Rußland (neue Aufl., Frankfurt 1738, 4.), I, 10.

63) Gralath, Geschichte von Danzig (Berlin 1791), III, 328—356.

64) Rühs, Geschichte von Schweden, IV, 360 fg.

65) Pauli, Preuß, Stenzel und Orlich.

66) Lebensbeschreibung des Grafen von Seckendorf, IV, 250.

67) Schilderung Friedrich's II. in den Oeuvres posthumes.

68) Urkundlich: C. L. Lieberkühn's Miscellanien (Stettin 1778), Stück II, 125.

69) Joachim Nettelbeck, Bürger von Kolberg, herausg. von Haken (2. Aufl., Leipzig 1845).

70) Nettelbeck, 172: „Um 200,000 — hätte Friedrich Wilhelm I. seine Anrechte an Holland verkauft, nachdem beide Forts 30 Jahre im Schutt gelegen."

71) Die Kauffahrer aus den schwedisch-pommerischen Städten

erfreuten sich im 18. Jahrhundert eines einträglichen Verkehrs im Mittelmeer, indem die Krone durch jährliche Geschenke an die Barbareskenstaaten die Sicherheit ihrer schiffenden Unterthanen erkaufte. In der Mitte des 17. Jahrh. verirrte sich kein schwedisches Schiff durch die Meerenge von Gibraltar, ja nicht einmal an die Küste von Portugal, um Salz zu holen. Vermittels eines jüdischen Unterhändlers wurden schon im Jahr 1667 Abkommen gegen Geschenke mit Algier, Sale, Tunis und Tripolis, doch vergeblich versucht. S. Rühs, Gesch. von Schweden, IV, 227.

72) Der Plan Nettelbeck's, am Flusse Kormantin auf Guyanas Küste eine preußische Niederlassung zu gründen (S. 341), ward sowol von Friedrich II. als von dessen Nachfolger abgelehnt. Noch in seinen letzten Lebensjahren sann Nettelbeck auf preußische Colonisation.

73) S. darüber Dohm, Denkwürdigkeiten, II, 104 fg.

74) Schlosser, Geschichte des 18. Jahrhunderts, III, 2. Abtheil. (Heidelberg 1843), 428 fg.

75) Soweit über Nassau nach: Denkwürdigkeiten, Rückerinnerungen und Anekdoten aus dem Leben des Grafen von Ségur (deutsch, Stuttgart 1825), I, 78 fg.; III, 246 fg., 296. Briefe, Charaktere und Gedanken des Prinzen von Ligne, französisch von Frau v. Staël-Holstein, und deutsch von J. G. W. Spazier (Leipzig 1812), 191, 213. J. Castéra, Histoire de Catherine II (Par. l'an VIII), t. III. Suworow's Leben und Heerzüge, dargestellt von Smitt (Wilna 1833), I, 295, 323.

76) Die „Ville de Paris" galt als das größte und schönste Linienschiff Frankreichs und Englands. Es hatte 120 Kanonen und 1300 Mann an Bord.

77) Ueber den schwedisch-russischen Krieg s. Ségur a. a. O. III, 373—378. Arndt, Schwedische Geschichten unter Gustav III. (Leipzig 1839), 120—127. Castéra, III, 297—307. Schlosser, V, 179—184.

78) Duckwitz, Ueber die Gründung der deutschen Kriegsmarine (Bremen 1849).

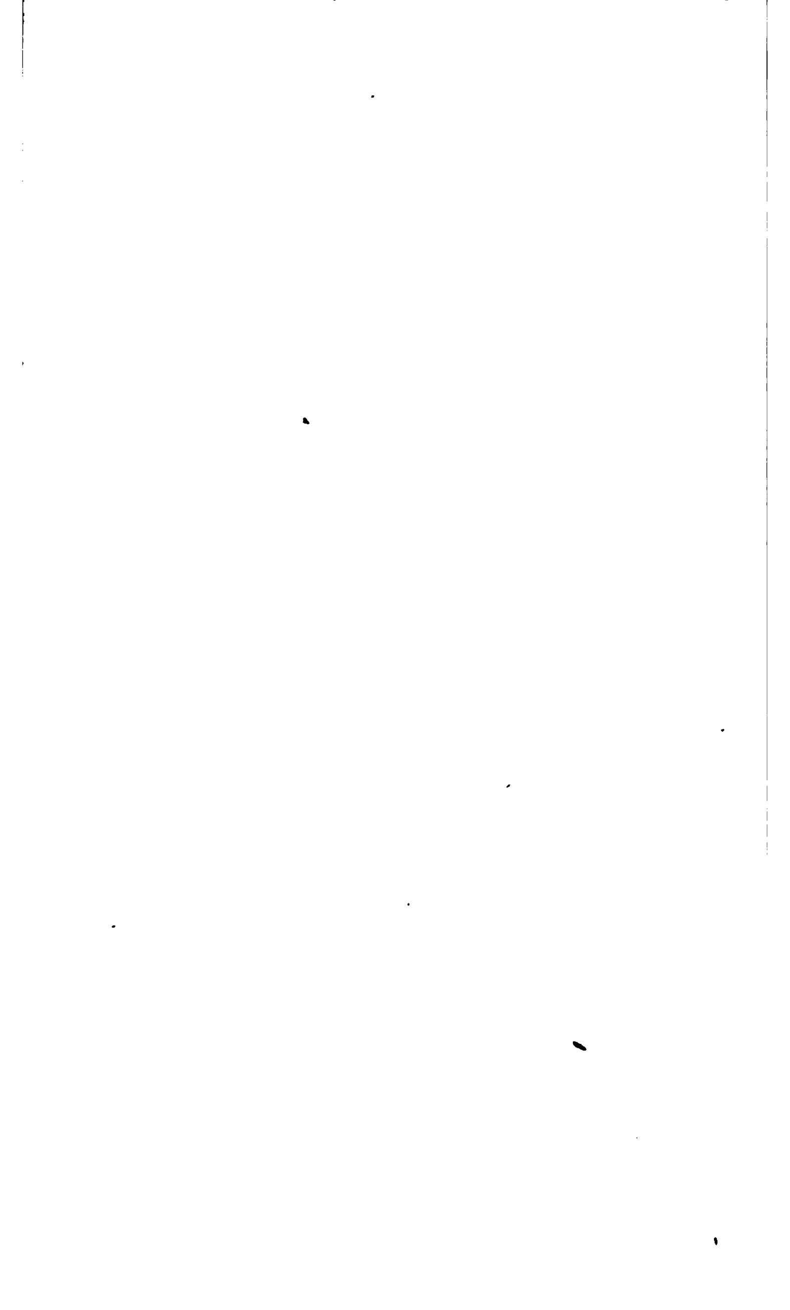
Der Congreß zu Karlsbad.

Ein Beitrag zur Geschichte der Entwickelung der deutschen Gesammtverfassung.

Mit besonderer Benutzung ungedruckter Quellen

von

Adolf Friedrich Heinrich Schaumann.



I.

Es ist vielleicht zweckmäßig, beim Eingange dieser Mittheilungen kurz anzudeuten, auf welche Weise sie im genauesten Zusammenhange stehen mit der im vorigen Jahrgange dieses Taschenbuchs befindlichen Abhandlung über die Geschichte der Bildung der deutschen Gesammtverfassung auf dem Wiener Congresse. Von dieser ward dort (S. 244 fg.) gesagt, daß sie von der Zeit an einen Keim der Unhaltbarkeit in sich aufgenommen, als sie, eigentlich nur erste unvollständige Grundlage zu einem künftigen vollständigen Gesetze, sich nicht einer Ausbildung wie sie allein zum Ziele führen konnte, zu erfreuen hatte, sondern wo diese ganz allein von den Höfen mit einer ausschließlichen einseitigen Unumschränktheit in die Hände genommen wurde, die mit den Landesverfassungen in einen Widerspruch gerieth, der von Tage zu Tage größer wurde. Die Schwäche der menschlichen Natur, die über das Allgemeine nie die eigene Persönlichkeit vergessen kann, brachte es als natürliche Folge dann mit sich, daß die Behörde des Bundestags in ihrer alten Form, dazu bestimmt die deutsche Gesammtverfassung in einer der Zeit würdigen Weise fortzuführen und auszubilden, statt dessen nach und nach immer mehr zu einem Familien-

9 *

congreß im persönlichen Interesse der regierenden Familien gemacht wurde, sodaß darüber das ganze Deutschland mitunter bis zu dem Punkte vergessen wurde, daß, wenn seine Interessen mit den persönlichen der Regenten collidirten, für erstere sehr häufig Incompetenzerklärungen erfolgt sind, um die letztern desto ausschließlicher berücksichtigen zu können. Die Geschichte des Congresses zu Karlsbad gibt den besten historischen Commentar zu diesem Thema, und vielleicht auch den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit der obigen Behauptung, und darum wird es vielleicht lehrreich sein, auf jene Geschichte ein wenig näher einzugehen.

Auf der andern Seite ward aber auch gesagt, daß der weitere Versuch einer Gesammtverfassung, zu Frankfurt gemacht, an einem ganz gleichen Fehler scheiterte, an dem, daß ganz entgegengesetzt nun das Volk, ohne Berücksichtigung der althergebrachten und wohlerworbenen Rechte der Regenten, ebenso einseitig eine neue Verfassung herstellen wollte, — eine Verfassung, in welcher nun umgekehrt die Regenten ebenso willenlos abhängig vom Volke sein sollten, als dieses sich früher gefühlt hatte. Die Geschichte irgend eines Abschnitts in den frankfurter Berathungen würde ein schlagendes Parallelstück zu den Verhandlungen des Karlsbader Congresses abgeben. So weit beide auch nach rechts und links voneinander anfänglich abzustehen scheinen, als Extreme sind sie auf dem Wege des Kreises sich schon näher zur Berührung gekommen, als man bei oberflächlicher Betrachtung des Gegenstandes wohl glauben möchte. Vielleicht übernimmt es einmal ein dazu vollständig Berufener, dies in einer historischen Schilderung näher darzuthun!

Ueber die Wichtigkeit der Karlsbader Beschlüsse für deutsche Verfassungsgeschichte bedarf es einer Auseinandersetzung nicht. Es genügt anzuführen, daß wieder sie es waren, die ganz besonders für jene oben angedeutete einseitige Entwickelung der deutschen Gesammtverfassung durch die Cabinete maßgebend wurden. Obwol anfänglich nur zu provisorischen Maßregeln bestimmt, dauerten sie lange über den ihnen zuerst gesetzten Zeitpunkt hinaus. Durch die Ereignisse von 1830 eine Zeit lang beschränkt, traten sie bald in der alten Kraft wieder auf; und wenn auch nach ihrer letzten endlichen Aufhebung eine neue Auferstehung ebenso wenig zu hoffen wie zu wünschen und daher das legislative Interesse an ihnen gänzlich gesunken ist, so lebt das historische dagegen, indem sie einen gewaltigen Factor in unserer vaterländischen Geschichte gebildet haben, jetzt dafür doppelt und dreifach wieder auf.

Die Berathungen in Karlsbad wurden bekanntlich geheim gehalten, und von den Debatten und Protokollen kamen lange nur auszugsweise, oder auf mündlichen Ueberlieferungen beruhende Mittheilungen zur öffentlichen Kenntniß; nichts war in officieller Form. Erst im Jahre 1845 ward dem abgeholfen mit dem Erscheinen des Werks: „Wichtige Urkunden für den Rechtszustand der deutschen Nation, mit eigenhändigen Anmerkungen von Johann Ludwig Klüber, aus dessen Papieren mitgetheilt und erläutert von Karl Welcker", ein Werk das da es vollständig das Vermißte enthält, wegen seines Stoffes so wichtig ist, wie irgend eins in unserer ganzen deutschen publicistischen Literatur. Kommt es allein auf die wörtliche Kenntniß des Inhaltes des urkund-

lichen Stoffes an, so genügt das Werk vollkommen, und macht jede weitere Arbeit unnöthig. Da man also auch den wörtlichen Inhalt der Berathungen als bekannt voraussetzen darf, so braucht dieser nicht weiter als zum Verständniß des Gegenstandes überhaupt nöthig ist, nochmals wiedergegeben zu werden. Nur über den Commentar, der als Kritik über den Geist der Berathungen hinzugefügt ist, über Entstehung des Congresses selbst, den wahren politischen Kern der Berathungen, über den Geist der Opposition, ihre Mittel und ihre Stellung zur damaligen Zeit, — mit einem Worte, über die eigentliche historische Bedeutung der in Karlsbad gesprochenen und niedergeschriebenen Worte läßt sich noch das Eine oder Andere beibringen, was zur Vervollständigung des obigen Werkes dienen kann. Unsere Arbeit stellt sich daher rein auf den historischen Standpunkt, nicht wie Welcker, auf den der staatsrechtlichen und politischen Kritik. Davon ausgehend, fällt es sogleich in die Augen, daß Welcker (ohne die obersten staatsrechtlichen Grundsätze, die er anzieht, hier irgend bezweifeln oder nochmals theoretisch durchsprechen zu wollen) namentlich bei den kurz hingeworfenen Bemerkungen und Noten mitunter zu wenig Gewicht darauf zu legen scheint, daß er immitten einer Versammlung von Diplomaten steht, welche oft genöthigt sind, nach dem einmal eingetretenen Lauf der Dinge, den der Einzelne ohne nur Schaden zu erleiden und anzurichten, auch mit dem besten Willen nicht mit einem Schlage in das Gegentheil umkehren kann, ihre Deductionen in ein anderes Gewand zu kleiden, als dies die ganz unbefangene Theorie der Schule nöthig zu thun haben würde. Hier muß oft von einer Seite her der Angriff erfolgen

in einer Art, daß Niemand schon an einen Angriff denkt; Worte müssen herben Gegenständen oft ein milderndes Gewand umhängen; und wenn — nach dem höchst bezeichnenden Ausdruck der Diplomatie — der Pelz gewaschen werden soll ohne ihn naß zu machen, so ist man oft gezwungen, mit den Worten duldsamer nachzugeben, um den Erfolg selbst zu erstreiten. Weil dazu die Unterhandlungen geheim waren und die Theilnehmer daran also auch nicht die Absicht hatten, für das Publicum in logischer Form Abhandlungen oder vielmehr künstlich geordnete Reden über die besprochenen Stoffe ausgehen zu lassen, so kann hauptsächlich nur die Eine große Gesammtfrage: „was wollten sie mit ihren Erörterungen, welcher letzte Zweck sollte damit erreicht werden?“ den einzig praktischen Inhalt eines Commentars abgeben. Welcker hingegen commentirt mehr Satz für Satz nur die einzelnen, philologisch aufgefaßten gesprochenen Worte, seltener den allgemeinen Sinn, die allgemeine Absicht eines zusammenhängenden Vortrags oder Memoirs. Der Maßstab seiner politischen Kritik ist dann auch sehr häufig seine eigene Ansicht und seine eigene damalige politische Stellung, und der größere oder geringere Tadel wird darnach zugemessen. Auch die Nothwendigkeit einer Glosse überhaupt ist ihm meist dadurch bedingt. Nicht minder hängt wieder der Ton der kritisirenden Glossen mit der damaligen Stimmung Welcker's zusammen. Der lange unausgesetzte Kampf, den er so viele Jahre auf dem Felde der parlamentarischen Debatte geführt hatte mit den verschiedensten Erfolgen, bei denen aber bis zum Jahre 1845 die Resultate trotz aller Anstrengungen weit hinter dem von ihm Gewünschten und Erstrebten zurück-

geblieben waren; die persönlichen Erlebnisse: Untersuchungen und Freisprechungen, Anfeindungen und Rechtfertigungen; der damalige Zustand und die zweifelhafte Zukunft der vaterländischen Verhältnisse überhaupt, mochten Welcker wol mit Recht in eine trübe, fast bitter gewordene Stimmung versetzen, die sich auch mitunter in seinen Zusätzen zu den Karlsbader Actenstücken Bahn bricht, und ihm die unbefangene, rein historische Anschauungsweise der Verhandlungen dann ebenso oft beengt. Denn man glaube ja nicht, daß in Karlsbad nur der allgemeine einstimmige Geist der Reaction zu Gericht gesessen und wirken gewollt habe; auch hier galt es verschiedene politische Zwecke, die oft der anscheinend eifrig verhandelten Sache doch weiter entfernt lagen, zu verfolgen; Zwecke, die nicht immer nebeneinander hinliefen, sondern sich mitunter, wie zwei entgegengesetzte Pole, geradezu voneinander abkehrten. Und die Kämpfer erkennen sich auch leicht. Wir haben hier keineswegs die Erscheinung, welche unerhört in der Weltgeschichte wäre: eines von vorn herein einigen Sinnes bei Vielen; es bestand auch hier ein Wogen und Kämpfen der Meinungen so gut wie auf allen Congressen. Schon die Resultate beurkunden Das. Sie blieben in der Mitte zwischen den beiden äußersten Absichten und den davon ausgehenden Vorschlägen, und man gelangte dahin durch wechselseitiges Zugestehen und Ablassen. Dazu staken allenthalben hinter den Worten noch solche politische Zustände, die sich nicht immer allein aus jenen ableiten lassen; man gab sich im Gegentheil die äußerste Mühe, sie nicht von weitem durchblicken zu lassen. Und so können einzelne Andeutungen, welche hauptsächlich die

eben hervorgehobenen Punkte berücksichtigen und das dazu gehörige Material vervollständigen, wol noch dazu dienen, die historische Anschauung der Karlsbader Beschlüsse zu berichtigen und zu erweitern. [1])

Dabei drängt es mich zunächst, noch einmal auf den Herausgeber der Protokolle selbst zurückzukommen. Wie haben sich doch, seitdem er damit hervortrat, die Verhältnisse geändert! Damals noch von den Regierungen als Führer der Demagogie bezeichnet, von dem Volke als der Hauptvertreter des Liberalismus und das unermüdlichste Mitglied der Opposition hoch und einstimmig gefeiert, muß sich nun derselbe Welcker am Ende einer sorgenschweren Laufbahn von einem großen Theile desselben Volkes noch als Reactionair und Fürstendiener angeklagt sehen! Es wiederholt sich doch Alles im Leben. Auch Siéyes, der Vertreter der Gesetzgebung der Revolution, und daher in gewisser Beziehung mit demselben Rechte so gut ihr wahrer Vater wie Mirabeau, mußte sich öffentlich vor dem Volke rechtfertigen, weil es in ihm bald den Reactionair wittern wollte. Wie sollen unsere Verhältnisse beständig werden, bei solch äußerster Unbeständigkeit der Gesinnung? Wie will man hoffen Bleibendes darzustellen mit Hülfe eines Elements, was beweglicher ist als der Wind? Wer ein festes Haus bauen will, muß auch festen, unveränderlichen Stoff dazu verwenden. Möchte man aus solchen historischen Erscheinungen endlich doch wenigstens lernen, wo man diesen nicht zu suchen hat!

lands nicht im allerbesten Credit. Der kräftige Großherzog, Karl August, dem die soviel besprochenen studentischen Umtriebe und Thaten in nächster Nähe eher als Unbesonnenheiten der Jugend — freilich sehr große — denn als staatsgefährliche, planmäßige politische Unternehmungen und Verschwörungen erschienen, hatte um deswillen auch nicht sofort zu solchen äußersten Maßregeln gegriffen, wie sie andere Höfe gewünscht und auch wol unter der Hand angegeben hatten. Das blieb unvergessen und in Karlsbad sollte nun unter der Form eines allgemeinen Gesetzes Das durchgesetzt werden, dem nicht gleich folgegeleistet war. Der Großherzog von Weimar hielt es daher umsomehr für nöthig, da Thaten, in seinem Lande geschehen, ganz besonders ein neues Gesetz motiviren sollten, dabei auch ein Wort mitzusprechen und die nöthigen Aufklärungen und Erläuterungen zu geben. Dazu war Herr von Fritsch bestimmt. Allein er bekam einen harten, nicht sehr angenehmen Stand, und von der feindseligen Stellung, welche man in Karlsbad überhaupt gegen die Demagogie annahm, mußten unschuldigerweise mittelbar auch Land, Fürst und Gesandter von Weimar etwas mitleiden. So konnte es Herr von Fritsch nicht durchsetzen, bei allen Berathungen eine gleiche Stellung mit den übrigen Gesandten zu erringen, und wie man sich nun einmal beeilt solche Verhältnisse nach dem diplomatischen Gebrauch auch in andern ganz unschuldigen gesellschaftlichen Beziehungen wieder auf die verschiedenste Art hervortreten zu lassen, so geschah das nach den authentischen Erzählungen der Gesandten auch in Karlsbad bei dem Herrn von Fritsch.

Das Präsidium in den Sitzungen gestand man dem

Fürsten Metternich zu, nachdem man sich am Schlusse der zweiten derselben ausdrücklich die äußerste Geheimhaltung sowol der Protokolle selbst als aller Aeußerungen in den vertraulichen Berathungen versprochen hatte. Er eröffnete die Conferenzen damit, daß er sich im Allgemeinen über die Gefahren aussprach, in welche der ganze Bund und einzelne Bundesstaaten durch die revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen versetzt seien; die dringendsten Maßregeln seien nöthig, und die Anwesenheit so vieler Gesandten gebe eine vortreffliche Gelegenheit, einen übereinstimmenden Beschluß der Höfe dieserhalb zu fassen. Seiner Meinung nach zerfallen die Gegenstände einer solchen Uebereinkunft in zwei Classen: je nachdem sie entweder durch ihre Dringlichkeit augenblickliche Maßregeln erfodern, oder solche, die wegen ihres Zusammenhangs mit den Grundverhältnissen des Deutschen Bundes ausführlichere Berathungen nöthig machten. Zu erstern schienen ihm zu gehören: 1) die ungesäumte Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Presse in Deutschland, 2) die dringendsten Maßregeln in Hinsicht auf Universitäten, Gymnasien, Schulen, 3) Maßregeln in Ansehung der bereits entdeckten Umtriebe der politischen Parteien; zu den andern dagegen: 1) die nähere Bestimmung oder Berichtigung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesacte, 2) eine permanente Instanz um den öffentlichen Rechtszustand der Bundesstaaten zu sichern, und ihre zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten untereinander zur schnellen Entscheidung zu bringen, 3) die Einführung einer Bundesexecutionsordnung, um sowol die Erkenntnisse des Bundestags als die jener gerichtlichen Instanz zur schnellen Entscheidung zu

lands nicht im allerbesten Credit. Der kräftige Großherzog, Karl August, dem die soviel besprochenen studentischen Umtriebe und Thaten in nächster Nähe eher als Unbesonnenheiten der Jugend — freilich sehr große — denn als staatsgefährliche, planmäßige politische Unternehmungen und Verschwörungen erschienen, hatte um deswillen auch nicht sofort zu solchen äußersten Maßregeln gegriffen, wie sie andere Höfe gewünscht und auch wol unter der Hand angegeben hatten. Das blieb unvergessen und in Karlsbad sollte nun unter der Form eines allgemeinen Gesetzes Das durchgesetzt werden, dem nicht gleich folgegeleistet war. Der Großherzog von Weimar hielt es daher umsomehr für nöthig, da Thaten, in seinem Lande geschehen, ganz besonders ein neues Gesetz motiviren sollten, dabei auch ein Wort mitzusprechen und die nöthigen Aufklärungen und Erläuterungen zu geben. Dazu war Herr von Fritsch bestimmt. Allein er bekam einen harten, nicht sehr angenehmen Stand, und von der feindseligen Stellung, welche man in Karlsbad überhaupt gegen die Demagogie annahm, mußten unschuldigerweise mittelbar auch Land, Fürst und Gesandter von Weimar etwas mitleiden. So konnte es Herr von Fritsch nicht durchsetzen, bei allen Berathungen eine gleiche Stellung mit den übrigen Gesandten zu erringen, und wie man sich nun einmal beeilt solche Verhältnisse nach dem diplomatischen Gebrauch auch in andern ganz unschuldigen gesellschaftlichen Beziehungen wieder auf die verschiedenste Art hervortreten zu lassen, so geschah das nach den authentischen Erzählungen der Gesandten auch in Karlsbad bei dem Herrn von Fritsch.

Das Präsidium in den Sitzungen gestand man dem

Fürsten Metternich zu, nachdem man sich am Schlusse der zweiten derselben ausdrücklich die äußerste Geheimhaltung sowol der Protokolle selbst als aller Aeußerungen in den vertraulichen Berathungen versprochen hatte. Er eröffnete die Conferenzen damit, daß er sich im Allgemeinen über die Gefahren aussprach, in welche der ganze Bund und einzelne Bundesstaaten durch die revolutionairen Umtriebe und demagogischen Verbindungen versetzt seien; die dringendsten Maßregeln seien nöthig, und die Anwesenheit so vieler Gesandten gebe eine vortreffliche Gelegenheit, einen übereinstimmenden Beschluß der Höfe dieserhalb zu fassen. Seiner Meinung nach zerfallen die Gegenstände einer solchen Uebereinkunft in zwei Classen: je nachdem sie entweder durch ihre Dringlichkeit augenblickliche Maßregeln erfodern, oder solche, die wegen ihres Zusammenhangs mit den Grundverhältnissen des Deutschen Bundes ausführlichere Berathungen nöthig machten. Zu erstern schienen ihm zu gehören: 1) die ungesäumte Abfassung gleichförmiger Verfügungen über die Presse in Deutschland, 2) die dringendsten Maßregeln in Hinsicht auf Universitäten, Gymnasien, Schulen, 3) Maßregeln in Ansehung der bereits entdeckten Umtriebe der politischen Parteien; zu den andern dagegen: 1) die nähere Bestimmung oder Berichtigung und Erläuterung des Artikels 13 der Bundesacte, 2) eine permanente Instanz um den öffentlichen Rechtszustand der Bundesstaaten zu sichern, und ihre zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten untereinander zur schnellen Entscheidung zu bringen, 3) die Einführung einer Bundesexecutionsordnung, um sowol die Erkenntnisse des Bundestags als die jener gerichtlichen Instanz zur schnellen Entscheidung zu

bringen, und endlich 4) die Erleichterung von Handel und Verkehr zwischen den Bundesstaaten nach Art. 19 der Bundesacte.

Man nahm im Allgemeinen diese Geschäftsordnung an, nur der würtembergische Abgeordnete, Graf von Wintzingerode, äußerte noch in Beziehung darauf: daß es ihm zweckmäßig scheine, wenn Berathungen über Erläuterungen des Art. 13 unter die Classe der dringlichen Gegenstände mitaufgenommen würden. Der Fürst Metternich war nicht entgegen, und bemerkte, man erwarte nur, was in dieser Hinsicht von den verschiedenen Seiten geäußert werden möchte. [4])

Die Verhandlungen begannen nunmehr nach angegebener Ordnung. Zunächst also die über die Presse, und die Sitzungen 1, 3, 10, 11, 16, 20 sind diesem Gegenstande ganz oder zum Theil gewidmet. Metternich schlug vor, freilich zunächst als eine provisorische Noth- und Ausnahmsmaßregel, sich nicht allein in den Staaten der anwesenden Gesandten über ein vollständig herzustellendes System der Censur zu vereinen, sondern dies auch für alle übrigen Lande Deutschlands maßgebend zu machen, indem das Ganze vergiftet werden könne, wenn auch nur in Einem kleinen Staate Preßfreiheit bestehen bliebe. Der Graf Wintzingerode war allein anderer Meinung, und glaubte das Institut der Censur würde um deswillen der gehegten Absicht schwerlich entsprechen, weil man wenig tüchtige Subjecte zu Censoren finden könne, und weil es ihm bedenklich erscheine, dem Volke die Vergünstigung der Preßfreiheit da wieder zu nehmen, wo sie ihm einmal gegeben sei. Er halte deshalb die französische Einrichtung des Cautionnement für entschieden

zweckmäßiger. Allein er konnte damit nicht durchdringen; man warf ihm ein, dies Institut passe nicht auf Deutschland und sei dazu ein neuer Versuch, dessen Erfolge überhaupt erst abzuwarten seien. Man beschloß daher, außer einer früher über diesen Gegenstand vom Herrn von Gentz gefertigten Arbeit, noch besonders auf zwei größere Vorlagen, die der Fürst Metternich hatte ausarbeiten lassen, näher einzugehen. Von diesen suchte eine den Standpunkt, von welchem aus eine im Deutschen Bunde zu ergreifende Maßregel gegen die Presse zu beurtheilen sei [5]), so festzustellen: die innere Ruhe des Bundes kann nicht allein durch materielle Eingriffe des einen Mitgliedes in die Rechte des andern, sondern auch durch moralische Uebergriffe gestört werden. Wer solche Umtriebe im eigenen Gebiet leidet, macht sich der Felonie gegen den Bund schuldig. Die Presse gehört namentlich hierher. Fremde Länder ohne gegenseitige Beziehungen können nur auf dem Wege der diplomatischen Verhandlungen Remedur erlangen; der Deutsche Bund aber hat als solcher unzweifelhaft das Recht, das Uebel selbst durch gemeinschaftlich beschlossene Präventivmaßregeln zu verhindern. Die andere Vorlage enthielt nun die Grundlinien für einen Beschluß zur Verhütung des Misbrauchs der Presse in den Bundesstaaten. [6]) Nachdem die ganze Angelegenheit nochmals einer Commission, bestehend aus dem Herrn von Plessen und Herrn von Gentz zur Bearbeitung übergeben worden war, und diese noch einzelne Zusätze und Veränderungen der Metternich'schen Vorschläge in Antrag gebracht hatten, vereinte man sich in der zehnten Sitzung (nachdem jedoch der Gegenstand nochmals in den Sitzungen 11, 16, und 20 angeregt wurde) über folgende Haupt-

punkte: „Es wird, vorerst nur provisorisch auf fünf Jahre, die Censur bei allen periodisch und täglich erscheinenden Blättern eingeführt. Von den größern gedruckten Werken sind nur die von 20 Bogen und darüber censurfrei. Außerdem hat man sich mit einer gleichförmigen Instruction für alle Censurbehörden in Deutschland und mit Entwerfung von gleichförmigen gesetzlichen Verfügungen gegen den Misbrauch der Presse in solchen Schriften, welche ihres Umfangs wegen censurfrei sind, zu beschäftigen. Der Bundestag ist dann anzuhalten, solche Bestimmungen in ein Gesetz zu bringen, und dieses, als für alle Bundesmitglieder verbindlich zu proclamiren."

In der zweiten Sitzung ward die Errichtung einer vom Bunde ausgehenden Centralcommission zur gemeinschaftlichen Untersuchung und factischen Eruirung der hochverrätherischen Unternehmungen und Handlungen, über welche gegen Individuen und Verbindungen in den einzelnen Bundesstaaten nähere oder entferntere Anzeigen vorlägen, besprochen. [7]) Der Herr von Marschall hatte einen Entwurf, aus 11 Artikeln bestehend, dazu vorgelegt. Sie sollte aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt werden, die jedoch Rechtsgelehrte sein und schon richterliche Functionen ausgeübt haben müßten. Alle Landesbehörden sind anzuweisen, auf Erfodern sämmtliche der Commission nöthige Untersuchungsacten an diese einzusenden, und auch wieder allen andern Verfügungen, welche sie sonst belieben würde, nachzukommen, namentlich Verhaftungen vorzunehmen und die Verhafteten sicher nach Mainz zu senden. Da die Centraluntersuchungscommission sich zunächst nur mit Herstellung eines sichern Thatbestandes beschäftigt, so bleibt nachher die eigentliche

Criminalprocedur und Bestrafung den Landesbehörden in Beziehung auf das ihnen von jener namhaft Gemachte, vorbehalten. Man vereinigte sich ferner darüber, daß vorerst die Höfe von Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Darmstadt und Nassau die Mitglieder zu ernennen haben, indem man absichtlich auch solche Staaten hineinzog, welche augenblicklich in Karlsbad nicht vertreten waren, — der Grund mochte wol sein, Ratification durch stillschweigende Fügung zu erzielen. Oder wollte man nur Darmstadt, weil Mainz zum vorläufigen Sitz jener Behörde bestimmt war, ein Compliment machen? Obgleich der sächsische Gesandte diese Bestimmungen vorerst nur seinem Hofe zum Vortrag bringen zu können erklärte, so ist ein Widerspruch später unsers Wissens nicht erfolgt. Preußen hatte auch zuerst vorgeschlagen, statt einer Untersuchungsbehörde, gleich ein peinliches Bundesgericht in Mainz herzustellen, was auch die Strafen für politische Verbrechen auszusprechen habe, und diesem Vorschlage schien sich Würtemberg in der neunten Sitzung anschließen zu wollen. Allein theils der Einwurf: man dürfe keinen Verbrecher dem ordentlichen Richter entziehen, — man mochte sich wol der Bourbonischen Prevotalhöfe erinnern; — theils das etwas naive Bedenken Metternich's, was er in Folge eines weitläufigen von Herrn von Gärtner eingeholten Gutachtens in der zwölften Sitzung zum Vortrag brachte: „Man müsse wenigstens mit der Veränderung in ein bestrafendes Gericht solange zögern, bis man auch die Gewißheit habe, daß die Untersuchungen genug Stoff zu Bestrafungen gegeben, damit eine mit soviel Pomp angekündigte neue Behörde im Fall des Cessirens der gehörigen Verbrechen sich nicht

zu blamiren brauche", ließen es vorerst bei den obigen Bestimmungen. Dies Bedenken hätte Einiges für sich gehabt, wenn man jene Untersuchungscommission, nach dem Principe der Warnungstheorie im Criminalrecht, nur als ein drohendes Gespenst im Hintergrunde gezeigt hätte, um von künftigen politischen Verbrechen abzuhalten; allein sie beschränkte sich ja mehr auf das Vergangene!

Die Angelegenheiten über Universitäten, Gymnasien und Schulen wurden im Allgemeinen ziemlich kurz, ganz besonders in den Conferenzen 4, 9 und 11 besprochen. Da nämlich die Bundescommission sich mit demselben Gegenstande bereits beschäftigte, so schien es zweckmäßig, abzuwarten, was diese Behörde schon bringen könne. Der Fürst von Metternich schlug nur vier Punkte vor, welche als ganz besonders dringlich, selbst bis zum Erscheinen der Bundesbeschlüsse schon in Kraft zu setzen seien, nämlich: 1) auf allen Universitäten außerordentliche Commissarien zu bestellen, um die Oberaufsicht über Lehre, Lehrer und Studirende zu führen; 2) Suspension der bestehenden akademischen Gesetze und Privilegien, insofern dieselben ein Hinderniß gegen die Entlassung notorisch schlechter Professoren und Lehrer, und die Verfolgung demagogischer Umtriebe ergeben sollten; 3) wechselseitige Verabredung der Regierungen, keinem wegen strafbarer Lehre entfernten Professor auf andern Universitäten eine Anstellung zu verleihen; und endlich 4) das allgemeine Gesetz, auf keiner deutschen Universität Studirende aus auswärtigen deutschen Staaten (?) ohne die gehörige Legitimation, daß sie hierzu die landesherrliche Bewilligung haben, zuzulassen. Ein Bedenken hiergegen ward nicht

erhoben, und als derselbe Gegenstand, nachdem ein von dem Bundestage gefodertes Gutachten eingelaufen, nochmals in den Sitzungen 16, 17 nnd 18 zur Sprache gekommen war, fügte man noch hinzu, daß es gut sei, wenn Individuen, die nach diesem Beschluß noch in geheimen Verbindungen geblieben, oder in solche eintreten würden, nie zu einem öffentlichen Amte zugelassen würden. Diese Beschlüsse wurden dann auch nach Weimar zur Unterschrift, — wol mehr noch aus dem Grunde der schleunigsten Belehrung und Nachachtung für die Universität Jena — geschickt.

Die umfangreichern und in jeder Hinsicht bedeutendern Verhandlungen über die Interpretation des Art. 13 der Bundesacte begannen mit der siebenten Sitzung. Bekanntlich ist sein Wortlaut: In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung sein. Der Fürst von Metternich, um eine allgemeine Erörterung seiner Ansichten — natürlich ganz im Geiste seiner zukunftlichen politischen Pläne und Absichten und um diese selbst schicklich einzuleiten — überflüssig zu machen, hatte den Herrn von Gentz zur Abfassung seines bekannten Aufsatzes: „Ueber den Unterschied zwischen den landständischen und repräsentativen Verfassungen" veranlaßt, der, unter die Mitglieder des Congresses vertheilt, die Stelle einer Eröffnungsrede über diesen Gegenstand vertrat. Es ist nöthig, den Inhalt jenes Schriftchens genauer anzugeben.

Die Definition der beiden in Frage kommenden Verfassungsformen wird so gefaßt: „Landständische Verfassungen sind solche, in welchen Mitglieder oder Abgeordnete durch sich selbst bestehender Körperschaften ein Recht der Theilnahme an der Staatsgesetzgebung

überhaupt, oder einzelner Theile derselben in verfassungsmäßiger Form ausüben; Repräsentativverfassungen hingegen, wo die zur unmittelbaren Theilnahme an der Gesetzgebung und den wichtigsten Geschäften der Staatsverwaltung bestimmten Personen nicht die Gerechtsame einzelner Stände, sondern die Gesammtmasse des Volks vorzustellen berufen sind. Daraus folgt als Grundcharakter, daß erstere, auf der natürlichen Grundlage einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft ruhend, sich im Laufe der Zeit neben dem landesherrlichen Rechte historisch ausgebildet und modificirt haben, und daher der Erhaltung aller wahren positiven Rechte und aller wahren im Staate möglichen Freiheit günstig seien, während letztere, stets in letzter Instanz auf den verkehrten Begriff der Souverainetät des Volks begründet, darauf stets wieder zurückführen, und sich bestreben das Phantom der Volksfreiheit (d. h. der allgemeinen Willkür) an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und der von Gott selbst gestifteten Standes- und Rechtsunterschiede zu setzen. Weitere Gegensätze liegen auch im Ursprunge: während landständische Verfassungen aus den für sich bestehenden nicht von Menschenhänden gemachten Grundelementen des Staats entspringen, sind repräsentative stets die Frucht äußerer Willkür oder Gewalt, namentlich wenn letztere in vorhergegangenen Revolutionen sich Bahn bricht. Zwar kann, wenn Gerechtigkeit, Weisheit und gewissenhafte Schonung bestehender Verhältnisse vorwalten, noch Manches aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet werden; aber solche durch gewaltsame Umwälzungen herbeigeführte Verfassungen werden doch nie ihren Ursprung ganz verleugnen können, denn der Kampf der sich

feindlich gegenüber stehenden Gewalten hört selbst zur Zeit der schönsten Blüte und Fülle nie auf. Daher kommt es, daß nur große und sehr mächtige Staaten, wo die Regierung stark genug ist und sein muß, sich gegen Widerstand zu behaupten, und außerdem einen umfangreichen durch reichen Besitz an das Bestehende gefesselten Stand der Einwohner für sich hat, mit Verfassungen dieser Art leben kann; während kleinere Staaten, denen es an einem solchen Gegengewichte meist fehlt, damit unausbleiblich zugrundegehen. Die von dem repräsentativen Systeme unzertrennliche Volkswahl, wie sehr sie auch auf die Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit beschränkt werden mag, ist allemal, aber besonders in kleinern und zerrissenen Staaten, der nächste Schritt zur Demagogie, und mittelbar wieder zu wiederholten Erschütterungen, unter denen die rechtmäßige Macht erliegen muß; die Folgen, wenn sie auch sich hier langsamer, dort schneller entwickeln, sind dieselben. Was den Wirkungskreis angeht, so ist bei landständischen Verfassungen die Theilnahme der Stände auf gewisse Gegenstände beschränkt, worin mit veränderten Umständen stets eine paßliche Veränderung gestattet werden kann; jene Theilnahme kann aber nie soweit gehen, daß der Landesherr aufhörte oberster Gesetzgeber zu sein oder in irgend einer wesentlichen Function gehemmt würde. Die Theorie des Repräsentativsystems geht auf förmliche Theilung der Gewalten, und so wird die Einheit der Staatsverwaltung theils durch die den Volksvertretern eingeräumten jeder willkürlichen Auslegung fähigen Rechte, theils durch fortschreitende Anmaßungen und Eingriffe dergestalt zerstückelt und zer-

brochen, daß es oft schwer hält zu bestimmen, wer in solchen Verfassungen eigentlich regiert. Ob eine oder zwei Kammern da sind, ist für den Fundamentalbegriff des Systems gleichgültig; allerdings können in großen Staaten zwei Kammern eine temporaire Garantie bieten. Alle Attribute der Repräsentativverfassungen, doppelte Verantwortlichkeit der Minister gegen den Landesherrn und gegen die Volksvertreter, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, unbeschränkte Preßfreiheit, unbeschränktes Petitionsrecht u. s. w., welche sämmtlich mit den Grundbedingungen der Monarchie in Widerspruch stehen, sind den landständischen Verfassungen fremd. Dazu können endlich die letztern nie den Grundverhältnissen und Grundbedingungen des Deutschen Bundes widersprechen, eben, weil der Landesherr nie aufhört oberster Gesetzgeber zu sein, und die Uebereinstimmung der Gesetzgebung seines Landes mit der des Bundes stets aufrechthalten kann. Die Fortdauer des Deutschen Bundes ist daher nie gefährdet, während sie unmöglich ist bei Repräsentativverfassungen, indem diese den Regenten besondere und möglicherweise ganz entgegengesetzte, widerstrebende Pflichten auferlegen, was die eifrigsten Anhänger der Volksvertretung auch schon anerkannt haben. [9]) Daher ist allein schon mit diesem Geständniß der Bundesversammlung, wenn alle Staaten sich zum repräsentativen Systeme bekehren sollten, der Stab gebrochen; aber sie kann auch dann nicht bestehen, wenn ein Theil der Staaten diese, ein anderer andere Verfassungsformen einführt. Zwar hat man schon den Vorschlag gethan, die Bundesversammlung gleichfalls durch eine Deputirtenkammer zu ergänzen, aber dem

wird Niemand Gehör geben, der nicht eine allgemeine Revolution wünscht oder den Glauben hat, wir stünden an dem Punkte, daß diese unabwendbar sei. Wenn also jetzt die Fürsten sich nicht über eine ganz übereinstimmende Auslegung und Vollziehung des Art. 13 vereinigen, so bleibt Nichts übrig als dem Bunde zu entsagen, — ist es dahin gekommen, dann sind alle weitern Betrachtungen überflüssig."

Soweit der Herr von Gentz. Es ist heutzutage wol darüber gar kein Zweifel mehr, daß, wenn er sich mit seiner Schrift um die Aufnahme unter die akademischen Systematiker des Staats- und Völkerrechts beworben hätte, er unbedingt zurückzuweisen sein würde, weil Manches darin unhistorisch, Manches widerrechtlich und Vieles nicht unbefangen, sondern mit verdeckter und täuschender Dialektik, einem ganz besondern Systeme zu Gefallen, dargestellt ist. Ganz anders würde freilich die Sache stehen, wenn es sich darum handelte, Herrn von Gentz wegen seiner Arbeit eine Stelle unter den kleinen Propheten anzuweisen. Hier würde ihm die Aufnahme, und zwar eine glänzende Aufnahme, schwerlich verweigert werden können!

Auf eine solche Vorlage gestützt, führte nun der Fürst Metternich noch Folgendes aus: Man habe bei Abfassung des Art. 13 der Bundesacte das Wort „landständische Verfassungen" mit großer Vorsicht gewählt, um damit gleich den Gegensatz zu repräsentativen Verfassungen auszudrücken. [10]) Dazu müsse es ja auch den Regierungen näher liegen, zu alten herkömmlichen, als zu solchen Institutionen zu greifen, welche in Folge von Revolutionen in fremden Reichen eingeführt seien. Auch

habe man im Jahre 1815 die aus einer Volksrepräsentation entstehenden Folgen, namentlich daß sie nur das Ende oder der Anfang einer Revolution sei, noch nicht vollständig übersehen können. Darum hätten seiner Meinung nach von den Staaten in Deutschland, welche entweder landständischer — gleichviel ob nach der alten oder reformirten — oder repräsentativer oder keiner von beiden Verfassungen sich erfreuten, eigentlich nur die den Art. 13 erfüllt, welche die erstern bei sich eingeführt. Denn nur diese Staaten könnten ihre Pflichten gegen den Bund, die doch mit den Rechten, welche er gewährte, gleichzeitig übernommen seien, vollständig und ohne Abzug erfüllen. Das Bestehen des Bundes selbst beruhe daher mittelbar hauptsächlich auf ihnen. Dies Verhältniß werde um so klarer, als die zwischen Volk und Regenten getheilte gesetzgebende Gewalt in den Staaten mit Repräsentativverfassungen mit einer der Bundesversammlung zukommenden unumschränkten obersten Gesetzgebungsgewalt nie werde in Uebereinstimmung gebracht werden können; ein Verhältniß, durch welches dies möglich werde, folge daher schon aus dem obersten Begriff des Bundes selbst. Was also auch bereits isolirt in Deutschland in Verfassungssachen geschehen, — das Allgemeine stehe über ihm, und fodere als Remedur allgemeine ganz übereinstimmende Beschlüsse. Das könne sich begreiflich nur auf Das beziehen, was im repräsentativen Geiste den landständischen Formen, als den gesetzlichen und zulässigen gegenüber, geschehen sei. Das zu veranlassen, dazu bieten sich zwei Gelegenheiten: die gegenwärtigen, oder noch besondere, demnächst in Wien zu veranlassende Conferenzen. Nachdem noch die Frage aufgeworfen war, ob es zur

Erzielung solcher Resultate nicht gut sein möchte, wenigstens für die allernächste Zeit einen eigenmächtigen örtlichen Fortschritt des Verfassungswesens allenthalben in Deutschland zu verhüten, kamen fast alle Mitglieder der Conferenz darin überein, daß für diese ganze Angelegenheit gewisse und sichere Normen, wenn auch nur im Allgemeinen, in diesen Conferenzen festgestellt werden möchten.

Schon früher, indem der würtembergische Minister, Graf Wintzingerode bereits in der ersten Sitzung den Antrag stellte, die Interpretation des Art. 13 unter die schleunig zu beendenden Vorlagen aufzunehmen, hatte er sich näher über den Geist, in welchem jene Interpretation zu halten sei, ausgesprochen.[11]) Seiner Meinung nach schritt die revolutionaire Bewegung also fort, daß die Revolutionairs zunächst auf die Volksvertreter (im Gegensatz zu Landständen zu verstehen) zu wirken suchten, und daß diesen dann bei Oeffentlichkeit der Verhandlungen ein Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nebst einer unbedingten Steuerbewilligung ertheilt worden sei. Diesem müsse entgegengearbeitet werden. Ob dies aber so zu bewerkstelligen sei, daß dem Art. 13 eine die repräsentative Verfassungsform ganz ausschließende Interpretation gegeben werde, wünsche er zwar, halte es aber, wie die Sachen jetzt stehen, für ganz unmöglich. Denn mehre größere deutsche Regierungen hätten die Pflicht, den Art. 13 durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlichst anerkannt; der Wiener Congreß selbst habe sich vorher dem nie entgegen, sondern eher zustimmend ausgesprochen; und so würde, da der Mensch einmal nicht vergessen kann, was er weiß,

es mehr revolutionaire Ausbrüche befördern, als verhindern, wenn man ein so wichtiges, dem Volke einmal gegebenes Recht ihm wieder entziehen wollte. Wenn daher mit dem Repräsentativsystem das Princip der Volkssouverainetät verbunden ist, so gibt es hiergegen kein Mittel mehr; die Partie ist angefangen, die Regierungen haben diesen Point vergeben zu können geglaubt; wie sehr sie es bereuen mögen, — die Partie muß ausgespielt werden. Dahingegen läßt sich bei praktischer Ausführung einer Repräsentativverfassung viel thun, um zu verhindern, daß sie nicht zugleich den Demagogen freies Feld gestatte. Daher müssen sowohl die Wahlen der Vertreter, als auch das Wahlrecht der Wähler an Besitzstand und hohe Steuerquoten gekettet werden, damit die Vertretung in die Hände Solcher gerathe, welche wegen der Wahrscheinlichkeit eines Verlustes in Revolutionen diesen entgegen sein werden. Wenn ferner, was den Antheil der Stände an der gesetzgebenden Gewalt anlangt, dieser nicht mehr auf ein bloßes Votum consultativum wird zurückgeführt werden können, so wird man ihn doch praktisch stets in Schranken halten können durch das Princip: er dürfe nie bis zu der Ausdehnung gelangen, wo er mit andern Bestimmungen der Bundesacte in Widerspruch gerathe. Das unbedingte Steuerbewilligungsrecht der Stände ist dadurch zu beschränken, daß, um die Unabhängigkeit der Regenten zu sichern, ihre Civilliste überall in liegenden Gründen zu dotiren ist; daß alle Lasten, welche zur Erfüllung von Verbindlichkeiten gegen den Bund nöthig sind, keiner ständischen Bewilligung bedürfen; und endlich, daß man den Grundsatz ausspreche, es müßte das gleiche Resultat da ein-

treten, wo es sich um Deckung nachgewiesener, auf erworbenen Rechten beruhender Bedürfnisse handele. Gegen die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, welche den Demagogen Zutritt und Einwirkung auf dieselben gestattet, sowie gegen den Preßunfug müsse man sich unbedingt erklären. Neben Beseitigung dieser Auswüchse gegenwärtiger und zukünftiger Volksvertretungen habe man aber auch nicht minder die Pflicht, den gesunden Stamm zu erhalten, und darunter ist die Aufrechthaltung des Grundsatzes zu verstehen: daß die Bundesgesetzgebung auf keine Weise in die Autonomie einzelner Staaten eingreifen dürfe, solange diese nicht dem Zwecke des Bundes widerspricht oder gar seine Existenz bedroht. Nebenbei hatte dann aber der Graf Wintzingerode den Antrag gemacht, daß es zur Aufrechthaltung der Souverainetät der Regenten durchaus nöthig sei, eine Interpretation des Art. 14, welcher den Mediatisirten und ehemaligen Reichsunmittelbaren zu viel Befugnisse ertheile, im monarchischen Sinne vorzunehmen. Denn auch von dieser Seite her, nicht blos von der, welcher man durch eine Interpretation des Art. 13 entgegenarbeitete, sei die ungetheilte Souverainetät gefährdet. Wir kommen später auf diesen Gegenstand zurück.

Das war der Stand des diplomatischen Kampfplatzes mit zwei entgegenstehenden Meinungen über diesen Gegenstand, die einer weitern Erörterung, und demnächst einer Beseitigung der einen durch die andere, oder doch wenigstens einer Vermittelung gewärtig waren. Inzwischen ward ein Ausschuß ernannt, bestehend aus den Grafen von Bernstorff, von Rechberg, von Münster und dem

punkte: „Es wird, vorerst nur provisorisch auf fünf Jahre, die Censur bei allen periodisch und täglich erscheinenden Blättern eingeführt. Von den größern gedruckten Werken sind nur die von 20 Bogen und darüber censurfrei. Außerdem hat man sich mit einer gleichförmigen Instruction für alle Censurbehörden in Deutschland und mit Entwerfung von gleichförmigen gesetzlichen Verfügungen gegen den Misbrauch der Presse in solchen Schriften, welche ihres Umfangs wegen censurfrei sind, zu beschäftigen. Der Bundestag ist dann anzuhalten, solche Bestimmungen in ein Gesetz zu bringen, und dieses, als für alle Bundesmitglieder verbindlich zu proclamiren."

In der zweiten Sitzung ward die Errichtung einer vom Bunde ausgehenden Centralcommission zur gemeinschaftlichen Untersuchung und factischen Eruirung der hochverrätherischen Unternehmungen und Handlungen, über welche gegen Individuen und Verbindungen in den einzelnen Bundesstaaten nähere oder entferntere Anzeigen vorlägen, besprochen. [7]) Der Herr von Marschall hatte einen Entwurf, aus 11 Artikeln bestehend, dazu vorgelegt. Sie sollte aus sieben Mitgliedern zusammengesetzt werden, die jedoch Rechtsgelehrte sein und schon richterliche Functionen ausgeübt haben müßten. Alle Landesbehörden sind anzuweisen, auf Erfodern sämmtliche der Commission nöthige Untersuchungsacten an diese einzusenden, und auch wieder allen andern Verfügungen, welche sie sonst belieben würde, nachzukommen, namentlich Verhaftungen vorzunehmen und die Verhafteten sicher nach Mainz zu senden. Da die Centraluntersuchungscommission sich zunächst nur mit Herstellung eines sichern Thatbestandes beschäftigt, so bleibt nachher die eigentliche

Criminalprocedur und Bestrafung den Landesbehörden in Beziehung auf das ihnen von jener namhaft Gemachte, vorbehalten. Man vereinigte sich ferner darüber, daß vorerst die Höfe von Oestreich, Preußen, Baiern, Hannover, Baden, Darmstadt und Nassau die Mitglieder zu ernennen haben, indem man absichtlich auch solche Staaten hineinzog, welche augenblicklich in Karlsbad nicht vertreten waren, — der Grund mochte wol sein, Ratification durch stillschweigende Fügung zu erzielen. Oder wollte man nur Darmstadt, weil Mainz zum vorläufigen Sitz jener Behörde bestimmt war, ein Compliment machen? Obgleich der sächsische Gesandte diese Bestimmungen vorerst nur seinem Hofe zum Vortrag bringen zu können erklärte, so ist ein Widerspruch später unsers Wissens nicht erfolgt. Preußen hatte auch zuerst vorgeschlagen, statt einer Untersuchungsbehörde, gleich ein peinliches Bundesgericht in Mainz herzustellen, was auch die Strafen für politische Verbrechen auszusprechen habe, und diesem Vorschlage schien sich Würtemberg in der neunten Sitzung anschließen zu wollen. Allein theils der Einwurf: man dürfe keinen Verbrecher dem ordentlichen Richter entziehen, — man mochte sich wol der Bourbonischen Prevotalhöfe erinnern; — theils das etwas naive Bedenken Metternich's, was er in Folge eines weitläufigen von Herrn von Gärtner eingeholten Gutachtens in der zwölften Sitzung zum Vortrag brachte: „Man müsse wenigstens mit der Veränderung in ein *bestrafendes* Gericht solange zögern, bis man auch die Gewißheit habe, daß die Untersuchungen genug Stoff zu Bestrafungen gegeben, damit eine mit soviel Pomp angekündigte neue Behörde im Fall des Cessirens der gehörigen Verbrechen sich nicht

zu blamiren brauche", ließen es vorerst bei den obigen Bestimmungen. Dies Bedenken hätte Einiges für sich gehabt, wenn man jene Untersuchungscommission, nach dem Principe der Warnungstheorie im Criminalrecht, nur als ein drohendes Gespenst im Hintergrunde gezeigt hätte, um von künftigen politischen Verbrechen abzuhalten; allein sie beschränkte sich ja mehr auf das Vergangene!

Die Angelegenheiten über Universitäten, Gymnasien und Schulen wurden im Allgemeinen ziemlich kurz, ganz besonders in den Conferenzen 4, 9 und 11 besprochen. Da nämlich die Bundescommission sich mit demselben Gegenstande bereits beschäftigte, so schien es zweckmäßig, abzuwarten, was diese Behörde schon bringen könne. Der Fürst von Metternich schlug nur vier Punkte vor, welche als ganz besonders dringlich, selbst bis zum Erscheinen der Bundesbeschlüsse schon in Kraft zu setzen seien, nämlich: 1) auf allen Universitäten außerordentliche Commissarien zu bestellen, um die Oberaufsicht über Lehre, Lehrer und Studirende zu führen; 2) Suspension der bestehenden akademischen Gesetze und Privilegien, insofern dieselben ein Hinderniß gegen die Entlassung notorisch schlechter Professoren und Lehrer, und die Verfolgung demagogischer Umtriebe ergeben sollten; 3) wechselseitige Verabredung der Regierungen, keinem wegen strafbarer Lehre entfernten Professor auf andern Universitäten eine Anstellung zu verleihen; und endlich 4) das allgemeine Gesetz, auf keiner deutschen Universität Studirende aus auswärtigen deutschen Staaten (?) ohne die gehörige Legitimation, daß sie hierzu die landesherrliche Bewilligung haben, zuzulassen. Ein Bedenken hiergegen ward nicht

erhoben, und als derselbe Gegenstand, nachdem ein von dem Bundestage gefodertes Gutachten eingelaufen, nochmals in den Sitzungen 16, 17 nnd 18 zur Sprache gekommen war, fügte man noch hinzu, daß es gut sei, wenn Individuen, die nach diesem Beschluß noch in geheimen Verbindungen geblieben, oder in solche eintreten würden, nie zu einem öffentlichen Amte zugelassen würden. Diese Beschlüsse wurden dann auch nach Weimar zur Unterschrift, — wol mehr noch aus dem Grunde der schleunigsten Belehrung und Nachachtung für die Universität Jena — geschickt.

Die umfangreichern und in jeder Hinsicht bedeutendern Verhandlungen über die Interpretation des Art. 13 der Bundesacte begannen mit der siebenten Sitzung. Bekanntlich ist sein Wortlaut: In allen deutschen Staaten wird eine landständische Verfassung sein. Der Fürst von Metternich, um eine allgemeine Erörterung seiner Ansichten — natürlich ganz im Geiste seiner zukunftlichen politischen Pläne und Absichten und um diese selbst schicklich einzuleiten — überflüssig zu machen, hatte den Herrn von Gentz zur Abfassung seines bekannten Aufsatzes: „Ueber den Unterschied zwischen den landständischen und repräsentativen Verfassungen" veranlaßt, der, unter die Mitglieder des Congresses vertheilt, die Stelle einer Eröffnungsrede über diesen Gegenstand vertrat. Es ist nöthig, den Inhalt jenes Schriftchens genauer anzugeben.

Die Definition der beiden in Frage kommenden Verfassungsformen wird so gefaßt: „Landständische Verfassungen sind solche, in welchen Mitglieder oder Abgeordnete durch sich selbst bestehender Körperschaften ein Recht der Theilnahme an der Staatsgesetzgebung

überhaupt, oder einzelner Theile derselben in verfassungsmäßiger Form ausüben; Repräsentativverfassungen hingegen, wo die zur unmittelbaren Theilnahme an der Gesetzgebung und den wichtigsten Geschäften der Staatsverwaltung bestimmten Personen nicht die Gerechtsame einzelner Stände, sondern die Gesammtmasse des Volks vorzustellen berufen sind. Daraus folgt als Grundcharakter, daß erstere, auf der natürlichen Grundlage einer wohlgeordneten bürgerlichen Gesellschaft ruhend, sich im Laufe der Zeit neben dem landesherrlichen Rechte historisch ausgebildet und modificirt haben, und daher der Erhaltung aller wahren positiven Rechte und aller wahren im Staate möglichen Freiheit günstig seien, während letztere, stets in letzter Instanz auf den verkehrten Begriff der Souverainetät des Volks begründet, darauf stets wieder zurückführen, und sich bestreben das Phantom der Volksfreiheit (d. h. der allgemeinen Willkür) an die Stelle der bürgerlichen Ordnung und der von Gott selbst gestifteten Standes- und Rechtsunterschiede zu setzen. Weitere Gegensätze liegen auch im Ursprunge: während landständische Verfassungen aus den für sich bestehenden nicht von Menschenhänden gemachten Grundelementen des Staats entspringen, sind repräsentative stets die Frucht äußerer Willkür oder Gewalt, namentlich wenn letztere in vorhergegangenen Revolutionen sich Bahn bricht. Zwar kann, wenn Gerechtigkeit, Weisheit und gewissenhafte Schonung bestehender Verhältnisse vorwalten, noch Manches aus dem allgemeinen Schiffbruch gerettet werden; aber solche durch gewaltsame Umwälzungen herbeigeführte Verfassungen werden doch nie ihren Ursprung ganz verleugnen können, denn der Kampf der sich

feindlich gegenüber stehenden Gewalten hört selbst zur Zeit der schönsten Blüte und Fülle nie auf. Daher kommt es, daß nur große und sehr mächtige Staaten, wo die Regierung stark genug ist und sein muß, sich gegen Widerstand zu behaupten, und außerdem einen umfangreichen durch reichen Besitz an das Bestehende gefesselten Stand der Einwohner für sich hat, mit Verfassungen dieser Art leben kann; während kleinere Staaten, denen es an einem solchen Gegengewichte meist fehlt, damit unausbleiblich zugrundegehen. Die von dem repräsentativen Systeme unzertrennliche Volkswahl, wie sehr sie auch auf die Bedingungen der Wahlfähigkeit und Wählbarkeit beschränkt werden mag, ist allemal, aber besonders in kleinern und zerrissenen Staaten, der nächste Schritt zur Demagogie, und mittelbar wieder zu wiederholten Erschütterungen, unter denen die rechtmäßige Macht erliegen muß; die Folgen, wenn sie auch sich hier langsamer, dort schneller entwickeln, sind dieselben. Was den Wirkungskreis angeht, so ist bei landständischen Verfassungen die Theilnahme der Stände auf gewisse Gegenstände beschränkt, worin mit veränderten Umständen stets eine paßliche Veränderung gestattet werden kann; jene Theilnahme kann aber nie soweit gehen, daß der Landesherr aufhörte oberster Gesetzgeber zu sein oder in irgend einer wesentlichen Function gehemmt würde. Die Theorie des Repräsentativsystems geht auf förmliche Theilung der Gewalten, und so wird die Einheit der Staatsverwaltung theils durch die den Volksvertretern eingeräumten jeder willkürlichen Auslegung fähigen Rechte, theils durch fortschreitende Anmaßungen und Eingriffe dergestalt zerstückelt und zer-

brochen, daß es oft schwer hält zu bestimmen, wer in solchen Verfassungen eigentlich regiert. Ob eine oder zwei Kammern da sind, ist für den Fundamentalbegriff des Systems gleichgültig; allerdings können in großen Staaten zwei Kammern eine temporaire Garantie bieten. Alle Attribute der Repräsentativverfassungen, doppelte Verantwortlichkeit der Minister gegen den Landesherrn und gegen die Volksvertreter, Oeffentlichkeit der Verhandlungen, unbeschränkte Preßfreiheit, unbeschränktes Petitionsrecht u. s. w., welche sämmtlich mit den Grundbedingungen der Monarchie in Widerspruch stehen, sind den landständischen Verfassungen fremd. Dazu können endlich die letztern nie den Grundverhältnissen und Grundbedingungen des Deutschen Bundes widersprechen, eben, weil der Landesherr nie aufhört oberster Gesetzgeber zu sein, und die Uebereinstimmung der Gesetzgebung seines Landes mit der des Bundes stets aufrechthalten kann. Die Fortdauer des Deutschen Bundes ist daher nie gefährdet, während sie unmöglich ist bei Repräsentativverfassungen, indem diese den Regenten besondere und möglicherweise ganz entgegengesetzte, widerstrebende Pflichten auferlegen, was die eifrigsten Anhänger der Volksvertretung auch schon anerkannt haben.[9]) Daher ist allein schon mit diesem Geständniß der Bundesversammlung, wenn alle Staaten sich zum repräsentativen Systeme bekehren sollten, der Stab gebrochen; aber sie kann auch dann nicht bestehen, wenn ein Theil der Staaten diese, ein anderer andere Verfassungsformen einführt. Zwar hat man schon den Vorschlag gethan, die Bundesversammlung gleichfalls durch eine Deputirtenkammer zu ergänzen, aber dem

wird Niemand Gehör geben, der nicht eine allgemeine Revolution wünscht oder den Glauben hat, wir stünden au dem Punkte, daß diese unabwendbar sei. Wenn also jetzt die Fürsten sich nicht über eine ganz übereinstimmende Auslegung und Vollziehung des Art. 13 vereinigen, so bleibt Nichts übrig als dem Bunde zu entsagen, — ist es dahin gekommen, dann sind alle weitern Betrachtungen überflüssig."

Soweit der Herr von Gentz. Es ist heutzutage wol darüber gar kein Zweifel mehr, daß, wenn er sich mit seiner Schrift um die Aufnahme unter die akademischen Systematiker des Staats- und Völkerrechts beworben hätte, er unbedingt zurückzuweisen sein würde, weil Manches darin unhistorisch, Manches widerrechtlich und Vieles nicht unbefangen, sondern mit verdeckter und täuschender Dialektik, einem ganz besondern Systeme zu Gefallen, dargestellt ist. Ganz anders würde freilich die Sache stehen, wenn es sich darum handelte, Herrn von Gentz wegen seiner Arbeit eine Stelle unter den kleinen Propheten anzuweisen. Hier würde ihm die Aufnahme, und zwar eine glänzende Aufnahme, schwerlich verweigert werden können!

Auf eine solche Vorlage gestützt, führte nun der Fürst Metternich noch Folgendes aus: Man habe bei Abfassung des Art. 13 der Bundesacte das Wort „landständische Verfassungen" mit großer Vorsicht gewählt, um damit gleich den Gegensatz zu repräsentativen Verfassungen auszudrücken.[10]) Dazu müsse es ja auch den Regierungen näher liegen, zu alten herkömmlichen, als zu solchen Institutionen zu greifen, welche in Folge von Revolutionen in fremden Reichen eingeführt seien. Auch

habe man im Jahre 1815 die aus einer Volksrepräsentation entstehenden Folgen, namentlich daß sie nur das Ende oder der Anfang einer Revolution sei, noch nicht vollständig übersehen können. Darum hätten seiner Meinung nach von den Staaten in Deutschland, welche entweder landständischer — gleichviel ob nach der alten oder reformirten — oder repräsentativer oder keiner von beiden Verfassungen sich erfreuten, eigentlich nur die den Art. 13 erfüllt, welche die erstern bei sich eingeführt. Denn nur diese Staaten könnten ihre Pflichten gegen den Bund, die doch mit den Rechten, welche er gewährte, gleichzeitig übernommen seien, vollständig und ohne Abzug erfüllen. Das Bestehen des Bundes selbst beruhe daher mittelbar hauptsächlich auf ihnen. Dies Verhältniß werde um so klarer, als die zwischen Volk und Regenten getheilte gesetzgebende Gewalt in den Staaten mit Repräsentativverfassungen mit einer der Bundesversammlung zukommenden unumschränkten obersten Gesetzgebungsgewalt nie werde in Uebereinstimmung gebracht werden können; ein Verhältniß, durch welches dies möglich werde, folge daher schon aus dem obersten Begriff des Bundes selbst. Was also auch bereits isolirt in Deutschland in Verfassungssachen geschehen, — das Allgemeine stehe über ihm, und fodere als Remedur allgemeine ganz übereinstimmende Beschlüsse. Das könne sich begreiflich nur auf Das beziehen, was im repräsentativen Geiste den landständischen Formen, als den gesetzlichen und zulässigen gegenüber, geschehen sei. Das zu veranlassen, dazu bieten sich zwei Gelegenheiten: die gegenwärtigen, oder noch besondere, demnächst in Wien zu veranlassende Conferenzen. Nachdem noch die Frage aufgeworfen war, ob es zur

Erzielung solcher Resultate nicht gut sein möchte, wenigstens für die allernächste Zeit einen eigenmächtigen örtlichen Fortschritt des Verfassungswesens allenthalben in Deutschland zu verhüten, kamen fast alle Mitglieder der Conferenz darin überein, daß für diese ganze Angelegenheit gewisse und sichere Normen, wenn auch nur im Allgemeinen, in diesen Conferenzen festgestellt werden möchten.

Schon früher, indem der würtembergische Minister, Graf Wintzingerode bereits in der ersten Sitzung den Antrag stellte, die Interpretation des Art. 13 unter die schleunig zu beendenden Vorlagen aufzunehmen, hatte er sich näher über den Geist, in welchem jene Interpretation zu halten sei, ausgesprochen.[11]) Seiner Meinung nach schritt die revolutionaire Bewegung also fort, daß die Revolutionairs zunächst auf die Volksvertreter (im Gegensatz zu Landständen zu verstehen) zu wirken suchten, und daß diesen dann bei Oeffentlichkeit der Verhandlungen ein Antheil an der gesetzgebenden Gewalt nebst einer unbedingten Steuerbewilligung ertheilt worden sei. Diesem müsse entgegengearbeitet werden. Ob dies aber so zu bewerkstelligen sei, daß dem Art. 13 eine die repräsentative Verfassungsform ganz ausschließende Interpretation gegeben werde, wünsche er zwar, halte es aber, wie die Sachen jetzt stehen, für ganz unmöglich. Denn mehre größere deutsche Regierungen hätten die Pflicht, den Art. 13 durch Einräumung einer Volksvertretung zu erfüllen, feierlichst anerkannt; der Wiener Congreß selbst habe sich vorher dem nie entgegen, sondern eher zustimmend ausgesprochen; und so würde, da der Mensch einmal nicht vergessen kann, was er weiß,

es mehr revolutionaire Ausbrüche befördern, als verhindern, wenn man ein so wichtiges, dem Volke einmal gegebenes Recht ihm wieder entziehen wollte. Wenn daher mit dem Repräsentativsystem das Princip der Volkssouverainetät verbunden ist, so gibt es hiergegen kein Mittel mehr; die Partie ist angefangen, die Regierungen haben diesen Point vergeben zu können geglaubt; wie sehr sie es bereuen mögen, — die Partie muß ausgespielt werden. Dahingegen läßt sich bei praktischer Ausführung einer Repräsentativverfassung viel thun, um zu verhindern, daß sie nicht zugleich den Demagogen freies Feld gestatte. Daher müssen sowohl die Wahlen der Vertreter, als auch das Wahlrecht der Wähler an Besitzstand und hohe Steuerquoten gekettet werden, damit die Vertretung in die Hände Solcher gerathe, welche wegen der Wahrscheinlichkeit eines Verlustes in Revolutionen diesen entgegen sein werden. Wenn ferner, was den Antheil der Stände an der gesetzgebenden Gewalt anlangt, dieser nicht mehr auf ein bloßes Votum consultativum wird zurückgeführt werden können, so wird man ihn doch praktisch stets in Schranken halten können durch das Princip: er dürfe nie bis zu der Ausdehnung gelangen, wo er mit andern Bestimmungen der Bundesacte in Widerspruch gerathe. Das unbedingte Steuerbewilligungsrecht der Stände ist dadurch zu beschränken, daß, um die Unabhängigkeit der Regenten zu sichern, ihre Civilliste überall in liegenden Gründen zu dotiren ist; daß alle Lasten, welche zur Erfüllung von Verbindlichkeiten gegen den Bund nöthig sind, keiner ständischen Bewilligung bedürfen; und endlich, daß man den Grundsatz ausspreche, es müßte das gleiche Resultat da ein-

reten, wo es sich um Deckung nachgewiesener, auf erworbenen Rechten beruhender Bedürfnisse handele. Gegen die Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, welche den Demagogen Zutritt und Einwirkung auf dieselben gestattet, sowie gegen den Preßunfug müsse man sich unbedingt erklären. Neben Beseitigung dieser Auswüchse gegenwärtiger und zukünftiger Volksvertretungen habe man aber auch nicht minder die Pflicht, den gesunden Stamm zu erhalten, und darunter ist die Aufrechthaltung des Grundsatzes zu verstehen: daß die Bundesgesetzgebung auf keine Weise in die Autonomie einzelner Staaten eingreifen dürfe, solange diese nicht dem Zwecke des Bundes widerspricht oder gar seine Existenz bedroht. Nebenbei hatte dann aber der Graf Wintzingerode den Antrag gemacht, daß es zur Aufrechthaltung der Souverainetät der Regenten durchaus nöthig sei, eine Interpretation des Art. 14, welcher den Mediatisirten und ehemaligen Reichsunmittelbaren zu viel Befugnisse ertheile, im monarchischen Sinne vorzunehmen. Denn auch von dieser Seite her, nicht blos von der, welcher man durch eine Interpretation des Art. 13 entgegenarbeitete, sei die ungetheilte Souverainetät gefährdet. Wir kommen später auf diesen Gegenstand zurück.

Das war der Stand des diplomatischen Kampfplatzes mit zwei entgegenstehenden Meinungen über diesen Gegenstand, die einer weitern Erörterung, und demnächst einer Beseitigung der einen durch die andere, oder doch wenigstens einer Vermittelung gewärtig waren. Inzwischen ward ein Ausschuß ernannt, bestehend aus den Grafen von Bernstorff, von Rechberg, von Münster und dem

Freiherrn von Plessen, um eine Redaction über die Art und Weise zu entwerfen, wie derselbe Gegenstand von dem Bundespräsidium aufzufassen und auch von ihm beim Bundestage zum Vortrag zu bringen sei. Als oberster leitender Grundsatz und als Rechtsprincip für die Interpretation des Art. 13 ward vorläufig ausgesprochen: der Bundestag als oberste Behörde dürfe es nie den Fürsten erlauben, ihre Gewalt mit ihren Ständen in der Art zu theilen, daß dadurch ihren Verhältnissen zum Bunde der geringste Eintrag geschehe. Es würde dies dem monarchischen Principe ganz entgegenlaufen, und da nur auf dieses der ganze Bund gebaut sei, so müsse er fallen, wenn ein Princip aufkomme, was als ganz unvereinbar damit sich herausstelle. [12])

Bei den weitern Verhandlungen in Karlsbad blieben entschieden die Ansichten über die Interpretation des Art. 13 in der Mehrheit, welche der Fürst Metternich und der Freiherr von Gentz aufgestellt hatten, namentlich wenn man das Gewicht der politischen Macht prüft, was den Stimmen zur Seite stand. Mit Oestreich gingen unbedingt damals Preußen, Sachsen und Hannover. Die Gesandten von Baiern und Baden erklärten sich nur mit der allgemeinen Phrase: daß Dasjenige, was über die Identität repräsentativer Verfassungen mit Volkssouverainetät vorgebracht sei, wol nicht ganz auf ihre Länder zu passen scheine; namentlich hatte der Graf Rechberg hervorgehoben, wie in Baiern noch jetzt auch die früher bestandenen Classen vertreten seien, wie den Ständen bei einer sechsjährigen Steuerbewilligung nur die Zustimmung zu den Gesetzen eingeräumt sei, die Freiheit und Eigenthum der Staatsbürger betreffen, und daß der König

ohne Theilung alle Rechte der Staatsgewalt in sich vereinige. Etwas dunkler sprach sich der nassausche Minister von Marschall aus.[13]) Nachdem er sich hoch dagegen verwahrt, das Princip der Volkssouverainetät irgendwie zu begünstigen, folgerte er aus dem Princip der Legitimität, in Folge dessen die Existenz eines Staates nicht als das Product des Willens der Regierten angesehen werden könne, daß die Staatsregierung allein das Recht haben müsse, die Form der Verfassung und auch die Art der Vertretung des Volks zu bestimmen. Dabei habe die Regierung nur die Extreme zu vermeiden, daß die gewährte Vertretung nicht in das Princip der Volkssouverainetät übergehe. Diese Ansicht scheint mehr oder weniger den Baum auf beiden Schultern zu tragen, und ausgesprochen zu sein, um es mit Niemand zu verderben. Mit ihr konnte nach Belieben das landständische und auch das repräsentative System gehalten werden.

Ein anderer Ausgleichungsmodus in Beziehung auf den Inhalt des Art. 13 lag in dem Vorschlage des mecklenburgischen Bevollmächtigten, Freiherrn von Plessen[14]): jedes Streiten über den Unterschied zwischen landständischen und repräsentativen Verfassungen aufzugeben, diese sich nicht mehr entgegenzustellen, sondern nur die volksvertretenden Ständeversammlungen als unzulässig zu bezeichnen, denen mehr oder weniger die Idee der Volkssouverainetät unterliege, und die weitere Anwendung dieses Princips im Einzelnen den Bundesstaaten zu überlassen. Bei den ältern Landständen habe man stets dem gemäß das Kriterium festzuhalten, daß die Regierung mit ihnen wie mit Regierten, die nach verschiedenen Abthei-

lungen eingerufen sind, unterhandele. In den Verfassungen neuern Ursprungs sind hauptsächlich die Stände aus den Classen der Grundeigenthümer und der größern Besitzer zu wählen, und diesen ist die Vertretung des ganzen Landes und ihrer eigenen Interessen in die Hände zu legen. Die Obergewalt des Bundes aber über alle Ständeversammlungen müßte in der Art ausgesprochen werden, wie es die Commission in ihrem Gutachten über die Behandlung der Ständefrage beim Bundestage (S. 220.) vorgeschlagen habe.

Nachdem man sich nun bis soweit ausgesprochen, nahm der Graf von Wintzingerode nochmal Gelegenheit, sich dahin zu erklären, daß eine Interpretation des Art. 13 in dem Sinn, die repräsentativen Verfassungen für geradezu mit dem Wesen des Bundes als unverträglich, und nur die alten landständischen für dazu geeignet zu nehmen, die mislichsten Folgen in Deutschland hervorrufen müßte, — für den Bund, insofern die Entziehung eines Rechtes, ohne Widerspruch des Bundes ertheilt und bis dahin auch ohne Widerspruch ausgeübt, allenthalben revolutionaire Ausbrüche hervorrufen würde; für Würtemberg insbesondere, weil man hier die Wiedereinführung der alten Stände als der Uebel ärgstes bezeichnen müsse, indem sie der Regierung gefährlicher und sie mehr einschränkend seien, als irgend eine reine Volksrepräsentation. In den Nachbarstaaten würde wahrscheinlich ein ähnliches Verhältniß obwalten. Darum dürfe dann auch der Bundesversammlung bei ihren Arbeiten und Vorlagen nie vorzuschreiben sein, die nähere Ausführung des Art. 13 in der Art zu bewerkstelligen, daß alle repräsentativen Verfassungen schon a priori verdammt würden, umsoweniger, weil man damit nicht einmal den

Hauptzweck erreiche, den man stets im Auge haben müsse: den revolutionairen Tendenzen einen Boden, auf den sie wurzeln könnten, zu entziehen. Denn die Erfahrung habe nur zu oft bewiesen, wie sie die Landstände ebensogut als die neuern Volksvertretungskammern zu ihrem Tummelplatz gemacht hätten. Indem der Graf Wintzingerode nochmals auf seine frühern Vorschläge zurückkam: das active und passive Wahlrecht an Grundbesitz zu knüpfen und die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der Stände zu untersagen, schloß er mit der Bemerkung: daß er die Versammlung dringend bitten müsse, von keinem einseitigen Standpunkte auszugehen, denn wenn das Resultat der Verhandlungen über den Art. 13 ein solches sei, wie er es als unzweckmäßig bezeichnet, so würde er und die Abgeordneten der süddeutschen Staaten, wenn sie ihren Regierungen so etwas vorlegen sollten, in eine so große Verlegenheit gerathen, daß man zur Bezeichnung derselben schwerlich Worte finden dürfte. Diese ausgesprochene Ansicht vervollständigte dann der Gesandte Würtembergs nach zuvor gehabter Communication mit seinem König später noch dahin [15]): daß es überall zweckmäßiger erscheine, nicht in einer einseitigen stricten Interpretation des Art. 13 — insoweit nämlich, als daraus nur eine Form der Vertretung als zulässig folgern solle — das Heil des Bundes und Unterdrückung der revolutionairen Tendenzen finden zu wollen; das letztere vielmehr mit praktischer Durchführung des Grundsatzes zu erstreben: daß die Beschränkung der Landesgesetzgebung im Allgemeinen Folgerung aus dem Bunde sei, und daher allenthalben da eintreten müsse, wo der Bund dies als Bedingung für seine Existenz fodere.

Auf diesem Stande der Erörterung blieb im Allgemeinen diese für Deutschland so höchst wichtige politische Frage in Karlsbad stehen, um demnächst in Wien nochmals aufgenommen zu werden. Was hier verhandelt wurde, liegt dem Inhalte dieses Aufsatzes fern. Es sei nur kurz bemerkt, daß, wie der Inhalt der Wiener Schlußacte von 1820 ergibt, auch hier kein äußerstes Resultat, sondern nur ein vermittelndes zustandekam, — vielleicht das unglücklichste von Allem, weil ihm stets die wenigsten aus der Realität der Dinge selbst geschöpften Voraussetzungen unterliegen. Daß man dieser letztern Wahrheit doch so oft vergessen hat und sie im politischen Leben so oft und alle Tage vergißt! Sie ist der wahre Grund der sich von Ewigkeit zu Ewigkeit im Leben der Staaten und Völker wiederholenden Erscheinung, über die sich so mancher Unverständige wundert: die äußersten Extreme finden leicht einen zahlreichen, bis zum Fanatismus zu steigernden Anhang; das Vermittelnde, statt Alle zu befriedigen, wird gehaßt und von Allen angefeindet und ewig umgeworfen!

Es lag im Interesse der in Karlsbad verhandelnden Höfe, die daselbst gefaßten Beschlüsse, die man als provisorische Ausnahmsgesetze vorerst zu nehmen übereingekommen war, schnell in Kraft zu setzen, und zwar, wie das den Diplomaten am nächsten zu liegen schien, durch die Bundesversammlung. Die Berathungen über eine solche provisorische Executionsordnung begannen auch schon mit der fünften Sitzung [16]), und die nähere Bearbeitung des ganzen Gegenstandes, der noch oft, namentlich in den Sitzungen 6, 14, 15 und 17 zur Sprache kam, war commissorisch in die Hände des Grafen von Münster

und des Herrn von Marschall gelegt. Es würde hier überflüssig sein, die nähern Einzelnheiten dieser Executionsordnung durchzugehen; sie sind nicht von historischem Interesse; nur das ganze Resultat: „Die Karlsbader Beschlüsse sind durch die Bundesversammlung zu publiciren und auszuführen und zwar in der Art, daß ihr Inhalt in einen Präsidialvortrag zusammengefaßt, und, nachdem die Bundestagsgesandten von ihren Höfen die Instruction, ihn anzunehmen, erhalten, von ihnen förmlich gutgeheißen wird", ist ein Factum, dessen rechtliche und historische Bedeutung in seinen Folgen für Deutschland von damals schwerlich geahneter Wichtigkeit geworden ist.

Dabei geschah dann theils im Namen des Congresses selbst, theils noch privatim von den einzelnen Abgeordneten alles Mögliche, um den Inhalt der Beschlüsse zu sichern und schnell zu fördern. In der zwanzigsten Sitzung gab der Fürst Metternich Mittheilung darüber, daß die in Karlsbad nicht vertretenen Höfe von den daselbst gefaßten Beschlüssen am besten so in Kenntniß gesetzt werden könnten, daß man ihnen jenen beabsichtigten Präsidialvortrag zuschicke, mit der Anweisung, ihren Gesandten beim Bundestage bis zum September, wo die Sache zum Vortrage kommen würde, die Instruction einer unbedingten Annahme zu geben. Von Prüfung und von etwaigen Bedenken war gar keine Rede.

Der hannöversche Gesandte, der Graf von Münster, schrieb noch von Karlsbad aus an den Geheimerath zu Braunschweig, der sich zur Zeit mit einer verbesserten Landtagsordnung des Herzogthums beschäftigte: daß es

sich zwar bei einem solchen Gesetz nicht um eine Verfassung im repräsentativen Geiste handle; daß aber in Folge der eben geschlossenen Uebereinkunft es nöthig sei, an den passenden Orten ausdrücklich die Hauptsätze einzuschalten, daß der Landesherr souverainer (d. h. unabhängiger) Fürst sei, daß der Bund die höchste Autorität in Deutschland bilde, daß daher von einem Einwilligungsrecht der Stände in Bundessachen oder bei Beschlüssen des Bundes keine Rede sein könne. Da der Graf Münster damals die eigentlichen Geschäfte der Vormundschaft über die noch unmündigen Prinzen von Braunschweig besorgte, so war die Andeutung umsomehr gleich einem Befehle.

Das „Journal de Francfort" machte noch im October 1819 ein Rundschreiben des preußischen Cabinetsministers von Bernstorff an sämmtliche preußischen diplomatischen Agenten bekannt. Es war im Geiste der Karlsbader Beschlüsse erlassen, und gab zum Theil wörtlich Das wieder, was über die ungeheure Verwirrung der Ideen, über den verderblichen revolutionairen Geist und über die Nothwendigkeit der Regierungen, ihn auf jede Weise zu bekämpfen, in den Rechtfertigungen und Ausführungen der betreffenden Anträge zu Karlsbad vorgekommen war. Ganz besonders ist es der Ton und die ewige Wiederholung in der eintönigen Behandlung des immer wieder auftauchenden Themas, was Herr de Pradt in seiner Schrift über den Karlsbader Congreß tadelt. Uebrigens gab dieses Sendschreiben auch zu weitern Erörterungen mit französischen Publicisten Veranlassung, auf die näher einzugehen unserer Aufgabe fern liegt.

Nebenbei war schon früher in der neunten Sitzung von

dem badischen Gesandten von Berstett darauf angetragen, die Handels- und Verkehrsverhältnisse im Innern Deutschlands in Folge des Art. 19 der Bundesacte näher zu ordnen. Zur weitern Erläuterung dieser Angelegenheit war von ihm ein eigenes Memoire in Umlauf gesetzt worden [17]) (von Nebenius verfaßt?), was sich auf das Princip stützte: alle Zoll- und Mauthgrenzen im Innern Deutschlands aufzuheben und solche nur an den äußern Grenzen gegen das eigentliche Ausland zum Schutz des deutschen Handels und der deutschen Industrie herzustellen. Würtemberg unterstützte diesen Antrag, allein von andern Seiten hielt man die Sache für zu verwickelt, und glaubte, es sei deswegen auch bei dem Bundestage nur auf Antrag der innern Zollvereine selbst weiter vorzuschreiten. Dabei hielt der Freiherr von Plessen einen stufenweisen Fortschritt im freien innern Verkehr für allein praktisch. Man solle diesen zuerst den Lebensmitteln, dann nach und nach andern Erzeugnissen zugutekommen lassen, und dabei stets den ungehinderten freien Durchgang durch die einzelnen Staaten zu befördern suchen. Weiter als sich in der angegebenen Art auszusprechen, geschah in Karlsbad in dieser Angelegenheit nichts, namentlich nachdem der Fürst Metternich in der zweiundzwanzigsten Sitzung noch die Erklärung gegeben, daß die gegenwärtige Conferenz diesen Gegenstand nicht aufnehmen könne, weil sie ihn doch wegen seines Umfangs nicht zu beendigen vermöchte.

In derselben Sitzung sprach sich dann auch der Fürst entschieden gegen den frühern würtembergischen Antrag — Interpretation des Art. 14, die Beschränkung der Stellung der Mediatisirten betreffend — aus. Das war

freilich ein sehr böser und sehr kitzlicher Umstand. Der Fürst Metternich besaß damals noch in Würtemberg die Standesherrschaft Ochsenhausen. Hätte er als Partei vor einem Richter pro aris et focis gekämpft, es hätte ihm Niemand das verdenken können; allein der Fürst Metternich war mehr in der Stellung, eine wichtige staatsrechtliche Frage und mittelbar dann eine Sache, in der er selbst geradezu Partei war, von oben herab als höchster Richter und Minister einer großen Macht abzuthun!

Da war man denn soweit gekommen, daß der Präsident die Sitzungen für beendet erklären und diejenigen Gegenstände namhaft machen konnte, welche im November desselben Jahres 1819 in neuen Sitzungen zu Wien paßlich weiter zu besprechen sein würden. Als solche Gegenstände wurden vorgeschlagen:

1) Eine permanente Instanz, um den öffentlichen Rechtszustand im Bunde zu sichern, und die zum gerichtlichen Wege geeigneten Streitigkeiten der Bundesstaaten untereinander zur schnellen Entscheidung zu bringen.

2) Eine definitive Executionsordnung, um die Erkenntnisse jener Instanz und des Bundestags überhaupt in ungehinderte Vollziehung zu setzen.

3) Feststellung der völkerrechtlichen Verhältnisse des Bundes in Beziehung auf Krieg und Frieden.

4) Verhandlungen über die Bundesfestungen.

5) Die matricularmäßige Contingentstellung.

6) Erleichterung des Handels und Verkehrs zwischen den Bundesstaaten in Gemäßheit des Art. 19 der Bundesacte.

Außerdem würden noch folgende Gegenstände vorläufig zu besprechen und vertraulich zu berathen sein:

7) Aufstellung des Grundsatzes: inwieweit die näher zu bestimmenden organischen Bundeseinrichtungen durch absolute oder relative Stimmenmehrheit in der Bundesversammlung entschieden werden können, und welche Verhältnisse dabei zwischen der Majorität und Minorität eintreten.

8) Die Anwendung der in dem Präsidialvortrage aufgestellten Erläuterungen des Art. 13 der Bundesacte mittels der am Bundestage abzugebenden Erklärung der einzelnen Bundesstaaten.

9) Richtige Anwendung und endliche Erfüllung des Art. 14 der Bundesacte.

10) Endliche Bestimmung der nach Art. 6 der Bundesacte in Frage gestellten Curiatstimmen in pleno für die Mediatisirten.

Nachdem der preußische Abgeordnete nochmals ausgesprochen, daß er sich von diesen künftigen wiener Conferenzen die gedeihlichsten Resultate verspreche, wenn sie in eben dem Geiste wie die gegenwärtigen in Karlsbad gehalten würden, konnte eine gleiche zustimmende Erklärung von allen Seiten nicht ausbleiben, und so schloß man denn den Congreß unter den allenthalben üblichen weitern geschäftlichen und conventionellen Formen.

III.

Um die Thaten der Menschen ihrer wahren Bedeutung nach richtig würdigen zu können, muß man zuerst

genau wissen: was für ein letzter Zweck sollte durch sie erreicht werden, zu welchem Ganzen sollte sich das als einzeln Dastehende vereinigen. So auch bei unserm Gegenstande. Man glaube nicht, daß man das getrennt Berathene als voneinander unabhängige politische Fragen aufgefaßt, und denen, die zuerst besprochen, darum das höchste Gewicht für ihre Bedeutung beigemessen habe. Die entgegengesetzte Ansicht hat sonst genaue und sorgfältige Historiker in Beziehung auf den Karlsbader Congreß zu entschiedenem Irrthum geführt.[18]) Und so sei denn sogleich hier zu Anfang ausgesprochen: die Berathungen über den Art. 13 der Bundesacte sind der wahre politische Kern der Conferenzen zu Karlsbad, indem man von einer Seite her die Absicht hatte, sie zu benutzen, um unter der Form einer collegialischen Interpretation jenes Gesetzes eine Beseitigung jeder repräsentativen Verfassungsform zu versuchen. Alle andern verhandelten Punkte erscheinen im Vergleiche damit umsomehr als Nebensache, weil, wenn dieser Versuch gelungen wäre, dann jede Bestimmung darüber schon von selbst ganz in die Hände der Regierungen kommen mußte. Was man gegen das allgemein geschriebene Bundesrecht und gegen manche Landesrechte nur als provisorisches Ausnahmegesetz und als Ersatz für den augenblicklich noch nicht durchzusetzenden letzten Plan zur Zeit durch eine auf den Nothstand gegründete Maßregel rechtfertigen mußte um damit den verfassungsmäßigen Widerstand auszuschließen, konnte man dann aus verfassungsmäßiger Machtvollkommenheit überall ohne Weiteres verfügen. Der moralische Widerstand dagegen wäre freilich wol nicht ausgeblieben, aber er hatte kein

geschriebenes Recht, auf welches er sich stützen durfte, und bei seiner Bekämpfung konnte man dann auch nach ganz andern Principien verfahren. Das Folgende wird theils zur nähern Erörterung theils zum Beweise dieses Factums dienen.

Es ist eine allgemein bekannte Thatsache, daß die Unzufriedenheit über die Art und Weise, wie sich unsere innern Zustände seit dem Jahre 1815 geordnet, immer mehr umsichzugreifen und sich immer lauter auszusprechen begann. Die also hervorgerufene üble Stimmung hatte so gut wie jede andere Stimmung über Zustände im gesellschaftlichen Leben ihre Stufenleiter vom geduldigen, mitunter apathischen Ertragen an bis zum unbedingt Verdammenden; aber nur den äußersten Ansichten Huldigenden, die auf weiter keiner andern Grundlage als der des Unverstandes und Mangels jeder Erfahrung standen, gehören Excesse an wie die des Wartburgsfestes und spätere schlimmere. Allein die Regierungen nahmen dergleichen Erscheinungen für den allgemeinen Geist jener Stimmung, der dann freilich allerdings drohend genug gewesen wäre, um durch gemeinschaftliche Maßregeln einen Versuch, ihn zu bannen, zu machen. In diesem Sinne waren schon auf dem Congresse zu Aachen 1818 Andeutungen geschehen, und später hatte man in Deutschland diplomatisch diesen Gegenstand durch Gesandte bei den einzelnen Höfen stets in Anregung erhalten. Es würde also jedenfalls einmal zu irgend einer allgemeinen nähern Besprechung gekommen sein. Weniger bekannt ist aber, daß Baiern der Staat war, der den nächsten — ich weiß wahrlich nicht, ob ich directen oder indirecten sagen soll — Anstoß dazu gab,

daß gerade im Sommer 1819 dieser Congreß zu Karlsbad zusammenkam. Die Aufregung nämlich, welche in Baiern der Constitution von 1818 voranging, hatte einen hohen Grad erstiegen; noch stürmischer begannen die ersten Verhandlungen der constitutionellen Kammern, namentlich die Differenz der Reichsräthe mit der zweiten Kammer. Das liberale Princip, mit dem der damalige Minister, der Graf von Rechberg schon lange nicht eben siegreich gekämpft hatte, drohte ihn zu überfluten, und als es fast soweit gekommen war, daß er nicht mehr aus noch ein wußte, wandte er sich um Hülfe an den Minister seines Nachbarstaates, den Fürsten Metternich. Die Ausführung einer schon lange bestandenen Absicht — einer Zusammenkunft für gemeinschaftliche Maßregeln gegen Alles, was der unumschränkten Souverainetät entgegen war — ward auf diese Art ausnehmend beschleunigt; von Seiten Oestreichs wurden die übrigen Höfe Deutschlands sogleich dafür günstig gestimmt, und alsbald ergingen die Circularschreiben an die einzelnen Höfe, ihre Minister zu einem Congresse nach Karlsbad abgehen zu lassen.

Diese, soviel ich weiß, bisher weniger bekannte Thatsache ist auch wie ein Commentar zu einer andern historischen Notiz aus etwas späterer Zeit über den Grafen von Rechberg zu benutzen. Sie ist enthalten in dem Schreiben vom Mai 1822, welches eine Charakteristik der damaligen Bundestagsgesandten enthält, und auch wol unter dem Namen der Langenau'schen Note bekannt ist (Welcker, S. 350). Hier heißt es: „Dieses ist zum Glück gar nicht so schwer (es handelt sich nämlich hier um die soviel besprochene sogenannte Epuration des Bundestags),

da der Minister von Rechberg das bairische System vergißt, sobald man ihm in irgend einem magischen Spiegel die Revolution und den Fürsten Metternich als ihren Bändiger zeigt."

Dem Letztern gab nun gerade dieser directe Anlaß einer Besprechung über innere Zustände eine erwünschte Gelegenheit, dem repräsentativen System, was er für den östreichischen Staat als ihn auflösend und in seine Theile zerlegend fürchtete, ernsthafter entgegenzutreten. Es sollte nicht allein in Baiern und andern Staaten beschränkt, sondern theoretisch und praktisch auf Tod und Leben bekämpft werden, um durch dessen vollständige Beseitigung in ganz Deutschland es von Oestreich am sichersten fern zu halten. Diese Absicht scheint außer allem Zweifel zu sein. Um eine vollständige rechtshistorische und politische Grundlage für seinen Plan zu haben, hatte Metternich durch den Herrn von Gentz nämlich jene kleine Abhandlung über den Unterschied landständischer und repräsentativer Verfassungen, deren wir oben erwähnt haben, ausarbeiten lassen, und ihr Inhalt ist daher wie ein Programm über Absicht und Politik des Fürsten, und als wie von diesem selbst niedergeschrieben, zu nehmen.[19]) Noch vor der Eröffnung des Congresses ward diese Abhandlung an alle Mitglieder desselben vertheilt — ein Beweis, welche Wichtigkeit man dem Inhalte beilegte —, und wenn sie nachher von der Redactionscommission der Actenstücke erst als Beilage dem siebenten Protokoll beigefügt ist, so glaube man ja nicht, daß sie nur die weitere Ausführung eines hier vorgekommenen Nebenpunktes zu bilden bestimmt gewesen sei.

Außerdem sprach Metternich obige Absicht noch vor Eröffnung des Congresses zu Karlsbad ziemlich unumwunden gegen den Gesandten eines deutschen Hofes aus, als dieser mit dem Fürsten in dessen Carrosse von Teplitz nach Karlsbad fuhr. Der Inhalt dieses Gesprächs ist dann gewiß an den betreffenden Hof berichtet, und das Actenstück hierüber wird sich in den Archiven dort noch finden. Soviel ich mich erinnere, ward besonders dies hervorgehoben:

„Wenn überhaupt von einem Deutschen Bunde die Rede sein und dieser bestehen soll, so muß der jetzt herrschende revolutionaire Geist aufhören, der nur auf Umwälzung und Umsturz der gesetzlichen Regierungen geht. Das ist die erste und hauptsächlichste Grundbedingung und folgt schon aus den ersten Artikeln der Bundesacte, laut denen der Bund nur aus unabhängigen souverainen Fürsten, keineswegs aber aus solchen Staaten gebildet ist, welche sich im Zustande der Desorganisation und in den Händen einer vollkommenen Volkssouverainetät befinden. Wenn dies Verhältniß noch weiter umsichgreift und nicht durch schleunige Maßregeln abgestellt wird, so kann Oestreich seine fortwährende Theilnahme am Deutschen Bunde für keine Verpflichtung von seiner Seite mehr anerkennen, sondern würde genöthigt sein sich davon zurückzuziehen. Die kleinern Souverains, welche bisher einen solchen Geist in ihren Staaten dadurch zugelassen haben, daß sie repräsentative Verfassungen einführten und sie noch fortdauernd dulden, mögen es wohl bedenken, daß die einzige Bedingung für die Fortdauer ihrer politischen Existenz allein der Bund sei, indem die große europäische Staatenverbin-

dung, welche auf Erhaltung der Rechte der Regierungen, der Einigkeit und des Friedens geht, ihnen nur eine Anerkennung in dieser Gesammtstellung gewährt hat, nicht als einzelne Staaten, und daß daher der Boden, auf welchem allein ihre Selbständigkeit beruht, ihnen unter den Füßen fortgezogen wird, so wie der deutsche Bund nicht mehr existirt. Gerade die kleinen Fürsten haben daher ein großes Interesse daran, Alles zu thun, was er für nöthig erachtet, und ihm nicht mit einer Opposition zu begegnen, deren Geist mit dem Wesen desselben unverträglich ist. Ganz besonders sind aber die repräsentativen Verfassungen als der Grund aller Aufregung und der Anfang einer vollständigen Demagogie anzusehen; darum kann auch der Art. 13 der Bundesacte niemals eine solche Interpretation erleiden, welche die Grundprincipien des Bundes geradezu aufheben müßte, und überall, wo solche Verfassungsformen schon bestehen, können und dürfen sie nichtsdestoweniger nur als rein provisorische Maßregeln angesehen werden, deren Fortbestehen oder Aufhören lediglich von einem allgemeinen Bundesbeschlusse abhängig ist. Nicht nur sind mehre Minister kleiner Staaten mit mir bereits vollkommen einig über diesen Punkt, sondern namentlich harmonirt auch Preußen ganz mit diesen Grundsätzen und hat bei den zu nehmenden Maßregeln seine Zustimmung bereits dahin erklärt, daß es mit Oestreich ganz dieselbe Politik verfolgen werde. Bei den Berathungen über dies Thema jedoch und bei denen über die Maßregeln, welche zu nehmen sein werden, müßte es Oestreich wünschen, daß die Initiative zu Vorschlägen

nicht direct von ihm, sondern vielmehr vom Deutschen Bunde als solchem ausginge, nicht als ob irgend eine Besorgniß oder Furcht davon zurückhielte, sondern nur um auch den geringsten Schein der Provocation oder des diktatorischen Einflusses auf den Bund zu vermeiden. Wenn auch der Karlsbader Congreß nur eine Einleitung zu Maßregeln in diesem Geiste wird, so könnte denn doch dieser Gegenstand in einer weitern Conferenz, welche nur die größern Staaten Deutschlands zu beschicken brauchten, näher und ausführlicher besprochen werden."

Soweit der Fürst Metternich. Es bedarf wol nicht der Bemerkung, daß bei diesem Gespräche unter vier Augen seine Ausführungen und Aussprüche nicht wie Sätze aus einem Codex des Staats- und Völkerrechts zu nehmen sind, sondern als eine Ausmalung politischer Situationen, um sie einladender zu machen, und zwar nach eigenen, persönlichen Ansichten und Meinungen darüber; mit einem Wort: nicht Oestreich redet hier, sondern allein der Fürst Metternich. Namentlich findet dies Anwendung bei der Behauptung: Sachsen, Hessen, Oldenburg, Nassau, überhaupt die einzelnen Staaten Deutschlands geringern Umfangs seien in der großen völkerrechtlichen Uebereinkunft zu Wien von Europa nicht als solche, sondern nur in ihrer Eigenschaft, als integrirende Mitglieder des deutschen Staatenbundes anerkannt worden. Diese politische Frage ist soviel ich weiß, nie als eine Controverse nur aufgeworfen; aus dem allenthalben anerkannten selbständigen Gesandtschaftsrechte jener Staaten möchte übrigens allein schon die Unrichtigkeit der Metternich'schen Behauptung folgen. Ob aber diese Frage nicht in der nächsten Zeit abermals

hervorgezogen und von höchster Bedeutung werden könnte, das ist eine andere Sache. Die Praxis des positiven Völkerrechts leitet die Resultate, welche sie wünscht, ja immer weniger aus der philosophischen oder rechtlichen Theorie ab, als vielmehr aus dem Nützlichkeitsprincipe, und zwar in dem Umfange, den wieder die Macht jenem Nützlichkeitsprincipe, dem eignen Vortheile zu Gefallen, zu geben erlaubt. Das also gewonnene Resultat gilt dann wieder als völkerrechtliche Theorie solange, bis derselbe Proceß sich erneuert. Es wäre wenigstens den kleinern deutschen Staaten immer anzurathen, ihre Politik so einzurichten, daß sie stets darauf gefaßt sein könnten, jene Frage, die Vergrößerungsbestrebungen Einzelner so günstig und so gelegen ist, einmal wieder erhoben zu sehen. In voreiliger Verblendung und in Verkennung der Geschichte einen Deutschen Bund schon ganz ohne Noth verleugnen — wie z. B. in der Antwort auf die östreichische Circularschrift vom 26. April 1850 geschieht —, könnte immer einmal sehr bittere Früchte tragen für die zu wenig Umsichtigen, namentlich wenn ihre politische Macht nur eine geringe ist!

Die Vorschläge, welche sodann Metternich in Karlsbad stellte, bestätigen, wenn noch Zweifel darüber obwalten sollten, seine eben namhaft gemachte Absicht. Sie gingen nicht auf eine Interpretation des Art. 13 im nur einschränkenden Sinne; es sollte nicht über ein Minimum oder Maximum unterhandelt werden, was man repräsentativen Ständeversammlungen zugestehen dürfe. Gerade hiergegen erklärte er sich, als völlig unstatthaft, mehrmals. Aus deutscher Geschichte und aus den Verhältnissen und Rechten des Bundes sollte vielmehr ge-

folgert werden, daß der Art. 13 nur durch Landstände im alten Sinne erfüllt werden könne, und daß jede andere Verfassungsform der ursprünglichen Absicht und dem Geiste jenes Artikels geradezu entgegen sei. Um nichts zu versäumen, ward gleich beim Beginne der Conferenzen ein Kurier an den König von Würtemberg gesandt, der noch in Unterhandlungen über Herstellung einer neuen Grundverfassung begriffen war, mit der Weisung, in seinen Zugeständnissen zu zögern, namentlich den Foderungen eines repräsentativen Systems in Nichts wenigstens bis dahin nachzugeben, bis man über diesen Punkt zu einer festen Uebereinkunft gekommen sei.

Die Beweggründe, welche den Fürsten Metternich zu einer solchen Politik bestimmten, liegen auf der Hand. An der Spitze des östreichischen Kaiserstaates stehend, hielt er, und mit ihm im Jahr 1819 wol noch ein Jeder, eine Gesammtverfassung auf der Grundlage der Volksvertretung für denselben für eine Unmöglichkeit. Jeder einzelnen Nationalität eine besondere Constitution ertheilen, hieße das Kaiserthum in ebenso viele ziemlich unabhängige Staaten zerlegen und einen Staatenbund aus ihm machen. Zwar waren den östreichischen Völkern keine Versprechungen für Herstellung einer solchen Verfassungsform gemacht worden; die östreichische Regierung stand also günstiger als manche andere; sie hatte keine rechtliche Verbindlichkeit, in dieser Beziehung etwas vorzunehmen. Allein Volksrepräsentation in Deutschland und überhaupt begünstigen, hätte sie mit der Zeit Oestreich auch näher führen und sie dann mit ihren vermeintlichen Folgen unabwendbar machen müssen. Um darum den Kampf mit dem repräsentativen

Princip nicht als Angegriffener und Belagerter in den eignen Grenzen führen zu brauchen, beschloß man es theoretisch auch schon dann zu bekämpfen, als es sich noch in weiter Ferne zeigte. Geschah es aber allein aus dem individuell östreichischen Gesichtspunkte zum eigennützigen Vortheile nur dieses Staates, so würde Metternich schwerlich auf viel Sympathien haben rechnen können, und die alte Opposition Deutschlands gegen Oestreich, welche ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortgedauert, seitdem der erste Kaiser aus dessen Fürstenhause den Thron bestiegen, würde ganz gewiß um so lebhafter hervorgetreten sein. Darum mußte es höchst wünschenswerth für Metternich sein, durch das Bundesrecht und den Bundestag als allgemeine Politik Das verkündet zu sehen, was Oestreich ganz besonders zugute kam, — sowie er durch die heilige Allianz dann in dem weitern Umkreise von Europa das gleiche Resultat für sich zu erstreben suchte.

Aus demselben Grunde ist sodann wieder leicht zu begreifen, daß Metternich, um diese Absicht nicht allzu klar hervortreten zu lassen, gar zu gern die Initiative für die dahin abzielenden Maßregeln von sich fern gehalten hätte, — um scheinbar ganz unbetheiligt dabei zu stehen. Daher die mitgetheilte mündliche Eröffnung; daher ferner, als der würtembergische Gesandte von Wintzingerode in der ersten Sitzung anheimgab, die „Interpretationsangelegenheit des Art. 13 unter die schleunigst zu beendenden Gegenstände zu setzen", die Erklärung Metternich's: „man erwarte nur dahin abzielende Anträge." Allein da andere Staaten, wie sich ergeben wird, eine solche Initiative entweder nicht übernehmen wollten, andere es

wegen schon eingeführter repräsentativer Formen nicht wohl konnten, so mußte der Fürst Metternich doch endlich in den sauern Apfel beißen und sich selbst dazu verstehen.

Wenn wir also die Vorbereitungen machen sehen, Deutschland als Mittel hinzustellen, um ein Oestreich besonders günstiges Staatsrecht zu begründen, so hätte es Preußen in seiner oft von sich behaupteten Eigenschaft des wahren intensiven Mittelpunktes des wahren Deutschthums vor Allen obgelegen, hiergegen eine entschiedene helle Opposition zu erheben. Kein Staat war auch vermöge seiner Macht so dazu berufen. Wo blieb damals Preußen? Möchte man doch die Geschichte unsers Vaterlandes ein bischen besser kennen lernen, und wissen, wieviel von allen Seiten bis hierher gesündigt ist. Es müßte dann schon der Geist der Versöhnung in die Gemüther einziehen, und mit dem richtigen Erkennen der Fehler kann allein wie bei der wahren Buße auch der feste Wille, es besser zu machen, entstehen, und eine bessere Zukunft verbürgt werden. Was hilft es aber, mit Vorwürfen, Anklagen und ewigen Anschuldigungen hinüber und herüber die Erbitterung in unserm Vaterlande immer größer zu machen? Glaubt man, man würde sich in der öffentlichen Meinung dadurch als ganz unschuldig und stets im Recht, den Gegner als allein schuldig und stets im Unrecht hinstellen? Was geschehen ist, ist geschehen; alle Declamationen ändern auch nicht ein Pünktchen daran; und so kann nur die Folge eintreten, daß jeder Vorwurf mit einem ganz gleich starken erwidert wird. Wo soll das Ende sein, da es keine Behörde gibt, welche mit der Duplik diesen Anklageproceß

schließt, in welchem die Parteien nur sich selbst, und mittelbar dem Allgemeinen schaden? Rühme sich doch keiner, in dem furchtbar dicken Schuldbuche Deutschlands ein großes Guthaben für sich in Anspruch nehmen zu können; sei man lieber auf Tilgung des bisher Eingeschriebenen bedacht. Eine brüderliche Handreichung thäte Alles; die Geschichte wird einst richten über Die, welche sich im gänzlichen Verleugnen der Vergangenheit und in einseitiger Befangenheit oder um einem verdammungswürdigen Egoismus zu fröhnen, Dem entgegenstellen!

Preußen befand sich im Jahre 1819 in einer Oestreich ähnlichen Lage, — auch bei ihm mußte man deutsches und außerdeutsches Gebiet unterscheiden. Dazu glaubte es als kleinste der Mächte der europäischen Pentarchie den Unterschied an statistischen Mitteln gegen die übrigen nur durch ein bis ins Einzelne ausgebildetes Centralisationssystem, was alle Fäden der Monarchie der leitenden Hand augenblicklich zum Anziehen zur Verfügung stellte, ausgleichen zu können. Es war Dies auch nichts Neues für Preußen, sondern nur das System Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. was man festzuhalten beschloß; und die neuere Bureaukratie unterschied sich von der des vorigen Jahrhunderts nicht durch geringere Unumschränktheit und Rücksichtslosigkeit, sondern am meisten wol nur durch höhere Intelligenz der Beamten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Politik für Preußen muß sehr festgestanden haben; sie war so stark, daß man sogar die bündigsten und feierlichsten Versprechungen, davon abzugehen, nicht nur nicht erfüllen zu können vermeinte, sondern sogar das Erinnern an die eigenen Worte der Regierung für ein schweres Staatsvergehen ansah.

Vorgänge, wie die, welche das Werk Görres' „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" hervorriefen, oder wie die, welche das Verfahren gegen Arndt herbeiführten, geben die reichhaltigste Erläuterung. Keine Verfassungsform, welche im Innern diese Politik stören konnte, sollte daher folgeweis geduldet werden; darum ergriff man auch in Preußen bereitwillig die Metternich'schen Vorschläge, erklärte sich ganz damit einverstanden, und half sie durchsetzen, weil man sich für Preußen gerade soviel Vortheile davon versprach, als Metternich aus ihnen für Oestreich ableiten wollte. Aber Preußens äußere Politik in dieser Hinsicht war viel klüger und mehr berechnet, und man hatte sich in dieser Hinsicht in eine Lage gesetzt, welche der Feinheit der Lenker des Staats, wenn man die Sache vom rein preußischen Standpunkt ansieht, alle Ehre macht. Von jedem andern Standpunkt der Beurtheilung aus erscheint die Sache denn natürlich auch etwas anders. Preußen hütete sich nämlich sorgfältig, alle aus seinem Staatssysteme entspringenden politischen Fragen, welche dem Geiste der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegen waren, irgend wie provocirend zu behandeln, sondern es folgte darin gern, selbst anscheinend gezwungen, nur den Vorschlägen Anderer und den Bestimmungen weiterer Gemeinschaften, — für Deutschland denen des Bundes, für Europa denen der Heiligen Allianz. Es existirt eine Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 über die von seinem Cabinet zu befolgende Politik [20]); sie setzt in Beziehung auf Deutschland das Angedeutete am besten mit ihren eigenen Worten auseinander:

„Dabei (es sind nämlich die Punkte aufgezählt, in denen Preußen gemeinschaftlich mit Oestreich handeln müsse: Militairverfassung, Erhaltung der Ruhe und Unterdrückung des demokratischen Princips, und Auflösung aller Separatverbindungen in Deutschland) ist möglichst Alles so vorzubereiten, daß, wenn einmal eine Trennung Oestreichs von Preußen erfolgen sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für letzteres erklärte, und die vorhandenen Bundesformen nicht zu sehr zum Nachtheile der preußischen Verfassung benutzt werden könnten. Dies scheint durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oestreich bei jenem Wirken die von ihm systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur in wesentlichen Punkten eine geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nähme. Mag Preußen dabei eine passive Rolle zu spielen und in manchen Punkten nur der östreichischen Politik zu folgen scheinen — je mehr es diesen Schein zu gewinnen glückt, desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-östreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

Es kann eine Absicht nicht klarer ausgesprochen werden, und es bedarf in Beziehung auf die in Karlsbad verhandelte Frage der Interpretation des Art. 13 nur noch der Bemerkung: daß Preußen schon 1819 ganz jenes politische System angenommen. Es wünschte ebenso sehnlich wie Oestreich die vollständige Beseitigung aller

Außerdem sprach Metternich obige Absicht noch vor Eröffnung des Congresses zu Karlsbad ziemlich unumwunden gegen den Gesandten eines deutschen Hofes aus, als dieser mit dem Fürsten in dessen Carrosse von Teplitz nach Karlsbad fuhr. Der Inhalt dieses Gesprächs ist dann gewiß an den betreffenden Hof berichtet, und das Actenstück hierüber wird sich in den Archiven dort noch finden. Soviel ich mich erinnere, ward besonders dies hervorgehoben:

„Wenn überhaupt von einem Deutschen Bunde die Rede sein und dieser bestehen soll, so muß der jetzt herrschende revolutionaire Geist aufhören, der nur auf Umwälzung und Umsturz der gesetzlichen Regierungen geht. Das ist die erste und hauptsächlichste Grundbedingung und folgt schon aus den ersten Artikeln der Bundesacte, laut denen der Bund nur aus unabhängigen souverainen Fürsten, keineswegs aber aus solchen Staaten gebildet ist, welche sich im Zustande der Desorganisation und in den Händen einer vollkommenen Volkssouverainetät befinden. Wenn dies Verhältniß noch weiter umsichgreift und nicht durch schleunige Maßregeln abgestellt wird, so kann Oestreich seine fortwährende Theilnahme am Deutschen Bunde für keine Verpflichtung von seiner Seite mehr anerkennen, sondern würde genöthigt sein sich davon zurückzuziehen. Die kleinern Souverains, welche bisher einen solchen Geist in ihren Staaten dadurch zugelassen haben, daß sie repräsentative Verfassungen einführten und sie noch fortdauernd dulden, mögen es wohl bedenken, daß die einzige Bedingung für die Fortdauer ihrer politischen Existenz allein der Bund sei, indem die große europäische Staatenverbin-

dung, welche auf Erhaltung der Rechte der Regierungen, der Einigkeit und des Friedens geht, ihnen nur eine Anerkennung in dieser Gesammtstellung gewährt hat, nicht als einzelne Staaten, und daß daher der Boden, auf welchem allein ihre Selbständigkeit beruht, ihnen unter den Füßen fortgezogen wird, so wie der deutsche Bund nicht mehr existirt. Gerade die kleinen Fürsten haben daher ein großes Interesse daran, Alles zu thun, was er für nöthig erachtet, und ihm nicht mit einer Opposition zu begegnen, deren Geist mit dem Wesen desselben unverträglich ist. Ganz besonders sind aber die repräsentativen Verfassungen als der Grund aller Aufregung und der Anfang einer vollständigen Demagogie anzusehen; darum kann auch der Art. 13 der Bundesacte niemals eine solche Interpretation erleiden, welche die Grundprincipien des Bundes geradezu aufheben müßte, und überall, wo solche Verfassungsformen schon bestehen, können und dürfen sie nichtsdestoweniger nur als rein provisorische Maßregeln angesehen werden, deren Fortbestehen oder Aufhören lediglich von einem allgemeinen Bundesbeschlusse abhängig ist. Nicht nur sind mehre Minister kleiner Staaten mit mir bereits vollkommen einig über diesen Punkt, sondern namentlich harmonirt auch Preußen ganz mit diesen Grundsätzen und hat bei den zu nehmenden Maßregeln seine Zustimmung bereits dahin erklärt, daß es mit Oestreich ganz dieselbe Politik verfolgen werde. Bei den Berathungen über dies Thema jedoch und bei denen über die Maßregeln, welche zu nehmen sein werden, müßte es Oestreich wünschen, daß die Initiative zu Vorschlägen

nicht direct von ihm, sondern vielmehr vom Deutschen Bunde als solchem ausginge, nicht als ob irgend eine Besorgniß oder Furcht davon zurückhielte, sondern nur um auch den geringsten Schein der Provocation oder des diktatorischen Einflusses auf den Bund zu vermeiden. Wenn auch der Karlsbader Congreß nur eine Einleitung zu Maßregeln in diesem Geiste wird, so könnte denn doch dieser Gegenstand in einer weitern Conferenz, welche nur die größern Staaten Deutschlands zu beschicken brauchten, näher und ausführlicher besprochen werden."

Soweit der Fürst Metternich. Es bedarf wol nicht der Bemerkung, daß bei diesem Gespräche unter vier Augen seine Ausführungen und Aussprüche nicht wie Sätze aus einem Codex des Staats- und Völkerrechts zu nehmen sind, sondern als eine Ausmalung politischer Situationen, um sie einladender zu machen, und zwar nach eigenen, persönlichen Ansichten und Meinungen darüber; mit einem Wort: nicht Oestreich redet hier, sondern allein der Fürst Metternich. Namentlich findet dies Anwendung bei der Behauptung: Sachsen, Hessen, Oldenburg, Nassau, überhaupt die einzelnen Staaten Deutschlands geringern Umfangs seien in der großen völkerrechtlichen Uebereinkunft zu Wien von Europa nicht als solche, sondern nur in ihrer Eigenschaft, als integrirende Mitglieder des deutschen Staatenbundes anerkannt worden. Diese politische Frage ist soviel ich weiß, nie als eine Controverse nur aufgeworfen; aus dem allenthalben anerkannten selbständigen Gesandtschaftsrechte jener Staaten möchte übrigens allein schon die Unrichtigkeit der Metternich'schen Behauptung folgen. Ob aber diese Frage nicht in der nächsten Zeit abermals

hervorgezogen und von höchster Bedeutung werden könnte, das ist eine andere Sache. Die Praxis des positiven Völkerrechts leitet die Resultate, welche sie wünscht, ja immer weniger aus der philosophischen oder rechtlichen Theorie ab, als vielmehr aus dem Nützlichkeitsprincipe, und zwar in dem Umfange, den wieder die Macht jenem Nützlichkeitsprincipe, dem eignen Vortheile zu Gefallen, zu geben erlaubt. Das also gewonnene Resultat gilt dann wieder als völkerrechtliche Theorie solange, bis derselbe Proceß sich erneuert. Es wäre wenigstens den kleinern deutschen Staaten immer anzurathen, ihre Politik so einzurichten, daß sie stets darauf gefaßt sein könnten, jene Frage, die Vergrößerungsbestrebungen Einzelner so günstig und so gelegen ist, einmal wieder erhoben zu sehen. In voreiliger Verblendung und in Verkennung der Geschichte einen Deutschen Bund schon ganz ohne Noth verleugnen — wie z. B. in der Antwort auf die östreichische Circularschrift vom 26. April 1850 geschieht —, könnte immer einmal sehr bittere Früchte tragen für die zu wenig Umsichtigen, namentlich wenn ihre politische Macht nur eine geringe ist!

Die Vorschläge, welche sodann Metternich in Karlsbad stellte, bestätigen, wenn noch Zweifel darüber obwalten sollten, seine eben namhaft gemachte Absicht. Sie gingen nicht auf eine Interpretation des Art. 13 im nur einschränkenden Sinne; es sollte nicht über ein Minimum oder Maximum unterhandelt werden, was man repräsentativen Ständeversammlungen zugestehen dürfe. Gerade hiergegen erklärte er sich, als völlig unstatthaft, mehrmals. Aus deutscher Geschichte und aus den Verhältnissen und Rechten des Bundes sollte vielmehr ge-

folgert werden, daß der Art. 13 nur durch Landstände im alten Sinne erfüllt werden könne, und daß jede andere Verfassungsform der ursprünglichen Absicht und dem Geiste jenes Artikels geradezu entgegen sei. Um nichts zu versäumen, ward gleich beim Beginne der Conferenzen ein Kurier an den König von Würtemberg gesandt, der noch in Unterhandlungen über Herstellung einer neuen Grundverfassung begriffen war, mit der Weisung, in seinen Zugeständnissen zu zögern, namentlich den Foderungen eines repräsentativen Systems in Nichts wenigstens bis dahin nachzugeben, bis man über diesen Punkt zu einer festen Uebereinkunft gekommen sei.

Die Beweggründe, welche den Fürsten Metternich zu einer solchen Politik bestimmten, liegen auf der Hand. An der Spitze des östreichischen Kaiserstaates stehend, hielt er, und mit ihm im Jahr 1819 wol noch ein Jeder, eine Gesammtverfassung auf der Grundlage der Volksvertretung für denselben für eine Unmöglichkeit. Jeder einzelnen Nationalität eine besondere Constitution ertheilen, hieße das Kaiserthum in ebenso viele ziemlich unabhängige Staaten zerlegen und einen Staatenbund aus ihm machen. Zwar waren den östreichischen Völkern keine Versprechungen für Herstellung einer solchen Verfassungsform gemacht worden; die östreichische Regierung stand also günstiger als manche andere; sie hatte keine rechtliche Verbindlichkeit, in dieser Beziehung etwas vorzunehmen. Allein Volksrepräsentation in Deutschland und überhaupt begünstigen, hätte sie mit der Zeit Oestreich auch näher führen und sie dann mit ihren vermeintlichen Folgen unabwendbar machen müssen. Um darum den Kampf mit dem repräsentativen

Princip nicht als Angegriffener und Belagerter in den eignen Grenzen führen zu brauchen, beschloß man es theoretisch auch schon dann zu bekämpfen, als es sich noch in weiter Ferne zeigte. Geschah es aber allein aus dem individuell östreichischen Gesichtspunkte zum eigennützigen Vortheile nur dieses Staates, so würde Metternich schwerlich auf viel Sympathien haben rechnen können, und die alte Opposition Deutschlands gegen Oestreich, welche ununterbrochen bis auf den heutigen Tag fortgedauert, seitdem der erste Kaiser aus dessen Fürstenhause den Thron bestiegen, würde ganz gewiß um so lebhafter hervorgetreten sein. Darum mußte es höchst wünschenswerth für Metternich sein, durch das Bundesrecht und den Bundestag als allgemeine Politik Das verkündet zu sehen, was Oestreich ganz besonders zugute kam, — sowie er durch die heilige Allianz dann in dem weitern Umkreise von Europa das gleiche Resultat für sich zu erstreben suchte.

Aus demselben Grunde ist sodann wieder leicht zu begreifen, daß Metternich, um diese Absicht nicht allzu klar hervortreten zu lassen, gar zu gern die Initiative für die dahin abzielenden Maßregeln von sich fern gehalten hätte, — um scheinbar ganz unbetheiligt dabei zu stehen. Daher die mitgetheilte mündliche Eröffnung; daher ferner, als der würtembergische Gesandte von Wintzingerode in der ersten Sitzung anheimgab, die „Interpretationsangelegenheit des Art. 13 unter die schleunigst zu beendenden Gegenstände zu setzen", die Erklärung Metternich's: „man erwarte nur dahin abzielende Anträge." Allein da andere Staaten, wie sich ergeben wird, eine solche Initiative entweder nicht übernehmen wollten, andere es

wegen schon eingeführter repräsentativer Formen nicht wohl konnten, so mußte der Fürst Metternich doch endlich in den sauern Apfel beißen und sich selbst dazu verstehen.

Wenn wir also die Vorbereitungen machen sehen, Deutschland als Mittel hinzustellen, um ein Oestreich besonders günstiges Staatsrecht zu begründen, so hätte es Preußen in seiner oft von sich behaupteten Eigenschaft des wahren intensiven Mittelpunktes des wahren Deutschthums vor Allen obgelegen, hiergegen eine entschiedene helle Opposition zu erheben. Kein Staat war auch vermöge seiner Macht so dazu berufen. Wo blieb damals Preußen? Möchte man doch die Geschichte unsers Vaterlandes ein bischen besser kennen lernen, und wissen, wieviel von allen Seiten bis hierher gesündigt ist. Es müßte dann schon der Geist der Versöhnung in die Gemüther einziehen, und mit dem richtigen Erkennen der Fehler kann allein wie bei der wahren Buße auch der feste Wille, es besser zu machen, entstehen, und eine bessere Zukunft verbürgt werden. Was hilft es aber, mit Vorwürfen, Anklagen und ewigen Anschuldigungen hinüber und herüber die Erbitterung in unserm Vaterlande immer größer zu machen? Glaubt man, man würde sich in der öffentlichen Meinung dadurch als ganz unschuldig und stets im Recht, den Gegner als allein schuldig und stets im Unrecht hinstellen? Was geschehen ist, ist geschehen; alle Declamationen ändern auch nicht ein Pünktchen daran; und so kann nur die Folge eintreten, daß jeder Vorwurf mit einem ganz gleich starken erwidert wird. Wo soll das Ende sein, da es keine Behörde gibt, welche mit der Duplik diesen Anklageproceß

schließt, in welchem die Parteien nur sich selbst, und mittelbar dem Allgemeinen schaden? Rühme sich doch keiner, in dem furchtbar dicken Schuldbuche Deutschlands ein großes Guthaben für sich in Anspruch nehmen zu können; sei man lieber auf Tilgung des bisher Eingeschriebenen bedacht. Eine brüderliche Handreichung thäte Alles; die Geschichte wird einst richten über Die, welche sich im gänzlichen Verleugnen der Vergangenheit und in einseitiger Befangenheit oder um einem verdammungswürdigen Egoismus zu fröhnen, Dem entgegenstellen!

Preußen befand sich im Jahre 1819 in einer Oestreich ähnlichen Lage, — auch bei ihm mußte man deutsches und außerdeutsches Gebiet unterscheiden. Dazu glaubte es als kleinste der Mächte der europäischen Pentarchie den Unterschied an statistischen Mitteln gegen die übrigen nur durch ein bis ins Einzelne ausgebildetes Centralisationssystem, was alle Fäden der Monarchie der leitenden Hand augenblicklich zum Anziehen zur Verfügung stellte, ausgleichen zu können. Es war Dies auch nichts Neues für Preußen, sondern nur das System Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's II. was man festzuhalten beschloß; und die neuere Bureaukratie unterschied sich von der des vorigen Jahrhunderts nicht durch geringere Unumschränktheit und Rücksichtslosigkeit, sondern am meisten wol nur durch höhere Intelligenz der Beamten. Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer solchen Politik für Preußen muß sehr festgestanden haben; sie war so stark, daß man sogar die bündigsten und feierlichsten Versprechungen, davon abzugehen, nicht nur nicht erfüllen zu können vermeinte, sondern sogar das Erinnern an die eigenen Worte der Regierung für ein schweres Staatsvergehen ansah.

Vorgänge, wie die, welche das Werk Görres' „In Sachen der Rheinprovinzen und in eigener Angelegenheit" hervorriefen, oder wie die, welche das Verfahren gegen Arndt herbeiführten, geben die reichhaltigste Erläuterung. Keine Verfassungsform, welche im Innern diese Politik stören konnte, sollte daher folgeweis geduldet werden; darum ergriff man auch in Preußen bereitwillig die Metternich'schen Vorschläge, erklärte sich ganz damit einverstanden, und half sie durchsetzen, weil man sich für Preußen gerade soviel Vortheile davon versprach, als Metternich aus ihnen für Oestreich ableiten wollte. Aber Preußens äußere Politik in dieser Hinsicht war viel klüger und mehr berechnet, und man hatte sich in dieser Hinsicht in eine Lage gesetzt, welche der Feinheit der Lenker des Staats, wenn man die Sache vom rein preußischen Standpunkt ansieht, alle Ehre macht. Von jedem andern Standpunkt der Beurtheilung aus erscheint die Sache denn natürlich auch etwas anders. Preußen hütete sich nämlich sorgfältig, alle aus seinem Staatssysteme entspringenden politischen Fragen, welche dem Geiste der Zeit und der öffentlichen Meinung entgegen waren, irgend wie provocirend zu behandeln, sondern es folgte darin gern, selbst anscheinend gezwungen, nur den Vorschlägen Anderer und den Bestimmungen weiterer Gemeinschaften, — für Deutschland denen des Bundes, für Europa denen der Heiligen Allianz. Es existirt eine Denkschrift eines preußischen Staatsmannes vom Jahre 1822 über die von seinem Cabinet zu befolgende Politik [20]); sie setzt in Beziehung auf Deutschland das Angedeutete am besten mit ihren eigenen Worten auseinander:

„Dabei (es sind nämlich die Punkte aufgezählt, in denen Preußen gemeinschaftlich mit Oestreich handeln müsse: Militairverfassung, Erhaltung der Ruhe und Unterdrückung des demokratischen Princips, und Auflösung aller Separatverbindungen in Deutschland) ist möglichst Alles so vorzubereiten, daß, wenn einmal eine Trennung Oestreichs von Preußen erfolgen sollte, der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für letzteres erklärte, und die vorhandenen Bundesformen nicht zu sehr zum Nachtheile der preußischen Verfassung benutzt werden könnten. Dies scheint durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oestreich bei jenem Wirken die von ihm systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur in wesentlichen Punkten eine geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nähme. Mag Preußen dabei eine passive Rolle zu spielen und in manchen Punkten nur der östreichischen Politik zu folgen scheinen — je mehr es diesen Schein zu gewinnen glückt, desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-östreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

Es kann eine Absicht nicht klarer ausgesprochen werden, und es bedarf in Beziehung auf die in Karlsbad verhandelte Frage der Interpretation des Art. 13 nur noch der Bemerkung: daß Preußen schon 1819 ganz jenes politische System angenommen. Es wünschte ebenso sehnlich wie Oestreich die vollständige Beseitigung aller

repräsentativen Verfassungsformen und den Bund und die Bundesgesetzgebung als Mittel, um durch sie rein individuelle Zwecke durchzusetzen; indem es sich aber still hinter dem Vorhange hielt, fiel Oestreich dabei die ganze öffentliche Thätigkeit zu; dadurch stand natürlich scheinbar allein Oestreich als der Staat da, welcher Deutschland in eigenem Interesse misbrauchen wollte, und gegen Alles ankämpfte, was die öffentliche Meinung dazumal in Schutz genommen hatte. Diese mußte denn wol zum förmlichen feindlichen Haß werden, und Preußen stieg neben Erreichung aller seiner Absichten gegen Deutschland, noch um ebenso viel in ihr, als Oestreich bei allen Denen sank, welche die Erscheinungen nur nach ihrem Aeußern, nicht nach dem innern Kern auffassen; freilich die Mehrzahl der Menschen. Die Abstimmungen des preußischen Ministers, des Grafen von Bernstorff, in Karlsbad, sind ganz im angegebenen Geiste. Sie waren nur Genehmigungen der Vorschläge Metternich's, und nur in der Frage, ob die Centralbehörde in Mainz nur Untersuchungs- oder auch aburtheilendes Gericht sein solle, ging der preußische Vorschlag noch etwas mehr gegen das allgemein Gesetzliche als der östreichische.

Hanover, Sachsen und Mecklenburg, wo gleichfalls noch keine repräsentativen Verfassungen sich befanden, gingen am entschiedensten mit Oestreich und Preußen.

Dahingegen hätte allen andern Staaten Deutschlands, wo dieselben seit dem Jahre 1816 nach und nach eingeführt waren, oder wo doch deren Einführung schon beschlossen war, die ganz natürliche Opposition gegen solche Absichten Oestreichs und Preußens zugestanden. In ihr bil-

deten dann wieder die größern süddeutschen Staaten, Baiern, Würtemberg und Baden den eigentlichen Kern. Ihre politische Bedeutung war zu jener Zeit eine um Vieles höher anzuschlagende als in unserm Jahrzehnd. Sie hatten seit der Stiftung des Rheinbundes ein eigenes System verfolgt, was auch noch später aus manchen einzelnen Denkschriften hervorleuchtet, die in der Zeit der Befreiungskriege und der folgenden Congresse gewechselt sind. Diese Staaten, die, was man nicht vergessen darf, damals noch besonders das rein deutsche Element repräsentirten, glaubten nämlich bei eigenen Verfassungsformen in einem festern Zusammenhalten untereinander die beste und sicherste Basis ihrer politischen Existenz und ihrer wahren Stellung nach außen zu finden. Der Umstand, daß die diese Länder bildenden Volksstämme wegen näherer Verwandtschaft auch eine nähere Verbindung foderten, ist dann später weiter politisch ausgeführt in der so berühmt gewordenen Schrift: „Manuscript aus Süddeutschland", die bald nach dem Karlsbader Congreß so viel Aufsehen machte. Durch eine solche Politik wollte man den Einfluß in Deutschland überwiegender Mächte ausschließen, und wenn Preußen in jener oben angeführten Denkschrift von 1822 die Nothwendigkeit ausspricht, mit Oestreich gemeinschaftlich alle Separatverbindungen in Deutschland zu bekämpfen, so dachte man dabei ganz vorzüglich an jene süddeutsche. Alles sollte unbedingt folgen. Die Ereignisse der neuern und neuesten Zeit sind einer süddeutschen Vereinigung aber ferner nicht günstig gewesen. Schon ist das religiöse Element trennend eingetreten, und durch die badischen Ereignisse und durch die Erwerbung Hohenzollerns scheint es

Preußen mehr wie je in der Hand zu haben, auch im Südosten ein entscheidendes Wort zu reden, während seinem directen Einfluß bisher hauptsächlich Norddeutschland zur Verfügung gestellt war.

Eine Opposition jener drei Staaten im engern Verein, oder die einer Zahl von 7—8 Millionen rein deutschen Stammes, wäre allerdings von nicht geringer Bedeutung gewesen; Baiern als der umfangreichsten Macht schien darin, wie sich von selbst verstehend, die Rolle der Wortführung zuzufallen. Allein gerade damit und mit der Opposition überhaupt war es eine eigene Sache. Gerade der bairische Minister befand sich in Karlsbad in einer ungewöhnlich delicaten Stellung. Er war es ja gewesen, der an den Fürsten Metternich den Hülferuf gegen das repräsentative System erlassen; sollte er jetzt dessen unbedingter Vertheidiger werden? Wie, wenn Metternich diesen Widerspruch öffentlich aufgedeckt? Auf der andern Seite hatte sich der Graf Rechberg es gewiß nicht versehen, daß die Hülfe, welche er begehrte, in gänzlicher Aufhebung Dessen bestehen sollte, was er nur ein wenig niedergehalten wünschte. Noch kurz zuvor, bei Einführung der langersehnten neuen Stände durch die neue Verfassung in Baiern, hatte der König es „den glücklichsten Augenblick seines Lebens" genannt, wo er seinem Lande diesen Wunsch erfüllt hätte. Eine Instruction, das eben Gegebene wieder ganz zu nehmen, konnte daher dem nach Karlsbad Abgeordneten unmöglich gegeben werden! Der badische Gesandte, Herr von Berstett stand auch, wenn aus spätern Briefen schon auf frühere Zeiten geschlossen werden darf, in mannichfachen persönlichen Beziehungen zum Fürsten Metternich;

daher die befangenern Vota von Baiern und Baden, die, wenn man ihren mit allgemeinen Redensarten ausgedrückten allgemeinen Inhalt näher ins Auge faßt, eigentlich wenig oder nichts bedeuten.

Also geschah es, daß die eigentliche Opposition in die Hände Würtembergs und seines Gesandten, des Grafen Wintzingerode gerieth. Es war dies wahrlich keine geringe Aufgabe. Der Staat, welchen er vertrat, — wie unbedeutend war er an Macht gegen die, deren Absichten vereitelt werden sollten! Dazu waren so mancherlei Rücksichten zu nehmen, von denen die Bücher selten Kunde geben können, die aber das Leben wegen der Schwäche der menschlichen Natur ewig in den geraden Weg zum Ziele wälzen, und somit zu schwierigen und ermüdenden Umwegen zwingen wird. So mußten, um nur eins anzuführen, die Ansichten bestritten werden, welche Herr von Gentz über die Theorie der repräsentativen Verfassungen ausgearbeitet hatte. Gerade dieser aber war von so empfindlichem und reizbarem Temperament, daß er sich sehr leicht verletzt und beleidigt fühlte. Wegen des sehr großen Einflusses auf den Fürsten Metternich, dem dann wieder das ganze Gewicht der östreichischen Macht zu Gebote stand, war es von selbst angerathen, jenen Diplomaten mit sehr zarten und behandschuhten Fingern anzufassen! Solche und ähnliche Umstände sind es, welche gebieterisch die äußere Fassung und den Wortlaut der verhandelten Gegenstände vorschrieben. Wer sie nicht kennt, oder wer sie nicht berücksichtigt, wird daher nie ein gerechter Beurtheiler der Protokolle von Karlsbad sein können. Ein Buch, in der Stube eines Gelehrten entstanden, und eine Verhandlung

unter Diplomaten über denselben Gegenstand wird, solange die Welt steht, immer eine sehr verschiedene Sache bleiben.

Wie der Graf Wintzingerode seine Aufgabe gelöst, dafür gibt das Resultat des Congresses das beste Zeugniß. Wirft man die Frage auf: „was würde ohne die Opposition Würtembergs geschehen sein", so wird, wenn man den Protokollen und Verhandlungen aufmerksam folgt, wol bei Wenigen Zweifel darüber sein, daß einer Interpretation des Art. 13 in dem Sinne, daß er alle repräsentative Verfassungsform ausgeschlossen, wenig im Wege gestanden hätte. Darum bedenke man wohl, daß es sich in Karlsbad nicht darum handelte, diese zu erweitern, oder theoretische Grundsätze über dieselbe zu verhandeln, sondern es galt sie überhaupt zu retten. Wenn unser Vaterland daß Dies erreicht wurde sich zum Heil anrechnet, dann sollte es aber auch nie vergessen, wem es einen großen Dank und eine gerechte Anerkennung noch immer schuldig geblieben ist, während es Beides oft auf Andere, die es minder verdient, gehäuft hat. Es möge sich dabei wohl erinnern, daß unter den Männern, welche es 1815 in Paris sich angelegen sein ließen, aus dem europäischen politischen Chaos unserm Vaterlande das ihm nach Geschichte und Recht Zustehende, ihm aber willkürlich Entzogene wieder zurückzufodern, derselbe Graf Wintzingerode auch mit in erster Reihe steht. Welche nächste und directe Ursachen man auch später als Grund seiner plötzlichen Entfernung von den Geschäften in Würtemberg angeführt hat, — ich müßte mich sehr irren, wenn nicht das in Karlsbad gegründete feindliche Verhältniß zum Fürsten Metternich die erste und wahre Veranlassung dazu gewesen sein sollte!

Daß übrigens die allgemeinen Vota Baierns und Badens, der Ausgleichungsmodus des Herrn von Plessen, selbst das dunkle, nach zwei Seiten auszulegende Votum des Herrn von Marschall immer noch etwas dazu dienten, die Opposition Würtembergs insoweit zu unterstützen, als sie sich gegen ein Aeußerstes setzten, was von der andern Seite beabsichtigt wurde, muß anerkannt werden. Ihre Würdigung muß man daher nicht so versuchen, daß man die Worte theoretisch-staatsrechtlich anatomisirt, sondern so, daß man ihren ganzen Inhalt ungetrennt nimmt, und diesen wieder in steter Berücksichtigung der äußern Umstände und des letzten Ziels, was erreicht werden sollte, einer nähern Prüfung unterwirft.

Erkennt man endlich richtig, daß die ganze Beseitigung aller repräsentativen Verfassungsformen Hauptzweck des Congresses zu Karlsbad war; erwägt man die Mittel der Opposition: so war an eine vollständig siegreiche Anerkennung des repräsentativen Systems von vorn herein gar nicht zu denken, sondern man konnte allerdings schon zufrieden sein, nur das Princip überhaupt gerettet zu haben. Wenn daher die Kämpfer für dasselbe, um nur dies zu erreichen, bei Fragen über die temporaire Praxis oder über den Umfang des Princips nachgaben; oder wenn sie ferner in einer Menge von andern Foderungen, welche die größern Mächte damals erhoben, sich willfährig erzeigen mußten, — wer wird ihnen Dies verdenken, oder ihnen wol gar als Mangel einer wahren patriotischen Gesinnung anrechnen wollen? Hätte dagegen die Opposition den Kampf so geführt, daß sie ihrerseits wieder auf einem Aeußersten bestanden, wie es dem Theo-

retiker des Staatsrechts genügen konnte, so würde ganz gewiß Nichts erreicht, vielleicht und wahrscheinlicher aber Alles verloren worden sein.

Diese historischen Facta sind es, welche allein die richtige Anschauung der Karlsbader Verhandlungen bedingen; sie sind es ferner, welche zu der spätern, verhängnißvollen Fassung in der Auslegungsangelegenheit des Art. 13 führten: man könne über landständische Verfassungen nicht eher einen Beschluß fassen, bis man sich über eine Interpretation jenes Artikels in monarchischem Sinne vereinigt habe. Eine ganze Zukunft lag in diesem einen Beschluß. Man überließ ferner eine bedeutungsvolle Seite des innern politischen Lebens ganz allein sich selbst. Für eine indirecte Duldung und für eine indirecte Verdammung Dessen, was sich nun nach und nach entwickelte, hätte der Jurist gleichviel aus dem deutschen Staatsrecht zusammenbringen können. Wer wird sich wundern, bei diesem schwebenden Zustande, der nicht ewig dauern konnte, es endlich dahin kommen zu sehen, daß die Sache, um die es sich handelte, sich selbst mit Gewalt ihre rechtliche Stellung erstritt, ohne die Nichts haltbar ist? Die höchste Reichsbehörde, der es obgelegen hätte, Alles hier der Zeit und Gerechtigkeit gemäß zu ordnen, hatte es ja nicht gekonnt oder nicht gewollt. Verzichtet der Mensch, wo er die Macht hat, den natürlichen Lauf der Dinge zum Vortheil seiner weitern Entwickelung und einer erhöheten Civilisation zu leiten, auf dieses ihn so hoch über Alles erhebende Vorrecht, dann treten auch in der Geschichte der Menschheit an die Stelle des geistigen Willens nur die allgemeinen Gesetze der übrigen organischen Natur hervor, wo dann nichts weiter übrig

bleibt, als ihnen, gleich dem todten Stoffe, nur zu folgen, und hinterher zu klagen, daß man nicht bei Zeiten klug gewesen. Aber nie wird es dem Menschen frei stehen, dann wieder umzukehren, und das einmal Versäumte von neuem weiser zu beginnen; er muß den Kelch, den er einmal an die Lippen gesetzt, bis zum Grunde leeren, und höchstens spätern Generationen ist es vorbehalten, nach von ihren Vätern schwer erkauften Regeln ihre Zustände glücklicher zu gestalten, — aber selbst die Söhne und Enkel steigen so ungern und so selten in diesen ewig offenen Goldschacht der Erfahrung hinab! Ein ewiges Räthsel in der Geschichte der Menschheit!

IV.

In der Entwickelungsgeschichte der deutschen Gesammtverfassung muß man die Resultate des Congresses zu Karlsbad nicht als etwas fertig Abgeschlossenes und für sich Dastehendes auffassen. Was hier eingeleitet, und theils vollständig theils nur unvollständig erreicht wurde, daran ward später fortwährend weiter gearbeitet. Der Weg, auf dem man zum Ziele zu kommen gedachte, war aber auch dabei später nicht mehr frei zu wählen. Man hatte zu Karlsbad Einen gewissen Pfad eingeschlagen, und war dabei im ersten Anlauf schon soweit vorgeschritten, daß ein Umkehren nicht mehr möglich war — er mußte gewandelt werden bis ans Ende, obwol seiner vielen Windungen und Verwickelungen wegen auch das geschärfteste Auge alle die Gefahren und durchkreuzenden Abwege, auf die man stoßen mußte, im Vor-

aus wol nicht erspähen konnte. Darum sind auch die Karlsbader Resultate nach meiner Meinung nur insofern von hoher Bedeutung, als sie andere, an sich größere Resultate unabwendbar bedingten, welche man auf dem Gange, in den man die Entwickelung unserer Gesammtverfassung einmal gedrängt hatte, nun nicht mehr umgehen konnte, und die durchgemacht werden mußten, man mochte sich drehen und wenden wie man wollte. Man kann darum den Karlsbader Congreß mit gleichem Rechte den Keim und das Programm einer folgenden schweren Zeit nennen.

Kommen wir wieder auf das zurück, von dem wir ausgegangen sind: die zu Wien 1815 zustandegekommene Gesammtverfassung hat die Erwartungen der Deutschen nicht erfüllen und kein allgemeines Heil bringen können, weil ihre weitere Ausbildung ganz einseitig von den Regierungen als ihr ausschließliches Recht in die Hände genommen ist.

Der Karlsbader Congreß war es eben, der dies usurpirte Verhältniß zunächst als förmliches, ausschließliches Recht verkündete. Er machte sodann in ganz natürlicher Consequenz dies Recht fortlaufend, und nahm, wenn es vielleicht einmal nicht anerkannt werden sollte, auch die Befugniß in Anspruch, es auf dem Wege executivischer Gewalt durchzusetzen. Es war aber dies System eigentlich nichts als ein Fehler, der nun in seiner Fortdauer am deutschen Staatskörper bald zur Krankheit, und dann zum Grund einer furchtbaren Krankheitskrisis werden mußte. Daß dies Uebel existirte, darüber bedarf es als einer bekannten Thatsache keines weitern Nachweises; aber wie es entstand, der Gang auf dem es nach und

nach verderblich wurde, der muß Schritt vor Schritt verfolgt werden.

Auf dem Congresse zu Karlsbad sprach man zuerst ganz unumwunden das Princip aus: Die Einheit Deutschlands und seine wahre Kraft nach innen und außen beruht ganz vorzüglich auf der Einigkeit der Höfe oder der Regenten. Natürlich suchte man diese auf alle mögliche Art nun herzustellen. Aber der Kreis der sich verständigenden Personen war nur ein kleiner, sich damit abschließender, der in persönlichem Nahetreten nunmehr weiter nichts ausglich, als die persönlichen Interessen, die er selbst an den politischen Zuständen oder diesen gegenüber, hatte; ein Kreis, der sich damit täuschte, daß er eine auf rein individuellem Interesse beruhende Gesetzgebung, durch welche er sein Verhältniß zu den Zuständen festsetzte, für eine gerechte Ausgleichung der Zustände selbst nahm. Es war also damit aufgegeben, allgemeine Einheit und Einigkeit auf alle wirklich vorhandenen Sachverhältnisse und auf die Natur der im deutschen Staatsleben historisch entwickelten Zustände zu gründen. Diese einzig wahre Grundlage blieb unbebaut beim Fortgang der Entwickelung einer Gesammtverfassung, und wenn die aus jener alle Tage sich neu entwickelnden Verhältnisse ihre Berechtigung zur Existenz nicht freiwillig aufgeben wollten, so mußten sie in ewiger Opposition gegen die Bundesgesetzgebung ankämpfen. Diese verdammte natürlich solches Streben, und so blieb denn nichts übrig, als endlich offener Kampf, eben weil auf dem ruhigen und gesetzmäßigen Wege der Verfassung kein Raum für die Bewegung erstritten werden konnte. Statt daß also die

Regenten dem innern Geiste und der Natur der vaterländischen Zustände hätten folgen sollen — wahrlich weder eine Schmach noch eine Erniedrigung für sie —, verlangten sie umgekehrt, daß ihrer persönlichen Einigung die Natur der Dinge, wie sie war und sich in den verschiedenen Ständen und Rechtsverhältnissen im Staate zur Anschauung brachte, sich unterordnen sollte. Seit der Zeit mußte wol die unselige Trennung und die fast schon feindliche Stellung der Regenten und Völker in Deutschland entstehen, vermöge der man sich daran gewöhnte, es allemal als etwas sich von selbst Verstehendes vorauszusetzen, daß die Interessen der Regenten und Völker sich schnurstracks entgegenliefen! Es bedarf nur dieser Andeutung, um daraus die ganze Folge unserer vaterländischen Geschichte abzuleiten, — wie dies unselige und auf die Dauer unmögliche Verhältniß endlich mit Gewalt gebrochen werden mußte, und wie dann der Sieger natürlich seine Gewalt zu seinem Interesse nun ebensoviel misbrauchte, als er sich auf der andern Seite für verkürzt hielt. Denn die rechte Mitte findet sich nicht in der Zeit der höchsten Aufregung und in den Tagen der ringenden Parteien. Und wenn diese persönliche Einigung noch zu dem Zweck begründet wäre, durch besondere Berücksichtigung des gerade an Ort und Stelle Nöthigen das Ganze so zu heben, daß dieses wieder seine volle Kraft dazu benutzte, Das durchzusetzen, wozu die geringen örtlichen Kräfte nicht ausreichten! Sie war aber vielmehr, wie Karlsbad lehrt, wenn man nur ein wenig hinter die Coulissen sieht, von einigen großen Staaten fast befohlen, die denn durch diese Einigung wieder noch speciellere Zwecke nur für sich durchsetzen

wollten. Mit den Waffen konnte den Mindermächtigen Niemand zu fördernden Dienstleistungen zwingen; man versuchte es nun mit einem anscheinend friedlichen staatsrechtlichen Princip. Unbillige und nicht gerechte Foderungen werden immer nur auf krummen Wegen durchgesetzt; aber damit ist dann auch die feste, sichere Ordnung, welche auf unumstößlichem klarem Rechte begründet ist, über den Haufen geworfen. So auch beim Deutschen Bunde.

Mit jenem Zustande konnte zunächst auch die einem Staatenbunde unterliegende allgemeine völkerrechtliche Idee: „daß außer den Verbindlichkeiten, welche die einigende Constitutionsurkunde für das Ganze fodert, jedes Mitglied bei sich zu Haus selbstständig in Erfüllung der örtlichen Bedürfnisse und Foderungen verfahren dürfe", unmöglich ferner in Uebereinstimmung gebracht werden. Man gab der persönlichen Einigung wegen, diese zusammenhaltende Idee, eigentlich den Geist der Verfassung auf, — was Wunder wenn sie selbst damit fiel!

Dadurch gerieth dann weiter die Bundesgesetzgebung in andere nicht mehr zu lösende Widersprüche. Der Bundestag in Frankfurt sollte principiell die höchste, an die Stelle der alten Reichsbehörden tretende Instanz in Deutschland sein, namentlich sollte er die höchste gesetzgebende Gewalt da haben, wo es sich darum handelte, das Nöthige für Aufrechthaltung der Einheit des Bundes zu verfügen. Diesen Grundsatz sprach der Fürst Metternich sogar nochmals wörtlich in demselben Augenblick in Karlsbad aus, als er Anträge machte, welche ihn der Sache nach geradezu über den Haufen werfen mußten![21])

Unabhängigkeit und Selbständigkeit jener Behörde wäre wol die erste und nöthigste Bedingung zur Erreichung eines solchen Zieles gewesen; aber damit und mit der eigenen Thätigkeit war es in demselben Momente aus, wo die Regenten durch ihre persönliche Einigung Das auszuführen übernommen, was einer unabhängigen Behörde zustehen sollte. Seitdem deren Mitglieder nicht mehr nach freier Ueberzeugung und in freier Berücksichtigung der Lage der Dinge, sondern nur streng nach den Instructionen abstimmen durften, die sie von Haus aus den geheimen Cabineten erhalten, seit der Zeit war schon dasselbe Verhältniß entstanden, wie bei der Cabinetsjustiz in den Gerichten; um ebensoviel, wie Recht und Gerechtigkeit bei solchem Verhältniß leiden, litten auch die innern politischen Zustände Deutschlands bei dem geradezu umgedrehten Geist seiner Verfassung.

Neuere Verkehrtheiten entstanden ferner und wurden zunächst durch die Resultate des Karlsbader Congresses zur klaren Anschauung gebracht. Der Bundestag, als höchste gesetzgebende Behörde, wäre es eigentlich gewesen, der die einzelnen Höfe zur Erfüllung solcher Maßregeln zwingen mußte, wie sie von ihm als der Einheit und Wohlfahrt Deutschlands nöthig erkannt worden. Die Ministerien der einzelnen Länder hätten sich dabei nothwendig nur wie untergeordnete, executive Behörden verhalten können. Statt dieses natürlichen und aus dem Bundesstaatsrecht fließenden Verhältnisses setzen sich umgekehrt die Minister der Höfe in Congressen als die oberste gesetzgebende Behörde ein, und zwingen ganz naiv den Bundestag durch die von den Höfen befohlenen Vota, willenlos die untergeordnete executive Behörde für

ihre Beschlüsse zu werden! Herr von Gentz in seiner oft erwähnten Schrift hebt mit Recht als höchsten Nachtheil, den der Staat von demagogischen Ständeversammlungen erleidet, den hervor: es komme bei ihren ewigen Uebergriffen endlich dahin, daß man nicht wisse, wer eigentlich regiere, sie oder die Regierungen. Seit Karlsbad haben wir bei der Bundesregierung ganz dasselbe Verhältniß. Die zu Regierenden, namentlich die Minister der Höfe, werden plötzlich die eigentlichen Regenten, und so entstehen für deutsche Gesammtverfassung nach oben hin dieselben umstürzenden Erscheinungen, die man bei diesem ganz verkehrten Verhältniß im Staate sonst gewöhnlich nur nach unten hin zu beobachten pflegt. Aus dieser schwachen, oder vielmehr schon ganz aufgehobenen Stellung des Bundestags entstand bald der Mangel jeglicher Achtung dieser Behörde. Das einmal ganz verschobene System des Bundesstaatsrechts ward fortwährend eine weitere Quelle gänzlich verkehrter, theils sich geradezu widersprechender, theils der Natur der Dinge gar nicht angemessener Beschlüsse, die in ihrer Verkehrtheit endlich sogar soweit gingen, daß der Bundestag sich in Sachen für incompetent erklären und da Justiz verweigern mußte, wo er doch vor Gott und vor Deutschland nach Recht und Gesetzen die einzig rechtliche und gesetzliche Behörde war! So mußte er denn wol, nachdem er sich noch eine Zeitlang kümmerlich hin und her gewunden, nachdem er 1830 in Tagen der Noth ohne Autorität zu Allem duldend die Augen zugedrückt, dann nach überstandener Gefahr 1834 wieder als Mund des sich überhebenden, aber auch außerhalb Frankfurts wurzelnden Uebermuthes misbraucht worden war, endlich

in eine Sackgasse ohne Ausgang gedrängt, vor einer kleinen, plötzlich auftauchenden und nun schon längst wieder in Nichts zerflossenen Macht auf Gnade und Ungnade schimpflich die Waffen strecken! Ein schmachvolleres Ende für den Erben derjenigen alten ehrwürdigen Behörden, denen einst das mächtigste Volk und die mächtigsten Regenten der Christenheit sich gefügt, könnte wol nicht einmal von Dichtern ersonnen werden. Es ist hier mehr noch als ein zweites Finis Poloniae!

Während für solche Erscheinungen der Karlsbader Congreß theils erste Veranlassung, theils weitere Förderung wurde, liegt in seiner Geschichte noch eine andere tiefe politische Wahrheit verborgen, deren Inhalt für das Heil unsers Vaterlandes besonders in unsern Tagen von hoher praktischer Bedeutung ist. Man sollte sie daher wohl beachten, umsomehr, weil offenbar die Weisheit der Menschen mit ihren für unsere Zustände erfundenen Heilsmethoden den Staatskörper alle Tage nur kränker macht, und nicht im Stande ist mit selbsterfundenen neuen Theorien Das zu verdrängen, was als tief in innerster Natur liegend, doch einmal wieder durchdringen muß. Und diese Wahrheit ist folgende:

Nirgend zeigt die Geschichte Ein Factum, aus dem der Beweis geführt werden könnte, daß die für Deutschland als einzig mögliche gewonnene Gesammtverfassungsform des Staatenbundes an dem traurigen Verlaufe unserer weitern innern Einheitsentwickelung die einzige Schuld sei. Sie zeigt vielmehr, wenn man sich nur die Mühe nehmen will in ihr Buch zu sehen, daß nur die Art und Weise, wie man diese Verfassungsform umdrehete und ihren wahren Geist daraus

vertrieb; daß ihre einseitige, ungerechte, daher feindlich stimmende Entwickelung, die keineswegs als nothwendig in ihr lag, sondern gewaltsam usurpirt wurde, zu den Resultaten führte, welche wir heute noch beklagen. Also nicht der Staatenbund, sondern nur Das, was man, seine innerste Natur verkennend, aus ihm gemacht hat, das ist es, was uns unerträglich durch sein allenthalben hinderndes Eingreifen geworden ist.

Zwar war unsere Bundesverfassung von Anfang an nicht sehr ausführlich. In vielen Punkten nur ganz allgemein andeutend, lag es in ihr, daß sie vielfach auf eine zukünftige speciellere Ausführung verweisen mußte. Es war Dies allerdings ein großer schon in Wien 1815 von Manchem richtig erkannter Nachtheil, der zur Quelle manches Uebels werden mußte. Aber man muß sich wohl hüten, die nachher eingetretenen Uebel selbst für identisch mit dem der Kürze der Verfassung zu nehmen. Denn daß gerade diese Ausführung des Unvollständigen erfolgen mußte, dafür liegt in der ursprünglich deutschen Einheitsverfassung durchaus keine zwingende Vorschrift, sondern man hat diesen Ausführungsweg willkürlich nnd einseitig eingeschlagen, so gut wie auch ganz der entgegengesetzte hätte verfolgt werden können, wenn die eigentliche Macht zur Zeit in andern Händen gewesen wäre. Die Ereignisse von 1848 in Frankfurt, wo dies Angedeutete wirklich eintrat, sind wol genugsamer Beweis hierfür. Denn Das zeigt wiederum die Geschichte des Karlsbader Congresses deutlich: alle geschriebenen Verfassungen verhalten sich stets nur wie leere Gefäße, in die der gute oder böse

Wille der Menschen erst Das hineinträgt, was sie zum Heil und Segen oder zum Fluch und zur Verderbniß der Nationen werden läßt. Man glaube ja nicht, mit ein Paar Abschnitten und Paragraphen mehr den Gang der Ereignisse ganz in der Hand zu haben und ihren Verlauf ihnen vorzuschreiben. Die obige Wahrheit bleibt bestehen. Denn über allen Verfassungen schwebt im Leben der Staaten noch etwas Höheres: Die wirkliche, sachliche Macht; nicht die, welche die Verfassungen als die höchste aufzubauen sich bestreben, sondern die, welche sich oft nach dieser bald nach jener Seite im Staate kehrt, und so erst Verfassungen macht, oder sie nur ändert und auslegt. Wann hätte aber wol je das Erschaffene seinen eigenen Schöpfer gezwungen? Darum häufe man auch in den Capiteln und Unterabtheilungen der geschriebenen Verfassungen Cautionen auf Cautionen: — sie bieten nie eine Garantie gegen die eigentliche Macht im Staate, welche, wenn sie überhaupt soweit angeschwollen ist, daß sie alte Verfassungen umwirft, und neue entstehen läßt, immer in diese hineintragen und aus ihnen machen wird, was ihr beliebt. Diese Macht aber, wohin sie sich auch wendet, zur Regierung, zur Hierarchie, zur Aristokratie, zum Militair, zur Bourgeoisie, zum Proletariat, oder welche Quelle man ihr auch anweisen mag, Recht, Geschichte, öffentliche Meinung, Majorität, — immer kann sie doch nur in den Menschen und durch die Menschen in den Staaten zu Anschauung gebracht werden; und daher sind sie es immer wieder, welche mit gutem oder bösem Willen die Verfassungen in ihrer praktischen Anwendung zum Guten oder zum Bösen lenken. Nur eine Verkennung dieser ewigen Wahrheit

konnte in den letzten Jahren unsere vaterländischen Verhältnisse so unglückselig verwirren. Man hat unser ganzes Heil und dessen festeste Garantie in schönen systematischen — aber immer doch nur auf dem Papier stehenden — Grundrechten und Constitutionen gesucht. In unfruchtbaren Zänkereien und Meinungsstreitigkeiten über die Form der Abfassung mitunter nur eintägiger Verfassungen hat sich ein großer Theil der besten und edelsten Kräfte der Nation aufgerieben, während die nationalen Sympathien dabei sich keineswegs stärker anzogen, sondern sich nur noch mehr abstießen. Da meinte man, wenn man endlich eine schwarz auf weiß redigirte Einheit durchgesetzt habe, dann sei Alles gut, und es fehle nun dieser nichts mehr. Unseliges Beginnen! die Formen thun es nie, oder vielmehr, jede Form kann es thun; darum hätte man auch von Anfang an weniger auf sie bedacht sein sollen, als vielmehr darauf, Männer an die Spitze des Gemeinwesens zu bringen, die vermöge ihres innern Werthes schon als Garantie eines in die Formen einziehenden guten Geistes erscheinen mußten; Männer, die statt das zerstörende Feuer des Constitutionsstreites zu nähren, der deutschen Nation durch ihr edles Beispiel begreiflichmachen konnten, daß guter Wille und eine gute Praxis mit jeder Form zum guten Ziele gelangen kann. Eine bessere Zukunft wird uns nie und nimmer allein durch die unzähligen Constitutionen, die wir im Großen und Kleinen haben entstehen sehen, bedingt. Um so sicherer kann man Dies aussprechen, als die letzten Jahre zu unserm deutschen politischen Erfahrungsschatze noch eine andere, bisher noch nicht so gekannte Wahrheit hinzugefügt haben, nämlich die: der Enthusiasmus der

Deutschen für innere Reform ging allemal nur bis zur auf dem Papier fertiggewordenen und dann verkündeten Constitution, darüber hinaus nicht; wenn die Praxis derselben beginnen sollte, wenn man jenen Enthusiasmus erst recht gebraucht hätte, dann war er dahin, und Apathie und Ueberdruß war vorherrschend, und der Tadel der sich weiser Dünkenden begann nach der Melodie des alten, stets wieder von vorn angehenden Liedes seine immer gleiche Arbeit. Es wäre wol einmal an der Zeit, hier auf einem entgegengesetzten Wege das Heil zu suchen.

Deutschland zählt viele Millionen Einwohner. Und doch werden unter ihnen sehr Wenige sein, die in den letzten drei Jahren nicht einmal mit Andersdenkenden über Verfassungsfragen und ganz besonders über deutsche Verfassungsfragen bis aufs Blut disputirt hätten! Mit unglaublich wenigen, vielleicht ohne alle Ausnahmen, werden sämmtliche Besprechungen allemal so geendet haben, daß Keiner den Andern überzeugt, belehrt, oder Andere gar zu seiner Ansicht bekehrt hätte. Nachdem vielmehr das Gespräch im ewigen Kreise sich herumgedreht und beständig wieder von vorn angefangen, verharrte Jeder gewiß nur um so hartnäckiger bei seiner ursprünglichen Meinung, und die Disputanten schieden voneinander öfter nur mit erhöheter Erbitterung, stets aber gerade so klug wie zuvor. Aber was hat es groß geschadet? Sie gingen nach Haus; die Häuslichkeit mit ihren Sorgen und Pflichten nahm den Familienvater in Anspruch, und der Dienst oder das tägliche Geschäft, die ungehindert fortgingen, verwischten bald Alles wieder; man vergaß, und der Staat hatte wenigstens keinen directen Nachtheil

davon. So gut, wie jedem seiner Bürger, ist es unserm Gesammtvaterlande nicht geworden. Bei dem großen Verfassungsdisputatorium, was in ihm eröffnet ist, wird der Erfolg zwar gewiß und wahrhaftig bis aufs Haar der obige sein; aber Deutschland hat nun kein Haus und kein Gebiet mehr, in welches es sich auch wie seine Bürger zurückziehen könnte, um hier wenigstens unter Fortsetzung der alten täglichen Geschäftigkeit ruhig abzuwarten, was für Gutes aus dem Streite der Parteien und Ansichten sich als bewährtes lauteres Gold ausscheiden werde, um es sogleich in sich aufnehmen und verarbeiten zu können. Wenn der kühne Ferdinand Cortez vor seinem Zuge zur Eroberung einer neuen Welt die eigenen Schiffe hinter sich verbrannte, so wird die Geschichte diese That stets als eine heldenmüthige Hochherzigkeit preisen. Wenn Deutschland hingegen die wenn auch schwache, darum doch einzige Grundlage seiner Einheit sich selbst unter den Füßen fortzieht, bevor es noch irgend eine feste Idee hatte, was denn eigentlich an deren Stelle treten sollte; wenn es nun so ganz in der Luft stehend, seine Kinder in unfruchtbarem, zu Nichts führendem Hader sich aufreiben sieht, so wird hier gewiß einst das Urtheil der Geschichte ein ganz anderes sein, und sie wird die Voreiligkeit tadeln von Solchen, die das Privilegium in Anspruch nahmen, allein klug und weise zu sein, es aber nicht waren, und die Thorheit von Phantasten und Romantikern, — wenn sie für unsere innere Noth nicht noch beklagenswerthere Motive aufdecken muß!

Und was wird die Folge sein von alle diesem Hader, in dem wir doch nicht alt werden können? Denn es ist gewiß, es genügt uns nicht eine Walhalla zum Sam-

melplatz der Büsten uud Bilder unserer großen Todten, wir bedürfen auch für das rege tägliche Leben die Walhalla einer einigenden Verfassung in deren Räumen die großen Lebenden wirken können! Man muß sich und man wird sich endlich auf das Mögliche vergleichen, sei es nun bei Zeiten und in Frieden, oder nach einem langen verderblichen Kriege. Was ist aber das Mögliche? Man sollte fast meinen, daß die Zeit selbst seit 35 Jahren täglich und stündlich in ihren Erscheinungen sich bemühete, die Lehre von der Lösung jener Frage auseinanderzusetzen. Wenn in Wien 1815 in europäischen und deutschen langen und heftigen Verhandlungen der Staatenbund endlich als das einzig mögliche, Alle vereinigende Resultat erkannt ward, so bestätigt die Gegenwart bis ins Einzelne, daß wir darin einer zwingenden Nothwendigkeit nachgegeben, und nicht auf der Grundlage eines diplomatischen Kunststückes stehen. Jene Form war unmittelbare Folge der tausendjährigen geschichtlichen Entwickelung unsers Vaterlandes selbst. Beim Abgehen davon in der neuesten Zeit sind die Erscheinungen, die uns zunächst in die Augen fallen: gänzliches Verschwinden jedes deutschen Gemeinwesens; directe Erklärung der Mehrzahl der Staaten dieses unter einer andern Form nicht herstellen zu wollen; dadurch erhöhete Zwietracht der Staaten; Unmöglichkeit, auf einem andern Wege die Sympathien der Stämme zu vermitteln; als nächste Aussicht das Entstehen eines eifersüchtigen und natürlich bald feindlichen Dualismus; Krieg desselben wie im vorigen Jahrhundert, in dem Deutschland nur die eigenen Kräfte aufreibt, der fremden Politik und Einmischung einen willkommenen Spielraum öffnet und am Ende wie immer die Kosten

bezahlen muß; in Aussicht stehender Verlust eines größern Theiles des schönsten Gebiets unsers Vaterlandes, als es je in den Tagen seiner tiefsten Erniedrigung an Frankreich abgeben mußte; Ungewißheit der einzelnen Theile des zerfallenen Staatenbundes und Schwanken der Meinungen im Schoose derselben bei jedem Einheitsprojecte, was von der alten Form abgeht und was man ihr unterzuschieben strebt; — doch es mag genug sein, nur das Eine ist gewiß, die Reihe solcher traurigen Folgen könnte bis ins Endlose vermehrt werden. Wer in der Erscheinung, daß alle diese Uebel dagegen bei der Form des Staatenbundes nicht existirten, in derselben doch noch nicht das einzig Mögliche und Nöthige erkennen will, wer den Declamationen Einzelner, daß diese Form uns stets geschadet habe und ferner der Grund alles Schadens sein werde, dennoch mehr glaubt als den mit so furchtbarer Schwere redenden handgreiflichen Zuständen, mit dem ist freilich nicht zu rechten und zu streiten. Wer einmal trotz aller historischen Evidenz bei seiner Meinung bleiben will, eben weil er es will, der kann von Niemand gezwungen werden. Aber es ist dann wenigstens Sache aller Vernünftigen, sich diesen Eigensinn nicht für tiefes Verständniß der politischen Zustände selbst aufschwatzen zu lassen!

Darum wird man immer, geschehe es nun früh oder spät, das voreilig Niedergerissene wieder aufbauen müssen. Mag man dann das neue Gebäude immerhin freier, räumlicher und mit weiterer Aussicht aufrichten, — wer würde nicht gern dazu die Bausteine mit herbeitragen? Wir haben ja Zeit gehabt einzusehen, wo es fehlte, aber die alte Grundlage wird man nimmermehr ganz verlassen können, wenn überhaupt noch ferner von

einem „Deutschland" die Rede sein soll. Dies Resultat zeigt uns die richtende Geschichte im Hintergrunde, man müßte sie denn zuvor, wie man freilich so Vieles abgesetzt hat, auch als ein längst veraltetes, auf zu schmaler Grundlage ruhendes, daher nicht mehr volks- und zeitgemäßes Weltgericht in Ruhestand versetzen!

Mit Recht erwartet der Mensch viel von der Zukunft; sie kann ihm allerdings Vieles bringen, — nur Eins nicht! Die Weisheit die er alle Tage braucht, kann er nicht schon aus ihr haben, sie muß er aus der Erfahrung der Vergangenheit schöpfen und nur mit der letztern kann er sich die Brücke zum Lande seiner Hoffnungen bauen. Dir, mein deutsches Vaterland, hat man eine Unzahl von Glückseligkeitswechseln auf die Zukunft ausgestellt. Du hast sie alle nur zu bereitwillig angenommen; aber vergebens mühest du dich nun unter Sorgen und Wehen ab, die Zahlung darauf zu erlangen; sie sind alle nicht anzubringen oder zum Theil geradezu als falsch zurückgewiesen und deine Angelegenheiten gerathen von Tage zu Tage mehr in Verwirrung. Nur einmal, ein einziges mal nur gehe zurück in deine eigene Geschichte, und nimm Das was du brauchst aus dem reichen Erfahrungsschatze deines eigenen Lebens. Du wirst wieder ruhiger und auch ehrwürdiger und größer dastehen. Und nur, wenn statt der eingebildeten Weisheit deiner Kinder dies untrügliche Steuer das Schiff deines Geschickes leitet, wirst du glücklich die Klippe umsegeln: im Jahr 1850 dieselbe unglückselige Trennung als eine langersehnte Errungenschaft und den Anfang einer künftigen Größe zu preisen, die vor 35 Jahren eine bessere Generation mit Abscheu und Entrüstung von sich zurückgewiesen hat.

Anmerkungen.

---

1) In dieser Andeutung darüber, was unser Aufsatz will, liegt zugleich der Grund, weshalb das bekannte Werk von de Pradt: „Congrès de Carlsbad“ (nouvelle édition par M. A. Lameth, Paris 1820), für unsere Zwecke so wenig bietet. Es stellt sich gleichfalls viel mehr auf den politisch-kritischen als auf den historischen Standpunkt — natürlich mit der breitesten Grundlage französischer Declamation!

2) Vorbericht von Klüber zu den Protokollen, in Welcker's „Wichtige Urkunden ꝛc.“, S. 106.

3) Ebendaselbst.

4) Ebend., Prot. 1 nebst Beilage 1.

5) Ebend., Beilage B zum ersten Protokoll.

6) Ebend., Beil. C, welche noch ein Supplement enthält.

7) Ebend., Prot. 2 mit Beil. D.

8) Wieder abgedruckt bei Welcker als Beilage zum siebenten Protokoll.

9) Nach einer Anmerkung Klüber's kommt dieser Punkt vor in den Verhandlungen der badischen Kammer, dem Commissionsantrag des Deputirten Winter; in dem Paulus'schen Aufsatze im Rotteck'schen Archiv; Dr. Wieland's Erklärung über Bundesarmee ꝛc. ꝛc. 17. Welcker, S. 228.

10) Diese Behauptung des Fürsten Metternich ist ganz willkürlich. Bei den Verhandlungen des Wiener Congresses ist hierüber gar keine Discussion gewesen. Der Art. ist promissorisch, für die Zukunft versprechend. Was man hat, braucht nicht versprochen zu werden. Hätte man die Absicht gehabt, etwas Altes nur zu garantiren, so wäre die Fassung des Art. 13 ganz

anders, nach allen diplomatischen Gebräuchen, geworden! Dazu darf man nicht vergessen, daß gerade die Versprechungen, die man in den Art. 13 zusammengefaßt, eine Vergütung für außerordentliche, in den Befreiungskriegen gemachte Anstrengungen enthalten sollten. Und diese Vergütung sollte nur in dem bestanden haben, was man schon hatte? Entweder muß sich hier der Fürst Metternich geirrt haben, oder der Vorwurf der offenbaren Arglist wäre bei der Abfassung des Art. 13 gegründet!

11) Das Memoire über diesen Punkt ist in der dritten Sitzung vorgelesen; es bildet bei Welcker S. 250 die Nebenbeilage I zum achten Protokoll.

12) Welcker, Beilage 2, 3 und 4 zum achten Protokoll.

13) Ebend., Nebenbeilage 5 zum achten Protokoll.

14) Ebend., Nebenbeilage 6 zum achten Protokoll.

15) Ebend., Beilage N zum zwanzigsten Protokoll.

16) Ebend., Protokoll der fünften Sitzung mit Beilage F dazu.

17) Ebend., Protokoll 9 und Nebenbeilage 1 dazu.

18) Hagen, Geschichte der neuern Zeit, wenn er sagt: Die Verhandlungen über Interpretation des Art. 13 haben nach denen über das Preßgesetz den wichtigsten Gegenstand der Karlsbader Berathungen gebildet.

19) Dieser Umstand beweist mir am besten die Falschheit und das Gemachte eines Buches, was einmal ein großes Aufsehen in Deutschland erregte: „Europäische Geheimnisse eines Mediatisirten" (Hamburg 1836). Der Verfasser läßt nämlich hier öfters Metternich sich dem Geiste jener Gentz'schen Schrift ganz entgegen aussprechen.

20) Sie ist namentlich nachdem das „Portfolio" sie mitgetheilt hatte, vielfach wieder abgedruckt worden.

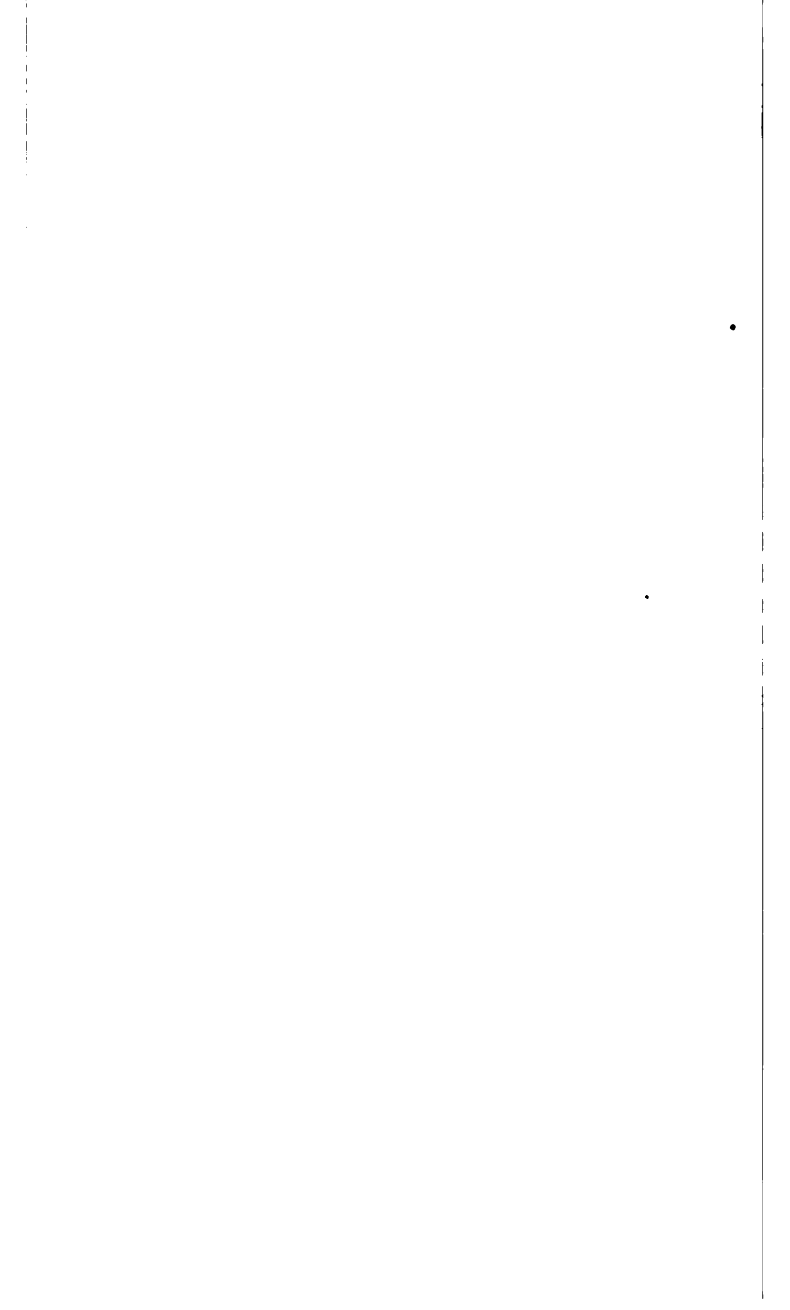
21) Bei Gelegenheit seines Vortrages über die Interpretation des Art. 13. Vgl. Protokoll 7 nebst den dahin gehörigen Beilagen.

Zwölf Briefe über Sitten und sociales Fürstenleben auf den deutschen Reichstagen.

Ein Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts

von

Johannes Voigt.



I.

Augsburg, 1. Juni 1582.

Es ist Euch, mein werther Freund, wie Ihr mir schreibt, bis jetzt noch nicht möglich gewesen, Euch ein klares Bild von einem deutschen Reichstage zu machen; Ihr habt wol, wenn von solchen Reichstagen die Rede gewesen, oft viel von politischen Reichsangelegenheiten, von Reichssatzungen, Reichssteuern, Beihülfen zum Türkenkrieg, Reichsfehden, Landfriedensgesetzen, auch viel von kirchlichen und religiösen Streitigkeiten zwischen den Kaisern, Fürsten und Gelehrten und andern ähnlichen reichstäglichen Verhandlungen gehört. Allein Ihr habt dabei doch immer noch Manches vermißt, um eine klare und vollständige Vorstellung von einem Reichstage zu gewinnen. Ihr leget mir demnach die Frage vor: ob auf der Bühne unserer Reichsversammlungen stets nur so ernste und oft so unerquickliche Schau- und Trauerspiele vorübergegangen seien und ob die oft so zahlreich versammelten Fürsten, Prälaten und Gesandte, aus allen Ländern des heiligen römischen Reiches in den Mauern einer Stadt vereinigt und Monate lang zusammen lebend, sich stets nur mit meist so unerfreulichen Dingen des Staats und der Kirche beschäftigt, oder ob sie mitunter

nicht auch den Freuden des socialen Lebens sich hingegeben und nach menschlicher Weise gesellschaftlichen Lustbarkeiten und Vergnügungen gehuldigt? Ihr füget, wenn dies der Fall sei, der Frage die Bitte hinzu, Euch ein möglichst treues Bild des socialen Fürstenlebens auf unsern deutschen Reichstagen zusammenzustellen und das meist so ernste, wol oft sogar auch düstere Gemälde unserer Reichsversammlungen mit einigen heitern Lichtfarben auszustatten. Ich will es versuchen, Euerm Wunsche, den wahrscheinlich der uns hier in Augsburg nächstens bevorstehende Reichstag bei Euch angeregt hat, soviel mir möglich zu entsprechen. Vielleicht gelingt es mir, indem ich meine Licht- und Schattenfarben theils aus den Reichstagsberichten hiesiger Stadt und wo ich sonst erhalten kann, entnehme, theils aus den Mittheilungen eines Freundes wähle, der als wandernder Kaufmann seit vielen Jahren die Reichstage in andern Städten mit seinen Gold- und Silberarbeiten besucht und das Leben und Treiben der Versammelten immer genau beobachtet hat, Euch das gewünschte Gemälde des sittlichen und socialen Fürstenlebens auf unsern Reichstagen einigermaßen treu vor Augen zu stellen. Ihr werdet mir gestatten, daß ich meine Mittheilungen an die Ereignisse und Begebnisse anknüpfe, wie sie sich mir bei dem Reichstage, den wir hier zu erwarten haben, darbieten werden.

Vor wenigen Tagen ist der Reichsmarschall Konrad von Pappenheim hier angekommen, um die nöthigen Vorbereitungen zum Reichstage einzuleiten. Findet es nämlich der Kaiser nothwendig, zur Berathung mit den Reichsständen über irgend wichtige Reichsangelegenheiten

einen Reichstag auszuschreiben, so erläßt er darüber zunächst eine Anmeldung an den Rath der Stadt, in welcher die Reichsversammlung gehalten werden soll, sendet aber zugleich an ihn auch bald einen Reichsgrafen, bald einige kaiserliche Fouriere, meist aber den Reichsmarschall mit dem Befehl, in Verbindung mit dem Rath die erfoderlichen Vorbereitungen zur Aufnahme der einberufenen Reichsstände zu treffen, namentlich dafür zu sorgen, daß die Stadt mit Lebensmitteln aller Art, mit Futter für die Pferde und allen nöthigen Bedürfnissen so reichlich als möglich versehen werde. Da die Abhaltung eines Reichstags gemeinhin auch mit mancherlei Beschwerden und Belästigungen für die Stadt verbunden ist, so läßt mitunter der Rath zuvor an den Kaiser die Bitte um Abhülfe oder Linderung solcher Belästigungen ergehen. Augsburg sandte wiederholt aus diesem Grunde einige seiner Rathsherren an den Kaiserhof, um dort Vorstellungen wegen Beseitigung der bei den vorigen Reichstagen vorgefallenen, der Stadt besonders in Betreff des Fourierens höchst nachtheiligen Beschwerden einzureichen. Die Stadt und die gesammte Bürgerschaft, erklärte man im Jahre 1553, seien durch die zuletzt in ihr gehaltenen Reichstage in einen Zustand versetzt worden, daß sie unmöglich öfter solche Belästigungen aushalten könne.

Eins der wichtigsten Geschäfte der kaiserlichen Beamten ist jeder Zeit die Ermittelung der Quartiere oder sogenannten Herbergen für den kaiserlichen und königlichen Hofstaat, die Kurfürsten, Fürsten und andern Stände oder deren Abgesandte. Der Rath beauftragt dann einige seiner Rathsherren, in Verbindung mit den Ab-

geordneten die Herbergen zu bestellen, und fodert gewöhnlich die Bürgerschaft zu diesem Zweck auf, „bei Beschreibung der Quartiere sich gegen die Fouriere bescheiden aufzuführen“. Bei sehr zahlreichem Besuche eines Reichstages reichen mitunter die bezeichneten Herbergen für die ankommenden Gäste nicht zu, wie es im Jahr 1547 hier in Augsburg der Fall war, indem die Zahl der täglich herbeieilenden Kurfürsten, Fürsten und Gesandten so bedeutend anwuchs, daß sie in den bereits ermittelten Quartieren beiweitem nicht alle Unterkommen fanden und der Rath sechs sogenannte Geschlechter und sechs Kaufleute beauftragen mußte, eine nochmalige Häuserbeschreibung vorzunehmen. Zwar wenden sich die Fürsten häufig zuvor auch selbst an den Rath der Stadt und ersuchen ihn um die Bestellung einer bequemen Herberge. Allein sie sind dann noch nicht sicher, sie wirklich auch beziehen zu können, denn kommt der Reichsmarschall, so wird oft Alles anders; er verfügt meist wie er will und der Rath muß nachgeben. So meldete mir mein Freund aus Nürnberg zur Zeit des Reichstages zu Speier im Jahr 1544: „Der Kaiser ist in Speier mit mehr als 2000 stark gerüsteten Pferden angekommen und hat dort, was ihm zusteht, die besten Herbergen eingenommen, obgleich solche zuvor von Fürsten, Bischöfen, Herren und andern bestellt gewesen. Die Kaiserlichen reißen überall die Wappen ab und machen die ihrigen daran.“ Ihr müsset nämlich wissen, daß nach alter Sitte die Fürsten und überhaupt alle Reichsstände während ihrer Anwesenheit auf dem Reichstage ihre Wappen an ihre Wohnungen anbringen lassen.

Hier in Augsburg residirte der Kaiser zur Reichs-

tagszeit früher gewöhnlich in der bischöflichen Pfalz, wo er in einem großen, prachtvoll ausgeschmückten Saale die Fürsten bei sich aufnehmen konnte. Seit vielen Jahren aber pflegt er seine Residenz in dem großartigen, sehr geräumigen und mit wahrhaft königlicher Pracht eingerichteten Hause des in aller Welt berühmten, reichen Banquiers Anton Fugger zu nehmen, dessen Familie bei Kaiser Karl V. in so hohem Ansehen stand, daß er die Gebrüder Anton und Raimund Fugger zu Grafen und Bannerherren auf der schwäbischen Grafenbank ernannte. Es wird deshalb der Verkehr auf dem Weinmarkt, auf welchem das Fugger'sche Haus liegt, zur Reichstagszeit während des Kaisers Anwesenheit auf den Ulrichsplatz verlegt, weil, wie Ihr später hören werdet, der Weinmarkt zu mancherlei Festlichkeiten benutzt wird. Ein großer Theil der Gesandten und übrigen Reichstagsgäste kehren in den öffentlichen Gasthöfen ein, denn deren hatte Augsburg eine so große Zahl, daß der Rath im Jahr 1563 für nöthig fand, sie bedeutend zu beschränken, „um den Bürgern", wie es damals hieß, „die Gelegenheit zum liederlichen Leben abzuschneiden".

Sobald das Geschäft der Quartierbestellung, wobei der Rath und die Bürger mit den meist sehr anmaßenden Quartiermeistern oft ihre große Noth haben, beendigt ist, wählt der Rath zwei Rathsherren oder er beauftragt den Bürgermeister und einige angesehene Bürger, um in Verbindung mit den kaiserlichen Fourieren oder dem Reichsmarschall in Betreff der Lebensbedürfnisse und des Futters für Pferde eine für die Dauer des Reichstags geltende Taxordnung im voraus festzustellen. Sie dient dazu, die Reichstagsgäste soviel als möglich gegen Ueber-

theuerung und Uebervortheilung zu sichern. Als Beispiel mögen folgende Bestimmungen dienen, die, wie ich in Reichstagsberichten finde, für den Reichstag zu Regensburg im Jahr 1532 entworfen wurden: „Jeder Wirth solle dem Gast zu einem Mahle vier Essen geben, ein Fleischmahl für 6 Kreuzer und ein Fischmahl für 7 Kreuzer mit bairischem Wein, mit Bier aber ersteres für 4 Kreuzer, letzteres für 5 Kreuzer, mit oberländischem Wein oder Ostwein jenes für 8 Kreuzer, dieses für 9 Kreuzer. Ohne Zutrinken jedoch sollen es fünf ziemliche Gerichte sein. Wenn ein Gast Morgensuppen, Vesperbrot und Schlaftrunk verlangt, soll der Wirth den Kopf Wein nicht höher geben, als er ihn vom Zapfen schenkt. Von jeder Fischgattung wird für das Pfund ein fester Preis bestimmt. Fremde Metzger (mit Ausnahme der kaiserlichen und königlichen Hofmetzger) sollen das Pfund Fleisch für einen Heller geben. Wer von dem Wirth Futter und Streu für seine Pferde nimmt, soll täglich an Stallmiethe für ein Roß 2 Kreuzer zahlen. Der Wirth aber darf von seinen Gästen für eine Metze Hafer nicht mehr als 10 Kreuzer fodern. Eine ähnliche Taxordnung ward auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1542 publicirt. In beiden werden zur Entscheidung von Streitigkeiten zwischen Gästen und Wirthen vom Rath zwei Rathsmänner bevollmächtigt oder ein Rathsverordneter und der Hofmarschall dazu besonders beauftragt."

Es fehlte indeß über die von den kaiserlichen Abgeordneten oft anmaßend und willkürlich vorgenommenen Quartierbestellungen und Taxordnungen mitunter auch nicht an Beschwerden und Streitigkeiten. So hatten

vor der Ankunft der Fürsten zum Wahl- und Krönungstag zu Frankfurt im Jahr 1562 mehre von ihnen und selbst auch der Kaiser den Rath der Stadt ersucht, ihnen bequeme Wohnungen auszumitteln und einzurichten. Darüber aber beschwerte sich der Erbmarschall von Pappenheim, vorgebend: es streite gegen die Goldene Bulle, daß sich der Rath in Quartiersachen mische. Er mußte sich zwar beruhigen, als ihm der Rath die ihm zugekommenen kaiserlichen und fürstlichen Aufträge zeigte, rächte sich aber damit, daß er bei der Quartierbeschreibung die sonst gefreiten Häuser der Schöffen gleich den andern in Anspruch nahm. Noch ärgerlicher waren die Verdrießlichkeiten, in welche der Rath von Augsburg zur Zeit des Reichstags im Jahr 1566 mit dem vom Kaiser hierher gesandten Reichsmarschall von Pappenheim gerieth. Geldgierig wie immer und nur darauf bedacht, auch dieses ihm aufgetragene Geschäft zu Geldgewinn für sich zu benutzen, ertheilte er nicht blos gegen alles alte Herkommen auch kaiserlichen und reichsständischen Bedienten den Wein- und Bierschank, sondern maßte sich sogar auch das Recht an, den unter seinem Geleite stehenden Juden ebenso wie den Reichsständen Quartiere anzuweisen, fremden Krämern zu ihren Kramladen bestimmte Plätze einzuräumen und von ihnen Standgeld fodern zu lassen. Ueberdies war auch die Taxordnung vom Marschall so umgeändert, daß die Bürgerschaft ohne den größten Nachtheil unmöglich dabei bestehen konnte. Die Beschwerde des Raths ging bis an den Kaiser, blieb aber unerörtert. Nach langen, verdrießlichen Verhandlungen stand zwar endlich der Marschall von einigen seiner Neuerungen ab; seiner Foderung indeß in Betreff des Standgeldes,

die er nicht zurücknehmen wollte, mußte sich der Rath mit einem strengen Verbot der Zahlung entgegenstellen.

Der Streit hat sich aber in diesen Tagen hier in Augsburg wieder erneuert. Der Reichsmarschall von Pappenheim wiederholt aus Geldsucht nicht nur alle seine frühern ungehörigen Anmaßungen in Betreff des Standgeldes, der willkürlichen Bestellung der Quartiere und der Schutznahme der Juden, denen er abermals wie den zu den Reichsständen gehörigen Personen besondere Wohnungen anweist, sondern er läßt sich im Uebermuth sogar beikommen, ohne auf die Vorstellungen der ihm zugeordneten Rathsherren zu achten, von manchen Bürgern zu verlangen, daß sie ihre Häuser völlig räumen, anders umbauen oder neue Stallungen einrichten sollen, und wenn sich die Bürger seinen Foderungen nicht fügen, so belegt er ihre Häuser so stark mit Einquartierung, daß sie für sich selbst kaum noch Platz zum Wohnen darin finden. Und um seinen Drohungen bei etwanigen Unruhen auch Nachdruck geben zu können, fodert er gegen alles Herkommen, daß die von der Stadt in Sold genommenen Soldaten unter seinen Befehl gestellt und die Stärke der Stadtwache ihm angezeigt werden solle. Der Rath widersetzt sich jedoch diesen Anmaßungen mit größter Entschiedenheit, verordnet, daß die Bürger ohne Beisein der Rathsdeputirten sich mit dem Marschall in Betreff der Quartiere in Nichts weiter einlassen sollen, hat auch bereits die unter des Marschalls Geleite hier befindlichen und bei den Bürgern schon einquartierten Juden durch den Stadtvogt aus der Stadt weisen lassen und auch die Publicirung einer vom Marschall entworfenen Taxordnung verboten, die ebenfalls gegen alles Herkommen

noch vor Anfang des Reichstags in Geltung treten sollte, denn der Kaiser hat der Stadt selbst angezeigt, daß die Taxordnung, wie auch sonst geschah, erst nach seiner Ankunft publicirt werden solle.

So steht jetzt der Streit. Der Kaiser wird entscheiden und ich finde wol später Gelegenheit, Euch in wenigen Worten die Entscheidung mitzutheilen.

Ihr sehet, mein Freund, daß vornehmlich des Marschalls Gewinnsucht, die er durch die Krämer und Juden zu befriedigen hofft, zu dem Streit Anlaß gegeben. Sobald nämlich ein Reichstag in eine Reichsstadt ausgeschrieben ist, strömen gemeinhin aus allen benachbarten Städten Kaufleute, Krämer und Juden in großer Zahl herbei, um den Fürsten und Fürstinnen, Reichsgroßen und Gesandten ihre Waaren, seidene Gewande, kostbare Goldstoffe, silberne und goldene Schmucksachen und Kleinodien, Kunstarbeiten mit Perlen und Edelsteinen, goldene und silberne Tischgeräthe, Trinkbecher u. dergl. zum Kauf zu stellen. Wie meine Freunde, die weitbekannten Kunsthändler Georg Schultheß, Hieronymus Schürstab und der berühmte Goldschmid Arnold Wenk aus Nürnberg in solchen Zeiten regelmäßig nach Augsburg, Regensburg oder Frankfurt kamen, so zogen und ziehen noch jetzt die Regensburger, Augsburger und andere mit ihren Kaufwaaren wiederum nach Nürnberg oder wo sonst Reichstag ist, denn an jeden Reichstag, wenn er nur irgend zahlreich besucht ist, knüpft sich immer auch ein sehr lebendiger Handelsverkehr. Vor allen aber ist es dann das heranströmende Krämervolk der Judenschaft, welches sich auch auf den Reichstagen überall hinzudrängt, wo es ein Verdienstchen gibt und

etwas zu feilschen und zu handeln ist. Vor Jahren spielte vorzüglich der überaus reiche Jude Michel, im ganzen Deutschen Reich als der reiche Michel bekannt, auch auf den Reichstagen eine große Rolle und machte überall bedeutende Geschäfte. An Pomp und Pracht überstrahlte er manchen deutschen Fürsten, denn wo er erschien, trat er immer im Glanze eines großen Herrn auf, dessen ganzes Aeußeres es verrieth, daß er über mehr Geldsäcke zu gebieten habe als mancher deutsche Kurfürst. Man sah ihn in den Gassen nie anders als in den stattlichsten, kostbarsten Kleidern, den Hals mit schweren goldenen Ketten behängt, meist auf einem reich ausstaffirten Pferde reitend, ihm zur Seite zehn bis zwölf seiner Diener, alle Juden, doch nicht anders als reisige Knechte um ihn herlaufend. Seine Persönlichkeit hatte soviel Imposantes und sogar Adeliges, daß das Gerücht ging, sein rechter Vater sei ein Graf von Reinfeld gewesen. So habe ich selbst in meiner Jugend dieses jüdische Prachtstück hier in Augsburg im Jahr 1548 gesehen, als damals der sogenannte „geharnischte Reichstag" in unserer Stadt gehalten wurde; auch erinnere ich mich noch des ärgerlichen Streichs, der dem alten Erbmarschall von Pappenheim mit diesem reichen Michel begegnete. Der alte Herr, dessen Augen schon schwach waren, begegnete ihm eines Tages, ohne ihn zu erkennen, auf der Straße und zog vor ihm nicht nur mit allergrößter Höflichkeit den Hut ab, sondern verbeugte sich auch vor ihm mit ganz besonderer Ehrerbietung als vor einem sehr hohen, angesehenen Herrn. Als ihm aber bemerkt wurde, daß es der reiche Michel sei, dem er seine Reverenz bewiesen, brach er voll Aerger

über die dem Geldjuden erzeigte Ehre in die Worte aus: „Daß dich Gotts Element schände, alles schelmische Juden!“

Außer den Krämern und Juden aber strömt in die Reichsstadt, wo Reichstag sein soll, auch eine große Menge fremder, gemeiner Menschen zusammen, die so zu sagen von der Hand in den Mund leben, Bänkelsänger, Glücksspieler, Gaukler und Lustigmacher, allerlei loses und liederliches, männliches und weibliches Gesindel, welches sich gerne zu den gemeinsten Diensten verkauft und für alle Freuden des gemeinen Lebens feil ist. Deshalb sind auch bei jedem Reichstage strenge Sicherheits- und polizeiliche Maßregeln nothwendig. Der Rath nimmt gewöhnlich zur Aufrechthaltung der Ordnung eine ansehnliche Zahl von Fußknechten, 800—1000 Mann in Sold und besetzt damit die Thore und vornehmsten Posten der Stadt. Die meisten Straßen werden dann, wie dies auch sonst in vielen Städten Italiens und Frankreichs gebräuchlich war, mit Ketten versehen, um sie bei einem Auflauf oder Aufruhr augenblicklich schließen und versperren zu können. So geschah es bei dem wichtigen Reichstage in Augsburg im Jahr 1530. Indeß Kaiser Karl billigte damals diese Anstalten nicht; er ließ sie bei seiner Ankunft wieder aufheben, befahl das gemiethete Söldnervolk zu entlassen und besetzte Posten und Thore mit kaiserlichen Kriegsleuten, welche der Rath jedoch besolden mußte. Andere polizeiliche Maßregeln betreffen die Aufrechthaltung bürgerlicher Ordnung und guter Sitte, die Sicherheit zur Nachtzeit, die Säuberung der Stadt von losem, unnützem Gesindel, die freilich nie recht gelingt. Der Rath befiehlt, daß zu einer gewissen Abend-

stunde alle Häuser verschlossen sein müssen. In der Nacht darf Niemand auf der Straße ohne Licht gehen. Bei Feuersgefahr darf kein Fremder sich auf der Straße finden lassen; Jeder muß in seiner Herberge bleiben. Der Rath verordnet ferner auch, daß während des Reichstages die Straßen der Stadt möglichst rein und säuberlich gehalten werden, denn damit sieht es in manchen unserer Reichsstädte eben noch nicht sehr tröstlich aus, wie Ihr schon daraus abnehmen könnt, daß der Rath zu Frankfurt bei dem bevorstehenden Reichstage im Jahr 1562 die Verordnung ergehen lassen mußte, den Mist aus den Straßen und sonst in der Stadt wegzuschaffen. Um ärgerlichen Streithändeln unter den verschiedenen Religionsparteien soviel als möglich vorzubeugen, warnt der Rath, daß Niemand den Andern der Religion wegen schelten oder schmähen oder wegen der Sprache, Kleidung und Sitten in irgend einer Weise verspotten solle. Andere Verordnungen betreffen die Bettelei, die gemeine wie die vornehme, die Marktpolizei u. s. w. Ich finde auch in unsern Reichstagsberichten, daß Kaiser Karl selbst, um Gaunern und Gaudieben den Ernst der Gesetze zu zeigen, hier in Augsburg gleich nach seiner Ankunft zum Reichstage im Jahr 1548 mitten in der Stadt, hart am Rathhause, welches hier der Berlach heißt, einen Galgen und gerade gegenüber ein mannshohes Gerüst habe aufrichten lassen, worauf Verbrecher gerädert, geköpft, strangulirt, geviertheilt und dergleichen Hinrichtungen vollzogen werden sollten; und schon nach kurzer Zeit büßten auf diesem Blutgerüste mehre Uebelthäter und meuterische Söldlinge ihre Verbrechen mit dem Leben.

Doch hiermit genug von den fast bei jedem Reichstage nothwendigen Voranstalten, mit denen ich Euch, werther Freund, zuvor wenigstens einigermaßen bekanntmachen mußte, wenngleich ich beinahe fürchte, Euch damit vielleicht zu lange ermüdet zu haben. Mein nächster Bericht wird Euch, wie ich hoffe, Dinge von etwas wichtigerm Belange mittheilen.

II.

Augsburg, 28. Juni 1582.

Am gestrigen Tage ist Kaiser Rudolf II. zum angekündigten Reichstage von München kommend in unsere Stadt eingezogen, und somit bietet sich mir ein geeigneter Anlaß dar, Euch, mein werther Freund, einige nähere Nachrichten über Sitte, Gebrauch und Festlichkeiten bei solchen Einritten der Kaiser in die Reichsstädte zur Abhaltung der Reichstage mitzutheilen. Ich finde, daß früherhin solche Einzüge der Kaiser im Ganzen einfacher und ohne den außerordentlichen Pomp und Prunk der spätern Zeit erfolgten. Kaiser Friedrich III. noch legte bei solchen Gelegenheiten keinen besondern Werth auf majestätischen Glanz; indeß fanden doch schon zu seiner Zeit beim Einritt zum Reichstage mancherlei Feierlichkeiten statt, die zeigen sollten, daß es die kaiserliche Majestät sei, die ihren Einzug in die Reichsstadt halte. Als er im Jahr 1473 mit seinem Sohne Maximilian und einem Bruder des türkischen Kaisers zum Reichstag in unsere Stadt einzog, begleitete ihn eine Schar

von 700 trefflich gerüsteten Reitern. Die anwesenden Fürsten, der ganze Rath der Stadt mit 100 Pferden waren ihm entgegengeritten und als er herannahete, stiegen der Bürgermeister und Baumeister vom Pferde und bewillkommneten ihn knieend mit einer feierlichen Rede. Beim Einzug in die Stadt ritt das zahlreiche Geleite der Kurfürsten und Fürsten voran, dann vierzehn Trompeter und ein Heerpauker nebst sechs kaiserlichen Herolden. Nun folgten die Fürsten Pfalzgraf Ludwig der Schwarze genannt, Herzog Wilhelm von Sachsen, dann der junge, damals erst 14 Jahre alte Prinz Maximilian und neben ihm in morgenländischem Schmuck der türkische Prinz, darauf der damals noch jugendlich rüstige Kurfürst Ernst von Sachsen allein, der gemäß der ihm gebührenden Ehre dem Kaiser das Reichsschwert vorantrug. Ihm zunächst sodann der Kaiser und nach diesem der Kurfürst von Mainz und der Bischof von Eichstädt. Am Thore empfingen den Kaiser vier Rathsherren unter einem, mit dem kaiserlichen Adler und den Wappen der kaiserlichen Erblande geschmückten damastenen Prachthimmel, unter dem sie ihn bis an den hohen Dom begleiteten, wo ihn alsdann der würdige Bischof von Augsburg in den Chor einführte und ein feierliches Te Deum begann. Nach dessen Beendigung begab sich der Kaiser in die bischöfliche Pfalz, wo er damals zu residiren pflegte.

Fast ganz in ähnlicher Weise hielt Kaiser Maximilian seine Einzüge zu Reichstagen, meist nur von einer Schar von 500—700 roth gekleideten Trabanten und vielen Grafen und vornehmen Herren begleitet, denn der einfache, ehrlich deutsche Max war kein Freund von

Prunk und Pracht, wie schon sein bekanntes Sprüchlein beweist:

> Ich bin ein Mann wie ein anderer Mann,
> Nur daß mir Gott die Ehre gann.

Weit mehr Gewicht legte sein Enkel Kaiser Karl auf majestätischen Glanz und Pomp auch bei seinen Einzügen zu Reichstagen. Er sah es gern, wenn er aufs feierlichste mit Huldigungen empfangen wurde; er ordnete mitunter wol auch selbst durch einen besondern Befehl das ganze Ceremoniel an, mit dem er bei seinem Einritt in eine Reichsstadt empfangen sein wollte, was er vielleicht von dem ceremoniösen Hofe Spaniens mit nach Deutschland brachte. So fand nach seiner eigenen Anordnung sein Einzug in Augsburg im Jahr 1530 in folgender Weise statt.

Nachdem der Kaiser seine Ankunft auf den 15. Juni angekündigt und der zu Mittag ankommende Cardinal von Lüttich die Nachricht gebracht, daß die kaiserliche Majestät nach gehaltenem Mittagsmahl im nahen Dorfe Katzingen herannahe, ritten sämmtliche Kurfürsten und Fürsten in festlichem Schmucke mit dem ganzen zahlreichen Troß ihrer Hofleute um drei Uhr bis an die Lechbrücke dem Kaiser zum feierlichen Empfange entgegen. An sie schloß sich auch der Bischof von Augsburg im festlichen Ornat an der Spitze seiner Geistlichkeit und ein Theil der Rathsherren mit zahlreichem Geleite zu Roß und zu Fuß an. Es dauerte jedoch einige Stunden, ehe der Kaiser dort ankam. Als man ihn darauf, begleitet von seinem Bruder, dem König Ferdinand, den Herzogen Wilhelm und Ludwig von Baiern, dem Pfalzgrafen Friedrich, den zwei Cardinälen von

Salzburg und Trient, sowie von mehren andern deutschen und italienischen Fürsten und Bischöfen, über den Lech herannahen sah, stiegen eiligst die Kurfürsten und Fürsten vom Pferde und gingen dem Kaiser entgegen. Sofort stieg auch dieser sowie sein Bruder vom Roß. Schnell herbeieilend wollten die Fürsten dem Kaiser das Absteigen ersparen; er wär indeß rascher vom Pferde und reichte allen Kurfürsten und Fürsten freundlich die Hand. Nur der päpstliche Legat, der Cardinal Campeggio, und die Cardinäle von Salzburg und Trient blieben auf ihren Eseln sitzen. Ersterer brachte darauf dem Kaiser, ehe er sein Roß wieder bestieg, die Benediction oder den geistlichen Gruß, den Karl und sein Bruder nebst allen Fürsten knieend anhörten. Nur der Kurfürst von Sachsen und die andern protestantischen Fürsten nahmen an dieser Feierlichkeit nicht theil. Da keiner der anwesenden Bischöfe und Prälaten es übernahm, dem Legaten in lateinischer Sprache mit Bewillkommnung zu antworten, so redete ihn der Kurfürst Joachim von Brandenburg in einer kurzen lateinischen, so wohlgesetzten Begrüßung an, daß sich der Kaiser darüber mit der größten Zufriedenheit und Bewunderung aussprach. Nach ihm nahm noch der Erzbischof von Mainz das Wort, und als er seine glückwünschende Anrede an den Kaiser geendigt, besprach sich dieser einige Minuten mit seinem Bruder und dem Pfalzgrafen Friedrich, worauf er durch Letztern den Kurfürsten und Fürsten „eine tapfere, höfliche Antwort und Danksagung geben ließ". Nachdem zuletzt auch die augsburger Rathsherren den Kaiser knieend begrüßt, bestieg dieser wieder sein Roß, wobei die jungen Fürsten, die Herzoge Georg von Sachsen, von Mecklenburg und

Lüneburg, der Markgraf von Brandenburg, der Landgraf von Hessen und der Fürst von Anhalt ihm den Sattel, den Zaum und die Steigbügel hielten. Schnell saßen auch die Andern wieder zu Roß; nur der päpstliche Legat, der sein Eselein nicht verlassen, hatte sich mittlerweile etwas weiter zurückgezogen, „vielleicht weil er besorgte, daß ihm beim Empfange nicht genug gebührliche Ehre erwiesen werden möchte".

Nun setzte sich der Zug in der vom Kaiser vorgeschriebenen Ordnung nach Augsburg hin in Bewegung. Voran das Kriegsvolk, welches der Kaiser in München angenommen und gemustert, an 1000 Mann mit zwei Fähnlein, angeführt von dem Oberst Maximilian von Eberstein. Ihm schloß sich an je drei und drei in Gliedern der zahlreiche reisige Zeug der Kurfürsten von Sachsen, von Brandenburg, Mainz und Köln, dann der der Herzoge von Baiern mit Hauptharnisch und Spießen, des Herzogs Heinrich von Braunschweig, des Landgrafen von Hessen und des Herzogs von Pommern; darauf ein kleiner Reiterhaufe des Deutschmeisters nebst etlichen Spaniern. Dieser gesammte reisige Zeug der Fürsten ritt eine halbe Stunde voraus, weshalb man ihn „den Vorzug" nannte. Am meisten glänzte in ihm die Schar der Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern, 500 Reiter stark in ihren prachtvollen Harnischen und Federbüschen.

Diesem Vorzug folgte erst eine Schar glänzend geschmückter Edelknaben, voran die des kaiserlichen Großhofmeisters, dann 22 andere des Königs Ferdinand, alle roth gekleidet auf stattlichen Hengsten, nach ihnen die des Kaisers, an Zahl 23, in gelben sammtenen Röcken auf polnischen Hengsten und türkischen, arabischen und

andern leichten Pferden. Hierauf erschienen die kaiserlichen und königlichen Räthe und das gesammte Hofgefolge, viele darunter Spanier auf mehr als 200 Pferden, die meisten in kostbare Goldstücke und schwarzen Sammet gekleidet, dann die Botschafter mehrer Potentaten, die Räthe der Fürsten, die Herren des Regiments. Alle aber überstrahlten durch ihren Glanz der prachtvollsten Kleidung die nun folgenden reichen Herren aus Böhmen, mit großen goldenen Ketten geziert, auf kostbar ausstaffirten Hengsten, die sie so stattlich zu tummeln wußten, daß es schwer war, zu sagen, wer von beiden stolzer sei, ob das Roß auf den Reiter oder der Reiter auf sein Roß.

Darauf sah man 16 kaiserliche Trompeter und Heerpauker, denen ein langer, schwarzgekleideter Pfaffe folgte, in der Hand ein großes Kreuz tragend; an ihn schlossen sich neun kaiserliche Herolde an, alle in wunderlichen Habiten. Sie kündigten im Verein mit Trompeten- und Paukenschall den Heranzug der Fürsten an, die nun in dieser Ordnung folgten: voran Herzog Georg von Sachsen, dann die Herzoge Wilhelm und Ludwig von Baiern nebst den Pfalzgrafen Philipp und Otto Heinrich, hierauf der Pfalzgraf Friedrich und Markgraf Georg von Brandenburg, die Herzoge Heinrich von Braunschweig und Ernst von Lüneburg, Landgraf Philipp von Hessen, zwei Herzoge von Pommern, Albrecht von Mecklenburg, Johann Friedrich und Johann von Sachsen nebst dessen beiden Söhnen, dann Markgraf Joachim von Brandenburg, der junge Fürst Wolfgang von Anhalt, Herzog Franz von Lüneburg und zuletzt eine Anzahl Bischöfe und Prälaten.

Den Fürsten schlossen sich die Kurfürsten an, voran der Brandenburger, dann die von Mainz und Köln, zuletzt der Kurfürst Johann von Sachsen, der als Erzmarschall der kaiserlichen Majestät das bloße Reichsschwert vorantrug.

Nun erschien unter einem rothdamastenen, in der Mitte mit einem schwarzen Adler geschmückten Prachthimmel, den die Rathsherren von Augsburg trugen, der ernste Kaiser auf einem weißen, mit goldenem Zeug bedeckten polnischen Rosse, im goldenen spanischen Wappenrock, das Haupt mit einem kleinen seidenen spanischen Hütlein bedeckt. Ihm zur Rechten 200 in gelbe, braune und aschfarbige Gewande gekleidete kaiserliche Trabanten, Deutsche und Spanier, zur Linken 100 andere rothgekleidete des Königs Ferdinand. Dieser selbst ritt dem Kaiser zur Rechten, der päpstliche Legat Campeggio auf seinem Eselein zur Linken, zufrieden, daß ihm diese Ehre zutheilgeworden; hinter ihnen die beiden Cardinäle von Salzburg und Trient nebst einer großen Zahl von Bischöfen und andern vornehmen Geistlichen.

Jetzt folgte eine Schar von 100 kaiserlichen Hartschierern auf stark gerüsteten Rossen, dann auf 200 Pferden das königliche und bischöfliche Hofgesinde, darunter auch zwölf Stratioten und zwei Türken. Nach ihnen zogen heran 17—1800 Fußknechte in schöner Rüstung mit vier Fähnlein, dann das augsburgische Kriegsvolk mit Spieß und Hauptharnisch, Kürassiere mit schwarzen Paldröcken, andere in aschfarbiger Kleidung, deren das reiche Haus der Fugger 122 ausgerüstet. Den Schluß des Zuges bildete Augsburgs Bürgerschaft, reiche Herren und Kaufleute, wol an 2000 zu Fuß mit vier

Fähnlein, alle stattlich ausgerüstet. Vor ihnen her gingen zwölf halbe Feldschlangen, womit man der Stadt des Kaisers Ankunft angemeldet. Als er sich ihr näherte, verkündeten die Glocken aller Kirchen das Erscheinen der kaiserlichen Majestät, und auf allen Mauern und Thürmen donnerte das schwere Geschütz fort und fort so gewaltig dazwischen, daß, wie ein Augenzeuge sagt, keiner sein eigenes Wort hören konnte. So hatte der Kaiser Alles selbst angeordnet und man sah es ihm auch wol an, er fühlte sich in dieser Anordnung als ein Herrscher in mehren Welttheilen, in dessen Reichen die Sonne niemals unterging.

Vor dem Thore der Stadt empfingen den Kaiser mit einem Fußfall der Bürgermeister und Rath, die dann vor ihm in die Stadt vorausgingen. Noch vor dem Thore verlangte der päpstliche Legat, beim Einzug in die Stadt dem Kaiser zur Seite zu reiten; allein die Kurfürsten und andere Fürsten gaben Dies nicht zu, weil es Sitte und geziemend sei, daß der Kaiser allein reite. Wie deshalb der Legat, so gerieth auch die augsburger Geistlichkeit in eine etwas üble Stimmung. Sechs Rathsherren nämlich, die den Kaiser unter den köstlich geschmückten Prachthimmel genommen, geleiteten ihn bis in die Stadt hinein. Am Rathhause, bis wohin die Geistlichkeit dem Kaiser in Procession entgegengezogen war, stand sie bereit, um ihn unter ihren Prachthimmel aufzunehmen und so in den Dom einzuführen. Allein wunderlich genug, das scheue Roß des Kaisers wollte sich durchaus nicht unter das geistliche Himmelreich fügen. Es war mächtiger als der Kaiser, er mußte ihm gehorchen und zum Verdruß der Priesterschaft unter dem

bürgerlich rathsherrlichen Himmel bis an den Dom verbleiben, wo ihn der Bischof von Augsburg unter Gesang und Glockengeläute mit seinem Segen empfing. Nach beendigter gottesdienstlicher Feier bezog dann Karl die bischöfliche Pfalz als seine damalige Residenz.

Jedoch, mein werther Freund, ich darf es am Schlusse meines heutigen Berichts nicht verschweigen: es munkelte damals wol im Volke, das kaiserliche Roß habe des Reiters geheime Winke gut verstanden und Roß und Reiter seien wol eines Sinnes gewesen. Und solche kluge Pferde gibt es auch noch heutzutage, wie ich Euch in meinem nächsten Bericht melden werde.

III.

Augsburg, 30. Juni 1582.

So großartig, glänzend und prachtvoll, wie ich Euch, mein werther Freund, den Einzug des Kaisers in Augsburg im Jahr 1530 in meinem letzten Schreiben geschildert, war er freilich nicht immer; oft konnte er es nicht sein, denn zuweilen kam Karl zur Abhaltung eines Reichstages in einer Reichsstadt an, ehe noch irgend ein Fürst sich eingefunden. Im Februar des Jahres 1541 sollte Reichstag in Regensburg sein. Hocherfreut durch den außerordentlichen Volksjubel beim Einzug in Nürnberg und durch die dortigen äußerst glänzenden Huldigungen und Festlichkeiten der reichen Bürgerschaft, begleitet von zwei päpstlichen Legaten und von den Bot-

schaftern der Könige von Frankreich, England und Portugal, sowie von Venedig, Lucca und Florenz, von denen einige über hundert Pferde mitsichführten, umgeben von einem so zahlreichen wälschen, spanischen und deutschen Hofgesinde, daß es, wenn es zusammenzog, eine Schar von 3000 Pferden zählte, langte Kaiser Karl am 23. Februar bei Regensburg an. Er mochte auch hier einen glänzenden Empfang erwartet haben; allein es kamen ihm nur die Geistlichkeit, der Rath und die Bürgerschaft mit geziemender Huldigung entgegen, denn noch war kein einziger Fürst anwesend und es gingen fast fünf Wochen vorüber, ehe der erste ankam. Auch bei seinen spätern Einzügen zu Reichstagen wurde ihm von Seiten der Fürsten nicht mehr die frühere ehrenvolle Huldigung zutheil. So hatte im Jahr 1550, schon im begonnenen Niedergange seines Glückssterns, sein Eintritt in Augsburg zum Reichstag mehr nur einen kriegerischen Charakter. Den gefangenen alten Kurfürsten von Sachsen hatte er in einem Wagen unter scharfer Bewachung von 300 spanischen Hakenschützen im Vorzug und 100 spanischen Reitern im Nachzug vorausgeschickt. Das Geleite des Kaisers bestand nur aus seinem Kriegsvolk und zahlreichem Hofgesinde. Kein Fürst kam ihm mit einer huldigenden Begrüßung und Bewillkommnung entgegen, denn außer dem Erzbischof von Mainz hatte der Auffoderung des Kaisers zum persönlichen Erscheinen kein einziger Folge geleistet; die meisten ließen sich auf diesem Reichstage durch Gesandte vertreten. Auch hieraus ward es ihm klar, seine große Zeit sei vorüber, denn schon drohten Stürme, denen seine Kraft nicht mehr gewachsen war.

Wie ich Euch, mein werther Freund, schon im Anfange meines letzten Schreibens gemeldet, sahen wir hier in Augsburg vor wenigen Tagen den Einzug unsers Kaisers Rudolf II. zu dem jetzt ausgeschriebenen Reichstag. Er war, wenn auch nicht so prunkvoll und glänzend, doch im Uebrigen ein getreues Abbild des Einzugs Karl's V. zum Reichstag im Jahr 1530, weshalb ich Euch diesen in meinem vorigen Schreiben nach gleichzeitigen Berichten darüber etwas genauer geschildert habe, als Ihr sonst wol finden möget. Das ganze damals angeordnete Empfangsceremoniel wiederholte sich auch jetzt, sogar bis auf den Umstand, daß auch diesmal der Kaiser nicht unter dem Prachthimmel der ihm entgegenkommenden Klerisei, sondern unter dem der Rathsherren in den Dom einzog. Jedoch will die Fama wissen, der katholischfromme Kaiser sei unschuldig an dem bösen Aergerniß und nur das überkluge Roß habe sich nicht unter den katholischen Himmel fügen wollen. Bereits ist auch dem Rath gemeldet, daß in wenigen Tagen der König Matthias von Ungarn und der Erzherzog Maximilian, jetzt Meister des Deutschen Ordens, Beide des Kaisers Brüder, jedoch nicht zu Roß, sondern was sonst ungewöhnlich, in 55 Kutschen hier ankommen werden. Das ist, solange Augsburg steht, noch nicht geschehen.

Aber, ich will Euch, mein werther Freund, mit weitern Schilderungen solcher Einzüge nicht ermüden, denn daß es dabei an Triumphbogen, Ausschmückungen der Thore, Feuerwerken und andern Bewillkommnungsanstalten nicht fehlt, daß auf den Thürmen Fahnen und Wimpeln wehen, Thore, Häuser und Fenster mit Teppichen, Gemälden und Wappen geschmückt sind, könnt

Ihr Euch wol selbst denken. Doch eines Einzugs muß ich noch kürzlich erwähnen; es war der wunderlichste, den Kaiser Ferdinand erlebte; ich meine seinen Empfang in Prag im Jahr 1558. Zwölf bärtige Zwerge standen als Generalanführer an der Spitze von 1500 weißgekleideten Knaben, die den Kaiser empfingen; auf der andern Seite eine Schar von 2000 zierlich geputzten Jungfrauen, deren eine, die Schönste die kaiserliche Majestät mit einer lateinischen Anrede bewillkommnen mußte. Die Herren der Universität hatten den Einfall, neun auserwählte Studenten in neun liebliche Musen zu verwandeln, deren jede vor dem Kaiser eine Ode zu declamiren hatte. So war damals böhmischer Geschmack.

Dem Kaiser und dem Römischen König folgte gewöhnlich auf die Reichstage ein äußerst zahlreiches Hofgeleite. Schon zur Zeit Kaiser Friedrichs III. bestand der Hofstaat aus einer so großen Menge von Fürsten, Grafen, Herren, Rittern und anderm adeligen Hofgesinde, daß gemeinhin der Zug über tausend Pferde stark war und 36 Wagen das Gepäck des Hofes führten. Kaiser Karl zeigte sich zwar in Dingen seines Hofstaats und seiner gewöhnlichen Umgebung meist sehr sparsam und genau. Man weiß, daß ihm die gewöhnliche Bedienung seiner Person und sein Tisch nicht mehr als 120,000 Scudi kosteten. Während er sich früher gern in einer zahlreichen und glänzenden hofstaatlichen Umgebung bewegte, hatte er diese in späterer Zeit sehr verringert. Man erzählt sogar, er habe seine Pagen so selten neu bekleiden lassen, daß sie fast immer Risse und Löcher in ihren Kleidern hatten, und wie er selbst in seiner gewöhnlichen Kleidung sich von einem Edelmann

kaum unterschied, so soll er auch gesagt haben: man dürfe für ein Pelzfutter nicht über 200 Scudi ausgeben; wer mehr gebe, sei ein Thor. Anders dagegen zeigte er sich in früherer Zeit, zumal wenn es darauf ankam, die kaiserliche Majestät in ihrem vollsten Glanze vor der Welt zur Schau zu tragen. Dann trat er mit einem ebenso zahlreichen als prunkvollen Hofstaat auf. Weil damals Kaiser und König, Fürsten und Bischöfe fast immer nur zu Roß reisten und blos fürstliche Frauen sich wol auch bequemer Karossen bedienten, so betrug die Zahl der Pferde des kaiserlichen Hofstaats gewöhnlich mehre Tausende. Als der Kaiser — um aus seiner Zeit nur eines Beispiels zu erwähnen — im Jahr 1521 nach Worms zog, befanden sich unter Anderm in seinem Gefolge: der Großkämmerling von Arschot mit 50 Pferden, der Großhofmeister mit 38 Pferden, der kaiserliche Stall, aus 120 Pferden bestehend, der kaiserliche Beichtvater nebst seinen Kaplanen und der ganzen Kapelle mit 30 Pferden, 41 kaiserliche Pagen und Edelleute mit 124 Pferden. Die den Kaiser begleitenden Fürsten und Herren, als Herzog Friedrich Pfalzgraf, Markgraf Johann von Brandenburg, Graf Heinrich von Nassau, Graf Egmont und mehre andere waren mit 300 Pferden anwesend; außerdem soll des Herzogs von Savoien Bruder allein 250 Pferde gehabt haben. Ebenso die geistlichen Fürsten, der Cardinal von Sitten mit 40, der Cardinal von Salzburg mit 72, der von Croy mit 60, der Bischof von Lüttich mit 50, der von Trient mit 40 Pferden. Die großen Herren aus Spanien, der Herzog von Alba mit 50 Pferden an ihrer Spitze, begleiteten den Kaiser mit 214 Pferden. Nehmt Ihr nun noch

dazu die fremden Botschafter, den päpstlichen Legaten, die Gesandten aus England, Ungarn und Polen mit 120 Pferden, die großen Herren aus Italien, die kaiserlichen Räthe aus Spanien und den Niederlanden, die bedeutende Zahl von Grafen und Edelleuten, jeder mit 6, 10 — 25 Pferden, und endlich die mit dem Kaiser einziehenden Hartschiere und deutschen Trabanten, so werdet Ihr es wol glaublich finden, daß das gesammte Geleite des Kaisers sich auf 2669 Pferde belief. Um aber auch aus späterer Zeit noch ein Beispiel hinzuzufügen, so ritt Kaiser Ferdinand zur Wahl und Krönung seines Sohnes Maximilian zum Römischen König auf dem Reichstage zu Frankfurt im Jahr 1562 nebst seinem Hofgesinde dort mit 1463 Pferden ein, Maximilian mit 900, der Kurfürst von Sachsen nebst seiner Gemahlin und einigen ihn begleitenden Fürsten mit 800, ein Herzog von Baiern nebst seiner Gemahlin mit 700, Brandenburg mit 450, Kurpfalz mit 360, der von Mainz mit 360 und so verhältnißmäßig dem Range auch andere Fürsten, sodaß man die Zahl der Perde in Frankfurt damals auf fast 16,000 schätzte.

Den Kaiser Karl begleitete auf Reichstage öfter auch sein Bruder, der Römische König Ferdinand; dann sah man auch in dessen Gefolge einen zahlreichen Hofstaat, so bei seinem Einzug in Augsburg im Jahr 1530 einen Oberstkanzler, einen Obersthofmeister, einen Oberststallmeister, einen Reichsrichter zu Rotweil und Legat in östreichischen Landen, einen obersten Richter in Böhmen, einen böhmischen Kanzler, einen Erbtruchseß des Römischen Reichs, einen Erbschenk und Legat in Würtemberg, einen Erbschenk in Kärnten, einen Oberstkämmerer, einen ungari-

schen Hofmeister, einen böhmischen Oberstkämmerer, einen Erbtruchseß in Oestreich, einen Erbkämmerer in Kärnten, einen obersten Geschützmeister in Oberöstreich, einen Oberstschatzmeister, einen obersten Kammersecretair, einen böhmischen und deutschen Vicekanzler, mehre Doctoren, darunter auch ein Geschichtschreiber (Ursinus Velius); außerdem noch 5 Schenke, 12 Truchsesse, 3 Vorschneider, 10 Secretaire und Minister theils adelige, theils bürgerliche, darunter noch ein Geschichtschreiber (Dr. Georg Logus), über 30 Kammerherren, 97 Edelknaben und 43 andere dienstthuende Adelige und Räthe. Endlich durften auch ein Riese und ein Zwerg im Hofstaat nicht fehlen. Dazu kam auf demselben Reichstag noch der zahlreiche Hofstaat der Königin Anna, Ferdinand's Gemahlin, und der der verwitweten Königin von Ungarn Maria, des Kaisers Schwester, mit ihren Oberhofmeistern, Schatzmeistern, Räthen, Kämmerern, Secretairen, Edelknaben u. s. w. Den Hof des Römischen Königs begleitete auf Reichstage immer auch seine vortreffliche Kapelle, welche einst die Ehre hatte, von dem gekrönten Poeten Kaspar Bruschius aus Eger besungen zu werden.

So zogen Kaiser und Könige in die Reichsstädte zu Reichstagen ein. Diese füllten sich aber noch bedeutend mehr an, wenn nach und nach auch die Fürsten mit ihren zahlreichen Gefolgen anlangten. Und damit Ihr, mein werther Freund, eine Vorstellung gewinnt, was sich zur Zeit eines Reichstages in den Mauern einer Reichsstadt zusammendrängt, kann ich nicht umhin, Euch hiervon wenigstens einige Beispiele vorzuführen. Man sah in Augsburg im Jahr 1530 den Kurfürsten von Sachsen, in dessen Gefolge sich der Prinz Johann Friedrich, der Herzog Franz von Lüneburg, der Fürst

Wolfgang von Anhalt, der Graf Albrecht von Mansfeld und gegen 70 sächsische Edelleute befanden, mit 160 berittenen Dienern einreiten. Der Landgraf von Hessen hielt damals seinen Einzug mit einem Geleite von 120 Mann; auf einem Reichstag zu Regensburg aber (1541) erschien er mit 300 Pferden. „Der Kurfürst von Brandenburg", schrieb mir damals mein nürnberger Freund aus Regensburg, „ist hier angekommen fast mit 200 gerüsteten und so wohlgeputzten Pferden, wie noch kein Fürst hier eingeritten ist. Als sein Hofgesinde sind mitgekommen Fürst Hans und Johann von Anhalt und Herzog Wilhelm von Braunschweig; auch des Kurfürsten Sohn und Herzog Albrecht von Mecklenburg sind bei ihm." Bald darauf langten auch Markgraf Albrecht von Brandenburg mit 115 trefflich gerüsteten Pferden und der Herzog von Pommern mit 100 wohlgewappneten Reitern an, und so in ähnlicher Begleitung die übrigen Fürsten. Ich finde in Reichstagsberichten, daß zu einem Reichstag in Speier der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen zusammen mit nicht weniger als 7000 wohlgerüsteten Pferden einritten, nachdem der Kaiser dort schon mit mehr als 2000 stark geharnischten Reitern eingezogen war. Fragt Ihr nun, wie es denn möglich gewesen, eine so bedeutende Reiterschar mit ihren Rossen in einer Reichsstadt zu herbergen, so kann ich von Augsburg nur melden, daß die Stadt schon im Jahr 1472 an 6000 Stallungen hatte.

War ein Fürst in der Nähe einer Reichsstadt mit seinem Gefolge angelangt und seine Ankunft gemeldet, so zogen die ihm befreundeten Fürsten zu Bewillkommnung mit stattlichem Geleite entgegen und holten ihn

feierlich ein. So war es früher immer Sitte und ist es auch noch in unserer Zeit. Es herrschte früher auch der Brauch, daß auch der Kaiser, wenn Kurfürsten ankamen, ihnen entgegenritt und dann vom Pferde stieg, um sie freundlich zu bewillkommnen. Dieser löblichen Sitte huldigte auch noch der alte, biedere Maximilian bis in seine letzten Jahre, denn als im Jahre 1518 der ihm stets so treu ergebene Pfalzgraf Friedrich zum Reichstag zu Augsburg mit seinem Geleite der Stadt sich näherte, zog ihm der Kaiser nebst dem päpstlichen Cajetan, den anwesenden Kurfürsten, Fürsten, Herren und Grafen eine Strecke Wegs entgegen und empfing ihn vom Rosse steigend mit besonderer Freundlichkeit. Der Empfangene hatte dann jeder Zeit die Ehre, beim Einzug in die Stadt dem Kaiser zur Seite zu reiten. Auch Kaiser Karl kam auf seinem ersten Reichstage zu Worms dieser Sitte noch nach. Anders aber in der spätern Zeit. Schon auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) unterließ er es, den Kurfürsten entgegenzureiten, „weil die spanische Hoffart es ihm widerrathen hatte". Als ihm nämlich gemeldet ward, der Erzbischof von Köln sei im Anzug, erhob der beim Kaiser vielgeltende Kanzler Granvella Zweifel, ob es sich auch zieme, daß die kaiserliche Majestät sich soweit herablasse, einem Fürsten entgegenzuziehen. Der Pfalzgraf Friedrich, den man darüber um Rath fragte, war der Meinung: da es bisher so Gebrauch gewesen und aus dem alten Brauch gewissermaßen ein Recht geworden sei, so werde der Erzbischof von Köln wol auch verlangen können, daß man ihm solche Ehre erzeige. Granvella wandte dagegen wol ein: Was frühere Kaiser gethan, sei für spätere noch kein

Gesetz; auch habe, seit man von Kurfürsten im Deutschen Reiche wisse, noch nie ein so allgewaltiger Kaiser und König über eine so große Menge von Ländern geherrscht, daß man sie in Einem Athem nicht nennen könne. Der Pfalzgraf aber erwiderte: Das sei nicht zu bezweifeln; allein man dürfe auch nicht vergessen, daß in Augsburg nicht der König von Spanien, sondern der Kaiser nur als Römischer König anwesend sei, von welchem den Kurfürsten nun einmal solche Ehre gebühre. Für den Fall jedoch, daß es der kaiserlichen Majestät widerstrebe, dürfe sie sich ja nur krank anstellen und den Gebrauch einem Andern übertragen. So geschah es denn auch wirklich und späterhin auch gewöhnlich. Als Kurfürst Joachim von Brandenburg im Jahr 1541 zum Reichstag nach Regensburg vom Landgrafen von Hessen, dem Fürsten Wolfgang von Anhalt und den Räthen der Kurfürsten von Sachsen und Mainz mit einem Reitergeschwader von 300 Pferden festlich eingeholt wurde, ließ ihn der Kaiser nur durch seinen obersten Kämmerer und eine Anzahl spanischer Herren in gewöhnlicher Weise bewillkommnen. Auch den Landgrafen von Hessen, dem der Fürst von Anhalt und alle Ritter der sächsischen Gesandtschaft in stattlichem Geleite entgegenzogen, ließ der Kaiser durch Granvella, Naves und den Herrn von Breda willkommen heißen. Und als der edle Fürst unter dem Schalle der Trompeten auf seinem stolzen, nach allen Seiten drohend wiehernden, hirschfarbenen Rosse in Regensburg einritt, konnte es sich der Kaiser doch nicht versagen, den Reiterzug mit anzusehen; da er aber hinter dem Erker seiner Herberge den Landgrafen auf seinem feurigen Rosse herankommen sah, rief er aus: „We de

Gaul, so de Mann!" — Karl's Nachfolger, Kaiser Ferdinand ließ der Sitte wieder ihr altes Recht widerfahren und holte auf seinen Reichstagen die Kurfürsten immer aufs freundlichste in die Reichsstadt ein. Begleiten Fürstinnen ihre Gemahle auf die Reichstage, so ist es Sitte, daß der Kaiser sie bei ihrer Ankunft durch einige vornehme Herren seines Hofstaats in seinem Namen besonders willkommen heißt. Eine ausgezeichnete Ehre ward im Jahr 1541 der Kurfürstin Hedwig von Brandenburg sogleich bei ihrer Ankunft auf dem Reichstage zu Regensburg zutheil. Der Kaiser beauftragte nicht nur einige vornehme spanische Granden, sie zu bewillkommnen und zu begrüßen, sondern er ritt darauf, begleitet von einem spanischen Gefolge, auch selbst in des Kurfürsten Herberge, um der Kurfürstin persönlich seinen Besuch abzustatten und ihr zu sagen, wie sehr er sich ihrer Gegenwart freue. Da sie die belgische Mundart des Kaisers nicht verstand, so mußte der Pfalzgraf Friedrich zwischen Beiden den Dolmetscher machen. Nach einer halbstündigen Unterhaltung erfreute die Kurfürstin den Kaiser durch Ueberreichung eines Geschenks, eines ausgezeichnet schönen Kranzes, dessen Werth man auf 1000 Gulden schätzte.

Vor wenigen Tagen begab sich eine Deputation unsers Raths in die kaiserliche Residenz, um unserm Kaiser Rudolf im Namen der gesammten Bürgerschaft zum Willkomm ein Ehrengeschenk zu überreichen. So ist es nämlich alte Sitte. Ich finde, daß schon dem neuerwählten Römischen Könige Friedrich III., als er im Jahr 1442 auf seiner Krönungsreise nach Augsburg kam, nach einem feierlichen Empfang von Seiten der

wohlhabenden Stadt ein ansehnliches Geschenk, eine sogenannte Doppelscheuer (Pokal) im Werth von 139 Goldgulden, gefüllt mit 1000 Gulden, ferner vier Wagen mit Wein, sechs Wagen mit Hafer, vier Ochsen und 60 Stück Fische überbracht wurden. Die Stadt trug außerdem auch die übrigen Bewirthungskosten, deren Rechnung für den nur fünf Tage dauernden Aufenthalt 1632 Gulden und 710 Pfund betragen haben soll; für die damalige Zeit eine nicht unbedeutende Ausgabe. Ein gleiches Geschenk erhielt er als Kaiser nach seinem Einzug in Augsburg zum Reichstag im Jahr 1473, wobei zugleich auch sein Sohn Maximilian mit einer goldenen Scheuer, Wein und Fischen, desgleichen auch die Kurfürsten und Fürsten mit Scheuern, Wein und Fischen, z. B. der Erzbischof von Mainz mit einer Scheuer von 70 Gulden, der Kurfürst von Sachsen mit einer von 65 Gulden, der Brandenburger mit einer von 67 Gulden, selbst auch die kaiserlichen Räthe und Bedienten bis herab zum Thürhüter, jeder nach Stand und Würden mit Geschenken verschiedener Art erfreut wurden. Da schon im nächsten Jahr (1474) in Augsburg wieder Reichstag war, so konnte der Rath zwar nicht umhin, das Ehrengeschenk zu wiederholen, ließ jedoch ohne die Scheuer mit dem Geldgeschenk dem Kaiser nur 200 Schaff Hafer, 10 Faß Neckarwein, 3 Legel Rheinfall, 8 Ochsen und 36 Stück Fische darbieten. Späterhin zu Kaiser Karl's Zeit wurde dieses Ehrengeschenk noch bedeutend erhöht. Beim Beginn des Reichstages im Jahr 1530 brachte ihm der Rath von Augsburg drei sehr künstlich gearbeitete vergoldete Pokale, mit 2000 Goldgulden gefüllt, und wie gewöhnlich auch Wein, Fische

und Hafer, und ebenso dem Römischen König Ferdinand zwei vergoldete Trinkgefäße nebst Wein und Fischen entgegen. Bei des Kaisers Anwesenheit in Augsburg im Jahr 1547 scheint ihm kein Geldgeschenk überreicht zu sein, doch ließ ihm die Stadt zwei Wagen mit weißem und zwei mit rothem Wein, acht Zober mit Fischen und vier Wagen mit Hafer zubringen. Den mit ihm angekommenen Erzherzog Maximilian dagegen beehrte sie mit einem mit 200 Goldgulden gefüllten silbernen Trinkbecher, und als später der Römische König Ferdinand zum Reichstag einzog, empfing ihn der Rath sogleich bei seiner Ankunft (weil er, wie es heißt, das erste mal als Römischer König kam) mit einem Ehrengeschenk von zwei silbernen und vergoldeten Scheuern, die eine mit 500 Dukaten, die andere mit 500 neugeprägten augsburgischen Gulden angefüllt, und wie gewöhnlich mit Wein, Fischen und Hafer. Aber nicht blos zur Reichstagszeit, auch wenn sonst ein kaiserlicher Prinz in eine Reichsstadt kam, wurden ihm häufig solche Geschenke gespendet. So ließ Augsburg dem Sohne Kaiser Karl's, Philipp, bei seinem Besuche im Jahr 1549 zwei vergoldete, mit 500 Dukaten und 500 rheinischen Goldgulden gefüllte Trinkgeschirre nebst mehren Wagen mit Neckarwein und Malvasier überbringen, obgleich er sich in der Stadt nur drei Tage aufhielt.

Ihr seht hieraus, mein werther Freund: vornehme Gäste sind theure Gäste. Man legte aber auch unter Kaiser Karl's Nachfolgern am Kaiserhofe fortan einen zu großen Werth auf diese goldene Sitte, als daß man sie nicht immerfort hätte in Geltung erhalten sollen. Wie es Kaiser Ferdinand gar gern sah, als man ihm

auf seinem ersten Reichstage zu Augsburg im Jahr 1558 am Neujahrstage 2000 funkelneue augsburgische Goldgulden und dann die üblichen Zugaben von Wein u. s. w. entgegenbrachte, so ließ sich auch sein Nachfolger, Kaiser Maximilian II. auf dem Reichstage im Jahr 1566 von unserer Stadt mit einem gleichen Geschenk beehren, wozu diesmal außer zwei Wagen mit Neckarwein auch noch einige Gefäße mit Kretischem und Malvasier hinzugefügt waren. Auch Marie, die Kaiserin, nahm es damals sehr freundlich auf, als man ihr 400 neugemünzte Goldgulden auf einer goldenen Schüssel überreichte und für sie noch einen Wagen mit Landwein, zwei Legel mit ausländischem Wein und sechs Zober mit Fischen vorführen ließ. Und so ist die Sitte dieser kaiserlichen Ehrenspende bis auf unsere Tage geblieben.

Auch die ankommenden Fürsten brachten zuweilen dem Kaiser irgend ein passendes Geschenk entgegen, irgend ein schönes Jagdgeräth, einen sanfttrabenden Zelter oder sonst eine Seltenheit, einen niedlichen Zwerg u. s. w. Landgraf Philipp von Hessen erfreute den Kaiser auf dem Reichstage zu Speier (1544) mit einem Paar hochfliegenden ausgezeichnet schönen Jagdfalken, die er vom Herzog von Preußen zum Geschenk erhalten. Und wie nöthig mitunter solche Geschenke von Seiten der Fürsten waren, beweist unter Anderm der Rath, den der Gesandte des Herzogs Moritz von Sachsen, Christoph von Carlowitz seinem Fürsten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1546 gab. „Weil Ew. Gnaden“, schrieb er ihm, „an den Sachen soviel gelegen, so will ich Ew. fürstliche Gnaden ganz dienstlicher getreuer Meinung erinnert haben, ob es nicht gut und den Sachen förderlich sei,

daß Ew. fürstliche Gnaden die zwei schönen geschnittenen Stufen, so Herzog Georgen seligen gewest und daneben desto mehr Geld mit sich anher genommen hätte, damit Ew. fürstliche Gnaden durch die Stufen der kaiserlichen Majestät und dann durch das Geld die andere Majestät oder da es nicht, seinen Sohn dazu beehren könnte, denn Ew. fürstliche Gnaden wissen, wie es Andere an den Enden pflegen zu halten, und mich bedünkt, solches würde sich mit der Zeit wohl selbst bezahlen."

Bei der Wahl Maximilian's II. zum Römischen König versäumte es selbst der Sultan nicht, eine ansehnliche Gesandtschaft auf den Reichstag nach Frankfurt zu schicken, um dem neuerwählten Könige eine auserlesene Anzahl von Geschenken, ein türkisches Roß mit einer goldenen Decke, zwei auf türkisch köstlich geschmückte Kameele, einen schönen türkischen Hund, einen türkischen Flitschbogen nebst Köcher und Pfeilen, zwei venetianische Krüglein, zwei silberne mit Edelsteinen besetzte Schalen, einen kostbaren türkischen Teppich u. a. in seinem Namen überbringen zu lassen.

Doch hiermit will ich diesmal meinen Bericht schließen. Zwar mag es Euch vielleicht scheinen, mein werther Freund, als sei ich in der Schilderung des beim Anfange eines Reichstages gebräuchlichen Ceremoniels etwas zu ausführlich gewesen; allein Ihr werdet mich darin durch meine Euch künftig noch zukommenden Berichte hoffentlich gerechtfertigt finden. Jetzt kam es mir vor Allem darauf an, Euch das Bild der Feierlichkeiten beim Beginn einer Reichsversammlung möglichst treu zu geben, wozu sich mir die Farben gerade in unserer Vaterstadt so reichlich darboten.

IV.

Augsburg, 3. Juli 1582.

Da Ihr, mein werther Freund, in einer Stadt wohnet, in welcher nie ein Reichstag gehalten worden, auch wol nie zur Zeit eines Reichstages eine Reichsstadt besucht habt, so möget Ihr Euch schwerlich ein Bild von dem eigenthümlichen Leben und Treiben, von dem bunten Gewirre und Gewühle der verschiedenartigsten Menschen machen können, wie es sich bei solcher Gelegenheit dem Beobachter darbietet. Freilich ist auch darin nicht ein Reichstag dem andern gleich. Es sind öfter Reichstage gehalten worden, und ich möchte sie die stillern nennen, auf welchen nur wenige Fürsten, auch nur etwa einige Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte persönlich anwesend waren, die Abwesenden aber sich durch Gesandte vertreten ließen. So sollte, um nur eines Beispiels zu erwähnen, nach dem kaiserlichen Ausschreiben auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1523 jeder Kurfürst, Fürst, Prälat u. s. w. in Person erscheinen und die übrigen Stände ihre bevollmächtigten Räthe schicken; es war mit einer Strafe von 20 Mark gedroht. Und was geschah? Es erschienen blos die kurfürstlichen, von den Fürsten keiner.

Wir haben aber auch hier in Augsburg und anderwärts Reichstage gehabt, die in der Verschiedenheit der Anwesenden ebenso glänzend als zahlreich waren, und es boten sich dann in den Mauern einer Stadt dem Auge alle Standesunterschiede dar, die nur irgend das menschliche Leben in seiner Stufengliederung aufzuweisen

hat. Dann sehen wir obenan den Kaiser und den Römischen König, zuweilen auch wol Königinnen, ihnen zunächst alle Kurfürsten, Pfalzgrafen, Herzoge, Markgrafen, Landgrafen, Grafen und andere fürstliche Herren weltlichen Standes; ferner die ernsten Gestalten geistlichen Standes; da schreiten einher Cardinäle, Erzbischöfe, Bischöfe, Aebte, Domherren u. a. Auch der Meister des Deutschen Ordens fehlt meist nicht. Dazu dann die Gesandten der abwesenden weltlichen und geistlichen Fürsten, die Bevollmächtigten und Abgeordneten der freien und Reichsstädte aus dem ganzen Heiligen römischen Reich. Außerdem gewöhnlich auch eine große Zahl von Grafen, Edelleuten und andern hohen Herren, die irgend ein Interesse auf den Reichstag führt, ohne zur Standschaft der Reichsversammlung zu gehören. Dazu denkt Euch nun noch die Schar der kaiserlichen und königlichen hohen Hofbeamten, die Kanzler, Marschälle, Schenken, Truchsesse und wie die Hofdiener sonst noch Namen haben mögen, adelige Räthe und Ritter und das zahlreiche Hofgefolge der geistlichen und weltlichen Fürsten, Grafen und hohen Herren; im Geleite der Fürsten immer auch eine große Zahl von Räthen und Gelehrten, Doctoren, Professoren und Licentiaten katholischen und protestantischen Bekenntnisses. Ueberdies finden sich noch, wie ich bereits in einem frühern Berichte erwähnte, aus vielen nahegelegenen Handelsstädten Kaufleute und Kunsthändler aller Art bis zum gewöhnlichen Kramjuden ein, auch allerlei Kunstdilettanten, für deren Waaren und Productionen ein reichbesuchter Reichstag immer auch einen einträglichen Markt verspricht. Und endlich — ich darf es nicht verschweigen — schleicht sich auf die Reichs-

tage auch allerlei geldhungeriges Volk ein, Banden von Spielleuten, vagirende Schalksnarren, Bänkelsänger, sogenannte Freiharte, eine Classe herumschweifender, sittenloser Buben, die sich zu allerlei Gelegenheitsmachen und allen gemeinen Diensten für ein Stückchen Geld brauchen lassen, und eben von gleichem Gelichter eine Menge liederlichen, feilen Gesindels männlichen und weiblichen Geschlechts, dienstbar und verkäuflich zu jeder gemeinen und niedrigen Lust und Freude. — Das ist das bunte Menschengewühl auf unsern reichbesuchten Reichstagen.

Und dennoch würdet Ihr, mein edler Freund, wenn Ihr Euch auch die Physiognomie dieser verschiedenartigen Menschenmasse als ein Ganzes zusammenstellt, doch kein ganz vollständiges, treues Gemälde eines Reichstages vor Augen haben. Ihr würdet Euch darin doch, wie mir scheint, blos die deutsche Nation in ihren ständischen Unterschieden als in Einer Stadt versammelt denken. Aber nein, mein Freund, wir haben in unsern Reichsstädten bisweilen Reichstage gesehen, auf denen die Nationalitäten von fast ganz Europa vertreten waren. Auf mehren unserer Reichstage hier in Augsburg (1473 und 1530) befanden sich Türken, Gesandte der Könige von England, Frankreich, Portugal, Abgeordnete der Könige von Dänemark, Polen u. A. Auf einem spätern Reichstage zu Frankfurt (1562) erschienen die Botschafter der Könige von Frankreich, Spanien, Polen, der Königin von England, des Papstes, der Republik Venedig, des Herzogs von Florenz, Gesandte des Sultans, vieler wälschen Fürsten und Städte und eine große Menge von Grafen, Freiherren, Rittern und Edlen aus verschiedenen Ländern. Auf den meisten nur irgend zahlreich besuchten Reichs-

tagen sah man auch einen päpstlichen Legaten und mit ihm mehre italienische Bischöfe und andere hohe Geistliche. Außerdem befanden sich am Hofe und im Gefolge des Kaisers Karl, wenn er zu einem Reichstag zog, beständig eine große Anzahl von italienischen Großen und Dynasten, spanischen Granden, niederländischen Edelleuten u. a. Also wie vorhin gesagt: fast ganz Europa war zuweilen in seinen Völkern auf einem deutschen Reichstage repräsentirt. Dazu denkt Euch nun noch die oft sehr bedeutende Anzahl von Kriegsvolk, welches zur Zeit eines Reichstages in die Reichsstadt oder in ihre Nähe eingelagert ward. So lagen beim Reichstage zu Augsburg im Jahr 1530 außer dem spanischen und deutschen Kriegsvolk, welches der Kaiser bei seinem Einzug mitbrachte, in der Stadt als Besatzung bereits 10 Fähnlein Landsknechte und in der Nähe auf dem Lande umher 12 Fähnlein Spanier, 700 neapolitanische Reiter und 600 niederländische. Und so sagt denn auch ein Augenzeuge, der dieses verschiedenartige Menschengewühl hier in Augsburg mit ansah, wol mit Recht: „Es war nicht blos ein geharnischter, sondern auch ein hochansehnlicher, pomposischer Reichstag."

Hiernach dürfte es zwar kaum nöthig sein, Euch noch über die Anzahl der auf besonders zahlreich besuchten Reichstagen anwesenden eigentlichen Reichstagsmitglieder Weiteres mitzutheilen. Vielleicht indeß kommen Euch einige nähere Angaben über einige der frequentesten Reichsversammlungen nicht ganz unerwünscht. So sah man auf einem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1491 außer vielen Gesandten und den Botschaftern aus Portugal, Britannien, Polen, Böhmen und Mailand noch

32 deutsche Fürsten versammelt. Einer der glänzendsten Reichstage ward hier in Augsburg im Jahr 1510 von 4 Kurfürsten, 37 Fürsten, 12 Bischöfen und einer sehr bedeutenden Zahl anderer Prälaten, Grafen, ritter- und reichsstädtischen Abgeordneten besucht. Er zeichnete sich auch sonst durch den außerordentlichen Prunk aus, den viele der hohen Herren zur Schau trugen. Als Luther im Jahr 1521 in die Reichsversammlung zu Worms eintrat, fand er da außer dem Kaiser und dessen Bruder Ferdinand noch 6 Kurfürsten, 28 Herzoge, 11 Markgrafen, 30 Bischöfe und Prälaten nebst einer großen Zahl von Abgeordneten. Auf dem berühmten Reichstage zu Augsburg (1530) vertraten das Römische Reich 20 regierende und 16 nichtregierende Fürsten, welche letztern meist im Gefolge der erstern angekommen waren, ferner 17 Erzbischöfe und Bischöfe, 27 Gesandte von abwesenden Kurfürsten und Fürsten, 26 freiwillig erschienene Grafen und Herren, 45 Abgeordnete der freien Reichsstädte, dazu noch 53 Theologen, theils päpstliche, theils protestantische, und andere Gelehrte. Nicht minder glänzend und wol noch zahlreicher besucht war der Reichstag zu Speier im Jahr 1544. Man sah dort, was seit Menschengedenken nicht geschehen, alle sieben Kurfürsten und außer einer sehr bedeutenden Zahl von Fürsten, Grafen u. a. auch die Abgeordneten aller Reichsstädte. Ihn übertraf aber noch an äußerm Glanz der Reichstag in Augsburg im Jahr 1547, der zahlreichste dessen man gedenken konnte. Gleich anfangs waren fünf und nach der Ankunft Joachim's von Brandenburg und des Königs Ferdinand alle sieben Kurfürsten, von den geistlichen und weltlichen Reichsfürsten beiweitem die Mehrzahl und

eine große Menge fürstlicher und städtischer Gesandten anwesend. Seitdem hat unser Augsburg nie wieder eine so glänzende Fürstenversammlung in seinen Mauern gesehen, wie denn überhaupt schon seit vielen Jahren der Besuch der Reichstage sich bedeutend vermindert hat. Wie mitunter schon früher nur eine geringe Zahl von Fürsten persönlich erschienen, so sah man auf mehren Reichstagen zu Augsburg (1550 und 1555) keinen einzigen Kurfürsten und auch nur wenige Fürsten, von den meisten nur Bevollmächtigte. Schon Kaiser Karl und ebenso seine Nachfolger haben oft ihre Noth, um einen Reichstag zustandezubringen, und müssen nicht selten die Fürsten wiederholt ermahnen und auffodern, persönlich zu erscheinen, und doch folgen diese auch dann oft nicht. So sind auch jetzt auf dem hier in Augsburg stattfindenden Reichstage im Ganzen nur 17 Fürsten und eine Anzahl Prälaten und Grafen anwesend.

Sind eine hinlängliche Anzahl von Reichstagsmitgliedern angelangt und haben die gebräuchlichen gegenseitigen Anzugsbesuche und Begrüßungen stattgefunden, so erfolgt dann an dem gewöhnlich schon im kaiserlichen Ausschreiben festgesetzten Tage die feierliche Eröffnung der Reichsversammlung. Sie geschieht durch eine im Namen und Auftrage des Kaisers von einem Reichsfürsten gehaltene Anrede, worauf ein anderer Reichsfürst im Namen der Versammlung in einer Gegenrede zu antworten pflegt. Nachdem werden die kaiserlichen Propositionen vorgetragen, über welche auf dem Reichstage verhandelt und Beschlüsse gefaßt werden sollen. Ueber diesen fast immer gleich gebliebenen Hergang finde ich vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1547 Folgendes be-

richtet; „Kaiserliche Majestät hat den jetzigen Reichstag den 2. September angefangen und nach Vollendung der Kirchenämter die Stände alle auf das Haus (d. h. das Rathhaus) erfodern und ihnen in ihrer Majestät Gegenwart die Propositionen vorlesen lassen; ist aber erstlich von ihrer Majestät wegen ein schöner Fürtrag durch den jungen Erzherzog Maximilian von Oestreich geschehen, mit Erzählung, warum und aus was Ursachen ihre Majestät solche Kriegshandlungen vergangener Zeit fürzunehmen höchlich bewegt und folgends diesen jetzigen Reichstag gen Augsburg auszuschreiben verursacht worden, denn ihre Majestät je nichts Anderes begehrt, als der deutschen Nation und des ganzen Römischen Reichs Wohlfahrt zu fördern und Friede und Recht im Heiligen römischen Reich aufzurichten. Darauf sind die Propositionen des Reichstags vorgelesen worden, welche in acht Artikeln verfaßt gewesen."

Aber wir finden auch, daß die auf einen bestimmten Tag festgesetzte Eröffnung des Reichstages mitunter in mancherlei Weise verhindert wurde. Bald konnte der Kaiser, durch andere wichtige Reichsgeschäfte oder auch, was namentlich bei Kaiser Karl mehrmals der Fall war, durch seine bekannte, von Zeit zu Zeit wiederkehrende Krankheit und körperliches Leiden abgehalten, nicht zur bestimmten Zeit eintreffen; bald waren die Fürsten noch nicht in gehöriger Anzahl anwesend, um die Verhandlungen beginnen zu können. Kaiser Friedrich III. mußte im Jahr 1443, als er den Reichstag zu Frankfurt am 15. April eröffnen wollte, beinahe noch zwei Monate vorübergehen lassen, ehe sich so viele Reichsfürsten und Abgeordnete einfanden, um an die Vornahme von Ge-

schäften denken zu können. Ich erwähnte bereits in meinem letzten Bericht, daß Kaiser Karl bei seiner Ankunft zum Reichstag in Regensburg im Jahr 1541 keinen einzigen Fürsten anwesend fand und fast fünf Wochen auf das Erscheinen einiger Herzoge und Bischöfe warten mußte, worauf dann ein ärgerlicher Streit zwischen dem Landgrafen Philipp von Hessen und dem Herzog Heinrich von Braunschweig die Eröffnung des Reichstages wieder mehre Tage verzögerte. Es kam wol auch vor, daß Fürsten in Betreff ihres Erscheinens zuvor gewisse Bedingungen stellten, die ihnen der Kaiser voraus bewilligen sollte. So meldete mir mein Freund im Jahr 1551 aus Regensburg: Der Kurfürst von Sachsen habe auf den dortigen Reichstag einen Botschafter gesandt, um dem Kaiser sagen zu lassen, daß die protestirenden Stände nicht eher dort erscheinen könnten und wollten, als bis ihnen sicheres Geleite und ein friedlicher Anstand zugesichert, insbesondere aber ihnen auch bewilligt sei: „daß sie auch ihre Prediger ein jeder in seiner Herberge unverwehrt predigen lassen dürften." Und man versehe es sich", fügte der Freund hinzu, „der Kaiser werde alles bewilligen müssen, um die Fürsten nur auf den Reichstag zu bringen."

Da trat denn für die Anwesenden eine lästige Langeweile ein und man hört in ihren Berichten Klagen auf Klagen über unnütze Kosten und ärgerliche Zeitverschwendung. „Die kaiserliche Majestät", schreibt unter Anderm ein Gesandter auf dem Reichstage zu Worms im Jahr 1545, „ist noch nicht angekommen, auch vom Könige weiß man nichts; es ist auch auf die kaiserlichen Propositionen noch nie ein Reichsrath gehalten worden. Am

nächsten hat's gemangelt an vielen Ständen, die noch nicht hier sind, auch nicht geschickt haben. Darum hat nichts vorgenommen, vielweniger ausgerichtet werden können. Man gehet fein gemach nach altem Gebrauch und Gewohnheit mit den Sachen um. Ist unnütz Geld und Zeit vergeudet." Nach Verlauf mehrer Monate klagt derselbe Gesandte wieder: „Wie ich schon nächstens vermeldet, daß wider alles Hoffen der Reichstag sich in die Länge verzöge, das geschieht auch noch. Nun wäre es Niemand so hoch beschwerlich, wenn nur etwas gehandelt oder beschlossen würde; aber darum, daß es so zunichtig zugehet, ist's allen Menschen verdrossen. Wie lange es wohl währen will, das weiß Gott. Ich wollt, daß solch langweilig Leben ein Ende hätte." Ein Hofnarr hat also Recht, wenn er in einem Liedlein sagt:

Kommt's dann zum Reichstag, will's nimmer enden,
Man thut nur Zeit und Geld verschwenden.

V.

Augsburg, 6. Juli 1582.

Ihr würdet sehr irren, mein werther Freund, wenn Ihr meintet, es herrsche unter den auf den Reichstagen versammelten Fürsten und reichsstädtischen Abgeordneten immer Friede und freundliches Verständniß. Im Gegentheil, Ihr dürft nur die Geschichte einiger Reichsversammlungen durchblättern, um Euch zu überzeugen, wie zwistig und eifersüchtig oft die Fürsten nicht weniger als die fürstlichen Gesandten und städtischen Abgeordneten, auch

abgesehen von ihren höhern politischen Interessen und ihren sie trennenden religiösen Bekenntnissen, einander gegenüber standen. Ich will nur eines Streitpunkts erwähnen, der unter den Reichstagsmitgliedern herrschenden Rangeifersucht, die über ein halbes Jahrhundert immer wieder neuen Stoff zu Unfrieden und Zwist gab. Unter den Abgeordneten der Reichsstädte selbst war es schon zur Zeit Kaiser Friedrich's III. auf einem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1474 zu einer gewissen Verständigung über die Rangordnung gekommen, an der man damals beschloß auch in der Folge festzuhalten und nach welcher Sitz und Stimme geregelt bleiben sollten. Auf der einen Seite sollten fortan die Rheinischen, Elsassischen, Wetterauischen, Sächsischen und Thüringischen, anf der andern Seite im Rathssaale die Schwäbischen und Fränkischen sitzen. Nun erhoben aber auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1524 die Reichsstädte die Foderung, daß ihnen die dritte Stimme bei Berathungen in der Reichsversammlung zuerkannt werde, von neuem, obgleich sie ihnen auf einem vorhergehenden Reichstage abgeschlagen worden war. Sie machten geltend, daß sie, vom Kaiser als Reichsstände miteinberufen, gefaßte Beschlüsse mituntersiegeln müßten und sie demnach nicht ferner zugeben könnten, daß solche Beschlüsse ohne ihre Mitberathung und Zustimmung gefaßt würden. Als berufene Reichsstände seien sie nicht minder als die Fürsten berechtigt, an der Reichsgesetzgebung theilzunehmen, zumal da sie schon vormals auf Reichstagen den ihnen mitgetheilten Gutachten und Stimmen der übrigen Stände zuweilen zugestimmt, zuweilen sich aber auch nicht damit einverstanden erklärt hätten. Dem ent-

gegnete indeß der Reichstag: Der Stand der Städte sei von altersher niemals in die Reichsversammlungen zugelassen, habe auch nie Sitz und Stimme gehabt; erst unter dem mainzer Erzbischof Berthold sei die Neuerung eingetreten, nach getroffener Auswahl auch Städte dazu zu berufen. Sie errege jedoch manche Bedenklichkeit, denn wenn die Städte durch Theilnahme an den Berathungen, besonders über Gegenstände, welche sie selbst berührten, die Ansichten und Meinungen der Fürsten vernähmen, werde daraus zwischen ihnen und den Fürsten nur Mistrauen und Feindschaft entstehen; ferner sei bei dem häufigen Wechsel der städtischen Magistrate auch zu fürchten, daß Geheimnisse leicht ausgebracht würden u. s. w. Um jedoch die Städte einigermaßen zu beruhigen, räumte man ihnen ein, daß sie, wofern es der Kaiser genehmige, zwei Personen ernennen möchten, welche Sitz und Stimme bei den Berathungen haben sollten.

War hiermit schon genug Samen zu Hader und Streit ausgeworfen, so kam noch dazu, daß auch die Fürsten unter sich zum Theil sehr uneinig waren. Auch unter ihnen herrschte vielfach Zwist und Eifersucht über Rang und Stand. Es war darüber Vieles noch so unbestimmt, daß es auf einem Reichstage zu Nürnberg sogar noch in Zweifel stand, ob dort der Erzherzog Ferdinand von Oestreich, des Kaisers Bruder, oder Pfalzgraf Friedrich vom Rhein die oberste Stelle einzunehmen habe. So oft daher Ersterer anwesend war und den ersten Sitz einnahm, begab sich Friedrich in das fünf Stunden von Nürnberg entfernte Neumarkt, um den Streit wegen des Vorsitzes an des Kaisers Statt zu vermeiden, wozu Beide gleiches Recht behaupteten. Auf

demselben Reichstage lagen die beiden Kurhäuser Mainz und Sachsen über das Recht der Umfrage in so heftigem Streit und er wurde mehre Sessionen hindurch mit solcher Hartnäckigkeit geführt, daß Gefahr drohte, der ganze Reichstag werde unverrichteter Sache sich wieder auflösen müssen.

Zwei Jahre nachher (1526) kam es auf dem Reichstage zu Speier zu einem neuen Rangstreit. Die Gesandten und anwesenden Räthe der Kurfürsten von Brandenburg und Sachsen und des Landgrafen von Hessen brachten beim kaiserlichen Statthalter und den Reichsständen die Beschwerde ein: die Gesandten der bairischen Fürsten hätten sich unterstanden, ihnen als den Gesandten des Herzogs Georg von Sachsen und des Markgrafen Kasimir von Brandenburg an deren althergebrachter und angeerbter Session Abbruch zu thun und sie darin zu hindern. Die Stände, denen sie diese Beeinträchtigung bereits angezeigt und die Bitte vorgelegt hätten, sie in ihrem Recht der ihnen gebührenden Session zu schützen, hätten aus mancherlei Ursachen nicht eher darin eine Aenderung vornehmen wollen, als bis der kaiserliche Statthalter und die übrigen Fürsten durch Commissarien angezeigt haben würden, wie es zunächst auf diesem Reichstage gehalten werden solle: „nämlich daß jeder Fürst, Graf, Botschafter oder Prälat ungefährlicherweise sitzen solle, wie er in den Reichsrath komme, doch ihm und seinem Fürsten ohne einigen Vortheil und Nachtheil, so daß diesmal keine Session stattfinden solle.“ Dies hätten sie, die Gesandten von Brandenburg und Sachsen, sich auch gefallen lassen. Die bairischen aber hätten im Reichsrath öffentlich erklärt: die Fürsten ihres Hauses

seien aufs neue darin übereingekommen, fortan keinem Reichsfürsten, wie er auch heiße, oder einem Botschafter zu gestatten, über oder auch zwischen ihnen zu sitzen, sondern die Fürsten von Baiern wollten hinfüro alle nacheinander ohne Unterschied die Session nach den weltlichen Kurfürsten behaupten. Daraus hätten die beiden genannten Kurfürsten und der Landgraf ersehen, daß die bairischen Fürsten „solches unziemliches, thätliches Begehren" wie jetzt, so auch auf künftigen Reichstagen sich anmaßen möchten, was die Fürsten der Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen jedoch in keiner Weise gestatten würden. — So lautete die bei den Reichsständen angebrachte Klage der erwähnten Gesandten. Sie fügten im Auftrag ihrer Fürsten die Bitte hinzu: der Streit möge in Güte beigelegt und der alte Brauch aufrechterhalten werden, daß außer den Kurfürsten aus den drei kurfürstlichen Häusern jeder Zeit der älteste Fürst obenan sitze, gehe und stehe, wie es für die Fürsten von Sachsen und Brandenburg herkömmlich sei. Werde aber von den bairischen Fürsten künftig dieses altherkömmliche Recht geschmälert, so würden die Häuser Sachsen, Brandenburg und Hessen insgesammt für Einen Mann stehen und den alten Brauch für alle ihre Fürsten zu handhaben wissen; doch wünschten sie, daß Friede und Einigkeit erhalten würden.

Ein frommer Wunsch, der aber leider nicht in Erfüllung ging. Ihr seht daraus, mein werther Freund, wie schon damals Rangneid, Mistrauen und Eifersucht gerade in Denen, welche „von Gottes Gnaden" im Heiligen römischen Reich am höchsten gestellt, für Heil und Wohlfahrt unseres großen Volks und Vaterlandes sorgen

sollten, die Seelen so erfüllten, daß kaum ein Gedanke für deutsche Einigkeit und Einheit, kaum eine Anwandlung echtdeutschen vaterländischen Geistes in ihnen erwachen konnte. Und ist es in unserer Zeit denn anders? Ist's nicht, als lese man in der Geschichte unserer Tage die Geschichte der damaligen Zeit? Seht nur auf die Fürsten hin, es kehren alle alten Sünden wieder. So oft sie in größerer Zahl zusammenkamen und das Heil und Gedeihen des gemeinsamen Vaterlandes ihre Brust hätte erfüllen, ihr einziger Gedanke hätte sein sollen, stellten sie sich aus Eifersüchtelei einander feindlich gegenüber. Blickt nur auf den Reichstag zu Augsburg (1530) hin. Schon beim Einzuge des Kaisers fielen unter den Fürsten allerlei Rangstreitigkeiten vor. Der Schabernack aber, den einige Tage darauf in einer der ersten Tagssitzungen der Kurfürst Joachim von Brandenburg einem Herzog von Baiern spielte, beweist, wieweit ein solcher Fürst in seiner Eifersucht sich und die fürstliche Würde vergessen konnte. Der Herzog nämlich kommt eines Tags in die Versammlung und weil er glaubt, sein behauptetes Rangrecht in Anwendung bringen zu müssen, nimmt er seinen Sitz unmittelbar neben dem Kurfürsten. Diesen verdrießt die kecke Anmaßung, sodaß er aufsteht und stillschweigend weggeht. Nach der Sitzung aber läßt er insgeheim die Stelle der Bank, wo der Herzog gesessen, so weit aussägen, daß sie nur noch wenig zusammenhält, und wie vor den Teppich wieder darüber legen. Als nun am andern Tag der Herzog sich wieder auf dieselbe Stelle setzt, bricht das Bankstück ab und der Herzog fällt zum großen Gelächter in der ganzen Versammlung rücklings in den Saal.

Vielleicht geschah es infolge dieses etwas grobkörnigen Possens, daß der Kaiser verordnete: es solle auf diesem Reichstag, wie es auch schon auf frühern geschehen sei, unter den Fürsten und Reichsständen „eine ungefährliche Session gehalten werden", ohne Nachtheil für irgend einen Stand an seinem Rechte und altem Herkommen. Er befahl zugleich, daß die der Session wegen untereinander zwistigen Fürsten und Stände binnen drei Monaten schriftlich anzeigen sollten, welche Ansprüche jeder vorzubringen habe, damit endlich ein Bescheid gegeben und eine Ordnung festgestellt werde, wie es künftig mit der Session zu halten sei. Der Kurfürst Joachim und Markgraf Georg von Brandenburg reichten auch bald darauf dem Kaiser einen Bericht darüber ein, wie es unter den vorigen Kaisern von altersher im Hause Brandenburg auf Reichstagen in Betreff der Session Gebrauch gewesen und welche Neuerungen man seit einigen Jahren versucht habe.

Hätte die Sache nicht auch an sich schon eine nicht unwichtige geschichtliche Bedeutung, die man dabei ins Auge fassen muß, so dürfte doch für Euch, mein werther Freund, als Unterthan des brandenburgischen Hauses eine kurze, gedrängte Mittheilung des Wesentlichen aus dem erwähnten Bericht nicht ohne Interesse sein.

Mit Bezug auf die auf dem Reichstage zu Speier (1526) erhobenen Ansprüche der Herzoge von Baiern gegen die Häuser Brandenburg, Sachsen und Hessen und mit Rücksicht auf eine seitdem auch von den Herzogen von Braunschweig erneuerte Anmaßung gegen die Fürsten von Brandenburg heißt es in dem Bericht: Die drei kurfürstlichen Häuser Pfalz, Sachsen und Brandenburg, als

von Kaisern und Königen vor allen privilegirt, hätten stets ihren Stand nacheinander gehabt. Altem Herkommen gemäß folgte nach ihnen zuerst der älteste Fürst von Baiern, diesem zunächst der älteste von Sachsen und dem zunächst der älteste von Brandenburg, darauf alle Fürsten von Baiern, Sachsen und Brandenburg nach ihrem Alter einer nach dem andern untermischt. Demnach haben die Häuser stets in einer ordentlichen Session allen andern Reichsfürsten voran gesessen und gestanden, wie es der Dignität der drei kurfürstlichen Häuser auch geziemt und gebührt. Auf dem Reichstage zu Speier unternahmen es aber die Fürsten von der Pfalz und von Baiern, alle nacheinander sich über die Fürsten von Sachsen und Brandenburg zu setzen, und wollten keinen über und zwischen sich sitzen lassen. Sachsen und Brandenburg mit Beistand des Landgrafen von Hessen (wegen der Erbverbrüderung in der Sache zur Erhaltung der Würde der Kurhäuser mitbetheiligt) protestirten dagegen öffentlich. Die Kurhäuser Sachsen und Brandenburg sind dem Kurhause von der Pfalz ganz gleich; keins hat diesfalls einen Vorzug vor dem andern und die Kurfürsten sitzen nur deshalb nacheinander, weil sie nicht alle zugleich oben oder unten sitzen können. Daß jetzt der von der Pfalz vor denen von Sachsen und Brandenburg sitzt, kommt nur daher, daß die Pfalzgrafen vor Sachsen und Brandenburg jetziger Geschlechter zu der Kur gelangt sind.

Man finde auch, heißt es dann, in Chroniken, Gemälden und Briefen, daß der Brandenburger, als Erzkämmerer immer der Nächste beim Kaiser, vor allen andern Kurfürsten die Session gehabt. Wenn aber auch eins der kurfürstlichen Häuser obenan sitze, so folge daraus

doch noch nicht, daß auch alle Fürsten desselben Hauses über den Fürsten der andern Kurhäuser sitzen dürften, sondern wie ein Kurfürst über dem andern sitze, so sollten auch die aus kurfürstlichen Häusern geborenen Fürsten nach dem Alter einer um den andern oben und unten sitzen und dann die andern nicht aus kurfürstlichen Häusern geborenen Fürsten nach ihrem Herkommen. So sei es früher immer mit der Session gehalten worden.

Darauf geht der Bericht auf das Geschichtliche der Sache zurück. Unter Kaiser Maximilian auf dem Reichstage zu Nürnberg 1492 habe der Sessionsstreit angefangen. Damals seien durch den Reichsmarschall nach den weltlichen Kurfürsten zuerst dem Herzog Otto von Baiern, dann dem Herzog Albrecht von Sachsen, darauf zunächst dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg nach altem Herkommen ihre Sitze angewiesen worden, sodaß Herzog Albrecht von Baiern unter dem Markgrafen Friedrich und Herzog Georg von Baiern unter dem Markgrafen Sigismund hätten sitzen sollen. Darüber unwillig hätten die beiden Herzoge von Baiern zwei mal die Sitzung verlassen und seien dann nicht mehr in die Reichsversammlung gekommen. Durch ihr Weggehen aber hätten sie nur gezeigt, daß sie ihre Anfoderung nicht weiter beweisen konnten. Auf dem Reichstage zu Worms hätten die Baiern keinen Streit gegen Sachsen und Brandenburg erhoben, aber dagegen ein Herzog von Braunschweig verlangt, zunächst nach Herzog Albrecht von Sachsen über dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg zu sitzen. Da man ihm Dies nicht gestattet, habe er sich einen Stuhl in den Reichsrath bringen lassen und sich dem Markgrafen gegenüber gesetzt. Auf

demselben Reichstage sei dem Markgrafen Friedrich bei der Belehnung des damals zum Herzog erhobenen Grafen Ulrich von Würtemberg vom Kaiser selbst auch angezeigt worden, daß die Markgrafen von Brandenburg nicht gemeine Markgrafen des Reichs seien, sondern von einem kurfürstlichen Hause und Erzherzogthum abstammten und überdies vor andern auch solche Fürsten seien, von denen andere Herzoge ihre Lehen empfangen müßten. Daher habe damals Markgraf Friedrich auch bei allen kurfürstlichen und fürstlichen Belehnungen seinen Stand bei dem königlichen Stuhl gehabt.

Am Schlusse des Berichts wird auch die Anmaßung der Herzoge von Braunschweig zurückgewiesen, die sich seit einiger Zeit wieder unterfangen hatten, nicht allein über den Fürsten von Brandenburg, sondern auch über denen von Sachsen sitzen zu wollen. „So wenig jemals", heißt es, „von Baiern und Sachsen gestattet worden, daß Braunschweig oder ein anderer Fürst im Reich über einem bairischen oder sächsischen Fürsten in Reichsversammlungen sitzen oder stehen soll, so wenig ist dies auch von Brandenburg zugestanden worden."

Soweit im Wesentlichen der Bericht der beiden brandenburgischen Fürsten an den Kaiser Karl, dem sie schließlich die Bitte vorlegen, hiernach eine feste Ordnung in der Session zu bestimmen und insbesondere die Braunschweiger mit ihrer Anmaßung zurückzuweisen.

Doch ich breche davon ab, denn nur die Voraussetzung, daß auch Euch in diesen Rang- und Sessionsstreitigkeiten eine gewisse geschichtliche Bedeutung nicht entgehen werde, hat mich zu dieser Mittheilung veranlaßt.

VI.

Augsburg, 9. Juli 1582.

Wenn ich in meinem letzten Bericht von einer in den Rangstreitigkeiten der Fürsten liegenden nicht unwichtigen historischen Bedeutung spreche, so dürftet Ihr, mein werther Freund, wol daran etwas zweifeln, wenn Ihr jetzt erfahret, was in solchen Streithändeln über Rang und Streit auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 vorging. Aber ich gebe selbst auch zu, daß dabei mitunter auch persönlicher Haß und Leidenschaft im Spiele waren.

Ihr wisset, wie wenig Achtung und Ansehen der unruhige, stolze und tyrannische Herzog Heinrich von Braunschweig (man nannte ihn oft nur „den tollen Herzog") bei den meisten deutschen Fürsten genoß. Nur die Herzoge von Baiern standen mit ihm in etwas freundlichern Verhältnissen; doch luden auch sie, wenn sie auf dem Reichstage fürstliche Gäste bei sich sahen, den Braunschweiger nie mit ein. Auch die hohe Geistlichkeit vermied soviel als möglich seinen Umgang. Als er eines Tages auf dem erwähnten Reichstage in der Kirche dem Bischof von Lund begegnet, reicht er diesem die Hand. Der Bischof aber, ohne ihm die seinige zu geben, wendet sich von ihm weg, nachdem er ihm gesagt: Wenn er sich verletzt fühle, daß er ihm die Hand nicht gebe, so möge er ihn beim Kaiser verklagen; dann werde er ihm Antwort stehen.

Bald darauf veranlaßte am Himmelfahrtstage derselbe Herzog der Session wegen einen sehr ärgerlichen

Auftritt in der Kirche. Die meisten Kurfürsten und Fürsten hatten den Kaiser dahin begleitet oder, wie man sich ausdrückte, „ihm aufgewartet". Jedem war vom Reichsmarschall nach Rang und Stand sein Sitz angewiesen. Trotz dieser Anordnung aber wollte sich der Braunschweiger „mit Unfug und verdrießlichen Worten" in den Stand des Markgrafen Georg von Brandenburg eindrängen und diesen herausdrängen, indem er ihm zurief: ihm, nicht aber einem Brandenburger gebühre dieser Stand. Da der Markgraf nicht weichen wollte, entstand ein äußerst heftiger Wortwechsel. Der Kaiser, unwillig über das ärgerliche Gezänke, ließ den Fürsten durch den Reichsmarschall sagen: sie sollten sitzen und stehen, wie er es befohlen habe, jeglichem ohne Schaden und Nachtheil. Sich an den Herzog wendend, fügte aber der Marschall noch hinzu: Wie er denn dazu komme, ihn in seinem Amte meistern zu wollen? Was er da sage, davon möge er wohl ein Kind, nicht aber ihn überreden. Jetzt trat auch der Kurfürst von Brandenburg hinzu. Man wisse wohl, redete er den Herzog an, daß er zwischen Fürsten gerne Hetzereien und Aufruhr anschüre; bisher sei es ihm noch wenig gelungen und er möge wohl zusehen, daß ihm seine Kunst auch jetzt nicht fehlschlage. Währenddeß sandte der Kaiser zum zweiten mal und ließ sagen: wofern man nicht sitzen und stehen wolle, wie er es befohlen, so sehe er es lieber, daß man forthin gar nicht in die Kirche käme. Verdrießlich über diese Weisung erhob sich der Braunschweiger und mit ihm zugleich die beiden Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp, entfernten sich aus dem Chor und stellten sich an einen Stuhl in der Kirche, wo sie abwarteten, bis

der Kaiser nach beendigtem Hochamt die Kirche verließ, um ihn bis vor seine Herberge zu begleiten. Am folgenden Tag reichten in einer Audienz beim Kaiser der Kurfürst von Brandenburg, Markgraf Georg, der Landgraf von Hessen, der Fürst Wolfgang von Anhalt und die Gesandten der sächsischen Fürsten eine Klage über des Braunschweigers ungebührliches Verfahren ein, zugleich auch eine Bittschrift, worin sie den Kaiser ersuchten, Anordnungen zu treffen, um fernern frechen Anmaßungen des Braunschweigers vorzubeugen. Der Kaiser ernannte zwar auch einige Commissarien, die den Streit schlichten sollten; Dies gelang jedoch so wenig, daß schon nach wenigen Wochen der alte Hader von neuem ausbrach, indem der Herzog von Braunschweig, Herzog Wilhelm von Baiern und die beiden vorhin genannten Pfalzgrafen in einer Reichsversammlung, wo über Religionssachen verhandelt werden sollte, sich in die Sitze der Markgrafen von Brandenburg eindrängten. Es kam darüber abermals zu einem äußerst heftigen Zank. „Es haben sich", wie mir damals aus Regensburg gemeldet wurde, „die Brandenburger und sonderlich Markgraf Georg deß aufs allerhöchste beschwert und mit ganz bewegtem Gemüthe einander, schier bis aufs Raufen, mit harten Worten angegriffen und ist zu dieser Zeit gar nichts vorgenommen worden, sondern sind in dieser Irrung vom Hause geschieden." Der Kurfürst von Brandenburg und die obengenannten Fürsten brachten abermals eine Klage über des Braunschweigers anmaßendes Benehmen beim Kaiser an. Dieser aber erwiderte blos: Er höre von solchem Zwiespalt unter den Fürsten nicht gerne; sie möchten die Sache heimstellen und sich friedlich halten:

er wolle mit dem von Braunschweig dermaßen handeln lassen, daß solch Vornehmen von ihm nicht mehr geschehen solle.

Des Kaisers Bemühung scheint jedoch wenig gefruchtet zu haben, denn wie mir mein Freund vom Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1543 meldete, wollte sich dort im Reichsrath der braunschweigische Kanzler über die Gesandten Markgraf Albrecht des Jüngern von Brandenburg setzen, worüber abermals ein hitziger Streit ausbrach, sodaß Albrecht's Gesandte Willibald von Wirsberg dem Kanzler unter Anderm sagte: sein Herr fange Alles so ungereimt und verkehrt an, daß wenn er auch noch ein Land besäße, so müsse es ihm verloren gehen. Wie wenig der Kaiser auch auf den Herzog von Braunschweig selbst hatte einwirken können, zeigte sich wieder auf dem so glänzend besuchten Reichstage zu Speier im Jahr 1544, wo ihn die schmalkaldischen Bundesververwandten, da er bereits aus seinem Lande verjagt war, als Reichsfürsten nicht mehr anerkennen und in den Reichsversammlungen nicht weiter dulden wollten. Es kam darüber beiderseits zu so groben Schmähungen, daß der Kaiser es sich endlich verbitten mußte, ihn fernerhin mit solchen Dingen zu belästigen.

Doch diesen Streit könnt Ihr auch anderwärts beschrieben lesen. Ich muß jetzt meiner Feder Halt gebieten, wenn ich nicht befürchten soll, daß auch Ihr, mein theurer Freund, wie damals der Kaiser ausrufet: Ich habe nun von solchen Rangzwisten genug gehört. Und Ihr würdet wol Recht haben. Aber auch ich bin dabei im Rechte, denn um Euch späterhin die etwas freundlichere Lichtseite unserer deutschen Reichstage schildern zu

können, schien es mir angemessen, Euch zuvor einige ihrer Schattenpartien vor Augen zu stellen. Ich kann daher auch nicht umhin, da Ihr nun einmal ein möglichst vollständiges Gemälde der Sitten und des socialen Fürstenlebens auf unsern Reichstagen zu haben wünschet, noch einige düstere Farben dem Schattenbilde hinzuzufügen.

Unsere Religion christlicher Liebe und brüderlichen Friedens mußte leider in der kirchlichen Parteiung, in welcher ihre Bekenner schon dieses ganze Jahrhundert hindurch einander feindlich gegenüberstehen, auch unter den Fürsten zum Anlaß von Haß und Zwietracht dienen. Ich will Euch nicht mit Schilderungen der endlosen Streithändel und Verhandlungen über Auslegung und Verständniß, Annahme oder Verwerfung dieser oder jener Lehrsätze und kirchlichen Dogmen belästigen. Es wird genügen, Euch nur in einzelnen Ereignissen und Vorfällen zu zeigen, wie selbst auch, wenn ich es so nennen darf, das äußerliche Kirchenthum die Gemüther der Fürsten auf den Reichstagen entfremdete und gegeneinander erbitterte. Blickt zunächst nur auf den Reichstag zu Speier im Jahr 1526. Die dort erscheinenden evangelischen Fürsten, namentlich auch der Kurfürst von Sachsen und der Landgraf von Hessen hatten in ihrem Gefolge auch ihre Geistlichen mitgebracht und verlangten, daß ihnen zur Abhaltung ihres Gottesdienstes eine Kirche der Stadt eingeräumt werde. Da ihnen aber nicht nur Dieses verweigert, sondern auch alle ihre Klagen über Unterdrückung ihres Glaubens nicht weiter berücksichtigt wurden, so blieb ihnen nichts Anderes übrig, als die Geistlichen bei offenen Thüren in ihren Herbergen predigen zu lassen. Der Erfolg dieses Druckes aber war,

daß der Zulauf des Volkes zu diesen Predigten von Tag zu Tag so zunahm, daß zuletzt die Herbergen die zuströmende Menge nicht einmal mehr fassen konnten. Dasselbe wiederholte sich auf einem andern Reichstag zu Speier im Jahr 1529, wo aber sogleich im Anfang der Kurfürst von der Pfalz seinen Leuten den Besuch der Predigten der sächsischen und hessischen Geistlichen mit aller Strenge verbot. Dabei jedoch blieb es nicht. Am Tage des Einzuges des Kaisers zum Reichstage in Augsburg (1530) verlangte er sofort von den zu einer besondern Audienz beschiedenen evangelischen Fürsten, daß sie auf diesem Reichstage ihre Predigten einstellen lassen und am folgenden Tage der feierlichen Procession des Fronleichnamfestes beiwohnen sollten. Der alte Kurfürst von Sachsen und Markgraf Georg von Brandenburg waren durch diese Foderung so betroffen, daß sie im Augenblick kein Wort sprechen konnten. Der Landgraf von Hessen aber entgegnete: Was der Kaiser verlange, sei eine Handlung, die sie ohne Verletzung ihres Gewissens nicht unternehmen könnten. Von ihren Predigern werde auch weder etwas Böses noch etwas Neues, sondern nur Das gelehrt, was die alten Kirchenväter längst geschrieben und ausgelegt. Dies zu prüfen, möge der Kaiser seinen Predigern befehlen, ihre Prediger zu hören. Da jedoch der Kaiser seine Foderung immer wieder erneuern ließ und auch sein Bruder darüber immer heftiger sprach, so gerieth auch der Markgraf, der nun das Wort nahm, so in Eifer, daß er, indem er die Hand an den Hals legte, erklärte: „Lieber will ich sogleich meinen Kopf durch den Henker verlieren, als Gott und sein heiliges Evangelium verleugnen und einer fal-

schen, irrigen Lehre beipflichten.“ Worauf der Kaiser, sein Stillschweigen unterbrechend, erwiderte: „Loever (lieber) Förſt, nit Kop ab! nit Kop ab!“ Er beharrte indeß bei seinem Verlangen, indem er die Fürsten dahin beschied, sich bis zum andern Tag zu bedenken und ihm dann ihre Antwort zu bringen.

Wegen Theilnahme an der Procession des Frohnleichnamsfestes erschienen die evangelischen Fürsten mit dem Kurprinzen von Sachsen (denn der Kurfürst war in der Nacht erkrankt) am andern Morgen schon um sechs Uhr in der Residenz des Kaisers und erklärten ihm ausführlich, aus welchen Gründen sie nach ihrer Ueberzeugung der Procession nicht beiwohnen könnten und durch ihre Gegenwart der gottesdienstlichen Handlung auch nicht einmal den Schein ihrer Billigung geben wollten. Markgraf Georg von Brandenburg führte abermals das Wort, erinnerte den Kaiser nicht nur an die Verdienste seiner Vorfahren um sein Haus, sondern erklärte auch offen und frei: „In solchen Gott selbst betreffenden hohen Dingen werde er, durch Gottes unwandelbaren Befehl, gezwungen, alle menschliche Gebote und Verordnungen beiseitezusetzen, weil geschrieben stehe, man müsse Gott mehr gehorchen als den Menschen. Er sei daher fest entschlossen, um des Bekenntnisses der Lehre willen weder Gefahr noch Tod zu scheuen, seitdem er gehört, daß alle Die, welche bei der wahren Religion verharren wollten, ein solches Schicksal treffen solle.“

Dies großherzige Wort, in der Stunde einer wichtigen Entscheidung dem Kaiser gegenüber von einem edeln Fürsten ausgesprochen, auf den das erlauchte brandenburgische Haus mit allem Recht stolz sein darf, machte

mächtigen Eindruck nicht blos auf die übrigen anwesenden evangelischen Fürsten, sondern selbst auch auf den früher so starr befehlenden Kaiser. Er wiederholte zwar sein voriges Ansinnen nochmals, aber nur bittweise, mit dem Wunsche, die evangelischen Fürsten möchten sich der Processionsfeier nicht entziehen. Da der Streit bis um zehn Uhr dauerte, so konnte sie erst gegen Mittag ihren Anfang nehmen; es erschien dabei aber kein einziger evangelischer Fürst; auch von den augsburger Bürgern wohnten ihr kaum hundert bei.

Am folgenden Tage überreichten die Fürsten dem Kaiser auch eine Vorstellung wegen seines Verbots des Predigens, worin sie ihm mit Gründen bewiesen, daß ihm gar kein Recht zustehe, ihnen das Predigen zu verbieten. Da dies ihn sehr erzürnte, zumal weil in denselbigen Tagen die Fürsten trotz seines Verbots hatten predigen lassen, so schlug man eine Commission vor, die mit den Fürsten die Streitsache verhandeln solle. Vom Kaiser genehmigt, brachte sie bald auch eine gegenseitige Uebereinkunft zustande, nach welcher man beiderseits die Predigten einstellen, der Kaiser aber solche Männer anordnen solle, die Gottes Wort rein und lauter verkündigten. Dies geschah auch; der Kaiser bestimmte sofort mehre Prediger und ließ zugleich durch einen Herold in der Stadt den Befehl ausrufen, daß nur die von ihm Ernannten, sonst kein anderer Prediger von beiden Confessionen fortan bei Leibesstrafe mehr predigen solle. So waren die Fürsten überlistet; denn was für Männer ernannte der Kaiser? „Wir werden berichtet", sagt von ihnen der Kurfürst von Sachsen, „daß sie gewöhnlich nichts mehr, als den Text des Evangelii sagen; was sie daneben

lehren, sei kindisch und ungeschickt Ding. Also muß unser Herr Gott auf diesem Reichstage stille schweigen."

Wie damals in Augsburg verhielten sich die protestantischen Fürsten auch auf spätern Reichstagen in Rücksicht der Theilnahme an religiösen Festen, sodaß es immer nur katholische waren, die dem Kaiser, wenn er kirchlichen Feierlichkeiten beiwohnte, dabei „aufwarteten". Nur Markgraf Albrecht der Jüngere von Brandenburg, zwar Protestant, jedoch in religiösen Dingen etwas leichtfertig, trug, wenn er auf Reichstagen war, wie zu Speier im Jahr 1546, kein Bedenken, mit dem Kaiser in die Messe zu gehen. Anders sein Vetter, der Kurfürst Joachim von Brandenburg. Als dieser bei seiner Anwesenheit in Wien einige Jahre zuvor (1542) vom Römischen König die Auffoderung erhielt, der Procession am Fronleichnamsfeste beizuwohnen, ließ er ihm die Antwort sagen: „Er wäre nicht allda, um dies Affenspiel zu treiben, sondern sich in Kriegsübungen und wider den Feind der Christenheit gebrauchen zu lassen."

Nirgend mehr als auf Reichstagen bewies der Kaiser den protestantischen Fürsten sein starres, unduldsames Wesen, zumal in der Zeit seiner noch ungeschwächten Machtfülle. So verbot er auf dem Reichstage zu Speier (1544) dem Prediger des Landgrafen von Hessen das Predigen in einer Kirche mit der größten Strenge und der Landgraf mußte seiner Herberge gegenüber ein großes Haus zur Abhaltung des Gottesdienstes miethen. Ebenso sah sich der Kurfürst von Sachsen genöthigt, seinen Gottesdienst in einem gewöhnlichen Schenkhaus halten zu lassen und statt der Orgel sich der Instrumentalmusik

mit Lauten, Zwergpfeifen, Zinken, Geigen und Trompeten zu bedienen, was sehr viel Volk dahin zog.

Des Kaisers Beispiel der Unduldsamkeit übte natürlich auch rückwirkenden Einfluß auf das gemeine Volk, besonders auf die Spanier, die gewöhnlich zahlreich in seinem Gefolge waren, und hier gepaarte sich mit Unduldsamkeit noch Roheit. So erfrechte sich auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) ein Spanier, die geistlichen und kirchlichen Gebräuche auf eine so unverschämte Weise zu beschimpfen, daß das erbitterte Volk sich seiner bemächtigte und ihn trotz der Fürbitten des Kurfürsten von Brandenburg und mehrer anderer Fürsten an einen Baum aufknüpfte. Noch ärgerlicher war ein Auftritt auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550. Eines Tages drang hier eine Anzahl Spanier aus dem Hofgesinde des Prinzen Philipp, des Sohns des Kaisers, nach beendigter Vesper in die evangelische Kirche zu St.-Ulrich ein, stürmten und vernichteten die Kanzel, Kirchenstühle, Fenster und Almosenstöcke, brachen alle Thüren auf und warfen Alles auf die Straße hinaus, bis endlich der Stadtvogt mit seinen Trabanten, von denen mehre verwundet wurden, den Gräueln ein Ende machte und zwei kaiserliche Alcaden den Lärm stillten. Und Das geschah, während der Kaiser und der Römische König in Augsburg anwesend waren. Die Anstifter wurden zwar festgenommen, jedoch nach einigen Tagen ohne weitere Strafe wieder frei gelassen. Einen ähnlichen ärgerlichen Skandal verübten eine Anzahl Spanier, meist Bediente eines spanischen Gesandten, auf einem spätern Reichstage zu Augsburg (1559), indem sie abermals in eine evangelische Kirche einstürmten und mit

entblößten Gewehren auf den Geistlichen losgingen. Sie würden ihn ohne Zweifel ermordet haben, wenn nicht seine Zuhörer ihn noch glücklichereise gerettet hätten, und auch diesmal erfolgte keine Bestrafung.

Auch Kaiser Ferdinand selbst zeigte sich auf diesem Reichstage nichts weniger als duldsam. Er bewies bei folgendem Vorfall, den ich damals aus dem Munde eines hier anwesenden Gesandten hörte, daß er von bigotem Glaubenseifer nicht frei war. Am Osterfeste hatten ihn fast alle hier anwesenden katholischen Fürsten und selbst auch die Gesandten der evangelischen Fürsten zur Kirche begleitet; die letztern aber waren sogleich wieder aus der Kirche hinausgegangen, nur mit Ausnahme des kurfürstlich brandenburgischen, welcher blieb und neben den päpstlichen niederkniete. So sehr auch den Kaiser das Weggehen der andern verdroß, so blieb nichts übrig, als seinen Unwillen in sich zu verschließen. Am Fronleichnamsfeste aber, wo er mit allen anwesenden katholischen Fürsten der Procession beiwohnte, bot sich Gelegenheit, seinen Zorn an einem jungen Fürsten von Liegnitz auszulassen. Dieser junge Prinz, den außer seiner ausgezeichnet schönen Körperbildung auch viele fürstliche Tugenden schmückten, hatte bisher zu völliger Zufriedenheit des Kaisers, der ihn bei allen Gelegenheiten durch Gunstbezeigungen ausgezeichnet, am kaiserlichen Tische die Stelle eines Mundschenks versehen und war am ganzen kaiserlichen Hofe beliebt und wohlgelitten. Am Fronleichnamsfest aber hatte er sich nicht dazu verstehen wollen, dem Kaiser bei einer Ceremonie so wie Andere aufzuwarten. Als er darauf bei der Mittagstafel wie gewöhnlich dem Kaiser Wasser reichen

wollte, riß ihm dieser zornig das Gießgefäß aus der Hand, mit den Worten: Wenn er in der Kirche in seiner Religion nicht auf den Dienst warten wolle, so bedürfe er auch jetzt seines Dienstes nicht, und somit habe er aufgehört „sein Diener zu sein". Zwar legten die Herzoge von Mecklenburg und Würtemberg, denen es leid that, daß der junge liebenswürdige Fürst, „einen so gar stumpfen Abschied vom Hofe" erhalten, für ihn beim Kaiser eine dringende Fürbitte ein; dieser indeß erwiderte: Was er gesagt, sei gesagt, denn er sei nicht Willens, einen Diener zu halten, der nicht seines (des Kaisers) Glaubens sei; jedoch wolle er sich sonst gegen den jungen Fürsten als gnädigsten Herrn beweisen. So mußte der junge Prinz den kaiserlichen Hof verlassen.

Doch ich will das Schattenbild unserer Reichstage nicht weiter ausführen, denn es ließe sich über die auch auf ihnen herrschende Verfolgungssucht und bigote Glaubenswuth, besonders der den Kaiser beständig umgebenden Spanier wol noch gar Manches sagen. Wie viel oft die Bürger auf Reichstagen von diesem Volke zu leiden hatten, könnt Ihr schon daraus abnehmen, daß der Kaiser, bevor er nach beendigtem Reichstage im Jahr 1551 Augsburg verließ, dem Rath der Stadt 4000 Kronen zur Vertheilung unter die Bürger auszuzahlen befahl, bei denen die Spanier im Quartier gelegen, als Vergütung des vielfachen Schadens, Verdrusses und Muthwillens, den sie von ihnen während des Reichstags hatten erdulden müssen. Und was hatte selbst nicht der gefangene Landgraf Philipp von Hessen auch noch auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) von seinen spanischen Wächtern zu leiden! Er schrieb von dort: „Die ihn

umgebenden Spanier führten beständig ein solches Gewäsch, daß Niemand schlafen könne, und wenn er einmal schlafe, zögen sie die Gardinen auf, um zu sehen, ob er nicht durch einen Riß oder ein Mäuseloch entwischt sei." Man hat von dieser seiner Trauerzeit aus Augsburg ein kleines Gedicht, betitelt „Des Landgrafen von Hessen Schlaffegen", welches also lautet:

Des Abends wenn ich zu Bette gehe,
Sechszehn Hispanier um mich stehen,
Zwei zu Häupten, zwei zu Füßen,
Zwei zur Rechten, zwei zur Linken,
Zwei die mich decken, zwei die mich wecken,
Zwei die mich kleiden mit dem spanischen Herzeleide,
Zwei die mich weisen nach dem spanischen Paradeise,
Allda will ich mich hinkehren, gut Spanisch will ich lehren,
Und will nit wiederkommen, denn es bringt Deutschland keinen Frommen.

Und so will ich mit diesem des Landgrafen Abendsegen für diesmal meinen Bericht schließen, gebe ihm aber für Euch, mein werther Freund, den Trost mit, daß Ihr inskünftige kein mit so dunkeln Farben gezeichnetes Bild von unsern deutschen Reichstagen von mir mehr erhalten sollt.

VII.

Augsburg, 12. Juli 1582.

Mein werthester Freund! Augsburg lebt jetzt in Lust und Freude; fast kein Tag ohne Bankette und Festlich-

keiten; gestern ein glänzendes Ritterspiel der hier versammelten Fürsten. So muß gar oft der Ernst der meist nicht sehr erquicklichen Reichsverhandlungen dem Vergnügen und erheiterndem Zeitvertreib das Feld räumen und der Kaiser wie die Fürsten erlustigen sich bald innerhalb, bald außer der Stadt. So war es auch immer in früherer Zeit. Kaiser Maximilian verließ mitunter tagelang eine Reichsversammlung, um einem Jagdvergnügen, einer Hochzeit oder einer andern Festlichkeit beizuwohnen. Hielt Kaiser Karl einen Reichstag hier in Augsburg oder in Regensburg, so besuchte er wol wochenlang ein nahegelegenes wohlthätiges Wildbad, denn er war, wie Ihr wisset, in seiner Gesundheit ein gar schwacher Herr, der von Gicht und Podagra oft viel zu leiden hatte. Auch verschmähte er es wol nicht, vom Reichstage aus, von mehren Fürsten begleitet, der Einladung eines Fürsten zu einer lustigen Kindtaufe oder einem andern heitern Familienfest zu folgen. Fühlte er sich kräftig und gesund, so sah man ihn wol, wenn Reichstag in Nürnberg oder Regensburg war, mitunter mehre Tage auf einer Birschjagd, die ihm zum Vergnügen die bairischen Herzoge in ihren ausgedehnten Waldungen veranstalteten, wobei er dann, immer auch von mehren Reichsfürsten begleitet, die Büchse immer selbst in der Hand trug. Man hat es bemerkt, daß er (1541) „bei einem lustigen Jagdgetreibe auf Wölfe und Rothwild in den Wäldern bei Anspach mit eigenen Händen einen Wolf und auch viel Rothwild hetzte". Seine liebsten Begleiter waren dabei gewöhnlich der immer aufgeweckte Herzog, nachmalige Kurfürst Moritz von Sachsen und der stets heitere, trinklustige Markgraf Albrecht von Brandenburg. Auch

Kaiser Ferdinand, ein noch weit leidenschaftlicherer Weidmann, unterzog sich oft auf Jagden den größten Beschwerden; mit verwegenster Kühnheit bestand er jeden, auch den wildesten Eber und Bären. Doch gerieth er einmal während des Reichstags zu Augsburg im Jahr 1558 auf einer Wildschweinjagd in die größte Lebensgefahr, indem ein gewaltiger Eber sein Pferd mit grimmiger Wuth anrannte und so stark beschädigte, daß es dem Kaiser kaum noch gelang, sich vor dem Thiere zu retten.

Doch das gestern, wie schon erwähnt, hier in Augsburg auf unserm Weinmarkt gegebene glänzende Ritterspiel lenkt meine Feder auf die Schilderung der Belustigungen und Festlichkeiten, womit unsere Fürsten auf Reichstagen so gern zu ihrer Erheiterung die Tage und Stunden füllten, die ihnen von den meist so ermüdenden Reichsverhandlungen für ihr geselliges Leben übrigblieben. Dem gestrigen Ritterspiele bald in der einen, bald in der andern Form ähnlich wurden solche fast auf jedem nur irgend zahlreich von den Fürsten besuchten Reichstag dieses Jahrhunderts mehrfach veranstaltet. Schon im ersten Jahre desselben (1500), als Kaiser Maximilian mit seiner Gemahlin Blanca Maria dem wegen der Kreiseintheilung unsers Deutschen Reichs berühmten Reichstage hier in Augsburg beiwohnte, huldigten die Fürsten dem kaiserlichen Paar mit verschiedenen Ritterspielen, Turnieren und Freischießen. Noch glänzender waren die Rennspiele auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1510. Der ritterliche Max nahm selbst auch theil, indem er vor dem Scharfrennen auf der Rennbahn in einem so kostbaren Aufzuge einherritt, daß man den

Werth seines Kaiserschmuckes mit den zahlreichen Edelsteinen und Perlen auf 200,000 Gulden schätzte. Doch vertauschte er das Kaiserkleid beim Rennen mit einem geringern Rittergewand. Als Gegner stellte sich ihm der edle Kurfürst Friedrich von Sachsen zum Kampfe. Der Weinmarkt hallte vom Geprassel der Lanzen wieder und alle zuschauenden Kurfürsten und Fürsten erstaunten über die ritterliche Gewandtheit der beiden fürstlichen Kämpfer, denn beide stachen so meisterhaft und kunstgerecht, daß keinem der Dank hätte zuerkannt werden können. Auch noch im höhern Alter, beinahe ein Sechziger, ergötzte sich der Kaiser gern an solchen ritterlichen Kampfspielen. Selbst noch in seinem letzten Lebensjahre auf dem Reichstage zu Augsburg (1518) nahm er am festlichen Beilager der bairischen Fürstentochter Susanna mit dem Markgraf Kasimir von Brandenburg mit Lust und Liebe theil an den von den Fürsten veranstalteten Ritterspielen und Scharfrennen; mit vielem Vergnügen sah er aus dem Fugger'schen Hause auf dem Weinmarkt den ritterlichen Lustbarkeiten zu. Auf seinen Wunsch schrieb auch der Rath ein sogenanntes Armbrustgesellenschießen aus, wobei nicht weniger als 169 Schützen mit 27 Fahnen, darunter auch der alte Kaiser selbst und viele Fürsten erschienen. Als Preise für die besten Schützen setzte der Kaiser eine silberne vergoldete Schale, 35 Gulden an Werth, 6 Ellen Sammet und dazu auch einen Ochsen für 12 Gulden, für den besten Handbogenschützen aber ein damastenes Stück aus. Geschossen wurde nach einem auf einer hohen Stange aufgesteckten Papagai. Vier Tage hatte das Schützenfest gedauert, als ein Müllerssohn, mit dem der Kaiser wetteiferte, den besten

Preis davontrug. Darauf gab Kurfürst Joachim von Brandenburg, ein kunstgewandter Reiter, noch 20 Gulden zum besten, wofür ein Pferderennen mit ausgesetzten Preisen veranstaltet wurde.

Zu Kaiser Karl's Zeit kam wie auf den Reichstagen, so auch sonst das ritterliche Scharfrennen mehr und mehr in Abnahme, denn es war immer ein gefährliches Spiel und ging selten ohne Schaden und Unfälle vorüber; bald fiel ein Kämpfer eine Hand aus, bald brach er aus dem hohen Sattel stürzend einen Arm oder ein Bein. Am meisten litten immer die Streitrosse, die fast niemals unverletzt und oft für immer unbrauchbar von der Rennbahn weggeführt wurden. Daher äußerte auch Pfalzgraf Friedrich II. vom Rhein, als er im Jahr 1526 den Kaiser Karl in Granada besuchte und einem ihm zu Ehren veranstalteten Scharfrennen beiwohnte: „In vorigen Zeiten sei in Deutschland das Turnieren und Scharfrennen am gebräuchlichsten gewesen. Nunmehr lasse man davon ab und lege sich lieber auf das Armbrustschießen, womit sich Fürsten, Bürger und Edelleute erlustigten." Indessen liebte Karl die alten deutschen Ritterspiele von Jugend auf viel zu sehr, als daß er müßige Stunden nicht gern zu seiner Erheiterung mit ihnen ausgefüllt hätte. Er bewies diese Vorliebe auch hier in Augsburg auf dem großen Reichstag 1530. Schon auf der Reise hierher ergötzte man ihn überall in größern Städten mit allerlei erlustigenden Festspielen. In München erwartete ihn ein angeordnetes Kriegsspiel. Eine rothgekleidete Reiterschar und 1500 Mann Fußvolk stürmen im Scheingefecht gegen eine von Holz erbaute Festung, die eine Zeitlang von ihrer Besatzung aufs

tapferste vertheidigt, dann aber verlassen wird und mit einer Ladung von 100 Stück Geschütz unter Donner und Krachen zusammenstürzt. Darauf folgen auf freien Plätzen auf errichteten Gerüsten Darstellungen lebender Bilder aus der alten Zeit: hier knieend die schöne Esther, begleitet von sechs edeln, blühenden Jungfrauen in prachtvollen Gewanden, wie sie schmachtend den Untergang Haman's als Gnade erbittend das Scepter der stolzen Majestät des Königs Ahasverus küßt; dort die Massagetenkönigin, die männlich tapfere Tomyris, wie sie das vom Rumpf getrennte Haupt des kriegslustigen Perserkönigs Cyrus in einen mit Blut gefüllten Schlauch eintunkt, als wolle sie damit sagen: hier saufe dich voll, du unersättlicher Bluthund; auf einer dritten Bühne der grausame Perserdespot Kambyses, wie er mit blutgierigem, rachsüchtigem Blick den Leichnam des von ihm mit der Lanze getödteten Sohnes des Prexaspes öffnen läßt, um zu sehen, ob er, wie er gewollt, des Jünglings Herz auch richtig getroffen habe. „Das waren", sagt der Beschreiber, „gräuliche und traurige Gegenstände, jedoch durch Vortrefflichkeit der Kunst nicht widrig zu sehen."

Auch hier auf dem Reichstage ergötzte sich der Kaiser mit den Fürsten an allerlei glänzenden Ritterspielen. Eins der schönsten fand an dem festlichen Tage statt, an welchem er mit großer Feierlichkeit seinen Bruder, den Römischen König Ferdinand mit den östreichischen Landen belehnte. Nach vollzogener Lehnshandlung ritt der Kaiser mit den Kurfürsten und andererseits auch der König in ihre Gezelte und legten andere Kleider zum angeordneten Ritterspiele an. Mittlerweile belustigten acht edle Junggesellen das schaulustige Volk mit einem ergötzlichen

Stechrennen. Nun sprengte der Kaiser auf einem stolzen, glänzend geschmückten Streitroß auf den Kampfplatz heran, begleitet vom Herzog Heinrich von Braunschweig und einer Schar spanischer Großen, nach ihm sogleich auch der Römische König, umgeben von vielen deutschen Grafen und Rittern und einer Anzahl seiner Landherren, sodaß man auf beiden Seiten an 70 Personen zählte, alle stattlich mit Kürassen, Tartschen, leichten Spießen und Schwertern bewaffnet, das eine Geschwader in rother und gelber, das andere in grauer und weißer Bekleidung von Atlas und Damast. So sprengten sie auf türkischen, polnischen und deutschen leichten Rossen widereinander heran, immer eine Rotte von sechs Kämpfern zum Scharmützel gegen eine andere. Man warf zuerst kunstgerecht die Spieße, dann wandte man sich in Eile zu den Schwertern und schlug damit so ritterlich und so lange, bis die angeordneten Krieswärtel oder Kampfwächter die streitenden Scharen trennten. Jetzt traten mit erneuertem Trompetenschall neue Rotten auf, unter ihnen auch König Ferdinand. Fünf von ihnen fielen sogleich beim ersten Aneinanderrennen; auch der König stürzte einmal mit dem Pferde, nachdem er eben den Gegner, mit dem er zusammentraf, durch einen kraftvollen Stoß aus dem Sattel geworfen. „Jedoch geschahen", wie es im Bericht heißt, „nur etwa vier oder fünf besonders gute Treffen, weil die Spieße zu leicht und zu schwach gewesen; aber mit den Schwertern ist insgemein willig und ernstlich Wohlmaß gebraucht worden." Am Abend bei Tafel in wälscher Manier wurden von edeln schönen Jungfrauen nach dem Urtheil der Kampfrichter an die besten Kämpfer die Danke vertheilt. Dem einen reichten zarte Hände

ein goldenes Schwert, dem andern einen goldenen Spieß, dem dritten ein goldenes Kränzlein, dem vierten ein gleiches. Der am besten und kunstgerechtesten mit dem Schwerte geschlagen, erhielt seinen Dankpreis aus der Hand der Römischen Königin Anna.

So ernst auch damals die Zeit in ihren großen, erschütternden Erscheinungen selbst auch auf Reichstagen war, so gern verscheuchte man bisweilen diesen Ernst des Lebens durch irgend ein ergötzliches Vergnügen. An dem Tage, als Augsburgs Bürgerschaft damals dem Kaiser die Huldigung leistete, führte eine Anzahl auserlesener Jünglinge aus allen Nationen, wie sie eben in Augsburg anwesend waren, also Deutsche und Böhmen, Italiener und Spanier in ihren Nationalrüstungen den Fürsten zu großer Ergötzlichkeit in den ausgedehnten Gärten der Stadt ein lustiges Kriegsspiel auf, worin die verschiedenen Nationen theils durch Kriegslisten, theils durch Kämpfe und Gefechte einander zu überwältigen suchten.

Auch auf spätern Reichstagen ließ Kaiser Karl gern noch die Fürsten durch Turniere und andere ritterliche Spiele ergötzen, obgleich er selbst, oft lebensmüde, misgestimmt und in seiner Gesundheit sehr geschwächt, nicht mehr daran theilnahm. Auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550 ordnete sein Sohn Philipp, damals um die Gunst der deutschen Fürsten bemüht, weil ihm sein Vater die Kaiserkrone zu verschaffen wünschte, zur Belustigung der Fürsten mehrmals festliche Turniere und allerlei andere Ritterspiele an, wobei er freilich auch vorzüglich die auf dem Reichstage damals anwesende Herzogin von Lothringen, zu der er große Zuneigung hegte,

m Auge hatte. Ihr zu Liebe ward dabei Alles aufgeboten, was nur irgend spanischer Pomp und Pracht in kostbarer Kleidung und Rüstung hieß. Selten hat Augsburg ein glänzenderes Lanzenstechen gesehen, als da eines Tags Prinz Philipp in der prachtvollsten Rüstung mit zehn kampffertigen Rittern auf dem großen Marktplatz daherritt, um unter des Kaisers und der Herzogin Fenstern des Fugger'schen Hauses mit zehn andern Rittern den Kampf zu beginnen. Alle Fürsten und Gesandten waren zum Zuschauen eingeladen. Allein der Prinz erntete dabei doch keinen Ruhm, „denn man sah", wie ein Berichterstatter sagt, „in Augsburg nie ein schlechteres Lanzenstechen". Auch bei einem andern Rennspiele brach Prinz Philipp keine Lanze, ja es gelang ihm nicht einmal seinen Gegner zu treffen. Glücklicher waren dabei die mit ihm auf den Reichstag gekommenen, in solchen ritterlichen Lustbarkeiten meist sehr geübten spanischen Edelleute, denn auch sie ordneten oft zur Erlustigung des Kaisers und der Fürsten Turniere und allerlei andere Ritterspiele an. So fand in ähnlicher Weise auch gestern, wie ich bereits im Anfange meines Schreibens erwähnte, unter den jetzt hier in Augsburg anwesenden Fürsten ein glänzendes Ritterspiel auf dem Weinmarkt statt.

Aber Ihr dürft nicht meinen, mein werther Freund, daß es das Kampfspiel, das ritterliche Rennen und Stechen allein gewesen sei, woran sich Kaiser und Fürsten bei Turnieren ergötzten. Auch der Humor behauptete dabei sein Recht und seinen Platz und verlangte gebührende Befriedigung. Man sah mit Lust bei den Turnieren oft allerlei Mummereien und Maskeraden; bald erschienen die fürstlichen Kämpfer und kämpfenden

Ritter selbst in prächtiger, phantastischer Tracht vermummt oder lustig maskirt als Helden aus alter, grauer Zeit, bald traten in Zwischenspielen auch andere vermummte und maskirte Gruppen auf, um gegeneinander zu kämpfen oder mit Papierlaternen auf dem Kopf und brennenden Lichtern lustige, lärmende Tänze aufzuführen. Schon unser Kaiser Maximilian war ein Freund solcher Mummereien und schaute ihnen auf den Reichstagen hier zu Augsburg aus Fugger's Haus immer mit großem Vergnügen zu. Bei dem Vermählungsfeste der bairischen Prinzessin Susanna auf dem Reichstage (1518), wo die Braut in Roth, Weiß, Gelb und Rosenfarbe gekleidet war, hatte der Kaiser selbst eine ergötzliche Mummerei in diesen bunten Farben veranstaltet, von der allerlei Tänze fremder Nationen aufgeführt wurden. Dagegen fand sein ernster Enkel, Kaiser Karl, dem ja schon als Sechsunddreißiger graue Haare die Schläfen deckten, wenig Gefallen an solch lustigem Mummenschanz. Jedoch ließ in seiner Anwesenheit auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) der heitere, vielgereiste Pfalzgraf Friedrich vom Rhein bei einem glänzenden Bankett, welches er einer Anzahl Fürsten, Fürstinnen und Bischöfen gab, diese seine Gäste durch allerlei „erquickliche Mummereien so belustigen, daß selbst die hohen Prälaten die Bäuche schüttelten".

Trat aber auf einem Reichstage die Fastnachtzeit, das Carneval ein, wo es Jedem frei stand, sich in Tänzen oder mit allerlei Kurzweil zu erlustigen, und Rennen, Stechen, Gastgelage und Mummereien ohnedies schon an der Tagesordnung waren, so erlaubte es dann selbst der gestrenge Kaiser, daß nach einem Turnier als Nachspiel

Knechte und Troßbuben zur Belustigung der Anwesenden ihr Kübelturnier aufführten, wobei sie als Kämpfer, reichlich mit Heu oder Stroh ausgestopft und statt der Helme den Kopf mit einem umgestürzten Wasserkübel bedeckt, mit langen Stangen gegeneinander rannten. Den besten Kämpfern brachten auch hier schönausgeputzte Mädchen und lustige Dirnen nach dem Gefecht die Danke entgegen. So spielte auch hier satirischer Humor in der edeln Lust des Lebens mit. „Als ich in Nürnberg ankam", sagt ein Augenzeuge des dortigen Reichstags (1521), „waren gerade die Fastnachtstage, an denen der Rath, den anwesenden Fürsten zu Lust, dem gemeinen Volke erlaubt hatte, ihres Gefallens auf den Gassen umherzuschwärmen. Man konnte sehen, wie die Fleischhauer, Gerber, Würzkrämer, Köche und andere Handwerksleute, in seidenen Kleidern und mit goldenen Ketten behängt, öffentlich umhergingen, Tänze hielten, sangen, sprangen, Gastereien anstellten und mancherlei wunderliche Händel erdachten und vornahmen, um die Fürsten fröhlich zu machen, die doch nicht merkten, daß dieselben mit ihren Griffen ihr Geld ansichbrachten und sie alles desto theurer kaufen mußten, je herrlicher und prächtiger sie sich mit den Ihrigen hielten."

Karl's Bruder, Kaiser Ferdinand liebte und förderte solche Ergötzlichkeiten, wo sich nur irgend Gelegenheit bot. Es war für ihn ein großes Vergnügen, wenn er in Prag in einem Schauspiele sah, wie die himmelstürmenden Giganten vom allmächtigen Götterkönig Jupiter bezwungen werden. Er liebte im Mummenschanz vorzüglich mythische und alterthümliche, aus der alten Heidenzeit entnommene Vorstellungen auch bei Turnieren.

So ordnete er bei der Anwesenheit des Herzogs Albrecht von Baiern in Wien (1560) diesem zu Ehren ein großartiges Fußturnier an, bei welchem als Mummenschanz die Göttin Isabella von Karthago erschien, mit einem gelben, von blauen und gelben Federlein künstlich bedeckten Kleide und auf dem Haupte mit einem altfränkischen Hut von Goldstoff geschmückt (wie man gewöhnlich die Sibyllen zu malen pflegt), einen in einem Felsen (aus welchem Musik und Vögelgesang sich hören ließ) gefangenen Ritter mitsichführend, den sie, wie sie versichert, aus fernen Landen mit Zaubermacht herbeigebracht hatte, um seinem feurigen Wunsche nach für die Treue der Jungfrauen mit ritterlicher Faust zu fechten. Auch hier trat dann als Contrast zum Ritterspiel ein kurzweiliger Markulfus auf, buntschäckig, roth und grün gekleidet und wohlleibig ausgestopft, verkehrt auf einem Esel reitend, dem man lange Pluderhosen auf landsknechtische Art angezogen und auf dem er hin und her unter das helljauchzende Volk sprengte, oft aber von seinem Langohr abgeworfen wurde.

Bei einem andern ähnlichen Feste erscheint vor Beginn des Turniers ein Schalksnarr, den mit einer goldenen Kette gefesselten Cupido mitsichführend und drohend, er wolle jetzt diesen zum Galgen führen, denn einzig nur er sei Schuld an der schnöden Untreue, die jüngst zwei Rittern von ihren Geliebten widerfahren sei. Cupido aber flehentlich um Erbarmung bittend, fodert alle anwesenden Frauen und Jungfrauen auf, ihn vom schimpflichen Tod zu retten und ein Fürwort für ihn einzulegen. Er findet Mitleid. Zwei als Jungfrauen gekleidete Jünglinge treten hervor und bitten die Ritter,

„sofern sie noch einen Blutstropfen von Liebe im Leibe hätten" den Cupido zu retten. Viele geloben es; der Gefesselte wird weggeführt. Am andern Tage bei einem Roßturnier erfolgt seine Befreiung, jedoch erst nach überstandener schwerer Todesangst. Es tritt ein Ritter hervor, erklärend: Cupido habe den Galgen verdient, denn dieser Schalk verschulde es, daß noch Untreue in der Welt sei. Wer jedoch von den Kämpfern einen Dank gewinne oder in viermaligen Rennen ihn übertreffe, solle den Cupido um eine Staffel vom Galgen wieder herabbringen. Jetzt wird der noch stark gefesselte Sünder, unter Vorritt zweier Standartenträger von zwei Rittern und einer Schutzwache begleitet, herbeigeführt und muß unter Todesangst auf der Stiege einer mit 24 Staffeln versehenen Henkerbühne bis auf die sechste Staffel hinaufsteigen, um dort sein Loos, Leben oder Tod, zu erwarten, denn nach dem für ihn günstigen oder ungünstigen Ausfall des jedesmaligen Kampfes wird er bald um einige Staffeln herabgestellt, bald um einige erhöht. Da sprengt endlich nach vielen Kämpfen auf stattlichem Roß der Gott Mercur auf die Rennbahn herbei, mit ihm eine Göttin, die Tochter der hehren Cybele, vom Rathe der olympischen Götter gesandt, das heillose Unternehmen der frevelnden Ritter, welche die Liebe hängen wollen, zu hindern, „sintemal nichts in der Welt ist, das nicht von wegen der Liebe erschaffen und dazu geschaffen ist". Aber der Kampf und das Rennen dauert noch fort und immer noch mit wechselndem Glück; hier rufen immer noch Ritter: Cupido verdiene den Galgen, dort wieder andere: man müsse ihn retten. So kann der Kampf nichts entscheiden. Da tritt endlich auf Mercur's Ersuchen das

gesammte Frauenzimmer der Königin auf, flehentlich bittend um Cupido's Leben, und nun ist er gerettet, denn der Bitte des schönen Geschlechts darf ein Ritter nichts versagen.

Doch ich breche ab von diesen Lustbarkeiten der Festturniere; ich habe sie nur berührt, um Euch, mein werther Freund, an einem Beispiel zu zeigen, wie die Fürsten diese ihre Ritterspiele mit allerlei lustigem Kurzweil nach ihrem Geschmack zu würzen pflegten. Es fehlte selbst nicht an wilden Männern, Frauen und andern mythischen Ungestalten mit Stierköpfen und vergoldeten Hörnern, die bei Turnieren erscheinen mußten. Solche Mummereien bei Turnieren sah man auch in späterer Zeit noch oft auf unsern Reichstagen. Zu Kaiser Maximilian's II. Zeit gaben auf dem Reichstage zu Augsburg (1566) um Fastnacht die anwesenden Fürsten ein Ringelrennen, wobei alle Theilnehmer vermummt oder auf irgend eine erlustigende Weise maskirt erschienen. Zu einem andern prächtigen Ringelrennen lud der Kurfürst August von Sachsen unter dem Namen des alten Karthagerhelden Hannibal und der kaiserliche Stallmeister Rudolf Kuhn unter dem Namen des Trojanerhelden Hektor die anwesenden Fürsten, Grafen und Edelleute ein und erschienen auch als solche in alterthümlicher Rüstung auf der schön verzierten Rennbahn. Außer ihnen fand sich noch eine ungemein große Zahl von vermummten Rittern in allerlei Verkleidungen ein, jeder hoffend, durchs Abstechen des in einem Triumphbogen aufgehängten Ringes mit seiner Lanze sich einen der aufgestellten Gewinne an Silbergeschirre und Kleinodien zu erringen.

Doch um der Wahrheit in allen Dingen gerecht zu werden, darf ich Euch, mein werther Freund, wol nicht verschweigen, daß neben dem sittlich untadelhaften und ehrenwerthen Verhalten der Theilnehmer an den Mummereien und ritterlichen Lustbarkeiten es auf unsern Reichstagen auch nicht an Ausbrüchen von Sittenlosigkeit, frevelhafter Gemeinheit und zügelloser Leidenschaft fehlte. Ich rede hier nicht von den in den Straßen der Reichsstädte nicht selten Tag und Nacht wiederkehrenden Raufereien und Prügeleien zwischen Spaniern, Italienern und Deutschen, besonders aus der Classe der Dienerschaft der Fürsten und Herren; ich meine vielmehr den unsittlichen und ärgerlichen Lebenswandel, den hier und da selbst Fürsten und andere vornehme Herren auf den Reichstagen führten. Am häufigsten finden wir in den Berichten Klagen über allerlei schnöde Handlungen und Ungebührlichkeiten, die sich vorzüglich die stolzen und anmaßenden spanischen Herren aus dem kaiserlichen Hofgefolge zuschuldenkommen ließen. So machte, um nur eines Beispiels zu erwähnen, folgendes Ereigniß auf dem Reichstage zu Speier 1544 außerordentliches Aufsehen. Ein vornehmer Spanier erhält sein Quartier bei einer jungen Witwe, die sich sowol durch ein freundliches Benehmen, als auch durch möglichste Erfüllung aller seiner Foderungen und Wünsche sehr bemüht, mit ihm in gutem Vernehmen zu bleiben. Seine Wünsche aber gehen bald weiter, als es sich mit der Tugend der schönen Frau vertragen will. Da er darin kein Gehör findet, so erfrecht er sich, in einer Nacht gewaltsam in ihr Schlafgemach einzudringen und sich ihrem Bette zu nahen. Da ergreift sie schnell ein zu ihrer Vertheidigung

in der Nähe bereitgehaltenes Messer und stößt es dem Frevler so kräftig in den Leib, daß er zur Stelle todt niedersinkt. Die in Todesangst versuchte Flucht wird ihr unmöglich und als am andern Tag der nächtliche Vorfall dem Kaiser gemeldet wird, erwartet sie mit Zittern und Zagen, ihrer Tugend zum Opfer zu fallen. Der Kaiser aber nahm die Sache anders auf, als die Witwe befürchtete. So hoch er sonst auch seine spanischen Granden hielt, die Tugend einer edlen deutschen Frau stand ihm höher. Sie möge, ließ er der jungen Witwe melden, ohne Besorgniß in ihrem Hause bleiben und wie zuvor ihr Tagewerk verrichten; sie habe keine Gefahr weder für ihre Ruhe noch auch für ihr Leben zu fürchten, denn sie habe nur gethan, was ihr die Tugend geboten.

Aber nicht blos die spanischen Großen, auch manche unserer deutschen Fürsten führten mitunter auf den Reichstagen ein ärgerliches, lockeres Leben. So hören wir, daß der sonst so brave, aber freilich auch sehr lebens- und genußlustige Pfalzgraf Friedrich II. auf dem Reichstage zu Nürnberg immer auch seine größte Ergötzlichkeit in dem Liebesumgange mit den nürnberger Jungfrauen gefunden, „denn Nürnberg", sagt sein Biograph, „ist für die Tugend ein gefährlicher Ort. In weiblichen Verführungen sind sie dort so wohl erfahren und geübt, daß sie würden Felsen bewegen können, und Erlustigungen wissen die nürnberger Mädchen und Frauen, ohne Arbeit und im Ueberfluß lebend, artig genug zu erdenken." Auch beweisen die in Nürnberg schon früher wiederholten Verbote solcher Kleidertrachten, durch welche die Schamhaftigkeit verletzt wurde, daß von Sittsamkeit dort nicht viel

die Rede war. Aber auch unser Augsburg hatte darin seine Makel. Wenn Herzog Moritz, der nachmalige Kurfürst von Sachsen, hier auf dem Reichstage im Geräusche der großen Welt lebte, ließ er sich mitunter wol auch zum Rausche der Leidenschaft hinreißen, vergaß dann leicht der daheim seiner harrenden, ihm oft zu trüb gestimmten Gemahlin Agnes und knüpfte gern auf dem „bairischen Frauenzimmer gute Kundschaft" an, oder er hatte sein Kurzweil in seiner Herberge, dem Hause eines Doctors der Medicin, mit dessen Töchtern, unter denen ihn die schöne, heitere Jakobine mehr fesselte, als dem vermählten Fürsten geziemte. Ja, er soll sich nicht geschämt haben, mit ihr zugleich ins Bad zu gehen, wie denn Badehäuser eben nicht als Häuser der guten Sitte und Zucht galten. Es war dieses Verhältniß auf dem Reichstage auch so allgemein bekannt, daß es selbst zu Ohren seiner Gemahlin kam, weshalb sie ihm einmal halb im Scherz und Ernst schrieb: „Sie hoffe, er werde kein so großer Sünder mehr sein."

Noch lockerer lebte auf Reichstagen der immer heitergelaunte Markgraf Albrecht von Brandenburg-Kulmbach dem freilich auch keine Ehe Fesseln anlegte. War er zu Augsburg, so besuchte er jeden Tag die schöne Jakobine und trieb mit ihr sein Kurzweil, wobei die Worte nach seiner Art oft eben nicht fein abgewogen wurden. So spielte er eines Tags mit ihr auf der Pilkentafel das auch damals schon sehr beliebte Trock- oder Druckspiel. Der Markgraf meinte ein gutes Spiel in der Hand zu haben und schlug noch etliche Kronen zum gesetzten Stich. Jungfer Jakobine aber sagt: „Ich halt's und gelt! meines wieder." Darauf setzt sie soviel wie der

Markgraf, der ihr sogleich erwidert: „Ich halt' auch, und lege mir Deine dahin, und will den Meinen oben drauf setzen.“ Jakobine, fügt der Erzähler hinzu, lachte feinlich und freundlich dazu, und hielten also Haus, daß der Teufel darüber lachen mochte und viel Sagens davon in der ganzen Stadt war.“ — „Auch andere Fürsten und Herren geistlichen und weltlichen Standes“, fährt derselbe Erzähler fort, „übermachten es gar trefflich; wie ich es eines Theils mit angesehen habe, daß Markgraf Albrecht und andere junge Fürsten wol mit jungen Bischöfen, die nicht geborene Fürsten, gesoffen, auf der Pilkentafel schossen, der Eine dem Andern keinen Ehrentitel gab, sondern gar höhnisch: „Pfaffe, schieß hin, was gilt's, du wirst nichts Guts davon machen“; der Bischof wiederum, wenn ihn das Wasser nöthigte: „Komm, Albrecht, wir wollen hin migen (meigen) gehen.“ Junge Fürsten legten sich auch wol zu fürstlichen und gräflichen Fräulein, sonderlich hohes adeliges Standes im Gemach aufs Pflaster (denn sie sitzen nicht auf Bänken oder Sesseln, sondern es werden köstliche Tapeten mitten ins Gemach gespreitet, darauf sie sich bequemlich setzen und sich strecken können) halsen, küssen, betasten und begreifen sich.“

Ihr seht demnach, mein theurer Freund, aus diesem Bericht — es ist der eines glaubhaften Augenzeugen vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1547 —, daß es selbst unter den fürstlichen Personen auf den Reichstagen nicht immer züchtig und ehrbar herging und so Mancher noch mehr als in der Heimat seiner Leidenschaft die Zügel schießen ließ. Hielt doch sogar der zum Cardinal erhobene Bischof von Augsburg, ein Freiherr von Truchses,

auf dem Reichstage zu Worms eine Concubine, kleidete sie in Scharlach und „führte dort ein wahres cardinalisches Leben".

Also auch kein Wunder, wenn es in Nürnberg, Regensburg, Augsburg und andern größern Reichsstädten öffentliche Frauenhäuser gab, in denen die „gemeinen Töchter", öffentliche Mädchen der Sinnenlust sich hingaben und für ihren Erwerb an den Rath eine Abgabe zahlten. Kein Wunder auch, daß Reichstage und Fürstenversammlungen die Städte, wo sie gehalten wurden, meist mit einer großen Zahl solch schamloser fahrender Dirnen bevölkerten, die unter den zahlreich versammelten Fremden Erwerb und Gewinn suchten und dabei sich gewöhnlich auch des obrigkeitlichen Schutzes erfreuten. Wollten doch die Nürnbergerinnen, die unter sich eine förmliche Zunft bildeten, aus Brotneid einmal solche fahrende Schwestern nicht dulden, da sie nicht zu ihrer Genossenschaft gehörten; sie stürmten daher und verwüsteten einigemal die sogenannten stillen Wirthschaften.

So muß ich denn auch dieses Schreiben, in welchem ich Euch einen heitern Blick in das sociale Fürstenleben auf unsern Reichstagen zu eröffnen versprach, dennoch wieder, doch fast wider meinen Willen, mit einer nicht erquicklichen Schattenzeichnung schließen, und ich fürchte schon, es wird dies auch bei meinen fernern Berichten noch hier und da geschehen müssen. Zudem aber, Euere Foderung an mich, das sociale Fürstenleben auf Reichstagen nach allen Seiten zu beleuchten, verschuldet es an sich schon, wenn ich das etwas sittenlose Getreibe mancher unserer Fürsten ans Licht zu stellen wagte.

VIII.

Augsburg, 15. Juli 1582.

Am Tage zuvor, als ich Euch, mein werther Freund, mein letztes Schreiben zusandte, am 11. Juli hielt hier der Erzherzog Karl von Oestreich für eine große Zahl der auf dem Reichstage jetzt anwesenden Fürsten und Gesandten eine glänzende Mittagstafel. Einige Tage darauf folgte diesem Beispiele Herzog Ludwig von Würtemberg. Heute findet große Tafel bei dem Kurfürsten August von Sachsen statt und bereits sind auch Einladungen zu Schmausereien und Banketten vom Erzbischof von Trier, dem Herzog von Mecklenburg und den Pfalzgrafen und Herzogen von Baiern erfolgt. Ihr seht hieraus, unsere Fürsten sorgen auf Reichstagen auch weidlich für das leibliche Wohl. Also auch von ihnen gilt der alte deutsche Reim: Sein größtes Gaudium ist ein reiches Mahl, und Hunger seine größte Qual.

Kaiser Karl jedoch machte davon wie immer, so auch auf Reichstagen eine Ausnahme. Unser Melanchthon schreibt von ihm an seinen Freund Silberborn: „Sein häusliches Leben ist voll der herrlichsten Beispiele von Enthaltsamkeit, Mäßigkeit und Nüchternheit." Freilich stimmt damit die wiederholte Ermahnung seines Beichtvaters, des Cardinals und Bischofs von Osma, zur Mäßigkeit im Essen und Trinken, dessen Warnung vor zu vielem Genuß der ihm nicht zusagenden Fischspeisen, und ebenso die Schilderung des italienischen Gesandten Mocenigo nicht wohl überein, der von ihm berichtet: „Er (der Kaiser) ist in seiner Lebensweise wenig regelmäßig,

denn er ißt und trinkt bei Tisch soviel, daß es Jedermann zum Verwundern erscheint; wahr ist, daß er nicht zu Nacht speist, sondern nur eine Collation von Confect und eingemachten Sachen nimmt. Obwol die Aerzte, die immer bei seinem Tische gegenwärtig sind, ihn manchmal erinnern, daß eine Speise ihm schädlich sei, so enthält er sich derselben dennoch nicht, ißt auch gewöhnlich lieber alle gröbern und solche Speisen, die seiner Natur entgegen sind. Schlimmer noch ist, daß er die Speise nicht zerkaut, sondern, wie alle sagen, sie verschlingt, welches großentheils daher kommt, weil er wenige und nur schlechte Zähne hat." So verschieden aber auch diese Berichte über Karl's Lebensweise lauten, sie erklären es uns, warum er auf Reichstagen weder an seiner Tafel gern fremde Gäste sah, noch auch an den Festgelagen der Fürsten Antheil nahm, wozu auch noch der von seiner unglücklichen Mutter ihm angeerbte, je nach den obwaltenden Zeitverhältnissen bald mehr oder minder in seiner Stimmung vorherrschende Trübsinn kam. Daher berichtet ein Gesandter von einem hier gehaltenen Reichstage: „Der Römische Kaiser, ungeachtet seine Schwester und Schwestertochter, sein Bruder und dessen Tochter, die Herzogin von Baiern, alle Kurfürsten und so viele Fürsten hier zur Stelle sind, hält gar kein Bankett, ja behält auch Keinen bei sich. Wenn sie allbereits auf den Dienst gewartet, aus der Kirche ihn in sein Gemach, da er sich an den Tisch setzt, begleitet, gibt er ihnen, dem Einen nach dem Andern die Hand, läßt sie gehen und sitzt allein an dem Tisch, redet auch nichts. Ich habe ihn auf etlichen Reichstagen zu Speier, Worms, wieder zu Speier, Augsburg, auch zu Brüssel im Niederlande

vielmals essen gesehen, da sein Herr Bruder, König Ferdinand auch zur Stelle war; aber er hat den nie zu sich gezogen, sondern wenn die Essen aufgetragen wurden, von jungen Fürsten und Grafen, jedesmal vier Trachten, in einer jeden sechs Gerichte vor ihm auf den Tisch gesetzt und die Oberschüsseln nacheinander davon genommen wurden, schüttelte er gegen die, davon er nicht begehrte, den Kopf, davon er aber essen wollte, winkte er mit dem Kopfe, zog dasselbe vor sich. Es durften wol stattliche Pasteten, Wildpret und wohlzugerichtete Fercula weggetragen werden und er behielt ein Bratferkel, einen Kälberkopf und dergleichen. Er ließ sich nichts vorschneiden, brauchte auch das Messer nicht viel, sondern schnitt so viel Stücklein Brot, so groß als er jedesmal in den Mund steckte, und vom Gerichte, davon er essen wollte. An dem Ort, da es ihm zum besten gefiel, lösete er es mit dem Messer, sonst brach er es mit den Fingern auseinander, zog die Schüssel unter das Kinn und aß so natürlich, rein und sauber, daß man seine Lust daran zu sehen hatte. Wenn er trinken wollte (wie er denn nur drei Trünke über der Mahlzeit that), winkte er seinen Doctoren Medicinä, die vor dem Tische standen; die gingen hin zum Treiser (Schenktisch). Darauf standen zwei silberne Flaschen und ein krystallenes Glas, darein gern anderthalb Stücke gingen, und gossen aus beiden Flaschen das Glas voll. Das trank er rein aus, daß nichts darin blieb, sollte er auch zwei- oder mehrmals Athem holen, ehe er es vom Munde zog. Sonst redete er nichts über Tisch. Es standen wol Schalksnarren hinter ihm, die allerlei Possen reißen konnten; er kehrte sich aber nicht daran und mochte nur etwan, wenn sie

etwas zu Kurzweiliges sagten, mit einem halben Lächeln den Mund verziehen. Er ließ sich's auch nicht anfechten, da Viele dastanden, die den Kaiser sehen wollten. Er hatte eine stattliche Cantorei, auch Instrumentalmusik, die sich in den Kirchen wohl hören ließen, aber in seinem Gemach klangen sie nicht. Die Mahlzeit währte nicht wohl eine Stunde, dann wurde Alles weggeräumt, Sessel und Tisch zusammengeschlagen und aus dem Gemach getragen, daß nichts mehr als die vier Wände blieben, allenthalben mit köstlichen Tapeten behängt."

So der Bericht eines Zeitgenossen über Kaiser Karl's einfache, zurückgezogene Lebensweise auf unsern Reichstagen. Wenn gleich Ihr aber, mein werther Freund, aus der erwähnten Schilderung den Gedanken wol von selbst herausfinden möget, der dem Berichterstatter bei seiner so sehr ins Einzelne gehenden Zeichnung der Persönlichkeit des Kaisers, sozusagen, die Feder führte, den Gedanken meine ich: an einem so gewaltig in die Weltereignisse einwirkenden Manne, von einem so scharf ausgeprägten Charakter, von einem so weltumfassenden Geiste, auf einer Höhe der Macht stehend, auf welche die Geschicke des Menschenlebens nur immer nach Jahrhunderten einmal einen Monarchen stellen, an einem solchen Manne werde auch das Unbedeutende bedeutsamer, er erhebe an sich selbst das Kleinliche durch seine Größe zu einer höhern Geltung und es dürfe schon darum von den Eigenthümlichkeiten seiner Persönlichkeit nichts vergessen werden; — wenngleich, sage ich, dieser Gedanke sich aus der erwähnten Schilderung Kaiser Karl's Euch wol von selbst aufdringen möchte, so leitete mich bei ihrer Mittheilung noch die besondere Absicht, Euch damit den

Contrast noch klarer und schärfer hinzustellen, in welchem Karl's Bruder, der Römische König Ferdinand in seiner Lebensweise auf Reichstagen jenem gegenüberstand. Auch dazu bietet mir durch einige Züge der erwähnte Berichterstatter selbst die Hand. „König Ferdinand", sagt er, „war selten ohne Gäste; wurden stets herrlich, dazu mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzen tractirt, hielt eine überaus stattliche, wohlgeordnete Musik nicht blos Instrumental-, sondern auch Vocalmusik. Neben andern Kurzweilen stand allewege hinter ihm ein beschwätzter Stocknarr, den wußt er frei zu stellen und mit gleichem lächerlichen Gespräch zu begegnen. Er hatte gemeiniglich königliche, kur- und fürstliche Personen beides Geschlechts zur Gesellschaft am Tische sitzen, mit denen er ohne Aufhören kurzweilig Gespräch hielt, denn der Mund stand ihm nimmer stille."

Schon diese wenigen Züge charakterisiren den Römischen König in seiner Stimmung und Lebensweise als ein vollkommenes Gegenbild des Kaisers. Da sitzt Karl allein an seinem Tische, still und stumm, wie ein lebensmüder, aller Lust und Freude entsagender Einsiedler, als wolle er den Umschwung der Erde erlauschen. Bei Ferdinand immer heitere Gesellschaft „zahlreich besetzte Tafel, die Gäste stets in munterer, fröhlicher Laune, geselliger Unterhaltung, vom Könige selbst, einem wahren Meister in der Kunsterfindung socialer Lebensfreuden, besonders auf den Reichstagen, durch allerlei kurzweilige Scherze in der heitersten Stimmung erhalten. Nur bei großen Festgastmahlen, denen auch der Kaiser beiwohnte, so z. B. bei der Belehnung Ferdinand's mit den östreichischen Erblanden, zu deren Feier er Abends große Tafel „in

wälscher Manier" hielt und wozu alle anwesenden Fürsten, Fürstinnen und Gesandten geladen waren, dämpfte des Kaisers Gegenwart die sonst gewöhnliche Heiterkeit des Gastgebers und der Gäste. Bei solchen Festmahlen war es alte Sitte, daß, ehe sich Kaiser und König zu Tische setzten, der Kurfürst von Brandenburg das Wasser reichte, der älteste geistliche Kurfürst, gewöhnlich der von Trier, dann das Tischgebet sprach und der Kurfürst von der Pfalz alsdann unter dem Vortritt von blasenden Trompetern das erste Essen brachte. Kaiser und König hatten dabei jeder seinen eigenen Vorschneider und Mundschenk. Ein solches Festmahl bestand früher gewöhnlich aus 20 Gerichten, später aber bald aus fünf, bald aus sechs Gängen, jeder von acht bis zehn Gerichten, darunter auch viele sogenannte Schauessen, dann auch ein Gang von acht verschiedenen Arten von Confect. Während des Mahles rauschte Musik. Doch auch des Volkes, welches sich gewöhnlich bei solchen Festlichkeiten zu Haufen vor der Residenz versammelte, wurde dabei nicht vergessen. So ließ Kaiser Karl bei einem glänzenden Gastmahle in Köln vor seiner Wohnung zwei Löwen und zwischen ihnen einen Adler zurichten, welche weißen Wein sprengten. Der Römische König Ferdinand gab auf den Reichstagen selten ein großes Festmahl, bei dem nicht auch in reichem Maße Wein und Speisen unter das Volk vertheilt wurden. Aehnlich in Frankfurt bei einer Römischen Königswahl, wo während des Banketts, welches der Neugewählte gibt, vor dem Römer aus den Köpfen eines Reichsadlers weißer und rother Wein sprudelt; und so verordnete auf dem jetzigen Reichstage auch unser Kaiser Rudolf, als er eines Tages alle Kurfürsten

und Fürsten bei sich zu Gast geladen, daß dem Volke, welches sich bei der Residenz einfinden werde, in reichlichem Maße Wein gespendet werden solle.

Auch unter den Fürsten wurde auf den Reichstagen „stets herrlich und lustig bankettirt". War es Sommerzeit, so fanden ihre Gastgelage häufig im Freien in großen Gärten statt. Die Markgrafen Friedrich und Sigismund von Brandenburg gaben auf dem Reichstage zu Nürnberg (1487) in einem Garten ein Gastmahl, bei welchem unter drei großen Zelten an neun Tafeln alle anwesenden Fürsten, Bischöfe, gefürstete Grafen und Gesandten, und an 15 andern Tischen Grafen, Herren, Ritter, Edle, Bürgermeister und an 60 nürnberger Frauen gespeist wurden. Nach den Berichten meines früher schon einigemal erwähnten Freundes, der im Jahr 1541 den Reichstag zu Regensburg besuchte, ging damals kein Tag vorüber, an dem nicht Mittags und Abends bei diesem oder jenem Fürsten ein Bankett oder Gastmahl stattfand. Ihr möget mir erlauben, Euch nur Einiges aus seinen mir damals sehr zahlreich zugekommenen Berichten über das sociale Fürstenleben mitzutheilen, weil ich Euch kein treueres Bild davon geben kann, als es die Berichte selbst darbieten. „Am 1. Mai", so schrieb der Freund, „nach dem Essen ist der Landgraf von Hessen zum Fürsten Wolf von Anhalt gekommen und haben da gespielt bis um vier Uhr. Dann ist der Pfalzgraf Friedrich zu ihnen gegangen und hat sie zum Abendmahl in einen Garten geladen, wo sie mit vielen Herzogen, Fürsten und Grafen an einer langen Tafel bis in die tiefe Nacht lustig beisammen gesessen. Am andern Tage ritten die Fürsten auf die Jagd, woran

auch der Kurfürst von Brandenburg theilnahm. Aber am 5. Mai des Abends hat der Landgraf jenem wieder Gesellschaft geleistet und haben abermals bis lange in die Nacht gespielt, denn der Landgraf und der Kurfürst spielen alle Zeit am liebsten miteinander. Sie fangen wol manchmal das Spiel schon nach dem Mittagsmahl an, spielen den ganzen Nachmittag fort bis auf den Abend und wenn sie zu Abend gegessen, spielen sie wieder, zu Zeiten bis um 12 Uhr in der Nacht. Einmal kommt nach Essens auch der Herzog Heinrich von Braunschweig zum Kurfürsten, verweilt aber nicht eine halbe Viertelstunde, denn er ist so schamhaftig, daß er einen kaum hat ansehen können. Keiner übertrifft den Kurfürsten von Brandenburg in häufigen Gastereien und Banketten und nicht blos Fürsten, auch die Botschafter und Ritter sieht man oft bei ihm zu Gast. Da wird nach Essen von einem Theil gespielt, von dem andern gezecht und sind alle guter Dinge und wird viel gescherzt. Zu Zeiten aber ladet der Kurfürst auch nur Wenige zum Abendessen und zum Spiele ein." In einem etwas spätern Bericht meldete mein Freund wieder: „Es wird noch täglich hier auf dem Reichstage von den Fürsten viel gastirt und bankettirt. Kein Tag, an dem die Fürsten sich nicht einander zu Gast laden. Am 19. Mai waren fast alle Kurfürsten und Fürsten beim Landgrafen von Hessen, am Tage darauf beim Pfalzgrafen Friedrich zu Mittag. Nur Herzog Heinrich von Braunschweig bleibt von ihnen uneingeladen. Auch der Erzbischof von Mainz gastirt sehr fleißig, hat bald den Kurfürsten von Brandenburg sammt dessen Gemahlin und Frauenzimmer, bald den jungen Markgrafen Albrecht von Brandenburg

sammt Herzog Heinrich von Braunschweig und die bairischen Fürsten zum Mittagessen bei sich. Den Kaiser findet man fast nie bei solchen Gastereien anwesend. Nur einmal auf diesem Reichstage sah man ihn bei einem lustigen Bankett, welches Pfalzgraf Friedrich mit den pfälzischen, bairischen und vielen andern Fürsten hielt und wobei man auch viele Mummereien zumbestengab. „Da hat sich", heißt es, „auch ihre kaiserliche Majestät einmal sehr fröhlich gemacht, denn auch Pfalzgraf Friedrich's und Herzog Wilhelm's von Baiern Frauenzimmer ist dabei zugegen gewesen."

So ging es mit Gastereien und Banketten, wie die Berichte bezeugen, von einem Tag zum andern und die Fürsten lebten vom Mittag und Abend an in Sauß und Schmauß bis in die tiefe Nacht hinein; ja, häufig luden sie sich auch gegenseitig zu „Frühmahlen" ein, wo ebenfalls wacker gegessen wurde. Somit wird es auch wol glaubhaft, wenn ein Gesandter von einem andern Reichstage schreibt: Die Bankette nähmen soviel Zeit weg, daß er nicht einmal Briefe an seinen Fürsten zu rechter Zeit abfertigen könne, und deshalb gingen auch alle Händel so langsam und säumig vonstatten. Ein Augenzeuge des Fürstenlebens auf dem Reichstage zu Augsburg (1548), der in Betreff der fürstlichen Pracht bei Banketten und Gastereien diesen Reichstag einen „pomposischen" nennt, fügt dann freilich auch hinzu: „Es verthaten aber auch die Fürsten und Herren mit dem vielen übermäßigen Bankettiren eines Theils nicht allein, was in ihren Kammern vorhanden und sie mit sich auf den Reichstag genommen, was sich auf viele Tausend Thaler erstreckt, sondern sie haben auch mit großer Mühe,

unwiederbringlichem Schaden und Unrath soviel aufnehmen müssen, damit sie aus Augsburg nur mit Glimpf scheiden konnten. Etlicher Fürsten Unterthanen, namentlich die des Herzogs von Baiern (dessen Gemahl des Römischen Königs Tochter war) brachten etliche Tausend Gulden allein zu Spielgeld zusammen, womit sie ihren Herrn verehrten; aber es wurde ihm mit dem Spiele Alles abgestrichen", d. h. es ging Alles im Spiel verloren.

Doch ich meine Euch, mein theurer Freund, jetzt genug von solchen Gastereien und Banketten auf unsern Reichstagen gemeldet zu haben, denn daß solche unter Kaiser Karl's Nachfolger, dem solchen fröhlichen Gesellschaften und socialem, heiterm Zusammenleben weit mehr sich hingebenden Kaiser Ferdinand nicht nur nicht ermäßigt, sondern noch viel großartiger und glänzender wurden, könnet Ihr wol denken. Gab er doch selbst, wie ich aus einem Bericht ersehe, auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1566 bei einem Belehnungsfeste der Kurfürsten von Mainz, Trier und Pfalz ein überaus prächtiges Gastmahl, wozu 21 Kurfürsten und Fürsten geladen waren und fünf Gänge oder Trachten und zwar bei jeder 125 Speisen aufgetragen wurden.

Zum Schluß dieses Schreibens erlaube ich mir nur noch die Bemerkung, daß diese Gastereien auf den Reichstagen andererseits auch viel dazu beitrugen, die durch die kirchliche Spaltung und religiöse Parteiung entfremdeten Gemüther der Fürsten oft wieder einander mehr zu nähern, zumal da ohnedies die katholischen und protestantischen Fürsten damals in ihren Familienverhältnissen noch großentheils miteinander verwandt waren. Ein Gesandter schrieb mir vom Reichstage zu Frankfurt 1562:

„Solange die Potentaten allhier zu Frankfurt gewesen, sind sie sehr oft mit Einladungen gar freundlich beieinander erschienen, auch freundlich miteinander geletzet, daß Gott lob sicherlich zu spüren ist, daß die Einigkeit im heiligen Römischen Reich ist, darob sich aber alle fremden Botschafter und Legaten zum höchsten entsetzt und ihnen solche Einigkeit merklich zuwider ist.“ Man benutzte auch solche Gastgelage oft, um Dinge beim Wein zur Sprache zu bringen, wozu sonst eine ernstere Form nöthig gewesen wäre. So ladet z. B. auf dem Reichstage zu Augsburg (1559) der Herzog von Mecklenburg den Pfalzgrafen Wolfgang von Zweibrücken und den Vicekanzler Selden zu einem Bankett zu sich ein, um sie Beide für die Sache des Herzogs von Preußen zu gewinnen, und es gelingt ihm, Beide für den Herzog geneigt zu stimmen.

IX.

Augsburg, 30. Juli 1582.

Es befremdet Euch, mein werther Freund, wie Ihr mir in Euerm Schreiben erwidert, daß in meinem letzten Bericht über das gesellige Fürstenleben auf unsern Reichstagen so wenig von Trinkgelagen, von Humpen und Pokalen die Rede gewesen, und Ihr fragt, ob das eben nicht ganz rühmliche Motto, welches der alte, nüchterne Römer Tacitus mit den Worten: diem noctemque continuare potando, nulli probrum, unsern Urvätern,

den alten Germanen an die Stirne schrieb, wenigstens auf Reichstagen unter den Fürsten nicht mehr geltend gewesen sei?

Allerdings haben seit langer Zeit Kaiser und Könige oft und vielfach versucht, der fast durch ein Jahrtausend tief eingewurzelten Trinksucht der Deutschen gebührliches Maß und Schranken anzuweisen. Allein die alte Erbsünde, der ewige Durst ist unter den Deutschen trotzdem immer geblieben, auch hat ihn der vermehrte Weinbau in Deutschland noch mehr verstärkt als zu stillen oder doch zu ermäßigen vermocht, ja er trat seitdem in der deutschen Natur noch greller hervor. Auch in unserm Jahrhundert bot schon Kaiser Maximilian alle mögliche Mittel auf, besonders der übeln Sitte des sogenannten Zutrinkens, die den Nüchternen förmlich zur Völlerei zwingt und das Trinken in einen wilden Wettkampf verwandelt, Grenzen zu setzen, zumal da mit diesem Laster gemeinhin auch die ausgelassensten Lästerungen gegen Gott und alles Heilige, rohes Fluchen und Schwören verbunden waren. Die Unsitte hatte schon soviel System gewonnen, daß ein förmliches Trinkrecht entstanden und eine eigene geographische Eintheilung Deutschlands in alte und neue Trinkländer veranlaßt worden war, welchen Unterschied die Gesetze förmlich anerkannten. Als neue Trinkländer wurden Schwaben, Baiern, Franken und die Landschaften am Oberrhein betrachtet. Die Fürsten der alten Trinkländer verwarfen die ihnen angesonnenen neuen Trinksatzungen und Trinkgebräuche.

Schon auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1500 fand man eine neue Verordnung gegen das übermäßige Zutrinken nothwendig; allein sie hatte so wenig

Erfolg, daß sie auf einem spätern Reichstage zu Köln (1512) mit Nachdruck erneuert werden mußte. Nun entstand zwar im Jahr 1517 die von dem kaiserlichen Rath Sigismund von Dietrichstein gestiftete St.-Christophs-Gesellschaft, ein Mäßigkeitsorden, der es sich zur Aufgabe stellte, übermäßiges Trinken, Vollsäuferei und lästerliches Fluchen zu verbannen, und die darüber festgestellten Verordnungen und Gesetze sind gewiß alles Lobes werth. Ihre Wirksamkeit indeß erstreckte sich doch nur auf die östreichischen Erblande und da ohnedies die Mitgliedschaft unter dem Herren-, Ritter- und Adelstand die Zahl von 80 nicht überstieg, so konnte sich der Orden nicht lange halten und er erlosch bald wieder ohne sonderlichen Erfolg. Dagegen schien in Kaiser Karl's erster Regierungszeit wirklich ein Moment gekommen zu sein, wo der verderblichen Sitte einmal ernstlich Einhalt gethan werden sollte. Es wurde auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1524 in einem Entwurf zu einem schon oft besprochenen Sitten- und Luxusgesetz unter Anderm in Betreff der Unsitte des Zutrinkens festgesetzt: „Die auf dem Reichstage anwesenden Kurfürsten und Fürsten möchten sich so bindend als möglich verpflichten, daß sie in Oberdeutschland ernstlich selbst an ihren Höfen kein Zutrinken und Bescheidthun mehr gestatten wollten, denn wenn nicht die Häupter in dieser Ausschweifung sich besserten, so könne man nicht glauben, daß bei den Gliedern und Unterthanen eine Besserung zu erreichen sein werde." Die Fürsten thaten darauf auch wirklich einen Schritt, der Hoffnung zur Abstellung der bösen Sitte fassen ließ. Bei einem vom Kurfürsten Ludwig V. von der Pfalz nach dem Schlusse des Reichstags veranstalteten soge-

nannten Gesellen- oder Armbrustschießen zu Heidelberg, wozu sich als gebetene Gäste 20 Fürsten, viele Grafen und Freiherren, unter andern der Erzbischof Richard von Trier, die Pfalzgrafen Friedrich und Wilhelm, Herzog in Ober- und Niederbaiern, die Bischöfe Konrad von Würzburg, Wilhelm von Strasburg, Philipp von Freisingen, Georg von Speier, Markgraf Kasimir von Brandenburg, Otto Heinrich Pfalzgraf und Herzog von Baiern, der Landgraf Philipp von Hessen, nebst einer großen Zahl von Bürgern aus der Umgegend eingefunden hatten, vereinigten sie sich zur Besserung der Sitten an ihren Höfen und überhaupt in den höhern Ständen darüber, daß jeder von ihnen, Kurfürst oder Fürst, geistlich oder weltlich, in eigener Person sich alles Gotteslästerns, Fluchens, der Völlerei und alles Voll- und Zutrinkens zu Ganzem oder Halbem gänzlich enthalten, keiner dem andern solches mit Worten oder Winken oder sonst einem Zeichen zumuthen, jeder auch solches seinen Amtleuten, Hofgesinde, Dienern und Unterthanen bei namhafter Strafe, desgleichen auch der Ritterschaft und den Landsassen in jedem Fürstenthum verbieten solle. Wer von jenen sich diesem Verbote nicht fügen werde, solle von seinem Amte entlassen und vom Hofe entfernt werden und kein Fürst einen solchen je wieder zu Amt und Hof zulassen. Den Adel und die Landsassen in einem Fürstenthum solle man auf alle Mittel und Wege an dieses Verbot zu weisen suchen. Diesen löblichen Bestimmungen fügten aber die genannten Fürsten die Beschränkung hinzu: Wenn jedoch einer von ihnen selbst an die fürstlichen Höfe im nördlichen oder Niederdeutschland, Sachsen, in die Mark Brandenburg, nach Mecklenburg,

Pommern oder in andere dortige Lande käme, wo zu trinken (d. h. das scharfe Zutrinken) Gewohnheit ist und er sich dort bei aller Weigerung des Trinkens nicht erwehren möchte, weil man daselbst nicht umhinkönne, auf solche Weise Bescheid zu thun, so solle er alsdann mit seinem Hofgesinde und seinen Dienern an diese Ordnung nicht gebunden sein.

Sonach galten die erwähnten Bestimmungen für die genannten Fürsten nur innerhalb Oberdeutschland und in ihren eigenen Landen. Sie verfehlten nun zwar auch nicht, sie ihren Unterthanen durch fürstliche Ausschreiben alsbald bekanntzumachen, wie dies z. B. vom Landgrafen von Hessen durch ein ernstes Verbot des Zutrinkens, der Völlerei, des Fluchens und Gotteslästerns geschah. Allein sonderlichen Erfolg hatten diese Verbote in keinem Lande, auch nicht einmal auf den Reichstagen, denn ein Zeitgenosse, der Biograph des Pfalzgrafen Friedrich II. fügt den erwähnten Bestimmungen schon die Worte hinzu: „Das war gewiß eine heilige Satzung zu nennen; es ist aber eine Schande, daß man es schreiben soll, wie lange daran festgehalten wurde. Dieses böse Laster des Trinkens ist bei den Deutschen so tief eingewurzelt, daß ihm niemals abzuhelfen gewesen. Ja, es ist damit soweit gekommen, daß es nicht mehr für ein Laster, sondern für eine Ehre gehalten wird, wenn Einer recht wohl trinken kann, und wer es nicht begeht, wird bei Gastereien durchgehechelt und ausgelacht." Wie wenig die Verbote gewirkt hatten, zeigte sich auch schon auf dem Reichstage zu Speier im Jahr 1526, wo Philipp von Hessen sich abermals veranlaßt fand, auf schärfere und nachdrücklichere Verordnungen gegen über-

mäßiges Trinken und andere Unsittlichkeiten zu dringen, „damit nicht", wie er sagte, „das Evangelium geschändet und in Verachtung kommen möge", wie denn auch hier in Augsburg um dieselbe Zeit der Rath der Stadt von neuem ein scharfes Verbot gegen das heillose Zutrinken ergehen lassen mußte.

Und weshalb so geringe Erfolge dieser erneuerten Verbote? Es ging ja kein Reichstag, keine Fürstenversammlung vorüber, ohne daß nicht den Bürgern und Unterthanen die Fürsten durch ihr Beispiel zeigten, daß sie sich selbst am wenigsten um ihre Verbote kümmerten. Ein Arzt, der seinen Fürsten auf eine Fürstenversammlung nach Naumburg begleitete, meldete von dort: es herrsche dort unter den Fürsten „ein so unordentliches Saufen", wie es noch nie gesehen, aber er danke Gott, daß sein Fürst sich dessen soviel immer möglich enthalte. Mochten daher einzelne Fürsten „das Vollsaufen" immer wieder verbieten, mochten sie in ihren Ausschreiben (wie es der Landgraf von Hessen im Jahr 1543 that) auch warnend vorstellen, „daß durch solches Vollsaufen Mancher sein Angesicht und Gestalt, so ihm von Gott gegeben, also verdirbt, daß es seine natürliche Farbe verliert, gelb, wassersüchtig, roth und ungeschickt wird", es fruchteten alle Verordnungen und Verbote nichts, solange auf den Reichstagen, wie zu Speier (1544), zu Regensburg (1546), zu Augsburg (1547) u. a. von den Fürsten selbst bei ihren Banketten und Gastereien fast Tag für Tag aufs wackerste gezecht wurde, solange es ferner unter den Gesandten noch Sitte war, ihre Gesandtenkameraden zu einem Glas zu sich einzuladen, was sie „einen Gesellentrunk" nannten, wobei es aber eben

nicht mäßig zuging, und solange es noch Fürsten gab, die in ganz Deutschland als dem Trunk und der Völlerei ergeben allgemein berüchtigt waren. Soll ich Euch Beispiele nennen? Markgraf Albrecht von Brandenburg, der Kulmbacher, lange Zeit ein Liebling des Kaisers Karl, besuchte fast nie einen Reichstag oder irgend ein fürstliches Fest, ohne das ärgerlichste Beispiel der Trunkenheit zu geben. „Der Herzog von Baiern" (Albert V.), schreibt der französische Gesandte Marillac vom Reichstage zu Augsburg im Jahr 1550, „ist ein Schwiegersohn König Ferdinand's und besitzt keine eines Fürsten würdige Eigenschaften. Sein ganzes Verdienst besteht darin, zu trinken und Würfel zu spielen"; und damit übereinstimmend schildert ihn der venetianische Gesandte Badoer als einen Fürsten, „der noch nie etwas Bedeutendes gethan und auch nur tauglich zum Musiciren, Trinken und Spielen sei". Und welchen Eindruck auf das Volk mußte das Beispiel der Zuchtlosigkeit und Gemeinheit machen, wie es der sittenlose, dem Trunk im hohen Grade ergebene Herzog Friedrich von Liegnitz in Nürnberg in Anwesenheit und unter den Augen des Kaisers Karl gab! Ein Augenzeuge berichtet darüber: „Als ich nach Nürnberg gekommen, bin ich daselbst in ein Wirthshaus geritten, in welches der Herzog von der Liegnitz auch zur Herberge eingezogen, der wegen seines Vaters bei dem Kaiser etwas anzusuchen hatte, hat da seines Saufens gewartet, ist stets vollgewesen und damit er dazu in Nürnberg Gesellschaft haben möchte, hat er des Markgrafen Johann Hofleute gern bei sich gehabt (denn seine ihm zugeordneten Räthe im Schwärmen ihm keine Gesellschaft leisten wollen), die dann mit ihm

gar ein unschmeidiges Saufen gebraucht haben. Einsmals als sie gut gezecht, hat der Herzog mit sechs markgräfischen den rechten Aermel vom Wams und Hemd schneiden lassen, daß also der Arm ganz nackt, die Hosen aufgelöst, das Hemd zwischen den Hosen und Wams umher etwas ausgezogen, ohne Schuhe auf den Socken, im bloßen Haupt, und das große Spiel, der Stadt Nürnberg Spielleute vor ihnen, die was sie nur mit aller Macht konnten, zum lautesten blasen mußten, der eine nach dem andern bald nach dem Mittagessen aus der Herberge nach Herzog Heinrich's von Braunschweig Losament die Gasse entlang. In der einen Hand hatte der Herzog ein Paar Würfel und in der andern etliche Stücke Goldes. Da kommt alle Welt herzugelaufen, sonderlich von fremden Nationen, Spanier und Italiener und sehen diesen deutschen Ebriaken zu. Der Wein aber überwand sie so, daß, als sie zum Braunschweiger hinaufkamen, der Liegnitzer mit beiden Händen vor dem Herzog von Braunschweig auf den Tisch schlug. Aus der einen Hand hatte er das Gold verloren, in der andern hatte er nur einen Würfel, konnte nicht lallen, sondern stürzte bei dem Tische nieder. Der Braunschweiger ließ ihn durch vier seiner Edelleute aufheben, eine Stiege hinauftragen und in ein Bette legen. Der Kaiser soll übel damit zufrieden sein, daß den Deutschen bei andern Nationen solch ein grausamer Spott widerfahren. So sieht man die Frucht des Vollsaufens, daß man aus der einen Sünde in die andere fällt."

Doch ich will von den andern ärgerlichen Auftritten des sittenlosen, fast nie nüchternen Herzogs, deren uns der Augenzeuge noch mehre überliefert hat, jetzt schweigen.

Aber Ihr sehet, mein werther Freund, wie natürlich alle Verbote und Strafen gegen Völlerei fruchtlosbleiben mußten, solange noch Fürsten dem Volke solche ihren Stand und alle edle Menschlichkeit entwürdigende Beispiele gaben. Das Muster der Mäßigkeit in der Lebensweise des Kaisers konnte wol nicht viel wirken, denn er stand dem Volke zu fern und zu hoch. Nun wendet Ihr mir vielleicht aber ein, daß doch wol andere, ihren Völkern näher stehende Fürsten sich von dem verderblichen Laster frei hielten und dem Volke durch ihr sittliches und geordnetes Leben als Muster galten. Allerdings gab es solche. Allein ihnen zur Seite standen auch wieder viele, deren Leben und Treiben zumal auf Reichstagen mit den von ihnen selbst gegebenen Gesetzen fort und fort im Widerspruch stand. Ich durchmustere die Verzeichnisse der Bankette und Gastereien auf dem Reichstage zu Regensburg (1541), bei denen immer aufs wackerste gezecht wurde, und welche Fürsten finde ich da am häufigsten als Theilnehmer oder Anordner dieser Schmausereien und Trinkgelage? Fast alle die Fürsten, welche im Jahr 1524 die früher erwähnten Verordnungen wegen Mäßigkeit im Trinken hatten ergehen lassen: die Pfalzgrafen und Herzoge Friedrich, Otto Heinrich, Ludwig und Wilhelm von Baiern u. a., selbst auch den Landgrafen von Hessen. Glaubte doch auch Philipp, der Sohn des Kaisers Karl, sich bei den Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg (1550) nicht anders vorzüglich beliebtmachen zu können, als daß er bei Gastgelagen dem Becher so stark wie möglich zusetzte. Der damals hier anwesende französische Gesandte Marillac schreibt darüber: „Der Auffoderung des Cardinals von Trident

gemäß hat Philipp den hier anwesenden Kurfürsten ein Gelag gegeben und auch bei ihnen gegessen. Ueberall suchte er sich als gelehriger Schüler zu zeigen und trank zwei, drei mal mehr als er vertragen konnte, worauf der Cardinal als sein Hofmeister bemerkte: er fasse gute Hoffnung, daß, wenn er auf diesem Wege beharre, er mit der Zeit die Herzen der Deutschen gewinnen werde."

Unter Karl's Nachfolger, dem Kaiser Ferdinand scheint diese deutsche Unsitte auch auf den Reichstagen noch weit stärker in Schwung gekommen zu sein. Der venetianische Gesandte Badoer, der dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1558—59 beiwohnte, bemerkt in seiner Schilderung des deutschen Volkes: man esse (in Deutschland) stark, aber noch mehr trinke man, weshalb ein Deutscher, sobald er mäßig sei, für krank gehalten werde.

Aber Ihr werdet vielleicht einwenden: Dies seien doch nur Urtheile von Fremdlingen, die entweder, was doch leicht möglich, nicht unparteiisch über deutsches Wesen sprachen, oder absichtlich ihren Regierungen das deutsche Volk und seine Fürsten im übelsten Lichte zu schildern suchten, oder die doch wenigstens deutsche Sitte und Gewohnheit nicht nach richtigem Maßstab beurtheilen konnten, denn auch in Genüssen gebe es eine selbst durchs Klima bedingte Nationaleigenthümlichkeit und volksthümliche Verschiedenheit, die der Fremdling nicht immer zu würdigen verstehe oder im Urtheil nicht mit berücksichtige. Allerdings, mein werther Freund, der Einwand ließe sich hören. Ich kann ihn indeß hier nicht geltenlassen, denn daß die erwähnten Gesandten in Betreff des deutschen Nationallasters keineswegs zu scharf geurtheilt haben,

kann ich Euch aus der Geschichte des ebenerwähnten Reichstags zu Augsburg beweisen.

Der Kaiser hatte diesen Reichstag zu sehr wichtigen Verhandlungen ausgeschrieben. Es sollte berathen werden über die noch fortdauernden Religionsstreitigkeiten und das zu Worms gehaltene Religionsgespräch, über die Reichshülfe zum Türkenkrieg, über Maßregeln zur Aufrechthaltung des Landfriedens, über Einführung einer gleichen Reichsmünze und mehre andere einflußreiche Dinge. Allein der Kaiser fand zu seiner Betrübniß unter den Fürsten keineswegs das eifrige und thätige Interesse, wie es die Wichtigkeit der Verhandlungen erwarten ließ. Manche, die der Wein bei Banketten zu sehr benommen gehabt, wohnten den Sessionen häufig gar nicht bei, andere kamen von Gastmählern und Schmausereien bis in die tiefe Nacht hinein ermüdet und erschlafft in die Verhandlungen. Da lud der Kaiser eines Tags alle Kurfürsten, Fürsten und fürstlichen Gesandten nebst dem französischen Botschafter in das Fugger'sche Haus zu Gast. Nachdem der letztere nach aufgehobener Tafel sich zuerst entfernt, redete der Kaiser die noch sämmtlich anwesenden geistlichen und weltlichen Fürsten also an: Er habe an sie alle eine christliche, höfliche Bitte zu richten, eine Bitte, die weder wider Gott, noch wider Jemandes Religion, noch auch gegen die Ehre streite; sie betreffe auch nicht Geld oder Gut. Bevor er sie aber ausspreche, möchten sie ihm die Zusicherung geben, daß sie in dieselbe einwilligen wollten. Es solle Jedem vorbehalten bleiben, daß, sofern er in der Bitte eine Unbilligkeit erkenne, er seine Zusicherung zurücknehmen könne. Die Fürsten, soeben von ihrem freund-

lichen Gastgeber kaiserlich bewirthet, verstanden sich nach kurzer Unterredung zu der Zusage, die Bitte zu gewähren. Darauf trat der Kaiser unter sie und sprach: „Ich bitte nur, Ihr Fürsten wollet Gott zu Ehren, mir zu Gefallen und Eurer Seele und Eurem Leib zum Heil und Besten doch wenigstens während der Dauer dieses Reichstags Euch des Volltrinkens enthalten und weder zu Vollem noch zu Halbem trinken, sondern Euch allenthalben nüchtern und mäßig beweisen, denn solches wird Euern kurfürstlichen und fürstlichen Gnaden zur Gesundheit des Leibes, der Seele und selbst auch des Beutels gereichen, und gewiß werden dann auch unsere Verhandlungen weit besser vonstattengehen." „Die Geistlichen aber", heißt es in dem mir vorliegenden Bericht, „haben sie langsam daran gewollt, doch zuletzt alle eingewilligt und zugesagt." Da trat Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg hervor und sprach: „Kaiserliche Majestät, ich wollte was wir gelobt, währete also auf mein ganzes Leben lang." Worauf der Kaiser: „Man begehrt's nur für diesen Reichstag." Dann fügte er noch die Bitte hinzu: die Fürsten möchten auch ihren Dienern strenge Mäßigkeit und Nüchternheit anbefehlen, er werde bei den seinigen Dasselbe thun. Am Tage darauf beschied er auch die Gesandten der abwesenden Fürsten (unter denen auch der Berichterstatter war) vor sich und stellte ihnen, wie dieser sagt, „mit zierlichen Worten" weitläufig war, daß die Obrigkeit alle Laster abzuschaffen schuldig und welch ein großes Laster die Trunkenheit sei, was ihm die Kurfürsten und Fürsten bewilligt und wie er sie gebeten, weder zu Halbem noch zu Vollem, noch bis zur Trunkenheit zu trinken, solange dieser Reichstag

dauere. Dann foderte er die Gesandten auf, daß jeder ihm Dasselbige versprechen und ihm darauf die Hand geben solle. Es geschah Dies auch von allen. Währenddeß hatte der kaiserliche Hofmarschall das gesammte kaiserliche Hofgesinde zusammenberufen und erließ an dasselbe „mit großem Ernst" den kaiserlichen Befehl, sich fortan mäßig und nüchtern zu verhalten, indem er zugleich für Den, welcher diesem Befehl nicht folgeleiste, folgende drei Strafen festsetzte: das erste mal solle es ein solcher mit seinem Monatssold büßen, das andere mal einen Monat lang den Hof meiden und zum dritten mal ganz vom Hofe und aus dem Dienst entfernt werden.

Wir sehen hieraus, wie es der Kaiser nur mit Mühe und durch Bitten dahin zu bringen vermochte, die Fürsten wenigstens für die Dauer eines Reichstags zur Mäßigkeit und Nüchternheit zu verpflichten. Auf spätern Reichstagen freilich finden wir das frühere fürstliche Leben wieder; ließ doch selbst der Kaiser zu einer solchen Fürstenversammlung in Regensburg 3000 Eimer Wein und ein Erzherzog von Oestreich für seine Tafel 2000 Eimer bringen. — Jedoch jetzt genug über diesen Gegenstand, leider wiederum ein Schatten in dem Gemälde unserer deutschen Reichstage.

Wie beim Ritterspiel, so behauptete noch weit mehr bei Banketten und Gastgelagen der Humor sein altes, gutes Recht. Aus dem Mittelalter in die neue Zeit des 16. Jahrhunderts herüber geerbt, hatte ihn der Ernst der Religionszwiste keineswegs verdrängen können. Sich im Volke hier und da noch geltendmachend durch allerlei Narrentheidingen, Possen- und Narrenspiele, repräsentirte er sich auch noch in dieser Zeit in einem förmlichen Narrenstande.

Selbst wo der Ernst sich im Leben noch so mächtig aufdrängte, der Humor im Narrengewande stand ihm doch immer zur Seite. Als einstmal Kaiser Maximilian, wie so oft, in Kriegsnöthen mit großen Sorgen wegen der nöthigen Geldmittel beladen war, trat ihn sein Hofnarr Kunz von der Rosen, von dem er sich so gern durch lustige Schwänke unterhalten ließ, mit den Worten an: Majestät, werdet nur erst Amtmann, dann werdet Ihr immer Geld genug haben. Selbst der ernste Kaiser Karl, so einsam, still und schweigsam er auch an seinem Tische saß, hatte doch immer, wie ich schon früher erwähnte, einige Schalksnarren hinter sich stehen, die allerlei Possen reißen durften, und ihr Humor zwang doch zuweilen der ernsten Miene des Kaisers ein halbes Lächeln ab. Am meisten gelang es seinem Hofnarren Perico, den er aus Spanien bekommen, ihn durch Witze und Schwänke zum Lachen zu bringen. Ihre Stelle vertrat auch oft ein lustig tändelnder Zwerg, den ihm der König von Polen geschenkt, so niedlich im Körperbau wie lebhaft muntern Geistes, der den gestrengen Kaiser durch heitere Spiele aufs beste zu ergötzen wußte. Noch weit mehr ließ sich Karl's für Lust und Lebensfreuden empfänglicherer Bruder Ferdinand gern auch mit seinem geschwätzigen Hofnarren in muntere, kurzweilige Gespräche ein, und wie am kaiserlichen, so war auch fast an jedem andern Fürstenhofe ein Hof- oder Hausnarr, ein Lustigmacher, den man „den lustigen Rath" nannte, ein unentbehrlicher Bestandtheil der fürstlichen Dienerschaft. Selbst die Fürstinnen konnten zu ihrem Zeitvertreib ihrer Närrinnen nicht entbehren. Indeß erfoderte das ausgebildete Narrenthum als eine Kunst, in gemischtem Scherz und

Ernst, unter allerlei Narrenpossen verständige Gedanken zu äußern und den Fürsten Wahrheiten, die sie sich in unverstecktem Ernst nicht gern sagen ließen, in der Hülle einer Narrenposse aus dem Munde des Hofnarren vor das Ohr zu bringen, ein förmliches Studium. Und in der That war auch damals diese Narrenlust so vervollkommnet, daß Ihr Euch nicht wundern dürft, wenn die Geschichte so manches Erquickliche von wahrhaften Meistern im Narrenthum zu erzählen weiß. Sie nennt noch jetzt als solche, die sich im meisterhaften Narrenwesen ganz vorzüglich hervorgethan, einen Kunz von der Rosen am Hofe des Kaisers Maximilian, einen Perico an dem des Kaisers Karl, einen Claus Narr bei den Kurfürsten Ernst und Friedrich von Sachsen, der oft zwar derb und sogar wol zotenhaft, jedoch nicht ohne Salz mit der Thür ins Haus fiel und bei seinen Fürsten in so hoher Gunst und Werthschätzung stand, daß er bei einer Theilung Dem, auf dessen Theil er kam, zu 80,000 Thaler angeschlagen ward. Auch bei den Herzogen von Oestreich hatten sich mehre Hofnarren zu ihrer Zeit sehr berühmte Namen erworben. Und so seht Ihr denn, mein werther Freund, die Welt kennt nicht blos Feldherrnruhm, Ministerruhm, Gelehrtenruhm, sie kannte und kennt auch jetzt noch einen Narrenruhm.

Was nun diese Schalksnarren in Beziehung auf unsere Reichstage betrifft, so scheinen zwar die Fürsten ihre Haus- und Hofnarren in ihrem Gefolge nicht mit auf die Reichstage gebracht zu haben; ja, wir finden in den Reichstagsverhandlungen selbst bis zum Jahr 1575 mehrfacher Beschlüsse gegen das zum Theil auch schon sehr ausgeartete Narrenwesen erwähnt; es ergingen mehr-

mals Verbote deshalb. Allein das Bedürfniß des Narrenthums war neben dem Ernst des Lebens einmal noch vorhanden; der Narrenhumor machte sich im Bildungsstande der Zeit immer noch als unentbehrlich geltend und selbst auf den Reichstagen behauptete er, sozusagen, sein altes Recht auf Sitz und Stimme. Wenn die Fürsten es sich auch nicht erlaubten, ihre Hofnarren mitzubringen, so fanden sich doch immer frei vagirende Schalksnarren, Sprecher oder Bänkelsänger, sogenannte Freiharte, Freudenmacher und lustige Gesellen, ein meist liederlich auf Jahrmärkten, Kirchweihen und Volksfesten herumschweifendes Volk, auf den Reichstagen zahlreich genug ein, welches für Geld und Wein jeder Zeit bereit war, bei Banketten und Trinkgelagen durch witzige Possen, lustige Lieder und allerlei Späße die Fürsten zu belustigen. Weil sich jedoch diese lustigen Gesellen den Fürsten mitunter auch ungebührlich aufdrängten, so ward in der Reichstagsordnung zu Nürnberg im Jahr 1542 unter Anderm auch bestimmt: „Es solle kein Freihart, Schalksnarr oder andere Sprecher auf diesem Tage unerfodert zu Fürsten oder Herren gehen"; wer Dies übertrete, solle darum gestraft werden. Ebenso verordnete der Rath zu Frankfurt im Jahr 1562: „Kein Schalksnarr, Spielmann, Freudenmacher, Reimsprecher u. s. w. dürfe sich bei schwerer Strafe ungerufen zu den Großen drängen."

Ich kann mir nicht versagen, Euch als Probe aus einer Narrenschrift Einiges aus einer Eingabe mitzutheilen, welche der berühmte Hofnarr des Königs Heinrich II. von Frankreich, Herr von Bruisquet durch einen seiner Amtsgenossen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1555 den Fürsten und Gesandten überreichen ließ,

um sie dadurch zur Friedensvermittlung zwischen dem Kaiser und dem König von Frankreich aufzufodern. Betrachtet es als eine Probe des damals in den Narrenschriften herrschenden Geschmacks. Der Hofnarr charakterisirt sich und redet die Fürsten in folgender Weise an: „Euer Allerunterthänigster, Gehorsamster (doch nur sofern Ihr irgend was Nützliches und Gutes schaffet), der Herr von Bruisquet, oberster Hofnarr des Königs und seiner Majestät Kammerdiener, der Königin Thürhüter, Postmeister von Paris, Einkäufer zu Sanct-Michael Vicarie, Herr in meinem Hause, Fournirer von Huttay, auch blind auf einem Auge, einer Hand mangelnd, bucklich auf einer Schulter, dabei auch lahm und ein Mann des allerungeschaffensten, bösesten, ärgsten, schnödesten Weibes, so in der ganzen Stadt Paris ist, also bitte ich und wünsche, daß es mit Euch allen auch so zu Stande sei.“ Die Ermahnungsschrift beginnt dann also: „Euch Herren bitte ich Herr von Bruisquet, oberster Hofnarr des Königs, ganz unterthäniglich, Ihr wollet dem Römischen Kaiser und dem Könige Heinrich Fürsehung thun mit Pflegern und Curatoren, dieweil sie arme, verlassene Waisen sind, die weder Vater noch Mutter haben, damit sie sich in künftiger Zeit desto besser als in vergangener gouverniren, denn sie die Zeit ihres Lebens nicht anders denn nur in Turnieren, Schulden und Untreue gelebt, wie die armen Leute, die ein Dutzend Kinder zu ernähren haben.“ Hierauf fodert er die Fürsten und Gesandten auf, „als die Allerweisesten aus den Königreichen“ Friede zu vermitteln und zu zeigen, ob sie „wirklich auch recht fromm, fürsichtig, verständig und weise, oder wol contrafect oder auch gar Fantasten und natürliche Narren

seien, denn den Hochweisen und Verständigen, aber auch den Thoren und den Narren darf man nicht viel predigen." Dann ermahnt er die Fürsten: „Verlasset Euch nicht auf Eure Nadelspitzen, als wollet Ihr sagen: O ich will Das so haben und so will ich dieses haben! O du hast Das gethan, und du da hast dieses gethan! O Das gehört unserm Herrn zu, oder aber so gehört Das unserm Herrn an. Hat doch der leidige Teufel überall auch sein Theil, und werdet Ihr ansehen, was sie jetzt mit Recht besitzen, so behalten sie gerade soviel als ich, denn Einer hat's dem Andern abgenommen, dieser Andere hat's wieder einem Andern entrissen und wiederum dieser Andere hat's auch einem Andern abgerungen, und zum Beschluß: weder der Eine noch der Andere hat vor tausend Jahren davon irgend etwas gehabt." Am Schlusse der Schrift heißt es endlich: „Wenn Ihr nun aber Ruhe und Friede stiftet, so wird man alsdann in der ganzen Welt sagen: Ihr seid die allerhochverständigsten, die gelehrtesten und ehrenreich tapfersten Männer, so je aufs Erdreich gekommen sind; ja, man würde Euch abconterfeien und malen auf Straßen, Wänden, Thürmen und Tapezereien in der ganzen Welt, und man würde sagen: Das sind die, die da haben die Christenheit in Ruhe und Friede gestellt. Sofern Ihr aber nichts ausrichtet, dann wird auch alle Welt das Widerspiel sagen und Euch zurufen: O Ihr Diebische, Juden und Wiedertäufer!"

So ließ sich ein launiger Hofnarr in Scherz und Ernst damals gegen die Fürsten auf dem Reichstage zu Augsburg aus. Und nun zum Beschlusse nur noch die Bemerkung, daß auch bei Turnieren auf den Reichstagen der Humor in Schalksnarren seine Rolle mitspielte. So

erlaubte Kaiser Maximilian auf einem Reichstage zu Augsburg (1518) seinem Hofnarren Kunz von der Rosen es gern, nach einem gehaltenen Scharfrennen auch seinerseits ein ritterliches Narrenspiel aufführen zu dürfen, was zum Gelächter aller Zuschauer damit endigte, daß der Hofnarr seine ganze Spielgesellschaft nebst einen Mönch in einen mit Wasser gefüllten Röhrkasten stürzte. Ihr erinnert Euch auch aus meinem letzten Schreiben, daß es ein Schalksnarr war, der den mit einer goldenen Kette gefesselten Cupido zum Turnierplatz herbeiführte, drohend ihn wegen verursachter Untreue an einen Galgen aufzuhängen. Auch als Zwischenspiel, als Intermezzo beim Turnier ließ man in allerlei Narrenspielen und Narrenpossen noch einige Zeit dem Humor sein altes Recht, doch wie es scheint, in spätern Zeiten auf Reichstagen nur selten.

X.

Augsburg, 6. August 1582.

Vor wenigen Tagen hatten wir hier in Augsburg das Vergnügen, den König Matthias von Ungarn und den Hochmeister des Deutschen Ordens Maximilian, beide Erzherzoge von Oesterreich und Brüder unsers Kaisers Rudolf, wie ich Euch schon früher gemeldet, in einem großen Zuge von 55 Kutschen zur Theilnahme an dem hier noch fortdauernden Reichstage in die Stadt einkommen zu sehen. Zwei Tage darauf gaben sie den

anwesenden Fürsten ein glänzendes Bankett, wobei Spiel und Tanz bis tief in die Nacht dauerten. So ist es jetzt immer und war es von jeher bei allen großen Banketten auf Reichstagen Sitte. Mit Spiel und Tanz verbrachten die Fürsten, wenn nicht Jagden, Turniere oder andere Vergnügungen sie aus der Stadt lockten, in ihrem socialen Zusammenleben oft halbe Tage und halbe Nächte.

Ich will Euch nur einige wenige der zahlreichen Beispiele aus den mir vorliegenden Berichten vom Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 mittheilen. Da heißt es: Am 10. Mai hat der Kurfürst von Brandenburg mit dem Landgrafen von Hessen, der Fürst Wolf und die beiden andern Fürsten von Anhalt bei dem Herzog von Savoyen gegessen und haben dann gespielt; darauf ist der Kurfürst eine Weile beim Erzbischof von Mainz gewesen und auf den Abend ist der Landgraf wieder zum Kurfürsten gekommen, haben gegessen und miteinander gespielt bis um 12 in der Nacht. Ferner: Am Pfingsten Montag sind bei Herzog Wilhelm von Baiern der Kurfürst von Brandenburg, der Markgraf Georg, der Landgraf von Hessen, der Herzog von Savoyen nebst vielen andern Fürsten und Bischöfen zu Gast gewesen. Nach dem Essen haben die angezeigten Fürsten miteinander gespielt. Darnach ist Herzog Wilhelm sammt seinem Gemahl und Frauenzimmer zu Pfalzgraf Friedrich geritten, wo auch des Kurfürsten von Brandenburg Gemahl und Frauenzimmer zu Gast gewesen und ist daselbst viel getanzt worden. Auf den Abend hat abermals Herzog Wilhelm den Kurfürsten von Brandenburg, den Markgrafen Georg, den Landgrafen von Hessen, den Mark-

grafen Albrecht, den Herzog Otto Heinrich und Herrn Hans Ungnad zu Gast gehabt und nach Essen haben alle bis in die Nacht um 11 Uhr gespielt.

Doch genug. Ihr sehet, mein werther Freund, schon aus diesen wenigen Beispielen, die ich noch bedeutend vermehren könnte, daß es bald größere, bald kleinere Gesellschaften von Fürsten waren, die sich die Zeit mit Spielen vertrieben. Die leidenschaftlichsten und zugleich auch oft die unglücklichsten Spieler waren die beiden Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp, der Kurfürst Joachim von Brandenburg und der Landgraf Philipp von Hessen. Sie fingen nicht selten ihr Spiel sogleich nach dem Mittagsmahle an, setzten es den ganzen Nachmittag ohne Unterlaß bis zum Abend fort, dann wurde gespeist und wieder gespielt bis 11 oder 12 Uhr in der Nacht. So sah man hier Fürsten zuweilen Tag und Nacht am Spieltische sitzen, welche die in ihren Ländern besonders im Bürgerstand stark herrschende Spielsucht durch strenge Gesetze zu unterdrücken suchten, denn Kurfürst Joachim erließ z. B. ein Edict, daß Keiner in seinem Lande fortan mehr als 300 Gulden baar oder an der Kreide verspielen solle; wer mehr gewönne, müsse den Ueberschuß an den Fiscus zahlen und überdies die doppelte Summe als Strafe erlegen.

Ihr fraget vielleicht, welche Arten von Spielen es denn gewesen sein mögen, die auf die Fürsten eine so zauberische Macht übten? Ich kann Euch darüber wenigstens Einiges mittheilen. Vorzüglich war es das schon den alten Völkern und wahrscheinlich auch schon den alten Deutschen bekannte Würfelspiel, womit sich Fürsten und Fürstinnen auf den Reichstagen oft stundenlang

erlustigten. Eins der gewöhnlichsten und beliebtesten Spiele war ferner das Kartenspiel in seinen verschiedenen Abwechselungen. Eine dieser Spielarten, an welcher gewöhnlich Fürsten und Fürstinnen zusammen theilnahmen, hieß (ich weiß nicht recht weshalb) „das Primirerspiel", vielleicht das Premierspiel, weil es wahrscheinlich darauf ankam, der Reihe nach eine bestimmte Anzahl der ersten Stiche zu machen. Häufig spielten die Fürsten auch „Landsknecht". Es war dies ein erst seit des Kaisers Maximilian I. Zeit in Gebrauch gekommenes Spiel und scheint wol dasselbige gewesen zu sein, welches man auch das Karnöffelspiel nannte, denn der Karnöffel repräsentirte nach einer Deutung den Landsknecht und war im Spiel die mächtigste Karte, indem sie alle übrigen stach. Auch das in Frankreich beliebte Kartenspiel „Fluere" genannt mag den deutschen Fürsten durch französische Gesandte auf den Reichstagen bekanntgeworden sein. Es wurde dabei nicht immer um Geld, sondern oft auch um andere Gegenstände, um einen Kranz, um ein Paar Pantoffel u. dergl. gespielt. Um das Spiel mitunter mit einigem Humor zu würzen, wurden zuweilen auch die Hofnarren zum Kartenspiel mit zugelassen. So spielte einstmals Maximilian's Hofnarr Kunz von der Rosen mit einigen Fürsten. Da er beim Kartentheilen zwei Könige bekommen, sprang er schnell auf, holte sich am Arm gefaßt den Kaiser herbei und rief voll Freude aus: Hier habe ich drei Könige, hab' also das Spiel gewonnen, und flucks strich er das Geld ein. Ein anderes damals unter den Fürsten nicht nur, sondern auch im Bürgerstande sehr beliebtes und hier und da noch jetzt geübtes Spiel war das

Schießen auf der Pilkentafel, auf welcher, wie Ihr Euch aus einem meiner frühern Schreiben erinnern werdet, der Kurfürst Moritz von Sachsen und Markgraf Albrecht von Brandenburg, wenn sie hier in Augsburg auf dem Reichstag waren, so gern mit des Doctors Töchterlein, der schönen Jakobine spielten. Es ist dies nämlich eine lange und schmale, mit einem Rande und Rinnen versehene, geglättete Spieltafel, auf welcher bald zwei, bald vier einander gegenüberstehende Spielende runde, unten glatt geschliffene, mit fünf bis sechs nummerirte Steine oder metallene Scheiben der Länge nach so hinzuschießen oder hinabzuwerfen suchen, daß ein Stein immer über den Stein des andern zu stehen kommt. Die Steine werden aus freier Hand geschossen oder geworfen und es kommt darauf an, den Stein des andern so zu treffen, daß er durch eine der Oeffnungen in dem Rande oder der Querleiste der Tafel in die Rinne durchgehe. Nach mehrmaligen Würfen entscheidet sich hiernach Gewinn oder Verlust. Die Spieltafel ist bald länger bald kürzer, bald 10—12 Fuß, bald auch 46—50 Fuß lang und zwei Fuß breit. Von letzterer Länge habe ich sie selbst einigemal gesehen. An manchen Orten soll dieses Spiel auch unter den Namen Schießtafel, Drucktafel, Druckspiel oder Trockspiel üblich sein und man meint, daß aus ihm das Billardspiel hervorgegangen sei. Außer diesen Spielen in der Karte und auf der Pilkentafel füllte auch das Schachspiel den Fürsten manche Stunde aus; selbst Glücksspiele waren auf unsern Reichstagen nicht ungewöhnlich.

Und nun die Folgen dieser zügellosen Spielsucht vieler Fürsten; — Ihr möget sie leicht selbst errathen:

— Spielschulden über Spielschulden. Der Landgraf Philipp von Hessen, der sich einmal damit entschuldigte, auf einem Reichstage nicht erscheinen zu können, weil ihm ein solcher Reichstagsbesuch wegen der gewöhnlich herrschenden Theuerung und des zu seiner Sicherheit auf der Reise nothwendigen starken Gefolges gemeinhin 30,000 Gulden koste, hatte auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) so unglücklich gespielt, daß er zur Deckung seiner Spielschulden von Kurt von Boyneburg 1000 Gulden borgen mußte, und Graf Gabriel von Ortenstein quittirte ihm über eine noch größere Summe. Den Kurfürsten Joachim von Brandenburg stürzte bei seiner ohnedies so schlechten Finanzverwaltung seine leidenschaftliche Spielsucht auf den Reichstagen immer tiefer in Schulden. Während seines Aufenthalts auf dem Reichstage zu Nürnberg im Jahr 1542 schrieb mir über ihn mein dortiger Freund: „Elector Marchio hic apud omnes male audit. Man sagt, daß er itzund 30,000 Gulden (was ich in Wahrheit nicht gern schreibe) und kurz zuvor 10,000 Gulden verspielt, also daß er auf zwei Sitzen 40,000 im Spiele verloren hat. Er hat allhier einen Finanzer liegen, der hat ihm auf großen Wucher eine merkliche Summe Geld aufgebracht; hat er aber baar Geld haben wollen, so hat er dazu ein Kleinod, welches ich in meinen Händen gehabt, nehmen müssen, angeschlagen für 3000 Gulden, das kaum 600 werth ist. Es ist fürwahr Sünde und Schande, daß man solchen großen überschwenglichen Wucher leidet. Als nun derselbe Finanzer nicht mehr Geld allhier hat aufbringen können (denn nicht Jedermann gern seinem Herrn leiht; zudem haben sich für diese hiesige Summe die beiden

Markgrafen Georg und Albrecht sammt etlichen der Ihrigen von der Ritterschaft und den Vornehmsten des Adels auf hohes Bitten und Anlangen des Kurfürsten zu Bürgen verschreiben müssen), so ist er jetzt mit etlichen Credenzbriefen gen Augsburg geritten, in Willens nachfolgends gen München zu reiten, um in denselbigen Städten auch Geld aufzubringen." Und doch ließ dieser Fürst dem Kaiser, der ihn im Jahr 1550 auf den Reichstag nach Augsburg einladen ließ, die Antwort bringen: durch den Besuch der Reichstage und andere dem Kaiser und Reich geleisteten Dienste habe er sich in merkliche Beschwerungen stecken, auch seine Landschaft deswegen zum höchsten beschweren und erschöpfen müssen. Das persönliche Besuchen des Reichstags sei ihm daher nicht nur bedenklich, sondern auch ihm und seinen Unterthanen beschwerlich und unerträglich. Unter solchen Umständen also auch kein Wunder, daß Joachim, der auch sonst auf Reichstagen in Festlichkeiten aller Art viel Geld verschwendete, eine Schuldenmasse von mehr als dritthalb Millionen Thaler hinterließ.

Wie der Kurfürst und der Landgraf, so noch manche andere Fürsten. Die beiden Brüder Pfalzgrafen Otto Heinrich und Philipp waren auf dem Reichstag zu Nürnberg im Jahr 1542 durch ihre Spielsucht so in Schulden gerathen, daß sie viele Tausende aufborgen mußten und zwar zu 15—20 Gulden vom Hundert. Aber auch diese Summen reichten gegen Ende des Reichstags zur Bezahlung ihrer Schulden beiweitem noch nicht hin. „Die beiden Brüder Otto Heinrich und Philipp", schrieb mir damals mein dortiger Freund, „stecken noch in großer Schuld und haben itzund aus Bedrängniß

ihrer Schuldner (denn sie sind einem Bürger hier allein 90,000 Gulden schuldig) denen von Nürnberg die Herrschaft Heydeck und zwei weidliche Aemter Stein und Allersberg verkaufen müssen. Die Summe wie hoch steckt noch in der Feder. Man will aber sagen, daß es mehr sei als 200,000 Gulden. Es hätten viele Leute solchen Kauf gern verhindert, sonderlich die bairischen Fürsten, denn die Päpstischen reden übel davon und sprechen: sie (die Fürsten) seien darum Lutherisch geworden, damit sie die Kirchen stürmen, die geistlichen Güter zu sich nehmen und also auf Reichstagen sich aus ihren Schulden reißen mögen. Aber die Nürnberger fragen nicht viel darnach, geben Geld, kaufen immerzu ein Land nach dem andern an sich und kommt doch das Geld zuletzt wiederum zu ihnen. Allhier geht daneben auch das Murmeln, das Amt Amberg und Sulzbach werden auch bald flattern, deß die von Nürnberg auch nicht sehr erschrecken werden, denn es sind zwei feine, weidliche Städte. Also hält man itzund Haus, daß es zu erbarmen ist. Die Städte kommen sehr über sich, nehmen zu und werden reich, und die Fürsten verderben und werden arm."

Das sah also, wie Ihr hieraus entnehmet, schon damals mein Freund mit als eine Folge des Lebens und Trinkens der Fürsten auf den Reichstagen an, und so hatte jener Zeitgenosse, dessen Worte ich schon einmal erwähnte, wol ganz recht, wenn er von dem Reichstage zu Augsburg (1548) sagt: „Es verthaten auch Fürsten und Herren mit vielem übermäßigen Bankettiren eines Theils nicht allein, was in ihren Kammern vorhanden und sie Alles mit sich auf den Reichstag genommen, was

sich in viele Tausend Thaler erstreckt, sondern auch mit großer Mühe, unwiederbringlichem Schaden und Unrath soviel aufnehmen müssen, damit sie aus Augsburg mit Glimpf scheiden konnten."

Zu den socialen Vergnügungen der Fürsten auf den Reichstagen und namentlich bei ihren glänzenden Banketten gehörte, wie ich schon im Eingang dieses Schreibens erwähnte, vornehmlich auch der Tanz. Man würde irren, wenn man meinte, die Reichstage seien blos Zusammenkünfte von Fürsten und fürstlichen und städtischen Gesandten; vielmehr begleiten diese sehr häufig auch ihre Gemahlinnen, Töchter und die zu deren Gefolge und Bedienung gehörigen Frauenzimmer. Schon dem alten Kaiser Maximilian folgte auf die Reichstage zuweilen seine Gemahlin Maria, sowie auch seine zweite Gemahlin, die Italienerin Blanca Maria. Ihr erinnert Euch wol auch aus meiner frühern Mittheilung, mit welchem zahlreichen Hofgefolge die Königin Maria von Ungarn und die ebenso ausgezeichnet schöne als liebenswürdige Königin Anna, des Römischen Königs Ferdinand Gemahlin, auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) erschienen. Auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) sah man die Kurfürstin Hedwig von Brandenburg, die Pfalzgräfin Dorothea, des Pfalzgrafen Friedrich II. Gemahlin, die Herzogin Maria Jakobäa, des Herzogs Wilhelm IV. von Baiern Gemahlin, die Pfalzgräfin Susanna, Gemahlin des Pfalzgrafen Otto Heinrich, und mehre andere Fürstinnen, alle mit ihrem zahlreichen Frauenzimmer anwesend. Die lebenslustige Gemahlin des Kurfürsten von Brandenburg begleitete diesen auch auf den Reichstag zu Augsburg (1547), wo außer ihr auch die beiden

Schwestern des Römischen Königs Ferdinand, Isabelle, verwitwete Königin von Dänemark, und die verwitwete Königin Maria von Ungarn, nebst mehren andern Fürstinnen mit ihrem weiblichen Hofgefolge eintrafen. Auf einem spätern Reichstage (1566) empfingen wir hier in Augsburg auch die Kaiserin nebst ihren drei Töchtern mit ihrem zahlreichen Hofe.

Für solche weibliche Reichstagsgäste war natürlich der Tanz ein unentbehrliches Vergnügen, sodaß kein nur irgend glänzendes Bankett gehalten wurde, wobei man nicht bis tief in die Nacht tanzte. Auch wenn keine Fürstinnen auf den Reichstagen gegenwärtig waren, vergnügten sich die Fürsten mitunter gern an Tanzbelustigungen. Schon Kaiser Friedrich III. ergötzte sich, wenn er in Köln oder hier in Augsburg auf dem Reichstag verweilte (1473—74) mit den Fürsten am sogenannten Geschlechtertanz, ordnete ihn auch selbst wol an oder die Bürgerschaft veranstaltete ihm einen solchen zu Ehren. Dann tanzte der junge Erzherzog Maximilian gern mit dem schönen Fräulein von Fünstingen. Nach der Sitte tanzten zwei Grafen vor ihm und zwei Grafen nach ihm; darauf folgten mitunter auch Erzbischöfe oder Bischöfe und alsdann die übrigen Paare. Auch als Kaiser liebte Maximilian noch das Tanzvergnügen. Allein es hatte ihm nie recht gefallen, daß das weibliche Geschlecht bei solchen Tanzfesten verschleiert zu erscheinen pflegte. Als daher im Jahr 1518 bei seiner Anwesenheit in Augsburg um die Fastnachtzeit ihm zu Ehren ein Geschlechtertanz stattfinden sollte, ließ er durch den Cardinal Lang den Wunsch äußern, die Geschlechterfrauen möchten die bisher bei solchen Solennitäten gewöhnlich

fast das ganze Gesicht bedeckenden Schleier ablegen und bei dem Tanz unverschleiert erscheinen. Man kann sich denken, wie diese reformatorische Entschleierung auf manchem Gesichtchen Freude, auf manchem aber auch Kummer und Besorgnisse erwirkte. Indeß der Kaiser wünschte und es mußte geschehen. Man ließ ihm durch den Bürgermeister melden, die Frauen würden seinem Befehle nachkommen. Der Kaiser — Dies wird dabei als merkwürdig erwähnt — ordnete dann auch an, daß die Frauenzimmer einen Reihen ganz allein, je zwei und zwei, ohne Mannspersonen tanzen mußten. Vielleicht war dies eine Nachahmung des spanischen Tanzes, den nur adelige und bürgerliche Frauen aufführten, prachtvoll in Goldstoff, Sammet und Seide gekleidet, an den entblößten Armen mit köstlichem Geschmeide geschmückt, wobei sie mit den Fingern Schnippchen schlugen.

Natürlich wechselten die Tänze in der Haltung, Stellung und Wendung der Tanzenden verschieden ab. Wie der Bürgerstand seine mannichfaltigen Arten von sogenannten Hahnentänzen, geschäubelte Tänze, den Walzertanz u. a. hatte, so sah man unter dem Schalle von Trompeten und Pauken, Zinken, Schalmeien und Sackpfeifen die fürstlichen Tänzer und Tänzerinnen sich in deutschen, welschen und spanischen Tänzen erlustigen, wozu sie gewöhnlich in den sogenannten Pagereien (an fürstlichen Höfen für junge Edelleute eingerichtete Bildungsanstalten) eingeübt zu werden pflegten. Meist scheint der Tanz fürstlicher Personen einen gewissen ernsten Charakter gehabt und in langsamen, der fürstlichen Würde angemessenen Bewegungen und Aufzügen bestanden zu haben, daher man auf den Reichstagen

auch hohe Geistliche, Cardinäle, Erzbischöfe und Bischöfe an solchen Tänzen theilnehmen sieht. Dürfen wir aber dem Urtheil eines Nordländers trauen, so scheint der spanische Tanz mit sehr lebendigen Bewegungen verbunden gewesen zu sein. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1547) anwesend, schreibt er darüber: „Ich habe auf den Abend bei König Ferdinand einen Tanz gesehen, daß ein spanischer Herr, der ein langes Kleid bis auf die Erde und umher zu anhatte, so daß man von den Füßen nicht wohl etwas sehen konnte, ein Fräulein aufzog und mit demselben ein Algarde oder Passionesa (wie sie's nennen) tanzte. Er that ab und zu gewaltige Sprünge; sie auch, wußte ihm von allen Seiten zu begegnen, daß es eine Lust anzusehen war; und wenn dann der Tanz zu Ende war, fing ein anderes Paar einen welschen Tanz an." König Ferdinand, bei welchem der erwähnte Gesandte diesen Tanz, wie es scheint, zum erstenmal sah, war überhaupt ein großer Freund des Tanzvergnügens und „tractirte auch auf den Reichstagen die Fürsten und das königliche und fürstliche Frauenzimmer, sowie die fürstlichen und gräflichen Fräulein stets herrlich mit allerlei Kurzweil von prächtigen Tänzen", womit zuweilen auch „herrliche Mummereien" oder Maskeraden verbunden waren.

Endlich geben auf den Reichstagen — und damit will ich jetzt schließen — auch Heirathsangelegenheiten und Beilager mitunter zu allerlei Lustbarkeiten Anlaß. Hier in Augsburg fand zur Zeit des Reichstags im Jahr 1518 das feierliche Beilager des Markgrafen Kasimir von Brandenburg mit der bairischen Prinzessin Susanna, der Tochter des Herzogs Albert IV. von

Baiern statt, nachdem der Kaiser selbst und sämmtliche anwesende Kurfürsten und Fürsten die festlich geschmückte Braut zuvor feierlich eingeholt. Auf dem spätern Reichstage (1530) erschien hier der natürliche Neffe des Papstes Alexander Medici, dem Kaiser Karl seine natürliche Tochter Margarethe zur Ehe versprochen hatte, mit einem sehr glänzenden Geleite von vielen italienischen Großen und Dynasten, um hier unter vielen Festlichkeiten und Lustbarkeiten, die der Kaiser bereiten ließ, sein förmliches Verlöbniß zu feiern. Noch glänzender waren die Hochzeitsfeste auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1546, als dort der junge Herzog Albrecht V. von Baiern seine Vermählung mit des Römischen Königs Ferdinand zweiter Tochter, der Prinzessin Anna, und der Herzog Wilhelm von Kleve die seinige mit Ferdinand's dritter Tochter Maria mit großem Aufwand und Pomp vollzogen.

XI.

Augsburg, 16. August 1582.

Ihr wundert Euch, mein werther Freund, und zwar mit Recht über die bedeutenden Schulden, welche so manche Fürsten durch ihre leidenschaftliche Spielsucht auf den Reichstagen auf sich luden. Allein auch noch in mancher andern Hinsicht war das sociale Leben der Fürsten bei solchen Versammlungen mit außerordentlichen Kosten verbunden. Ihr wisset, wie sehr von jeher die städtischen Magistrate bemüht gewesen, durch gesetzliche Bestimmungen dem übermäßigen Luxus im Bürgerstande, besonders auch

dem in der Kleidertracht zu steuern. Auch die Fürsten ließen es nicht an Verordnungen fehlen, um dem übertriebenen Kleideraufwand entgegenzuwirken. Auf dem Reichstage zu Nürnberg (1524) ward in einem Entwurf zu einem Sitten- und Luxusgesetz für das gesammte Reich unter Anderm bestimmt: „Es solle Ordnung getroffen werden, daß die Kurfürsten und geistliche und weltliche Fürsten an ihren Höfen, bei dem Adel und ihrem weiblichen Hofstaat vorzugsweise solchen Ueberfluß in kostbaren Kleidern, Juwelen und Geschmeide abschafften und länger nicht duldeten; sie möchten eine Vorschrift erlassen, wie solche inskünftige getragen werden sollten. Innerhalb vier Monaten nach ihrer Heimkehr vom Reichstage sollten die Fürsten von allen Grafen, Freiherren und andern Adeligen ihrer Fürstenthümer wenigstens einen aus ihrer Familie zu sich berufen, um ihnen vorzustellen, was wegen Abschaffung des Ueberflusses an kostbaren Kleidern und mannichfaltigem Geschmeide durch den Kaiser, die Fürsten und andere Stände zum Heil und Ruhm der ganzen Nation verordnet worden sei."

Die Fürsten also sollten auch hier mit ihrem Beispiele dem Volke vorleuchten und Kaiser Karl selbst ging allerdings auch als Muster der Sparsamkeit und Enthaltsamkeit von allem unnöthigen Aufwand auf den Reichstagen den Fürsten voran. „In Geldsachen" — sagt von ihm der venetianische Gesandte Mocenigo noch im Jahre 1548, also einer Zeit, wo Karl noch auf dem Gipfel seines Glücks und seiner Macht stand — „ist Se. Majestät überaus sorgfältig, und gleich wie er, wo es nöthig ist und in den nothwendigen Dingen gern jede große Ausgabe macht, so kann er auch außer der Zeit

und in überflüssigen Dingen nicht dulden, daß nur ein Dukaten von den Seinigen ausgegeben werde. In Dingen seines Hauses und seiner Umgebung zeigt sich der Kaiser ebenfalls sehr genau. Er hält im Gedächtniß, was man gesagt von allen seinen auch kleinern Kleidungsstücken, sodaß wenn ihm ein Hemd oder ein Schnupftuch fehlt, er es oft bemerkt. Auch läßt er sich manchmal die Kleider ausbessern. Man sagt, daß der Kaiser es so in der Kleidung halte, nicht eigentlich um wenig auszugeben, sondern vielmehr damit jene seines Hofes, welche sich immer erfreuen, ihm nachzuahmen, nicht verursacht werden mögen, große Ausgaben zü machen. Und dieses Beispiel sah man auch in den deutschen Kriegen, da der Kaiser in Barchent gekleidet war, sodaß die ganze Kleidung nicht einen Scudo werth war, und einen Hut von Wolle, der einen Marcello kostete. So kleideten sich alle die großen Herren und andere dieses Hofes in derselben Weise."

Nach diesem Zeugniß eines mit der Persönlichkeit des Kaisers und den Verhältnissen des kaiserlichen Hofes sehr bekannten Mannes dürfen wir allerdings glauben, daß Karl's Einfachheit und Sparsamkeit in seiner ganzen Lebensweise unter den Großen und Beamten seines Hofes die gewünschte Nachahmung fand. Unter den Fürsten dagegen fand er sie wenig oder nicht, weder in ihrer Lebensweise, noch in ihrem äußerlichen Erscheinen zumal auf den Reichstagen. Hier trieben sie auch in der Kleidertracht und im ganzen Körperschmuck einen solchen Luxus, daß sie darin selbst den Bestimmungen des erwähnten Reichstags zu Nürnberg auf jeder spätern Reichsversammlung sozusagen Hohn sprachen. Dazu

kam, daß in der Tracht gerade auf den Reichstagen auch die Mode öfter als sonst ihr Recht und ihre Macht geltendmachte. Ein Fürst ahmte bald eine spanische, ein anderer bald eine neue welsche Mode in Halskrausen, Bareten, Wamsen und Pluderhosen, Stiefeln, Haar- und Bartputz u. dergl. nach, und was der Eine that, glaubte auch der Andere thun zu müssen. Markgraf Johann Albrecht von Brandenburg war bisher in seiner Kleidertracht viel schlichter und einfacher auf den Reichstagen erschienen. Er schämte sich aber, auf dem Reichstage zu Augsburg (1530) wieder in solch einfacher Kleidung aufzutreten, und ersuchte daher zuvor den Herzog von Preußen, ihm ein schönes Zobelfutter zukommen zu lassen, „damit er auf dem Reichstage in prächtiger Kleidung den andern Fürsten gleich gehen möge". Der bloße Sammetrock, in welchem der Fürst überall erschien, mußte auf dem Reichstage durch kostbares Pelzwerk von Hermelin, Zobel u. dergl. in ein prächtiges Staatskleid verwandelt werden. Dazu nun noch der Prachtschmuck bei Turnieren, die meist sehr kostbare Ausrüstung und der glänzende Ausputz der Rosse, die übertrieben reiche Bekleidung der fürstlichen Dienerschaft, da wir hören, daß es Fürsten gegeben habe, die auf Reichstagen ihre Pferde mit dem kostbarsten Sammet geschmückt und „all ihr Hofgesinde groß und klein in goldene Stücke nach dem Besten gekleidet gehabt". In dieser wetteifernden Verschwendung in Pracht und Glanz übertraf aber keiner leicht den Pfalzgrafen Friedrich II., der, wie er in der Heimat auf kostbare Bauten und prunkende Feste oft außerordentliche Summen verwandte, so auch auf den Reichstagen bei allen Gelegenheiten Pomp und

Pracht zur Schau trug. In seinem überaus reichen Tafelgeräth befand sich unter andern ein Pokal von lauterm ungarischen Golde, über 800 Dukaten an Werth, dessen kunstreiche Arbeit diesen Werth noch bedeutend steigerte. Auf dem Reichstage zu Augsburg (1548) machte er damit dem kaiserlichen Geheimen Rath Granvella ein Ehrengeschenk.

Wir hören allerdings auch manche Fürsten über den übertriebenen Aufwand klagen, zu dem die Deutschen vornehmlich auch durch die Anwesenheit so vieler reicher spanischer, italienischer und niederländischer Großen sowol bei Gastmählern als im Kleiderluxus veranlaßt und sogar genöthigt würden. Der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen schrieb ausdrücklich die unmäßigen Ausgaben und Kosten auf den Reichstagen dem Umstand zu, „daß ein Auswärtiger Kaiser sei und so vieler fremden Nationen Leute mit ihm auf die Reichstage kämen". Eine ähnliche Klage erhob auf dem Reichstage zu Speier (1544) in einem Gespräch mit dem Kaiser auch der Landgraf Philipp von Hessen. Jener aber erwiderte ihm: Auf solchen Aufwand sei es auf den Reichstagen gar nicht abgesehen; die Fürsten seien selbst Schuld daran, denn sie hätten durch unnöthigen Prunk die Kosten des Aufenthalts übertrieben; es stehe daher ja bei ihnen nur, sich darin zu beschränken. Was aber die Fürsten thaten, ahmten nach Kräften auch die Gesandten nach, wofür die Kassen der Städte, die sie gesandt, oft schwer büßen mußten. So hat es unser Augsburg lange drückend gefühlt, daß sich unsere Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 in so übermäßiger Pracht gezeigt und so sehr bedeutende Geldsummen übermüthig verschwendet

hatten. Da kam es denn freilich mitunter auch vor, wie uns ein Augenzeuge versichert, daß „wer ein gut Kleid, um es auf dem Reichstage zu tragen, hatte machen lassen, verkaufte es beim Abschied wieder um halbes Geld und sah sich um, dafür einen Klepper zu kaufen".

Daß die Kosten des Aufenthalts auf den Reichstagen noch bedeutend vermehrt werden, wenn Fürstinnen ihre Gemahle begleiten, darf kaum erwähnt werden. Ihre Kleidertracht, in deren Pracht und Schmuck auch sie untereinander wetteiferten, war natürlich noch weit kostbarer. Man sah die Römische Königin in einem Kleid von weißem Atlas mit goldenen Eichenblättern und Eicheln, mit langen, weit herabhangenden Aermeln, in spanischer Mode, auch Schmuck und Schleier auf spanisch zugerichtet. Die Fürstinnen erscheinen bei Banketten und Tanzvergnügungen in prachtvollen Staatskleidern von Karmoisinatlas, rothem, grünem und braunem Sammet, allerlei Damast und Atlas von allen Farben oder in Gewanden mit goldenen Ketten belegt oder goldenen Borten verbrämt, in goldenen Röcken mit kostbarem Pelzwerk gefüttert, von reichen goldenen und silbernen Stoff mit Gold übergoldet, wovon die Elle 8, 9, 10 bis 18 Gulden kostete. Den Kopf der Fürstin schmückt eine goldene oder eine Perlenhaube, auch wol eine Art von Baret mit weißen oder goldenen Federbüschen. Die meisten dieser Stoffe kommen aus Florenz, Mailand und Venedig, oder auch aus den Manufacturen großer deutscher Handelshäuser, auf die Reichstage und finden da auch häufig guten Absatz. Kostbare goldene und silberne Borten, womit die Staatsgewande der Fürstinnen besetzt werden, liefern Holland und Italien. Wie

die Fürsten bei festlichen Gelegenheiten sich mit goldenen Ketten, goldenen Adlern, goldenen, mit Edelsteinen besetzten Kreuzen, Medaillen oder Medaillons und andern kostbaren Schmucksachen am Halse schmücken, so sieht man die Fürstinnen mit reichen, sehr künstlich gearbeiteten Halsbändern, sogenannten Paternostern als Halsschmuck, Medaillen, goldenen Kettengehängen, Kreuzen und anderm prächtigen Kopf- und Halsschmuck mit Demuthrosen, Rubinenrosen und Rubinenkreuzen, die Arme mit Armbändern von feinen Perlen und kostbaren Ringen geschmückt. Ein großer Theil dieses Schmuckes, Spangen, goldenes und silbernes Geschmeide sind immer so reich mit Edelsteinen, Diamanten, Rubinen, Sapphiren, Smaragden u. a. besetzt, daß ein Halsband für 600 Thaler noch keineswegs zu den theuersten gehört, denn man trägt sie auch zu 3—4000 Mark an Werth. Die Fürsten lassen sie theils aus Frankreich kommen, theils nach französischen Mustern in deutschen Städten, besonders in Nürnberg und Speier verfertigen.

Zu diesem durch den hochgetriebenen Kleiderluxus verursachten großen Kostenaufwand kommt nun noch die bei jedem Reichstage in einer Reichsstadt immer sehr hoch steigende Theuerung aller, besonders der vornehmen Welt unentbehrlichen Lebensbedürfnisse, zumal wenn ein Reichstag zahlreich besucht ist. Es wurde zwar, wie ich in einem meiner frühern Berichte bereits erwähnte, jedesmal vor Eröffnung eines Reichstags vom Reichsmarschall oder von kaiserlichen Fourieren in Verbindung mit dem Bürgermeister und einigen angesehenen Bürgern für die gewöhnlichen Lebensmittel eine bestimmte Taxordnung festgestellt und auf deren Einhaltung während der Dauer

des Reichstags von kaiserlichen Beamten mit aller Strenge geachtet. Allein eine große Menge von Lebensbedürfnissen, besonders der sogenannten vornehmen Welt, konnten in dieser Taxordnung nicht berücksichtigt werden und hingen lediglich von der Preisbestimmung der Kaufleute ab, die natürlich die Gelegenheit eines Reichstags nicht unbenützt vorübergehen ließen, um die Preise höher als gewöhnlich zu stellen. Ich will Dies durch ein Beispiel belegen, welches zugleich einen Blick in das frühere Handelsgetriebe in den Reichsstädten thun läßt.

Auf einem frühern Reichstage zu Nürnberg klagte man allgemein über die so sehr gesteigerten Preise der sogenannten Specereien, worunter man allerlei Gewürzarten, Pfeffer, Weintrauben, Feigen, Mandeln, Zucker u. dergl. begriff. Die Vertheuerung dieser Waaren ging blos von den Kaufleuten aus. Wenn diese nämlich solche Handelsartikel im Großen einkauften, so gaben sie gern sogar höhere Preise, als der Verkäufer verlangte, sobald ihnen dieser nur die Bedingung erfüllte und sich dafür verbürgte, andern spätern Käufern aus derselben Stadt die Waaren nur für einen noch höhern Preis zu verkaufen. Schickt also eine Kaufmannsgesellschaft z. B. nach Portugal, um dort von einem Bevollmächtigten oder Agenten des Königs Pfeffer (den dieser aus Indien zog) aus dem königlichen Waarenmagazin einzukaufen, so gaben die Einkäufer für einen Centner statt der dafür gefoderten 18 Dukaten lieber 20, sobald man sich verpflichtete, daß der König in einem oder zwei Jahren den Pfeffer nicht unter 24 Dukaten verkaufen wolle. Und ebenso verfuhr man beim Einkauf anderer Artikel. Durch dieses Verfahren aber waren im Verlauf der Zeit die

Waarenpreise so gesteigert, daß man eine Specerei, die man früher mit 18 Dukaten kaufte, um die Zeit des erwähnten Reichstags in Portugal mit 34 Dukaten bezahlte. Die Kaufleute hatten dabei bedeutenden Gewinn, in deren Händen die Bestimmung der Preise lag. Auf diese Weise waren auch in Nürnberg im Verlauf einiger Jahre die Waarenpreise so außerordentlich gestiegen, daß man einen Centner Zucker, den man im Jahr 1516 noch mit 11 oder 12 Gulden kaufte, im Jahr 1518 schon mit 20 Gulden bezahlen mußte; ein Centner Weintrauben oder Feigen von Venedig, im Jahr 1521 noch mit 5 Gulden bezahlt, kostete im Jahr 1524 schon 9 Gulden, ein Centner Mandeln im Jahr 1518 nur 7—8 Gulden, im Jahr 1524 schon 12 Gulden, und in ähnlicher Weise waren alle Waaren solcher Art im Preise, manche fast aufs Doppelte gesteigert.

Den Schaden dieser erkünstelten Preissteigerung solcher Luxusartikel hatten am meisten die vornehme Welt und namentlich auch die Fürsten auf den Reichstagen zu tragen, für die bei ihren Banketten und Festlichkeiten diese Waaren unentbehrliche Bedürfnisse waren; denn wie in Nürnberg, so standen damals und späterhin die Luxusartikel in allen Reichsstädten zur Zeit der Reichstage in sehr hohen Preisen. Daher von allen nur irgend zahlreich besuchten Reichstagen die Klagen über die enorme Theuerung. Wir hören sie von Fürsten, z. B. von den Herzogen Barnim und Georg von Pommern, als sie hier in Augsburg im Jahr 1530 die kaiserliche Belehnung erhielten; wir hören sie ebenfalls von fürstlichen Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541. Die Kosten des Aufenthalts auf diesem Reichs-

tag waren für den Kurfürsten Joachim von Brandenburg, der freilich auch nicht zu den sparsamsten Fürsten gehörte, für die Länge so bedeutend, daß er nicht nur einen Theil seiner Hofdiener und seines Geleites entließ und nur noch 120 Pferde behielt, sondern auch seinen Sohn den jungen Markgrafen Johann Georg und den ihn begleitenden jungen Herzog von Mecklenburg zur Verminderung seines Hofstaats nach Frankfurt a. d. O. sandte. Ich finde im Bericht eines Gesandten vom Reichstage zu Speier im Jahr 1544: der Kurfürst von Sachsen verwende dort auf seinen und der Seinigen Unterhalt jede Woche wenigstens 2000 Thaler und diese Summe reiche selten hin. Man schlage die Kosten seines Aufenthalts während seiner Anwesenheit in zwölf Wochen wenigstens auf 30,000 Thaler an. Ein anderer Gesandte berichtet von eben diesem Reichstage: „Es war im währenden Reichstage (wie es dann pflegt, sonderlich da so viel großer Herren persönlich beieinander sind) Alles, sonderlich aber die Fische sehr theuer. Ein Salm, im Rhein gefangen, galt 16 Thaler. Herzog Albrecht's von Mecklenburg Einkäufer bezahlte das halbe Theil mit 8 Thaler. Derselbe Gesandte, der sich im Jahr 1545 auf dem Reichstage zu Worms aufhielt, schrieb von dort: „Die Zehrung ist hier sehr theuer, so theuer wie in Speier; es will fast ordinarie auf mich und den Knecht allein 11 Gulden jede Woche aufgehen, außer daß zu Zeiten auch ein Gast kommt. Auch wollen von Noth und Ehren wegen Die, welche mich zum öftern laden, zu Zeiten ebenfalls gebeten sein." Der Gesandte des Herzogs von Mecklenburg, Dr. Karl Drachstädt meldet vom Reichstage zu Regensburg im Jahr 1556: „Es ist

allhier trefflich sehr theuer. Ich muß alle Tage für mich und mein Gesindlein dem Wirthe zwei Gülden zu Tisch geben und die Woche zwei Thaler für Gemach und Lager. Was unter dem Mahle getrunken wird, muß ich besonders bezahlen. Werde nicht wohl tractirt. Die andern kur- und fürstlichen Gesandten müssen ihren Wirthen noch mehr geben."

Ihr sehet hieraus, mein werther Freund, daß der Besuch eines Reichstags auch wegen der großen Theuerung immer mit schweren Kosten verbunden und also auch aus finanziellen Rücksichten für manche Fürsten lästig und drückend ist. Daraus erklärt es sich auch, warum die Fürsten sich so oft weigerten oder sich doch nur mit Widerwillen entschlossen, auf den Reichstagen zu erscheinen, denn wie es nun einmal bei solchen Gelegenheiten herging, waren für viele der Erscheinenden Schulden das voraussichtliche Resultat ihrer oft Monate lang dauernden Anwesenheit auf einem Reichstage. Borgen war ja damals bei den reichen Bürgern und Kaufleuten in Nürnberg, Speier, Regensburg u. a. sehr leicht. Unser Augsburg hatte seine Welser, Baumgärtner und Fugger, vielleicht die reichsten Kaufleute in Europa, deren Gesammt-Reichthum man auf sechs bis sieben Millionen Goldgulden schätzte, wovon die Familie der Fugger allein gegen vier Millionen besaß. Wie die Kaiser Karl und Ferdinand und ebenso auch unser Kaiser Rudolf mit ihnen beständig in finanziellen Geschäften standen, so gaben sie auch gern den Fürsten, wenn diese auf Reichstagen in Geldverlegenheit geriethen, ansehnliche Summen als Anlehen. Allein diese Bereitwilligkeit bewiesen sie auch nur gegen enorme Procente. Die reichen

nürnberger Kaufleute, namentlich das dortige Bankier-Haus Ebner nahm statt der gewöhnlichen fünf oder sechs Procent von den Fürsten 15—18. Die Augsburger trieben den Wucher damals noch höher; sie steigerten die Procent bis auf 20, 25, sogar bis auf 30. Dadurch wuchsen dann auch die Schulden der Fürsten so außerordentlich, daß für manchen die Rückzahlung der Anlehen, wenn sie verlangt wurde, unmöglich war. Der päpstliche Legat Galeazo hatte auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1500 den Schimpf, daß bei seiner Abreise seine Gläubiger, bei denen er sehr bedeutende Summen geborgt, seine ganze ansehnliche fahrende Habe durch den Stadtvogt in Beschlag nehmen ließen und er nicht eher abreisen durfte, als bis er durch Verkauf des größten Theils derselben die Gläubiger befriedigt hatte. Wagte es doch früher einmal auf einem Reichstage (1474) ein Meister der Schmiedezunft bei der Abreise des Kaisers wegen Schulden, welche mehre Hofbeamte bei ihm gemacht, die kaiserlichen Pferde anzuhalten, wodurch ein Auflauf entstand, den die Stadt mit einer Strafe von 4000 Gulden büßen mußte. Der Pfalzgraf Philipp, Otto Heinrich's Bruder, hatte bei dem Ebner'schen Hause in Nürnberg eine so bedeutende Summe aufgenommen, daß er bei seiner Abreise insgeheim nur mit drei Kleppern aus dem Thore hinwegritt und sein Reisigzeug gegen 30 Pferde neben der Stadt hinwegziehen ließ, worauf er sich nach England begab, um, wie man meinte, durch eine reiche Heirath seine traurigen finanziellen Verhältnisse etwas zu verbessern. „Die Schuld der beiden Brüder", schrieb mir im Jahr 1542 mein Freund aus Nürnberg, „die sie hier bei dem Ebner'-

schen und andern Kaufleuten gemacht haben, beträgt nicht weniger als 1,100,000 Gulden und habe ich große Sorge, die von Nürnberg werden mit der Zeit noch ein gutes Item daran büßen müssen, auch wenn sie Amberg und Sulzbach überkommen. So sagt man auch, daß die Schuld, die der Kurfürst von Brandenburg hier schuldig ist, diese noch etwas übertreffen soll." Diese Verschuldung der Fürsten auf den Reichstagen aber hatte auch noch manche andere weitgreifende Folgen. Der venetianische Gesandte Navigiero auf dem Reichstage zu Augsburg 1548 deutet darauf in seinem Bericht schon mit den Worten hin: Es werde dem Kaiser nicht schwer fallen, die Fürsten zu Allem, was er wolle, zu bringen, umsomehr, da sie geldarm und verschuldet, auch auf den Reichstagen zu vielem Aufwande genöthigt seien, weshalb sie dem Kaiser lieber viel überlassen müßten, als daß die Reichstage sich sehr verlängerten.

Doch ich schließe hiermit diesen Bericht, denn es steht uns in einigen Tagen eine Reichstagsfeierlichkeit bevor, über die ich Euch, mein geehrter Freund, noch Einiges mittheilen muß, weil auch sie mit zu einem möglichst vollständigen Bild von unserm Reichstagsleben gehört.

XII.

Augsburg, 21. August 1582.

Gestern ward hier der Kurfürst Jakob von Trier mit den zu seinem Hochstifte gehörigen Landen vom Kaiser feierlich belehnt; eine Feierlichkeit, die in der Regel nur auf Reichstagen stattfindet. Man sieht jedoch

Belehnungen geistlicher Fürsten, der Erzbischöfe und Bischöfe nie mit dem Aufwand von äußerm Pomp und verschwenderischer Pracht gefeiert, wie gewöhnlich die der weltlichen Fürsten, wiewol hierin auch unter diesen Abwechselung und Verschiedenheit herrscht. Die Belehnungsacte der erstern geschehen meistens in des Kaisers Behausung, wie auch der gestrige des Erzbischofs von Trier; die der weltlichen Fürsten dagegen erfolgen fast immer öffentlich und hier in Augsburg häufig auf dem geräumigen Weinmarkt, der ja beinahe zu allen öffentlichen Festlichkeiten während des Reichstags sich als der geeignetste Schauplatz darbietet. Doch werden zuweilen solche Belehnungsfeierlichkeiten auch außerhalb der Stadt auf dazu geeigneten Plätzen vorgenommen.

Kein Reichstag war wol auch in Rücksicht solcher Feierlichkeiten glänzender als der hier in Augsburg im Jahr 1530. Zuerst ertheilte der Kaiser von einem auf dem Weinmarkt errichteten, mit Seidenzeugen und goldenen Tapeten künstlich ausgeschmückten Gerüste den beiden Herzogen Georg und Barnim von Pommern die Belehnung, indem zuvörderst eine von den Herzogen vorausgeschickte auserlesene Reiterschar drei mal um das Gerüste ritt, worauf dann die Gesandten vom Pferde sprangen und für die Herzoge um die Belehnung baten. Nachdem der Kaiser die Zusage ausgesprochen, sprengten die Herzoge im glänzenden Herzogsmantel, von einem stattlichen Geleite umgeben, an die Tribüne heran, sprangen vom Pferde und leisteten niederknieend den Huldigungseid, den ihnen der Erzbischof von Mainz vorsprach. Darauf dem Kaiser sich nähernd, berührten sie das Heft des entblößten Reichsschwerts, welches dieser in der Hand

hielt. Sofort aber trat, wie schon früher auf dem Reichstage zu Worms (1521) bei der Belehnung des Herzogs Boguslav geschehen war, der Kurfürst von Brandenburg heran und that auch jetzt wieder feierlich Einspruch, daß dieser Belehnungsact für die Ansprüche des brandenburgischen Hauses an die pommerischen Lande ohne Nachtheil sein solle, worüber der Kaiser durch den von Mainz auch seine förmliche Zusage ertheilte. An dem nämlichen Tage ward auch der damalige Deutschmeister Walter von Cronberg, der nach des Hochmeisters Albrecht von Brandenburg Austritt aus dem deutschen Orden und Niederlegung seiner Würde bereits einige Jahre zuvor die Administration des Hochmeisterthums in Preußen erhalten hatte, vom Kaiser feierlich mit Preußen belehnt, jedoch ohne besondern Pomp, vielleicht weil damals schon der Orden in seiner Macht, wie in seinem politischen Ansehen sehr geschwächt und niedergedrückt dastand, auch der Herzog Albrecht von Brandenburg noch im Besitz Preußens war und auch später blieb.

Weit prunkvoller und glänzender ward auf demselben Reichstage die Belehnung des Römischen Königs Ferdinand mit den östreichischen Erblanden gefeiert, denn offenbar war dabei des Kaisers Absicht, seinen Bruder vor den Augen der deutschen Fürsten ganz besonders auszuzeichnen. Die Belehnungsfeier fand auch nicht, wie sonst gewöhnlich, in der Stadt, sondern in der Nähe des etwa eine Stunde von Augsburg entfernten Schlosses Welburg statt, wo sich der Kaiser auf einer mit kostbaren Teppichen geschmückten Bühne niederließ, umgeben von den anwesenden Kurfürsten, alle in vollen prachtvollen Ornaten, er selbst im reichsten kaiserlichen Schmucke.

Auf einer andern Nebenbühne sah man sämmtliche übrigen Fürsten des Reichstags, ebenfalls in kostbaren Gewanden. Während König Ferdinand in einem in der Nähe für ihn besonders aufgeschlagenen Zelte verweilte, wurde zuerst mit der Blutfahne, die der königliche Hofmarschall führte, nach alter Sitte der Kaiserstuhl berennt. Darauf traten vier Fürsten hervor, in Ferdinand's Namen um die Lehen bittend, welche das Haus Oestreich durch Kauf oder in anderer Weise an sich gebracht. Auch hier gab der Kurfürst von Mainz die kaiserliche Zusage, doch mit dem Vorbehalt: einem Jeglichen an seinen Rechten unschädlich und soviel der kaiserlichen Majestät von Rechtswegen zu verleihen gebührt. Alsdann sprengten 20 Grafen und Herren der einzelnen östreichischen Lande, ebenso viele Lehenfahnen tragend, mit dem Rennhaufen hervor, denen alsbald der König Ferdinand selbst auf einem stolzen, kostbar geschmückten Rosse folgte, im herzoglichen Ornat von rothem Sammet und weißem Hermelinfutter, auf dem Haupt den Erzherzogshut mit einem gespitzten Kranz geziert, in der Hand einen silbernen scepterähnlichen Stab haltend. Dem Kaiser sich nähernd, begrüßte er ihn mit gebührender Ehrerbietung, indem er das Haupt entblößte. Hierauf erfolgte die Belehnung, indem der König den vom Kurfürsten von Mainz vorgelesenen Lehnseid leistete und dann an das vom Kurfürsten von Sachsen dem Kaiser dargereichte Reichsschwert griff. Nachdem alsdann der Kaiser und die Kurfürsten in nahestehenden Zelten ihren Prachtornat abgelegt und sich zum Ritterspiel umgekleidet, folgten die schon in einem meiner frühern Berichte erwähnten Turniere und Abends endlich ein äußerst glänzendes Bankett.

Zuweilen traten wol auch Umstände ein, unter denen der Kaiser von der gewöhnlichen Belehnungssitte abwich. So suchte z. B. auf dem Reichstage zu Regensburg im Jahr 1541 der Römische König als Erbschenk und Kurfürst beim Kaiser die Belehnung mit dem Königreich Böhmen nach, und sie wurde ihm auch ertheilt; allein, wie es heißt, „um des Türken Anzugs willen und weil sonst noch wenig Sieges oder Glücks vor Ofen vermerkt", wurden alle gewöhnlichen Ceremonien unterlassen und der König erhielt die Belehnung dem Gebrauche nach in der kaiserlichen Kammer knieend, ohne alles Gepränge, selbst in der gewöhnlichen täglichen Kleidung des Kaisers und des Königs. Auch später fanden zuweilen solche kurfürstliche und fürstliche Belehnungen nicht öffentlich, sondern im kaiserlichen Quartiere statt, wie z. B. hier in Augsburg im Jahr 1559 die des Kurfürsten Friedrich's III. von der Pfalz.

Ihr möget mir jedoch gestatten, noch einer Belehnung auf dem Reichstage zu Regensburg (1541) Erwähnung zu thun, weil sie durch manche Eigenthümlichkeiten das Bild dieser Reichstagsfestlichkeiten vervollständigt. Ich meine die Belehnung des Herzogs von Pommern. Nachdem dieser Fürst dem Kaiser seine Bitte deshalb kundgethan, begab sich letzterer an dem dazu bestimmten Tage in ein an einem freien, geräumigen Platz gelegenes Haus, wo sich die Reichsfürsten bereits alle versammelt hatten, nur mit Ausnahme des bei vielen Fürsten verhaßten Herzogs Heinrich von Braunschweig, denn der Kaiser hatte ihm anzeigen lassen, er solle, um mögliche Unruhen zu vermeiden, vor ihm nicht öffentlich erscheinen. Der Kaiser mit der Krone auf dem Haupt, in vollem kaiserlichen Schmuck, von allen Fürsten und Botschaftern begleitet,

bestieg jetzt eine auf dem freien Platz errichtete Tribüne, die man wegen ihrer kaiserlichen kostbaren Ausschmückung „die Majestät" zu nennen pflegte und mit einem Ringe von 600 stattlich geharnischten und wohlbewehrten regensburger Bürgern umzingelt war. Dem Kaiser zunächst folgten der Erzbischof von Mainz und der Kurfürst von Brandenburg. Nachdem jener auf dem Kaiserfessel sich niedergelassen, nahmen neben ihm zur Rechten der Kurfürst von Mainz und der pfälzische Botschafter, der den Reichsapfel trug, und zur Linken der kölnische und sächsische Botschafter als kurfürstliche Stellvertreter, und der Kurfürst von Brandenburg, der das Reichsscepter hielt, ihre Sitze ein; der trierische Botschafter hatte den seinigen unmittelbar vor dem Kaiser. Die andern Fürsten standen rings umher. Nun öffnete man die Schranken und 40 Reiter von gleicher Farbe, in ihrer Mitte des Herzogs von Pommern Marschall mit einem rothen Fähnlein, umrannten dreimal die kaiserliche Majestät. Darauf traten Fürst Wolf von Anhalt, Herzog Wilhelm von Braunschweig, des Herzogs von Pommern Kanzler und Herr Jobst von Dewitz heran und sandten den Trabantenoberst Herrn von Rogendorf an den Kaiser ab, sich ihm als Abgeordnete des Herzogs von Pommern ankündigen zu lassen. Zugleich aber naheten sich auch die Herzoge von Baiern dem Kaiser, ihm vorstellend: er möge eingedenk sein, daß, wenn der Fall an den Herzogen von Pommern geschehe (d. h. ihr Stamm aussterbe), sie die nächsten Erbberechtigten an deren Lande seien, weshalb er, der Kaiser, bei der Belehnung darauf rücksichtigen wolle. Da erhob sich aber der Kurfürst von Brandenburg mit den Worten: „Ich protestire dagegen; dem

Ansinnen derer von Baiern widerspricht die alte, langwierigere Belehnung, die wir im kurfürstlichen Hause und die Markgrafen immer von Kaiser zu Kaiser erhalten haben.“ Nachdem hierauf der Kaiser mit den kurfürstlichen Gesandten, dem Erzbischof von Mainz und dem Pfalzgrafen Friedrich über die Streitfrage eine kurze Berathung gehalten, ließ er anzeigen: Er werde die Lehen verleihen, einem Jeglichen an seinem Rechte ohne Schaden; was ein Jeder zu seiner Zeit mit Recht erhalten könne, solle ihm bestätigt werden. Auf die Auffoderung, vor dem Kaiser zu erscheinen, naheten sich ihm jetzt die erwähnten Abgeordneten des Herzogs von Pommern mit der Bitte, dem Herzog die Lehen zu ertheilen. Nach erhaltener Zusage sprengten dann abermals die 40 Reiter um die Majestät herum. Nun erst ritt der Herzog selbst in die Schranken, „mit einem altväterischen Mantel mit Hermelin gefüttert angethan und einen Hut mit Hermelin auf dem Haupt“, vor ihm her acht seiner stattlichsten Edelleute zu Pferde mit acht Fähnlein, in deren jedem das Wappen eines Landes gemalt, mit dem Herzog zugleich auch mehre Fürsten und Gesandte. Innerhalb der Schranken stiegen sie, ebenso die acht Fahnenführer und der herzogliche Marschall mit der rothen Fahne vom Rosse und dem Kaiser dann sich nähernd fielen sie dreimal auf die Kniee. Während deß kniete auch der Herzog vor dem Kaiser nieder, worauf ihm dieser die Lehen in der Weise ertheilte, daß er sich ein Fähnlein nach dem andern überreichen ließ, um sie dem Herzog zu übergeben, indem zugleich auch der Kurfürst von Brandenburg in seinem und sämmtlicher brandenburger Markgrafen Namen alle Fähnlein mit angriff; zwar

hatten auch die Markgrafen Georg und Albrecht (aus Franken) die Fahnen mit angreifen wollen, jedoch dem Kurfürsten nachgegeben, es in ihrem Namen zu thun, indem er sie durch Brief und Siegel versichert, daß es ihnen an ihrer Anwartschaft und ihren Rechten keinen Eintrag bringen solle. Nachdem nun der Herzog mit seinem Geleite sich aus den Schranken zurückgezogen, ließ der Kaiser durch einen Herold ausrufen: Wofern Jemand von edler Geburt und ehrlichen Handels und Wandels etwa begehre, zum Ritter geschlagen zu werden, so wolle die kaiserliche Majestät dazu gern förderlich sein. Da sich aber Niemand zur Ritterehre meldete, so stand der Kaiser auf, legte in dem naheliegenden Hause den kaiserlichen Schmuck ab und ritt dann in seine Residenz zurück, von den Fürsten nach genau bestimmter Folge begleitet, sodaß zuerst eine Anzahl Fürsten nach ihrem Range, dann die trierischen, sächsischen und pfälzischen Gesandten, hierauf zwei Fahnenführer und vier Herolde nebst dem Marschall mit dem Schwerte voran ritten, alsdann der Kaiser, neben ihm der Kurfürst von Brandenburg; ihnen folgten die Botschafter der Erzbischöfe und Bischöfe von Köln, Salzburg, Eichstädt und Hildesheim, und zuletzt der Deutschmeister.

Auch auf dem großen Reichstage zu Augsburg im Jahr 1548 fanden mehre Belehnungsfeierlichkeiten der Kurfürsten von Mainz und Köln, auch die des neuen Kurfürsten Moritz von Sachsen statt, alle nach dem einmal herkömmlichen Ceremoniel. Bei der letztern bewies der Kaiser so wenig Schonung gegen den unglücklichen gefangenen Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, daß dieser es mit ansehen mußte, wie die ihm entrissene Kurwürde vom Kaiser seinem Feinde Moritz über-

geben wurde. Die letzte öffentlich unter freiem Himmel, aber noch mit vielem Glanz vollzogene Belehnung war die des Kurfürsten August von Sachsen auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahr 1566. Sie ist indeß schon anderwärts nach einem getreuen Zeitbericht hinreichend geschildert.

In diesen Tagen rüsten sich schon mehre Fürsten zur Abreise, denn der jetzt hier in Augsburg gehaltene Reichstag naht sich seinem Ende. Sie bitten zum Theil bereits den Kaiser um Urlaub zum Abzuge. Es war von jeher Sitte, daß wenn ein Fürst während des Reichstags auf einige Zeit oder auch für immer sich entfernen wollte, er vom Kaiser sich dazu die Erlaubniß zu erbitten oder sich doch bei ihm zu verabschieden pflegte. Es ist Euch bekannt, wie übel es Kaiser Karl aufnahm, als der Landgraf Philipp von Hessen mit Verletzung dieser Sitte, ohne Urlaub und Abschied, plötzlich den Reichstag zu Augsburg 1530 verließ, und es erzürnte auch den Kaiser nicht wenig, als die protestantischen Gesandten auf dem Reichstage zu Regensburg 1546 dieses Beispiel nachahmten. Begibt sich ein Fürst noch vor dem Schlusse des Reichstags hinweg, so geben ihm häufig die andern Fürsten oder wenigstens die befreundetsten eine Strecke Wegs ein Ehrengeleite. Landgraf Philipp von Hessen hatte bei seiner Abreise vom Reichstage zu Speier 1544 die ungewöhnliche Ehre, daß außer seinen Freunden ihn auch der Römische König Ferdinand mit seinen Söhnen Maximilian und Ferdinand geleiteten. Gewöhnlich verläßt der Kaiser zuletzt die Stadt, wo der Reichstag gehalten worden. Kaiser Karl war mitunter sehr erfreut, wenn der Tag herankam, der ihn vom Reichstagsgewirre befreite. „Gott hab Lob, soll

er beim Schlusse des Reichstags zu Regensburg 1541 ausgerufen haben, daß wir einmal aus dieser Stadt und von diesen Leuten hinwegkommen." Hatten der Kaiser und die Fürsten mit ihren Geleiten die Stadt verlassen, so geschah es wol, wenigstens hier in Augsburg, daß der Rath sie, so zu sagen, säuberte, indem er durch den Stadtvogt öffentlich ausrufen ließ, daß Jeder, der nicht besondere Ursachen seines längern Aufenthalts angeben und nachweisen könne, die Stadt binnen 24 Stunden zu verlassen habe.

Hiermit schließe ich denn meine von Euch, mein werther Freund, verlangten Berichte über Sitten und sociales Fürstenleben auf unsern deutschen Reichstagen. Ihr wünschtet, weil Ihr in gedruckten Werken so wenig über das sociale Leben und Treiben unserer Fürsten auf ihren Reichsversammlungen bemerkt findet, ein Gemälde davon vor Augen zu haben. Ich habe in diesen zwölf Berichten versucht, Euerm Wunsche zu entsprechen und ein solches Gemälde auszuführen. Nehmet nachsichtsvoll hin, was ich darin und wie ich es gegeben. Betrachtet es als einen Beitrag zur Sittengeschichte des 16. Jahrhunderts oder nennt es, wie Ihr wollt, ein Reichstagsportrait. Die Züge und Farben dazu fand ich in treuen Berichten vor und ich habe sie treu gegeben, wie ich sie fand. Ob Zeichnung und Composition einigermaßen gelungen seien, das zu entscheiden, überlasse ich billig Euerm Urtheil. Würde es nicht scheinen, als schlüge ich Das, was ich Euch gegeben, zu hoch an, so könnte ich mit den Worten schließen:

"Εργμασιν ἐν χαλεποῖς πασιν ἁδεῖν χαλεπὸν. *)

---

*) Nach Plut. Vita Solon. c. 25. Wahrlich im schwierigen Werk Allen gefallen, ist schwer.

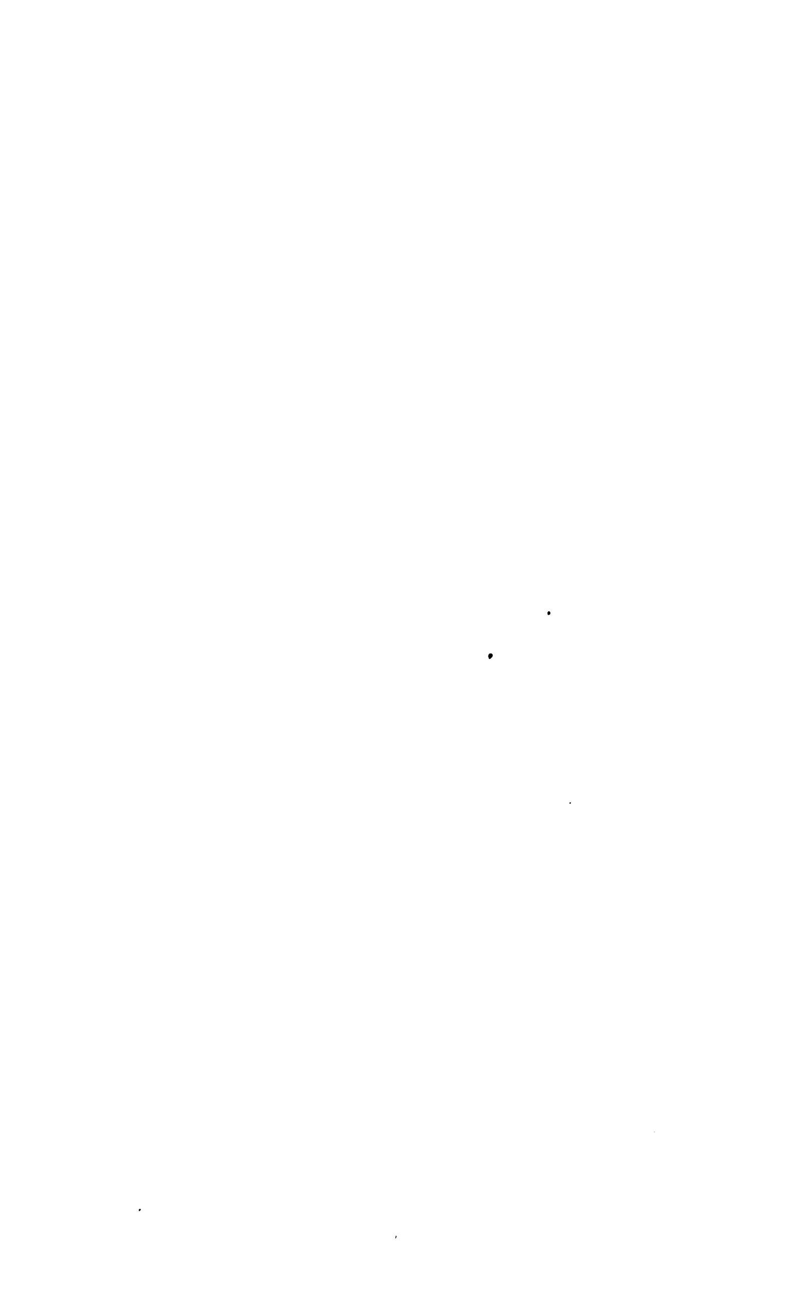
Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein,
Aebtissin von Herford.

Von

Gottschalk Eduard Guhrauer.

Zweite Abtheilung. *)

*) Die erste Abtheilung befindet sich im ersten Jahrgang der dritten Folge, S. 1—150.



Das ehemals fürstlich freiweltliche kaiserliche Reichsstift Herford in Westfalen [1]), am Zusammenflusse der Werre und Aa, gehörte zu den ältesten Stiftungen in dem classischen Lande der westfälischen Sachsen, und hatte bei seiner Secularisation und Aufhebung (1803) ein beinahe tausendjähriges Alter erreicht. Unter Ludwig dem Frommen stiftete ein Enkel Wittekind's, der für den neuen Glauben begeisterte Waltgerus, ein Kloster zu Herford für vierzehn Jungfrauen, bewidmete es mit einem großen Theil seiner Güter und bewirkte im Jahre 839 von Ludwig dem Frommen die Bestätigung seiner Stiftung, zu deren Aebtissin er seine eigene Verwandte, Suala, machte. Ludwig der Fromme und die nachfolgenden Kaiser beschenkten die Abtei freigebig mit Pfarrkirchen, Rechten und neuen Besitzthümern. Zu seinen ältesten Rechten gehörte die freie Wahl der Aebtissin. Diese Schenkungen, verbunden mit der ursprünglichen Dotation des Stifts, die Befreiung von der Obergewalt der Bischöfe zu Paderborn, in deren Sprengel Herford lag, machten den abteilichen Stuhl bald zu einem Gegenstande des Strebens edler Frauen aus Deutschlands Dynastengeschlechtern. Die wiederholten Einfälle der Hunnen in Westfalen im 10. Jahrhundert, unter der Regierung Heinrich's I. hemmten wol das rasche Aufblühen der Abtei und der

mit ihr verbundenen Stadt, und hatten außer der Einnahme der Stadt den Brand des Klosters, die Zerstörung der Kirchen, den Mord und die Entführung der Klosterjungfrauen und vieler Bürger zur Folge; aber die Siege Heinrich's I. über die bis dahin übermächtigen Feinde führten in kurzem zum Wiederaufbau des Stifts und der mit ihm verbundenen Münsterkirche; gleichzeitig erhob sich eine neue Kirche, die auf dem Berge, zu welcher nach der Legende die Erscheinung der Himmelskönigin selbst den Anlaß gab. Mit dieser wurde später ein unter der Aebtissin stehendes Fräuleinstift verbunden, welches bis zum Jahre 1810 bestanden hat. Den Gottesdienst in dem Münster versahen außer den Klosterjungfrauen vier Priester, Hebdomadarien [2]), mit mehren Gehülfen und Vicaren. Die mit dem Münster verbundene Domschule erfreute sich eines allgemeinen Rufes. Die Aebtissin hatte zu ihrer nähern Umgebung die gewöhnlichen Oekonomiebeamten, den Drost (dapifer), den Mundschenken oder Kellner (pincerna), den Kämmerer oder Rechnungsführer (camerarius) und den Stallmeister, Marschall (marescalcus), woraus denn bald Hofbeamte und Würdenträger, sogar erbliche, wurden, die sich geehrt und mächtig zu machen wußten. Eigenthümlich und unter mancherlei Wandelungen gestaltete sich das Verhältniß des Stifts zu der viel jüngern Stadt Herford. Ihre Interessen gingen meistens Hand in Hand, bisweilen jedoch traten beide Theile eifersüchtig und feindlich einander entgegen. Stift, wie Stadt hatten während des großen Kampfes der Welfen und Ghibelinen jederzeit der Sache des Reichsoberhauptes treu angehangen, daher beiden von Konrad III. 1147 die ausgedehnteste

Reichsfreiheit, das köstlichste Kleinod der Städte, bestätigt wurde. Durch sechshundert Jahre wußte sich Herford bei immer steigendem Wohlstand dieses Kleinods zu erfreuen; auch erhielt sie noch von der Baseler Kirchenversammlung (1434) die ausgedehnteste Bestätigung ihrer Privilegien und erneuerte Anerkennung ihrer Reichsfreiheit. Außerdem findet man schon im 13. Jahrhundert Herford als Glied des weitverzweigten Hansebundes, neben den bedeutendsten Städten Westfalens, wie Münster, Soest, Paderborn, Osnabrück und Bielefeld. Der damalige große Handelsweg von der Weser zum Rhein und nach Holland, wie von Italien und dem Reich zur Weser rief die engen Bündnisse der an diesen Straßenzügen gelegenen Städte untereinander, sowie die Bündnisse einzelner Städte mit benachbarten Fürsten hervor: so Herfords mit dem Grafen von Pyrmont, so das Bündniß zwischen dem Bischof von Osnabrück mit den Städten Minden, Münster und Herford (1300) und das umfassende Bündniß zwischen dem Bischof von Osnabrück, dem Grafen von Ravensberg mit seinen Dienstleuten und den beiden Städten Herford, nämlich der Altstadt und Neustadt, welche letztere, gegründet 1217, ihre eigene Verfassung und Obrigkeit hatte, aber im 17. Jahrhundert (1634) mit der Altstadt zu einer Stadt sich vereinigte. In beiden standen ein Bürgermeister und Rathmänner (in der Altstadt zwölf, in der Neustadt acht) dem Gemeinwesen vor. Die Altstadt hatte allein das Institut der Schöffen. Im 15. Jahrhundert vollendete sich die städtische Verfassung durch die Theilnahme der Zünfte, als besondern Standes, an der gesetzgebenden Gewalt. Diese Zusammensetzung des Rathes aus drei

Ständen, dem der Herren des Rathes, meist angesehener Männer und Patrizier, in deren Händen die ausübende Gewalt war, dem der Amtmeister, als Vertreter ihrer Zünfte, und dem der Beisteher, als Vertreter der nichtzünftigen übrigen Bürgerschaft, bestand bis in das erste Viertel des 18. Jahrhunderts (1720).

Die Rechte der Aebtissin, der Stadt gegenüber, waren ursprünglich auf ein Lehnsverhältniß gegründet. Die Schöffen und Rathmänner mit den Dienstmännern schwuren jedes Jahr in dieser Weise: „Daß wir unsere Frau, die Aebtissin, die hier gegenwärtig sitzt, und das Stift von Herford und die Stadt von Herford wollen mit Rath verhegen dies Jahr nach unserm Wissen und unserer Macht." In der Stadt hatte die Aebtissin das Burgrecht über die Lebensmittel auf den Märkten; vier Schöffen empfingen es von jeder neugewählten Aebtissin zu Lehn, früher (bis 1256) verwaltete dies Amt der Camerarius oder Rechnungsführer der Aebtissin. Nicht blos die Schöffen und Rathmänner, sondern auch die Bürger schwuren bei ihrer Aufnahme, daß sie dem Stift von Herford treu und hold sein wollten. Die Abtei betheiligte sich an der Befestigung und Vertheidigung der Stadt. Sie waren sich gegenseitig durch Eide verpflichtet. Die neue Aebtissin versprach, die Stadt bei ihren Sitten, Gewohnheiten, Herkommen und Privilegien zu lassen und ihr hold zu sein; die Stadt gelobte: Sie, ihr Stift, Kirche und Geistlichkeit nach Vermögen kräftigst zu vertheidigen, sich auch in kein Bündniß gegen sie einzulassen.

Die Abtei, mit ihrem geräumigen Lehnsaal, Gartenanlagen und Nebengebäuden [*]), lag auf der Freiheit, einem besondern durch eine Brücke über die Aa mit der

Altstadt verbundenem Stadttheil, meist aus einzelnen Höfen früherer ritterlicher Geschlechter und Wohnungen der Dienstleute der Abtei, wie der Geistlichkeit bestehend, übrigens am wenigsten dicht gebaut. Wegen der Grenze zwischen der Altstadt und Freiheit, auf welche große Wichtigkeit gelegt wurde, gab es mehre Transacte zwischen Stift und Stadt. In der zur Abtei gehörigen Münsterkirche, auf dem großen Altar des Chores, wurden die Aebtissinnen nach erfolgter Wahl inthronisirt. Die Aebtissin übte die Civilgerichtsbarkeit auf der Freiheit, als dem ihr eigenen abgesonderten Gebiete, außerdem das Gericht über die Weber: fremde Einwanderer, wie es scheint, meist aus Böhmen, die sich, ohne Grundeigenthum zu erwerben, in Herford niedergelassen hatten. Gemeinschaftlich mit der Stadt übte die Aebtissin das Recht der Münze und des Zolles, noch einige andere Rechte abgerechnet. Criminalgerichtsbarkeit besaß sie nicht, sondern der Blutbann wurde durch Schöffen der Stadt, unter Vorsitz des Gografen, ausgeübt.

Durch immer steigenden Wohlstand, seit dem Ende des 14. Jahrhunderts, erhob sich die Hansestadt Herford zu einem weitverbreiteten Ansehen im ganzen nördlichen Deutschland. Besonders wurden seine geschickten Gold- und Silberarbeiter gepriesen und häufig wurde das bei Ausrüstung von Gesandten an den päpstlichen Hof zu Geschenken erfoderliche Gold- und Silbergeräth von Herford entlehnt.[4]) Zu diesem Wohlstande stand Bildung und literarischer Verkehr in angemessenem, den Zeiten entsprechendem Verhältnisse. Als im 15. Jahrhundert Gerhard Groot, der Schüler des Thomas von Kempis, das wohlthätige Institut der Bruderhäuser ins Leben rief,

welches sich über ganz Westfalen und bis an die Ostsee segensreich für Verbesserung des Volksschulwesens und Erhaltung der Ueberreste der classischen Literatur des Alterthums verbreitete, ward auch zu Herford im Jahre 1428 durch Konrad Westerwalt ein Fraterhaus gegründet, das später für Herford, durch seinen Antheil an der Reformation, von großer Wichtigkeit wurde und auf welches sogar Luther mit Beifall und Anerkennung hinwies. [5]) Westfalen hatte aber noch vor der Reformation eine Reihe von Männern aufzuweisen, welche die neue Bildungsepoche herbeiführen halfen; ich nenne nur Henricus de Herfordia, einen gelehrten Dominikaner, und Gobelinus Persona, einen der gelehrtesten Männer seiner Zeit, welcher seine Bildung aus Italien geholt hatte, und als Verfasser einer geschätzten Universalgeschichte, Cosmodromium, bekannt ist — beide noch im 14. Jahrhundert.

Die Reformation bewirkte in Herford, wo sie 1523 Eingang fand, einen wichtigen Abschnitt, nicht ohne Rückwirkung auf die Verhältnisse der Abtei. Die damalige Aebtissin nämlich, Anna von Limburg, zeigte sich der neuen Lehre persönlich abgeneigt und hielt sich durch das gegen ihren Willen eingeführte lutherische Bekenntniß, welches seit 1532 in der Münsterkirche gepredigt wurde, in ihren Hoheitsrechten gekränkt. Die Zumuthung zum Uebertritt wies sie mit Heftigkeit ab. Als der Rath der Stadt sich endlich erkühnte, durch Abgesandte mit einem großen Gefolge von Bürgern, der Aebtissin das Anerbieten eines reichen Brautschatzes zur Verzichtleistung auf die abteiliche Würde und zum Austreten aus dem geistlichen Stande zu machen (ein Anerbieten, welches in jener Zeit übrigens nicht ohne Beispiel war), flüchtete die in Schrecken

versetzte Aebtissin von Stift und Stadt. Aus Unmuth erbot sich Anna von Limburg zu der unter dem Namen der jülichschen Cession vom 20. Mai 1547 bekannten Abtretung ihrer Hoheitsrechte an den Schutzherrn der Abtei, den sich damals in Bielefeld aufhaltenden Herzog Johann von Jülich. Da dieser Schritt die Unterdrückung eines Reichsstandes bezweckte, legte der Reichsfiscal bei dem höchsten Reichsgericht Klage dagegen ein; die Stadt jedoch verstand sich zuletzt, die Eide in derselben Art, wie es früher bei jeder neuen Aebtissin geschehen war, dem Herzog von Jülich zu leisten, da durch diese Huldigung in der Verfassung und in den Rechten der Stadt nichts geändert ward und sie vor wie nach als eine unmittelbare Reichsstadt angesehen und behandelt wurde. Die Abtei ihrerseits behielt ihre Reichsstandschaft. Das Wichtigste blieb, daß seit dem Tode von Anna von Limburg (1565) nur *lutherische* Aebtissinnen von dem der Reformation zugewandten Capitel gewählt wurden. Im 17. Jahrhundert, während des Dreißigjährigen Krieges, wurde zum ersten Male in Margarethe von Lippe eine Aebtissin *reformirten* Bekenntnisses gewählt, dies erregte der Stadt Besorgniß, nicht an und für sich, sondern weil man für den lutherischen Cultus fürchtete, den man an der Münsterkirche eingeführt hatte. Diese Besorgniß wurde jedoch dadurch gehoben, daß, mit Zuziehung der Universitäten von Jena, Freiburg und Helmstädt ein Compromiß zuwegekam, in Folge dessen die Aebtissin nicht allein, sondern in Gemeinschaft und mit Bewilligung der Stadt die Prediger berufen sollte. Dem Stifte blieb unter diesen Bedingungen die Freiheit, seine Aebtissin sowol von der *lutherischen* als der *reformir-*

ten Kirche zu wählen; letzteres geschah sogar im Lauf des 17. Jahrhunderts bei mehren Prinzessinnen aus dem pfälzischen, hessischen und kurbrandenburgischen Hause. Dieselbe Freiheit bestand in Bezug des Bekenntnisses der Stiftsdamen, deren Panisbriefe die Kurfürstin von Brandenburg seit dem westfälischen Frieden ertheilte.[6]) Elisabeth hatte also nicht nöthig, als Aebtissin von Herford (wie Baillet zu verstehen gibt) sich erst zum Lutherthum „zu accomodiren".[7])

Nach dem Aussterben der Herzöge von Jülich im Jahre 1609 setzten sich der Kurfürst von Brandenburg, Johann Sigismund, und der Pfalzgraf Wolfgang bei Rhein in den Besitz ihrer Länder, ohne daß auch dieser Wechsel in den bisherigen Verhältnissen und Rechten von Stadt und Stift Herford eine Aenderung bewirkte. Johann Sigismund beruhigte noch die Stadt durch ein Edict vom 19. Mai 1624 über völlige Religions- und Gewissensfreiheit, womit der kleinen reformirten Gemeinde, welche sich in Herford zu bilden anfing, der höhere Schutz ausdrücklich verheißen ward. Eifersüchtig wachte die Stadt auf ihre Reichsunmittelbarkeit, welche ihr noch 1631 auf Anlaß des Restitutionsedicts vom Reichskammergerichte feierlich zugesprochen wurde. Der Kaiser bestätigte der Stadt 1636 das Privilegium de non appellando, ein Jahr darauf das Münzprivilegium, welches sie ehedem mit der Aebtissin getheilt hatte, wozu diese jetzt aber, sei es aus Mangel an Mitteln oder wegen veränderter Stellung der Stadt, nicht mehr die Hand bot. Als Kurbrandenburg und Pfalz-Neuburg gegen das Erkenntniß der Reichsunmittelbarkeit an die Stadt Herford Einspruch thaten, wurden sie damit, als

einem gegen das Interesse des Reichs laufenden Antrage, abgewiesen. Die Stadt fuhr fort, die Reichs-, Münz- und Kreistage mit ihren Gesandten zu beschicken, auch bei den Friedensunterhandlungen zu Münster und Osnabrück war sie vertreten. Aber noch kurz vor Abschluß des Friedens ward ihr Schicksal entschieden: die letzte Stunde ihrer Freiheit war gekommen. Durch einen zwischen den Häusern Brandenburg und Pfalz-Neuburg am 8. April 1647 zu Düsseldorf geschlossenen Vergleich fiel die Grafschaft Ravensberg an den Großen Kurfürsten von Brandenburg. Durch einen Handstreich des Commandanten zum Sparenberge, von Eller, wurde Herford am 30. August 1647 nach kurzer Gegenwehr genommen, der Rath, welcher gütiger Unterwerfung sich nicht fügen wollte, abgesetzt. Darauf ward zwischen dem Rathe, welcher bei den in Osnabrück versammelten Reichsständen um Vermittelung angehalten, und dem Großen Kurfürsten ein Receß geschlossen, demzufolge die Stadt ihm, wie früher dem Hause Jülich, Huldigung leistete; die Frage über Reichsunmittelbarkeit sollte zu Urtheil und Recht ausgesetzt bleiben. Letzteres fiel (1651) zu Gunsten der Stadt aus, doch der Kurfürst, mit dessen Entwürfen die Reichsunmittelbarkeit der Stadt unvereinbar war, nöthigte sie durch eine zwölfmonatliche Blockade zu einer Capitulation am 22. September 1652; der ganze Rath wurde bis auf Wenige abgesetzt, die Bürgerschaft von den Truppen umringt, dem Kurfürsten vereidet und von dem erneuerten Rathe die Unterwerfung ausgesprochen. Nur die innere Verfassung der Stadt blieb, wie schon bemerkt, noch bis über das 17. Jahrhundert hinaus unverändert.

Während die Stadt Herford nach dem Westfälischen Frieden mit manchen andern, viel mächtigern freiern Reichsstädten, wie Braunschweig und Erfurt, die alte Freiheit aufgeben und als Glied eines größern Staatskörpers sich einfügen mußte, war die Reichsunmittelbarkeit der Abtei, als des dritten der durch den Westfälischen Frieden bestätigten Reichsfreien evangelischen Stifter, für die ganze Zukunft des deutschen Reiches erhalten.[8]) Die Kurfürsten von Brandenburg als Schutzherrn des Stiftes machten während des ganzen 17. Jahrhunderts keinen Versuch, die Reichsunmittelbarkeit anzutasten; ja, der Große Kurfürst gab der Aebtissin Elisabeth hierüber unter dem 22. August 1669 eine ausdrückliche Erklärung. Die Aebtissin hatte ihren Abgeordneten auf dem Reichstage (zwischen 1666 und 1680, nämlich unter Elisabeth, war es Dr. Joachim Zagenmeier) und einen Lehnhof von mehren Grafen als Vertretern der üblichen Hausämter in dem Stifte.[9]) In den Ausschreiben auf Reichstagen erhielt die Aebtissin den Titel einer Fürstin und Prälatin des Heiligen römischen Reiches, zu welcher sie bei der Inthronisation auf dem hohen Altar der Münsterkirche, im Beisein ihres ganzen Hofes und Vasallen der kurbrandenburgischen Räthe, der ganzen abteilichen Geistlichkeit, ferner des Raths und der Schöffen der Stadt, im Namen des ganzen Kapitels proclamirt und erklärt wurde, nachdem der Kaiser sie vorher bestätigt hatte.[10])

Nach diesen, die örtlichen Verhältnisse zu Herford ins Licht setzenden einleitenden Bemerkungen, welche für das Verständniß der nachfolgenden Erzählung nicht umgangen werden konnten, nehmen wir den Faden

in der Lebensdarstellung der Prinzessin Elisabeth wieder auf.

Wenn wir dem Biographen des Descartes glauben, sowie allen Denen, welche ihn nur wiederholen, so hätte Elisabeth als Aebtissin von Herford bis an das Ende ihrer Tage in der Philosophie des Descartes ihre unbedingte Ruhe und Befriedigung gefunden, so sehr, daß diese Philosophie die Stelle der Religion selbst bei ihr einnahm. „Sie machte", drückt er sich aus, „aus dieser Abtei eine philosophische Akademie für alle Arten von Personen von Geist und Kenntnissen, ohne Unterschied des Geschlechts, noch selbst der Religion. Die Katholiken, die Calvinisten, die Lutheraner wurden darin gleich sehr aufgenommen, ohne sogar die Socinianer und Deisten davon auszuschließen. Um zugelassen zu werden, war es genug, Philosoph zu sein, und vor allem Liebhaber der Philosophie des Descartes." „Diese Abtei", heißt es weiterhin, „wurde als eine der ersten Cartesianischen Schulen betrachtet, solange die Prinzessin lebte, welche in dieser Akademie den Vorsitz führte. Der Name des Descartes ward hier nie anders als mit Ehrfurcht ausgesprochen." Das Letztere ist Zusatz von Thomas, dem emphatischen Lobredner des Descartes. Das Ganze aber gehört mehr der dichtenden Einbildung als der geschichtlichen Wirklichkeit an. Die bloße Angabe, daß nicht nur die im Deutschen Reiche aufgenommenen drei christlichen Confessionen, sondern sogar Socinianer und Deisten in die Cartesianische Akademie der Abtei von Herford aufgenommen worden seien, verliert schon dadurch alle Glaubwürdigkeit, daß nach den bestehenden Reichsgesetzen Socinianer oder gar erklärte Deisten keine

Bekenntnißfreiheit genossen. Baillet wußte aber nicht, oder verschwieg es, daß Elisabeth als Aebtissin zu Herford das christlich-religiöse Lebensprincip in einem Grade und in einer Form in sich aufgenommen und gestaltet hatte, womit sich jener ausschließliche Cultus der Philosophie nicht länger vertrug. Nicht etwa als wenn, nach unserer Ansicht, die Philosophie, insbesondere der Cartesianismus, und das Christenthum sich ausschlössen und bekämpften: sehen wir doch, daß die besten Köpfe unter den Jansenisten in Frankreich, wie Arnold Arnauld, die Philosophie des Descartes mit Eifer zu der ihrigen machen, daß dieselbe Philosophie in dem tiefsinnigen und frommen Malebranche einen mystischen und in gewissem Maße theosophischen Charakter annimmt; und wenn wir das Leben der größten Philosophen durchgehen, so finden wir nicht selten hinter der strengsten wissenschaftlichen Besonnenheit die geheime Glut mystischer Empfindungen oder einer entzündeten Einbildungskraft. Nur in beschränkten Köpfen konnte jene damals wol oft genug vorgebrachte Klage gegen die Irreligiosität, den Atheismus des Descartes eine Stätte finden. Elisabeth stand hierfür zu hoch, auch wenn kein persönliches Band mit dem Reformator der Philosophie sie vor jenen Misgriffen bewahrt hätte. Nicht aber hat jenes persönliche Band ihr ein Hinderniß sein können, auf ganz neuen und in gewissem Sinne wol entgegengesetzten Wegen Befriedigung des Geistes, das höchste Gut, welches sie von jeher gesucht hatte, zu finden. Bei tiefern Gemüthern ist das letzte Ergebniß der Wissenschaft oft nur das Gefühl der Eitelkeit des Wissens, und dieses der Uebergang zu einem neuen Leben, oder um die Sprache der „Wiedergebore-

nen" zu reden: der Augenblick ihrer Wiedergeburt. Wann und durch welchen Anlaß Elisabeth zur „Wiedergeburt" gelangte, dies auf Grund von geschichtlichen Zeugnissen bestimmen zu wollen, wäre vermessen; denn die Fäden, an denen jene Wandlungen des Gemüths sich entwickeln, spinnen sich bis ins Innerste der Seele, ihr unbewußt, fort und sind nicht selten eher die Wirkung eines mächtigen Augenblicks, als das Ergebniß bewußter Anstrengungen. Aber die Empfänglichkeit für Eindrücke mystischer Natur war in Elisabeth allerdings vorhanden, gegen welche, wo sie stattfindet, weder der Reichthum wissenschaftlichen Stoffes noch die Schärfe philosophischer Methode eine hinreichende Schutzwehr darbietet; niemals gab es vielleicht einen Zeitraum wie den damaligen, in welchem die Keime religiöser Mystik an so vielen Orten und in so mannigfachen Gestalten wucherten, denen aber zuletzt eine gewisse Einheit des Strebens zu Grunde lag. Diese Einheit des Strebens zeigte sich zunächst in der Opposition gegen das äußere Kirchenthum, insofern es der lebendigen Bewegung des Geistes einen Damm entgegensetzen wollte: aus dem Kampfe, der aus dieser Opposition hervorging, schossen jene vielen Secten und religiösen Vereine auf, an denen die Kirchengeschichte dieser Zeit so reich ist. Ihre geschichtliche Berechtigung innerhalb gewisser Grenzen stellt kein unbefangener Beobachter der weltgeschichtlichen Entwickelung der neuern Zeit mehr in Abrede. „Zu allen Zeiten", drückt Hagenbach [11]) sich aus, „regte sich in der Kirche, den festen Lehr- und Glaubensbestimmungen derselben gegenüber, ein Geist der Opposition, der darauf ausging, das Feste und Starre der einmal gegebenen

Bestimmungen wieder in die ersten Elemente aufzulösen und das Christenthum gleichsam von neuem aus dem frischen Geiste herauszugebähren. Der starren Begriffsorthodoxie jener Zeit gegenüber war eine auf das innere Leben dringende, die äußern Formen durchbrechende, lebendige, bewegliche Geistestheologie nothwendig. Schon die Wiedertäufer, die im Zeitalter der Reformation auftraten (insofern ihr Streben an dem Spiritualismus festhielt), beriefen sich auf das innere Licht, das jeden Menschen erleuchte und das uns erst recht den Sinn der Bibel aufschließe. Schon sie widersetzten sich dem äußerlich geordneten Kirchenthum und auch manchen Einrichtungen des bürgerlichen Lebens, die sie mit dem echten Geist des Christenthums für unverträglich hielten." Gingen auch die Mystiker des 17. Jahrhunderts nicht so weit in Beziehung auf das Praktische, so lehrt doch auch ein J. Gerhard, ein Jakob Böhme, selbst Johannes Arndt, daß es nicht nur ankomme auf das historische Christenthum und auf den äußern Glauben an das äußerlich gegebene Bibelwort, sondern daß das innere Wort hinzukommen müsse zum äußern, und daß der Glaube, den die protestantische Kirchenlehre überall voraussstellte, sich auch bethätigen müsse durch Werke der Liebe. Ja, selbst ein Spener und Francke, so entfernt sie von der fanatischen wiedertäuferischen Gesinnung waren, haben doch auch die Aeußerlichkeit des Kirchenthums angegriffen und durch die Lehre vom geistigen Priesterthum sich in den Augen ihrer Gegner jenen Schwärmern gleichgestellt. Den Letztgenannten können wir nun besonders Johannes Coccejus anreihen, umsomehr, als die Prinzessin Elisabeth, wie gezeigt

wurde, sich ihm angeschlossen hatte. Auch er hat in der Geschichte der „Wiedergeborenen" seinen Platz erhalten [12]), und in der That hat er sich, gleich Spener und Arnold, bis an die äußerste Grenze der Wahlverwandtschaft mit ihnen gestellt, indem er die Einfalt des Gläubigen für den wahren Schlüssel der Erkenntniß erklärt, indem er auf die Nothwendigkeit einer innerlichen Einverleibung Christi hinweiset, indem er ferner noch „heutzutage" göttliche Eingebungen und Offenbarungen an auserwählte Menschen zuläßt, „wodurch solche Dinge offenbart würden, die man in und aus der Heiligen Schrift nicht bedeuten, noch deutlich darthun könne". Auch legt er den größten Nachdruck auf die sittliche Gesinnung (epignosis, im Gegensatz zu gnosis), und wagt es, auf eine solche Verderbniß der Kirche hinzuweisen, aus welcher eine Absonderung nach den Worten der Schrift nicht zu tadeln wäre: ein gefährlicher Satz, welcher in den Anfängen der Kirche die Stürme des Montanismus hervorgerufen, und auf Grund dessen Fox und Labadie im 17. Jahrhundert die Nothwendigkeit einer neuen Kirchengemeinschaft gründen wollten. [13])

Eigenthümlich ist diesen Bewegungen, welche gleichsam die romantische Seite in jenem sonst so nüchternen, vielfach erstarrten Geistesleben der Gemeinden und Theologen ausmachen, der Eifer und die Theilnahme der Frauen, von denen einige, wie Madame Guyon, Antoinette Bourignon, Johanna Leade, selbst als Mittel- und Anziehungspunkte nicht nur für Frauen, sondern auch für hochbegabte Männer (wie Madame Guyon für Fénélon, die Bourignon für Poiret, Amos Comenius und Swammerdam) auftreten, andere durch ihren bloßen

Anschluß die mächtigsten Befördererinnen der Bewegung wurden, wie das Fräulein von Schurmann endlich durch ihre Verbindung mit Labadie, in dessen Gemeinde der weibliche Theil durch Zahl und Eifer sich auszeichnete. Und was wäre die Geschichte von Port-Royal ohne Angelika und ihre Nachfolgerinnen?...

Sehr richtig aber bemerkt Hagenbach, daß eine treue Geschichte jener mystisch-religiösen Erscheinungen nicht möglich ist, ohne die verschiedenen Elemente, die sich in dem Kampfe gegen die Kirchenorthodoxie, wie gegen das unerweckte, weltliche Leben der Gemeinden vereinigen, von einander zu sondern, jede Richtung in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Verschiedenheit von ähnlichen Richtungen aufzufassen — nichts sei leichter: „als entweder sie alle unter dem einen Begriff des Mysticismus, der Schwärmerei, der Sectirerei, des Separatismus, des Pietismus u. s. w. in Bausch und Bogen zusammenzufassen und zu verdammen, oder sie wieder sämmtlich in einem Chor als die Auserwählten und Heiligen Gottes zu begrüßen!“ So stellt dieser geistreiche Theolog eine Tafel jener Schwärmer auf, wo Licht und Schatten stufenweise zu- und abnehmend vertheilt ist. An der äußersten Linie steht jener schlesische (1689), in Moskau verbrannte Kuhlmann, der wirklich schon an Verrücktheit streift. Ihm nahe kommen Fox, Gichtel, Breitling und die Bourignon, nebst Johanna Leade — während William Penn und Labadie, die Schurmann, Poiret und Gottfried Arnold (denen noch Andere, wie Wilhelm Petersen und seine Gattin, geborene von Merlau, sich anreihen dürften) schon mehr der gemäßigten Zone sich nähern, wo neben dem, freilich noch

immer üppigen Wuchse der eigenen Phantasiegebilde doch auch wol manche schöne Blüte, ja vielleicht auch hier und da eine gute Frucht gefunden wird (IV, 354). Haben doch endlich die Häupter der einzelnen Haufen und Häuflein, deren sich jedes als die wahren Auserwählten ausgab, untereinander mit nicht minderm Feuer gekämpft als alle zusammen gegen „Babylon"; und selbst im Geiste echter Mystik werden Stufen, Unterschiede, Uebergänge des höhern Lebens in Erkenntniß und im Handeln gelehrt. „Gott verfährt in der Oekonomie und Haushaltung seiner Kirche", so drückt der Verfasser der Historie der Wiedergeborenen sich aus, „daß er sein Licht staffelweis läßt auf- und fortgehn in die finstre, blinde Welt, weil sie das einigermaßen besser vertragen könne."

Gibt es nun auch vielleicht keine Brücke zwischen der innern Welt der in mannigfachen Stufen „Wiedergeborenen" und dem schlichten Bewußtsein der „Weltkinder", welche sich mit den allgemeinen christlichen und sittlichen Mitteln zur Heiligung begnügen; muß auch der Geschichtschreiber, nach dem schönen Ausdruck Varnhagen's (im „Leben des Grafen Zinzendorf"), unbefangen bemüht sein, bei der freiern Darstellung eines merkwürdigen und bedeutenden Individuums ihm seine Voraussetzungen zu lassen, auf seinen Wegen mit Billigkeit (wenn auch nicht immer mit Liebe) ihm zu folgen: so bleibt doch in der Sphäre der dem Innern entströmenden Wirkungen auf die Welt und der Rückwirkungen auf den Einzelnen immer noch ein weites Feld für den Maßstab übrig, welchem wir unserm Sittlichkeits- und Schönheitsgefühle entnehmen. Ausdrücklich bringen wir diese

miteinander so eng verwandter Gefühle hier in Verknüpfung; denn solche Ausbrüche der Phantasie und der Leidenschaft, wodurch unser sittliches Gefühl verletzt wird, beleidigen zugleich unsern ästhetischen Sinn. Nur wo jene Gegensätze gegen die herrschende Weltlichkeit, in sich selbst wie in der äußern Erscheinung, in eine höhere wahrhafte Harmonie sich auflösen, entsteht die schöne Seele, wie Goethe sie uns anschaulich und ehrwürdig dargestellt hat. Doch wie selten treffen wir in der Geschichte der Mystiker, Theosophen, Pietisten, der Wiedergeborenen aller Stufen, auf jene innere Harmonie, jene Sicherheit und Folgerichtigkeit des Lebens? Der Widerstand gegen den Glauben und das Leben in der Kirche hat fast überall seine erste, edle Wurzel in dem Streben nach Befreiung von aller äußern Fessel, nach freier Entwickelung des innern Lebensprincips: allein die Meisten verfallen mit der Absonderung aus einer Knechtschaft in eine andere, oft in eine viel größere und stärkere; aus dem Befreier wird nicht selten ein Tyrann, und ein um so gefährlicherer, als die Bande des „alten Menschen“ unvermerkt dem neuen Menschen sich anhängen; der neue Heilige wird zum Zerrbild seiner eigenen Idee. Die Zeit, welche ihm ein Dasein auf Augenblicke geliehen, reißt ihn mit der Gewalt ihres Stromes in die Vergessenheit fort.

Auch Labadie hat nicht vermocht, seinen Namen an eine dauernde Stiftung in Kirche und Staat zu knüpfen, was unter den von verwandtem Streben Ergriffenen seiner Zeit kaum einem, außer dem edeln William Penn, gelungen ist. Dagegen hat Labadie in seinem an heftigen Bewegungen und Erschütterungen reichen Leben auf die Gemüther seiner Anhänger und Freunde, unter

denen sich die edelsten, unantastbarsten Namen, wie der eines Spener, finden, vielleicht eine stärkere, hinreißendere Herrschaft ausgeübt als die Uebrigen; Niemand hat wie er die Hingebung der Seinigen, aber auch den Haß und den Abscheu seiner Gegner in so hohem Grade erweckt, welche er sich als dreifach Abtrünniger in den verschiedensten Kreisen zuzog. Dies macht es in sehr hohem Grade schwer, ein wahres und treues Bild seines Geistes, wie seines Lebens zu entwerfen. Den einen ein Heiliger, den andern ein verabscheuungswürdiger Betrüger, wird es fast unmöglich, dasselbe Urbild in so entgegengesetzten Schilderungen zu erkennen; man sollte glauben, unter demselben Namen von zwei verschiedenen Personen zu hören. Und dieser Contrast zieht sich am Faden literarischer Ueberlieferung bis auf unsere Tage herab, wobei jedoch, aus begreiflichen Gründen, das Zerrbild von der Hand der Gegner das Bild aus der Feder der Anhänger an den meisten Orten verdrängt hat.[14]) Was Labadie gewollt, welche Mittel er für seine Zwecke gewählt hat, wird eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Momente seines Lebensgangs unsere Leser am besten entnehmen lassen. Geboren am 13. Februar 1610 zu Bourg in der Guyenne, Sohn eines französischen Edelmanns, welcher Gouverneur dieses Ortes und vom König Heinrich IV. verschiedentlich gebraucht worden war, bringt Johann Labadie sein Knaben- und Jugendalter in dem Jesuitencollegium in Bordeaux zu. Schon hier wird das Innerste seiner angeborenen Geistes- und Gemüthsanlagen zum Kampfe mit der Außenwelt und dadurch zu beschleunigter Entwickelung aufgerufen. Jene zogen ihn zur mystischen

Theologie und zu einer überwiegend ascetischen Lebensweise hin. In seinem zwanzigsten Jahre, während seines Noviziats bei den Jesuiten, welche anfangs große Hoffnungen auf seine Talente setzten, verfaßte er unter verschiedenen Abhandlungen über die christlichen Wahrheiten auch eine über die wirksame Gnade und Berufung (sur la grace et vocation efficace) in einem den Meinungen der Jesuiten ganz entgegengesetzten und dem Jansenismus sich nähernden Sinne. Es war dies das große Thema, um welches sich nachmals der Kampf der Jansenisten mit den Jesuiten, denen Labadie nicht fremdgeblieben ist, wendete. Zu gleicher Zeit untergrub er in Folge der heftigen geistigen Uebungen seine Gesundheit. Eine Folge dieses Strebens war seine Beschäftigung mit dem Leben Jesu, welches er schreiben wollte, was er auch mit besonderer Hinsicht auf die praktische Seite desselben that. In demselben Maße fühlte er sich von der scholastischen Weise des theologischen Unterrichts der Jesuiten abgestoßen, er zog seine Nahrung viel lieber aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern, besonders den heiligen Augustinus und Bernhard. Er verglich die ursprünglichen Zustände der christlichen Kirche mit der Kirche seines Jahrhunderts, welche ihm in tiefe Verderbniß versunken schien. Nirgend wurde diese ihm anschaulicher als in den Institutionen, Grundsätzen und dem Leben des Ordens, welchem er sich für das Leben widmen sollte, und er beschäftigte sich mit dem Gedanken einer Reform des Jesuitenordens. Bald erkannte er, daß die Gesellschaft nach seinen Vorstellungen und Absichten unheilbar sei, ehe er noch die Weihen empfangen hatte. Auf Grund seiner Kränklichkeit verschaffte er sich

von dem Jesuitengeneral in Rom Viteleschi die Erlaubniß zum Austritt aus dem Orden, was ihm in seinem neunundzwanzigsten Jahre (1639) gewährt wurde. Von diesem Augenblick war und blieb Labadie Gegenstand der Verfolgungen der Jesuiten, welche er seinerseits seitdem nicht aufhörte, an ihren verletzlichsten Stellen zu bekämpfen. Die Jesuiten erklärt Labadie in einer als Flugschrift gedruckten Apologie, noch 30 Jahre später (1669), als die Urheber aller gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen und Libelle. Als er in Bordeaux seine hinreißende Rednergabe, welche auch seine Feinde ihm nicht streitig machten, zur Ausbreitung seiner den Jesuiten entgegengesetzten Grundsätze über die christlichen Heilswahrheiten benutzte, wurde er von den Jesuiten bei dem Erzbischof von Bordeaux angeklagt, daß er den Calvinismus begünstige, indeß von dem unparteiischen Erzbischofe losgesprochen. Der Ruf seiner Predigten drang bis Paris, wohin der General der Väter des Oratoriums, Herr von Coudren, ihn dringend einlud. In Paris predigte Labadie mit solchem Erfolg, daß der Bischof von Amiens, Herr von Caumartin, ihn nach Amiens zog und ihm ein Kanonikat und die Pfarre bei der Kirche zu St.-Nicolas übergab. In dieser Zeit war es, daß der Abt von St.-Cyran, der Reformator von Port-Royal, in der Gefangenschaft zu Vincennes als Opfer der Verfolgungen des Cardinals Richelieu schmachtete, und Labadie war, nach den Aussagen seines Geschichtschreibers Yvon, nahe daran, ein gleiches Schicksal zu tragen. Der bald darauf erfolgte Tod des Cardinals setzte unter andern Opfern jenes Staatsmannes auch den ehrwürdigen Abt von St.-Cyran in Freiheit. Aufgefodert von demselben nach

Paris zu kommen, um ihn für seine Gesellschaft zu gewinnen, machte Labadie im Jahre 1643 die Reise nach Paris.[15]) Das persönliche Verhältniß zwischen dem Abt von St.-Cyran und Labadie wird zwar von den Geschichtschreibern von Port-Royal mit keinem Worte erwähnt.[16]) Bedenkt man jedoch, daß Labadie durch seinen später erfolgten Abfall von der katholischen Kirche die Jansenisten zu ebenso unversöhnlichen Feinden sich machte wie die Jesuiten, gegen welche er eine Zeit lang mit jenen verbunden war, daß sie daher jede nähere Berührung mit ihm als eine Entheiligung ihrer Sache betrachten mußten, so kann das Stillschweigen der jansenistischen Quellen über jenes Zusammentreffen nicht sogleich als eine Widerlegung desselben betrachtet werden, umsoweniger, als die Verwandtschaft in den Lehrsätzen von der Gnade, sowie die ascetischen Grundsätze einen hinreichenden innern Grund jenes Verhältnisses darbieten. Yvon berichtet sehr umständlich über die Unterhaltungen Labadie's mit dem Abt von St.-Cyran, sowol im Zwiegespräch als in Gesellschaft seiner Freunde, seines Neffen Barcos, Singlins, Anton Arnauld's und le Maitre's, welche in der Geschichte des Jansenismus und Port-Royals so berühmt geworden sind. Bald darauf, am 11. October 1643, starb der Abbé von St.-Cyran. Den Tag vor seinem Tode hatte er in einer Unterredung mit Labadie Alles aufgeboten, ihn zu sich hinüberzuziehen. Doch dieser, im Vorgefühl, „daß Gott ihn weiter führen würde, als diese Herren", hätte sich mit der Nothwendigkeit seines Wirkens in Amiens entschuldigt und nur im Allgemeinen Neigung gezeigt, für die gemeinschaftliche Aufrechthaltung derselben Wahr-

heit bei gegenseitiger Unterstützung einzugehen. Nach dem Tode des Abtes von St.-Cyran habe man anfangs auf Labadie die Augen geworfen, um jenem die Leichenrede zu halten; nur die gegen Labadie immer drohender sich nähernde Verfolgung habe dies verhindert. Zwei Jahre nachher, da die gegen ihn angestifteten Verfolgungen ihn von Amiens wegführten und er sich eine Zeit lang in Paris verborgen hielt, hatte er von neuem Gelegenheit mit Mitgliedern von Port-Royal zu verkehren, und bei dieser Gelegenheit erkannte er, heißt es, „daß er, bei aller Gleichheit mit ihnen in Bezug auf Mehres, doch in Rücksicht auf Anderes, niemals gänzlich sich mit ihnen vereinigen könnte".[17])

Betrachten wir seine damalige Wirksamkeit, so ist sie im Wesentlichen schon die nämliche, wie sie uns nach seinem Austritt aus der römischen Kirche und nach seiner Absonderung von der reformirten Kirche, zu welcher er übertrat, erscheinen wird. In Amiens stiftet er schon aus Personen, welche sich seiner geistlichen Leitung übergeben, eine ascetische Brüderschaft, deren Mitglieder sich zweimal die Woche zur Anhörung des Wortes Gottes versammeln und von denen die Meisten das Neue Testament in französischer Sprache in der Hand haben. In einer dieser Versammlungen war er kühn genug, zu sagen: „Wollte Gott, daß eine Zeit käme, in welcher man alle Dinge auf ihre erste Reinheit und Einfachheit bringen, das Abendmahl nach seiner Einsetzung feiern und in beiderlei Gestalt genießen, das Wort nach Gewohnheit der ersten Kirche lesen und predigen und die Kirche selbst in ihren ersten Stand bringen könnte." Aehnliches verrichtete Labadie in andern Städten der

Picardie, in Montdidier und Abeville. Genöthigt, die Picardie zu verlassen, hatte Labadie zunächst eine Reihe von Kämpfen an verschiedenen Orten des südlichen Frankreichs, wohin er sich begeben, zu bestehen, so in Bazas, sowie in dem zwei Meilen von Bazas entfernten Karmeliterkloster zu La Graville, wohin er seine Zuflucht nahm, und in Toulouse, weil seine jansenistischen oder doch für jansenistisch erklärten Ansichten und Religionsübungen die Verfolgung der Bischöfe auf ihn lenkten. In diesen Abschnitt seines Lebens in Frankreich setzen die Gegner ihre oft wiederholten Erzählungen von nicht genug zu verabscheuenden, heuchlerischen Angriffen auf die Keuschheit der Nonnen und anderer Frauen, die Labadie, unter dem Vorwande, den Stand der Unschuld Adam's und Eva's im Paradiese zurückzuführen, an mehren Orten sich gestattet hätte [18]), Beschuldigungen, welche nicht nur mit den bekannten Handlungen des wol in andern Dingen von Leidenschaft und Herrschsucht nicht freizusprechenden Reformators im grellsten Widerspruche stehen, sondern auch von Spener, Gottfried Arnold und selbst von dem unparteiischen Walch für Verleumdungen erklärt wurden. [19]) Im Jahre 1650 trat Labadie zu Montauban öffentlich zur reformirten Kirche über. Hier lebte er sieben Jahre, nachdem er die auf ihn gefallene Wahl zum Geistlichen dieser Stadt angenommen und im Geiste seiner früheren Weise mit dem größten Erfolge gewirkt hatte. Unter den Häusern, welche dort ihm näher standen, befand sich auch die Familie Yvon, deren zweiter Sohn Peter späterhin an Labadie sich eng anschloß und als dessen erster Gehülfe auf dem Schauplatz dieser Erzählung auftreten wird. Hier, wie aller Orten, wo

Labadie wirkte, theilte sich die Stadt in zwei einander heftig widerstrebende Lager, da die Leidenschaft derjenigen, denen seine ascetische, mehr als mönchische Strenge ein Greuel war, nicht geringer war, als der Eifer der Anhänger, über welche er Macht gewonnen hatte. Endlich mußte Labadie in Folge eines Streits wegen der Beerdigung einer Person, welche Katholiken und Reformirte einander sich streitig machten, Montauban verlassen, und begab sich 1657 nach Orange, wo er, wiederum zum Pastor erwählt, eine noch viel strengere Disciplin durchsetzte als vorher in Montauban. Es war dort Sitte, daß die in der Kirche versammelte Gemeinde beim Eintreten des Gouverneurs und seiner Gattin, des Grafen und der Gräfin von Dohna, von ihren Sitzen sich erhob; Labadie erklärte Dies öffentlich für eine Entheiligung der Majestät des Ortes und hob diesen Gebrauch auf. Er blieb auch hier nicht lange, sondern nahm 1659 einen Ruf nach Genf an, nachdem er einen gleichzeitig an ihn gelangten Ruf der französischen Gemeinde zu Westminster in London abgelehnt hatte. Die puritanische Strenge, womit Labadie in Genf als Sittenreformator auftrat, schien die düstern Tage der Priesterherrschaft aus den Zeiten Calvin's zurückzurufen, wie denn Labadie sich auch in die Politik mischte und von der Kanzel herab gegen vorkommende Cabalen und Bestechungen bei der Wahl der Obrigkeit donnerte. Hier hörte und beobachtete ihn Philipp Jakob Spener, als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der eben erst die Universität verlassen hatte. Spener hat nachmals kein Hehl daraus gemacht, daß er Labadie eine tiefere Anregung verdankte. Er schreibt unter Anderm[20]: „Was

seine Gabe betrifft, so habe ich dieselbe selbst erkannt, als ich ihn zu Genf A. 1660 und 1661 öfters hören predigen, auch einmal mündlich mit ihm geredet und nicht unfreundlich von ihm bin empfangen worden, außer demselben aber nie einige Communicationen mit ihm gepflogen habe. In solchen seinen Predigten, und Vielem, was damals in Genf vorging, habe ich seinen Eifer gehöret, wie er damals sein Amt nicht untreulich geführet. So ist mir sein Lebenslauf, theils aus Derjenigen, welche ihn als einen Papisten in Frankreich gekannt (und ihn beständig vertheidigten gegen die Lästerungen, so von solcher Zeit über ihn aus seiner Feinde Bosheit ausgegossen wurden) weitläufiger und glaubwürdiger Relation, theils was in Genf damals mit ihm vorgegangen, ziemlich bekannt worden; wo ich nicht anders sagen kann, als daß er, soviel mir wissend ist, seinen Wandel damals unsträflich geführet. Dessen soviel sicherer Zeugnisse ich auch daraus zu nehmen meine, weil er bereits in Genf der Feinde und Neider im weltlichen und geistlichen Stande viel hatte und solche doch nichts Erhebliches gegen ihn aufbringen konnten, ja viele von denselben ihm sogar das Zeugniß eines untadelhaften Lebens selbst gaben." Diesen Bekenntnissen Spener's ließen sich noch mehre aus seinen Schriften an die Seite stellen, aus denen die Indignation über die Verleumdungen von Labadie's Lebenswandel hervorleuchtet.

Im Juli 1661 machte Johann Gottschalk von Schurmann, der Bruder des gelehrten Fräuleins, eine Reise nach der Schweiz, in keiner andern Absicht, als sich von den religiösen Zuständen dieses Landes behuf eigener Vervollkommnung eine Anschauung zu verschaffen. [21]) Es ist Derselbe,

welcher in dem Leben des Descartes unter den Freunden genannt wird, welche den Briefwechsel des Philosophen nach seiner Einsiedelei vermittelten, den übrigens Descartes selbst, an der Stelle, wo er sich über die Umwandlung des Fräuleins von Schurmann beklagt, einen beschränkten Kopf nennt.[22]) Vielleicht nur deshalb, weil Gottschalk von Schurmann die ascetische Gemüthsrichtung seiner Schwester theilte; denn Andere feiern ihn als einen Mann, der an Gelehrsamkeit seiner berühmten Schwester würdig zur Seite stand.[23]) Er verlebte den Winter in Basel. Hier hörte er zuerst von dem „Mann Gottes" in Genf, ausgestattet mit den höchsten Gaben und voll Eifer für die Kirchenverbesserung; Dies erregte ein heftiges Verlangen in ihm, Labadie zu hören. Er begab sich daher im Frühjahre nach Genf, mit einem Empfehlungsschreiben von Buxtorf an Labadie. Dieser nahm ihn bei sich auf und er brachte zwei Monate bei ihm zu. Bald hatte Labadie an ihm einen seiner begeistertsten Anhänger. In ihm glaubte er, wie er sich ausdrückte, an Muth und apostolischem Ansehen einen Ambrosius, an heiliger Beredtsamkeit einen Chrysostomus, an Licht und in Worten von Liebe und Anmuth einen Augustinus, an Salbung und effectreichen Ausdrücken einen Bernhard zu sehen, mit einem Worte einen Mann (sagt Yvon), wie ihn ein so verdorbenes, so lethargisches, so mit Finsterniß bedecktes, so über eigene Vernunft stolzes, so an Geist leeres, so unfruchtbares und dürres Jahrhundert, wie das unserige, brauchte. Voll von diesen Empfindungen schrieb er alles an seine Schwester, welche für Eindrücke dieser Natur damals nur allzu empfänglich war. Was seine schriftlichen Mittheilungen noch übrigließen,

Anschluß die mächtigsten Beförderersinnen der Bewegung wurden, wie das Fräulein von Schurmann endlich durch ihre Verbindung mit Labadie, in dessen Gemeinde der weibliche Theil durch Zahl und Eifer sich auszeichnete. Und was wäre die Geschichte von Port-Royal ohne Angelika und ihre Nachfolgerinnen? ...

Sehr richtig aber bemerkt Hagenbach, daß eine treue Geschichte jener mystisch-religiösen Erscheinungen nicht möglich ist, ohne die verschiedenen Elemente, die sich in dem Kampfe gegen die Kirchenorthodoxie, wie gegen das unerweckte, weltliche Leben der Gemeinden vereinigen, von einander zu sondern, jede Richtung in ihrer Eigenthümlichkeit und ihrer Verschiedenheit von ähnlichen Richtungen aufzufassen — nichts sei leichter: „als entweder sie alle unter dem einen Begriff des Mysticismus, der Schwärmerei, der Sectirerei, des Separatismus, des Pietismus u. s. w. in Bausch und Bogen zusammenzufassen und zu verdammen, oder sie wieder sämmtlich in einem Chor als die Auserwählten und Heiligen Gottes zu begrüßen!" So stellt dieser geistreiche Theolog eine Tafel jener Schwärmer auf, wo Licht und Schatten stufenweise zu- und abnehmend vertheilt ist. An der äußersten Linie steht jener schlesische (1689), in Moskau verbrannte Kuhlmann, der wirklich schon an Verrücktheit streift. Ihm nahe kommen Fox, Gichtel, Breitling und die Bourignon, nebst Johanna Leade — während William Penn und Labadie, die Schurmann, Poiret und Gottfried Arnold (denen noch Andere, wie Wilhelm Petersen und seine Gattin, geborene von Merlau, sich anreihen dürften) schon mehr der gemäßigten Zone sich nähern, wo neben dem, freilich noch

immer üppigen Wuchse der eigenen Phantasiegebilde doch auch wol manche schöne Blüte, ja vielleicht auch hier und da eine gute Frucht gefunden wird (IV, 354). Haben doch endlich die Häupter der einzelnen Haufen und Häuflein, deren sich jedes als die wahren Auserwählten ausgab, untereinander mit nicht minderm Feuer gekämpft als alle zusammen gegen „Babylon"; und selbst im Geiste echter Mystik werden Stufen, Unterschiede, Uebergänge des höhern Lebens in Erkenntniß und im Handeln gelehrt. „Gott verfährt in der Oekonomie und Haushaltung seiner Kirche", so drückt der Verfasser der Historie der Wiedergeborenen sich aus, „daß er sein Licht staffelweis läßt auf- und fortgehn in die finstre, blinde Welt, weil sie das einigermaßen besser vertragen könne."

Gibt es nun auch vielleicht keine Brücke zwischen der innern Welt der in mannigfachen Stufen „Wiedergeborenen" und dem schlichten Bewußtsein der „Weltkinder", welche sich mit den allgemeinen christlichen und sittlichen Mitteln zur Heiligung begnügen; muß auch der Geschichtschreiber, nach dem schönen Ausdruck Varnhagen's (im „Leben des Grafen Zinzendorf"), unbefangen bemüht sein, bei der freiern Darstellung eines merkwürdigen und bedeutenden Individuums ihm seine Voraussetzungen zu lassen, auf seinen Wegen mit Billigkeit (wenn auch nicht immer mit Liebe) ihm zu folgen: so bleibt doch in der Sphäre der dem Innern entströmenden Wirkungen auf die Welt und der Rückwirkungen auf den Einzelnen immer noch ein weites Feld für den Maßstab übrig, welchem wir unserm Sittlichkeits- und Schönheitsgefühle entnehmen. Ausdrücklich bringen wir diese

miteinander so eng verwandten Gefühle hier in Verknüpfung; denn solche Auswüchse der Phantasie und der Leidenschaft, wodurch unser sittliches Gefühl verletzt wird, beleidigen zugleich unsern ästhetischen Sinn. Nur wo jene Gegensätze gegen die herrschende Weltlichkeit, in sich selbst wie in der äußern Erscheinung, in eine höhere wahrhafte Harmonie sich auflösen, entsteht die schöne Seele, wie Goethe sie uns anschaulich und ehrwürdig dargestellt hat. Doch wie selten treffen wir in der Geschichte der Mystiker, Theosophen, Pietisten, der Wiedergeborenen aller Stufen, auf jene innere Harmonie, jene Sicherheit und Folgerichtigkeit des Lebens? Der Widerstand gegen den Glauben und das Leben in der Kirche hat fast überall seine erste, edle Wurzel in dem Streben nach Befreiung von aller äußern Fessel, nach freier Entwickelung des innern Lebensprincips: allein die Meisten verfallen mit der Absonderung aus einer Knechtschaft in eine andere, oft in eine viel größere und stärkere; aus dem Befreier wird nicht selten ein Tyrann, und ein um so gefährlicherer, als die Bande des „alten Menschen" unvermerkt dem neuen Menschen sich anhängen; der neue Heilige wird zum Zerrbild seiner eigenen Idee. Die Zeit, welche ihm ein Dasein auf Augenblicke geliehen, reißt ihn mit der Gewalt ihres Stromes in die Vergessenheit fort.

Auch Labadie hat nicht vermocht, seinen Namen an eine dauernde Stiftung in Kirche und Staat zu knüpfen, was unter den von verwandtem Streben Ergriffenen seiner Zeit kaum einem, außer dem edeln William Penn, gelungen ist. Dagegen hat Labadie in seinem an heftigen Bewegungen und Erschütterungen reichen Leben auf die Gemüther seiner Anhänger und Freunde, unter

denen sich die edelsten, unantastbarsten Namen, wie der eines Spener, finden, vielleicht eine stärkere, hinreißendere Herrschaft ausgeübt als die Uebrigen; Niemand hat wie er die Hingebung der Seinigen, aber auch den Haß und den Abscheu seiner Gegner in so hohem Grade erweckt, welche er sich als dreifach Abtrünniger in den verschiedensten Kreisen zuzog. Dies macht es in sehr hohem Grade schwer, ein wahres und treues Bild seines Geistes, wie seines Lebens zu entwerfen. Den einen ein Heiliger, den andern ein verabscheuungswürdiger Betrüger, wird es fast unmöglich, dasselbe Urbild in so entgegengesetzten Schilderungen zu erkennen; man sollte glauben, unter demselben Namen von zwei verschiedenen Personen zu hören. Und dieser Contrast zieht sich am Faden literarischer Ueberlieferung bis auf unsere Tage herab, wobei jedoch, aus begreiflichen Gründen, das Zerrbild von der Hand der Gegner das Bild aus der Feder der Anhänger an den meisten Orten verdrängt hat.[14]) Was Labadie gewollt, welche Mittel er für seine Zwecke gewählt hat, wird eine gedrängte Zusammenstellung der wichtigsten Momente seines Lebensgangs unsere Leser am besten entnehmen lassen. Geboren am 13. Februar 1610 zu Bourg in der Guyenne, Sohn eines französischen Edelmanns, welcher Gouverneur dieses Ortes und vom König Heinrich IV. verschiedentlich gebraucht worden war, bringt Johann Labadie sein Knaben- und Jugendalter in dem Jesuitencollegium in Bordeaux zu. Schon hier wird das Innerste seiner angeborenen Geistes- und Gemüthsanlagen zum Kampfe mit der Außenwelt und dadurch zu beschleunigter Entwickelung aufgerufen. Jene zogen ihn zur mystischen

Theologie und zu einer überwiegend ascetischen Lebensweise hin. In seinem zwanzigsten Jahre, während seines Noviziats bei den Jesuiten, welche anfangs große Hoffnungen auf seine Talente setzten, verfaßte er unter verschiedenen Abhandlungen über die christlichen Wahrheiten auch eine über die wirksame Gnade und Berufung (sur la grace et vocation efficace) in einem den Meinungen der Jesuiten ganz entgegengesetzten und dem Jansenismus sich nähernden Sinne. Es war dies das große Thema, um welches sich nachmals der Kampf der Jansenisten mit den Jesuiten, denen Labadie nicht fremdgeblieben ist, wendete. Zu gleicher Zeit untergrub er in Folge der heftigen geistigen Uebungen seine Gesundheit. Eine Folge dieses Strebens war seine Beschäftigung mit dem Leben Jesu, welches er schreiben wollte, was er auch mit besonderer Hinsicht auf die praktische Seite desselben that. In demselben Maße fühlte er sich von der scholastischen Weise des theologischen Unterrichts der Jesuiten abgestoßen, er zog seine Nahrung viel lieber aus der Heiligen Schrift und den Kirchenvätern, besonders den heiligen Augustinus und Bernhard. Er verglich die ursprünglichen Zustände der christlichen Kirche mit der Kirche seines Jahrhunderts, welche ihm in tiefe Verderbniß versunken schien. Nirgend wurde diese ihm anschaulicher als in den Institutionen, Grundsätzen und dem Leben des Ordens, welchem er sich für das Leben widmen sollte, und er beschäftigte sich mit dem Gedanken einer Reform des Jesuitenordens. Bald erkannte er, daß die Gesellschaft nach seinen Vorstellungen und Absichten unheilbar sei, ehe er noch die Weihen empfangen hatte. Auf Grund seiner Kränklichkeit verschaffte er sich

von dem Jesuitengeneral in Rom Vitelleschi die Erlaubniß zum Austritt aus dem Orden, was ihm in seinem neunundzwanzigsten Jahre (1639) gewährt wurde. Von diesem Augenblick war und blieb Labadie Gegenstand der Verfolgungen der Jesuiten, welche er seinerseits seitdem nicht aufhörte, an ihren verletzlichsten Stellen zu bekämpfen. Die Jesuiten erklärt Labadie in einer als Flugschrift gedruckten Apologie, noch 30 Jahre später (1669), als die Urheber aller gegen ihn ausgestreuten Verleumdungen und Libelle. Als er in Bordeaux seine hinreißende Rednergabe, welche auch seine Feinde ihm nicht streitig machten, zur Ausbreitung seiner den Jesuiten entgegengesetzten Grundsätze über die christlichen Heilswahrheiten benutzte, wurde er von den Jesuiten bei dem Erzbischof von Bordeaux angeklagt, daß er den Calvinismus begünstige, indeß von dem unparteiischen Erzbischofe losgesprochen. Der Ruf seiner Predigten drang bis Paris, wohin der General der Väter des Oratoriums, Herr von Coudren, ihn dringend einlud. In Paris predigte Labadie mit solchem Erfolg, daß der Bischof von Amiens, Herr von Caumartin, ihn nach Amiens zog und ihm ein Kanonikat und die Pfarre bei der Kirche zu St.-Nicolas übergab. In dieser Zeit war es, daß der Abt von St.-Cyran, der Reformator von Port-Royal, in der Gefangenschaft zu Vincennes als Opfer der Verfolgungen des Cardinals Richelieu schmachtete, und Labadie war, nach den Aussagen seines Geschichtschreibers Yvon, nahe daran, ein gleiches Schicksal zu tragen. Der bald darauf erfolgte Tod des Cardinals setzte unter andern Opfern jenes Staatsmannes auch den ehrwürdigen Abt von St.-Cyran in Freiheit. Aufgefodert von demselben nach

Paris zu kommen, um ihn für seine Gesellschaft zu gewinnen, machte Labadie im Jahre 1643 die Reise nach Paris.[15]) Das persönliche Verhältniß zwischen dem Abt von St.-Cyran und Labadie wird zwar von den Geschichtschreibern von Port-Royal mit keinem Worte erwähnt.[16]) Bedenkt man jedoch, daß Labadie durch seinen später erfolgten Abfall von der katholischen Kirche die Jansenisten zu ebenso unversöhnlichen Feinden sich machte wie die Jesuiten, gegen welche er eine Zeit lang mit jenen verbunden war, daß sie daher jede nähere Berührung mit ihm als eine Entheiligung ihrer Sache betrachten mußten, so kann das Stillschweigen der jansenistischen Quellen über jenes Zusammentreffen nicht sogleich als eine Widerlegung desselben betrachtet werden, umsoweniger, als die Verwandtschaft in den Lehrsätzen von der Gnade, sowie die ascetischen Grundsätze einen hinreichenden innern Grund jenes Verhältnisses darbieten. Yvon berichtet sehr umständlich über die Unterhaltungen Labadie's mit dem Abt von St.-Cyran, sowol im Zwiegespräch als in Gesellschaft seiner Freunde, seines Neffen Barcos, Singlins, Anton Arnauld's und le Maitre's, welche in der Geschichte des Jansenismus und Port-Royals so berühmt geworden sind. Bald darauf, am 11. October 1643, starb der Abbé von St.-Cyran. Den Tag vor seinem Tode hatte er in einer Unterredung mit Labadie Alles aufgeboten, ihn zu sich hinüberzuziehen. Doch dieser, im Vorgefühl, „daß Gott ihn weiter führen würde, als diese Herren“, hätte sich mit der Nothwendigkeit seines Wirkens in Amiens entschuldigt und nur im Allgemeinen Neigung gezeigt, für die gemeinschaftliche Aufrechthaltung derselben Wahr-

heit bei gegenseitiger Unterstützung einzugehen. Nach dem Tode des Abtes von St.-Cyran habe man anfangs auf Labadie die Augen geworfen, um jenem die Leichenrede zu halten; nur die gegen Labadie immer drohender sich nähernde Verfolgung habe dies verhindert. Zwei Jahre nachher, da die gegen ihn angestifteten Verfolgungen ihn von Amiens wegführten und er sich eine Zeit lang in Paris verborgen hielt, hatte er von neuem Gelegenheit mit Mitgliedern von Port-Royal zu verkehren, und bei dieser Gelegenheit erkannte er, heißt es, „daß er, bei aller Gleichheit mit ihnen in Bezug auf Mehres, doch in Rücksicht auf Anderes, niemals gänzlich sich mit ihnen vereinigen könnte".[17])

Betrachten wir seine damalige Wirksamkeit, so ist sie im Wesentlichen schon die nämliche, wie sie uns nach seinem Austritt aus der römischen Kirche und nach seiner Absonderung von der reformirten Kirche, zu welcher er übertrat, erscheinen wird. In Amiens stiftet er schon aus Personen, welche sich seiner geistlichen Leitung übergeben, eine ascetische Brüderschaft, deren Mitglieder sich zweimal die Woche zur Anhörung des Wortes Gottes versammeln und von denen die Meisten das Neue Testament in französischer Sprache in der Hand haben. In einer dieser Versammlungen war er kühn genug, zu sagen: „Wollte Gott, daß eine Zeit käme, in welcher man alle Dinge auf ihre erste Reinheit und Einfachheit bringen, das Abendmahl nach seiner Einsetzung feiern und in beiderlei Gestalt genießen, das Wort nach Gewohnheit der ersten Kirche lesen und predigen und die Kirche selbst in ihren ersten Stand bringen könnte." Aehnliches verrichtete Labadie in andern Städten der

Picardie, in Montdidier und Abeville. Genöthigt, die Picardie zu verlassen, hatte Labadie zunächst eine Reihe von Kämpfen an verschiedenen Orten des südlichen Frankreichs, wohin er sich begeben, zu bestehen, so in Bazas, sowie in dem zwei Meilen von Bazas entfernten Karmeliterkloster zu La Graville, wohin er seine Zuflucht nahm, und in Toulouse, weil seine jansenistischen oder doch für jansenistisch erklärten Ansichten und Religionsübungen die Verfolgung der Bischöfe auf ihn lenkten. In diesen Abschnitt seines Lebens in Frankreich setzen die Gegner ihre oft wiederholten Erzählungen von nicht genug zu verabscheuenden, heuchlerischen Angriffen auf die Keuschheit der Nonnen und anderer Frauen, die Labadie, unter dem Vorwande, den Stand der Unschuld Adam's und Eva's im Paradiese zurückzuführen, an mehren Orten sich gestattet hätte [18]), Beschuldigungen, welche nicht nur mit den bekannten Handlungen des wol in andern Dingen von Leidenschaft und Herrschsucht nicht freizusprechenden Reformators im grellsten Widerspruche stehen, sondern auch von Spener, Gottfried Arnold und selbst von dem unparteiischen Walch für Verleumdungen erklärt wurden. [19]) Im Jahre 1650 trat Labadie zu Montauban öffentlich zur reformirten Kirche über. Hier lebte er sieben Jahre, nachdem er die auf ihn gefallene Wahl zum Geistlichen dieser Stadt angenommen und im Geiste seiner früheren Weise mit dem größten Erfolge gewirkt hatte. Unter den Häusern, welche dort ihm näher standen, befand sich auch die Familie Yvon, deren zweiter Sohn Peter späterhin an Labadie sich eng anschloß und als dessen erster Gehülfe auf dem Schauplatz dieser Erzählung auftreten wird. Hier, wie aller Orten, wo

Labadie wirkte, theilte sich die Stadt in zwei einander heftig widerstrebende Lager, da die Leidenschaft derjenigen, denen seine ascetische, mehr als mönchische Strenge ein Greuel war, nicht geringer war, als der Eifer der Anhänger, über welche er Macht gewonnen hatte. Endlich mußte Labadie in Folge eines Streits wegen der Beerdigung einer Person, welche Katholiken und Reformirte einander sich streitig machten, Montauban verlassen, und begab sich 1657 nach Orange, wo er, wiederum zum Pastor erwählt, eine noch viel strengere Disciplin durchsetzte als vorher in Montauban. Es war dort Sitte, daß die in der Kirche versammelte Gemeinde beim Eintreten des Gouverneurs und seiner Gattin, des Grafen und der Gräfin von Dohna, von ihren Sitzen sich erhob; Labadie erklärte Dies öffentlich für eine Entheiligung der Majestät des Ortes und hob diesen Gebrauch auf. Er blieb auch hier nicht lange, sondern nahm 1659 einen Ruf nach Genf an, nachdem er einen gleichzeitig an ihn gelangten Ruf der französischen Gemeinde zu Westminster in London abgelehnt hatte. Die puritanische Strenge, womit Labadie in Genf als Sittenreformator auftrat, schien die düstern Tage der Priesterherrschaft aus den Zeiten Calvin's zurückzurufen, wie denn Labadie sich auch in die Politik mischte und von der Kanzel herab gegen vorkommende Cabalen und Bestechungen bei der Wahl der Obrigkeit donnerte. Hier hörte und beobachtete ihn Philipp Jakob Spener, als junger Mann von fünfundzwanzig Jahren, der eben erst die Universität verlassen hatte. Spener hat nachmals kein Hehl daraus gemacht, daß er Labadie eine tiefere Anregung verdankte. Er schreibt unter Anderm[20]: „Was

seine Gabe betrifft, so habe ich dieselbe selbst erkannt, als ich ihn zu Genf A. 1660 und 1661 öfters hören predigen, auch einmal mündlich mit ihm geredet und nicht unfreundlich von ihm bin empfangen worden, außer demselben aber nie einige Communicationen mit ihm gepflogen habe. In solchen seinen Predigten, und Vielem, was damals in Genf vorging, habe ich seinen Eifer gehöret, wie er damals sein Amt nicht untreulich geführet. So ist mir sein Lebenslauf, theils aus Derjenigen, welche ihn als einen Papisten in Frankreich gekannt (und ihn beständig vertheidigten gegen die Lästerungen, so von solcher Zeit über ihn aus seiner Feinde Bosheit ausgegossen wurden) weitläufiger und glaubwürdiger Relation, theils was in Genf damals mit ihm vorgegangen, ziemlich bekannt worden; wo ich nicht anders sagen kann, als daß er, soviel mir wissend ist, seinen Wandel damals unsträflich geführet. Dessen soviel sicherer Zeugnisse ich auch daraus zu nehmen meine, weil er bereits in Genf der Feinde und Neider im weltlichen und geistlichen Stande viel hatte und solche doch nichts Erhebliches gegen ihn aufbringen konnten, ja viele von denselben ihm sogar das Zeugniß eines untadelhaften Lebens selbst gaben.“ Diesen Bekenntnissen Spener's ließen sich noch mehre aus seinen Schriften an die Seite stellen, aus denen die Indignation über die Verleumdungen von Labadie's Lebenswandel hervorleuchtet.

Im Juli 1661 machte Johann Gottschalk von Schurmann, der Bruder des gelehrten Fräuleins, eine Reise nach der Schweiz, in keiner andern Absicht, als sich von den religiösen Zuständen dieses Landes behuf eigener Vervollkommnung eine Anschauung zu verschaffen. [21]) Es ist Derselbe,

welcher in dem Leben des Descartes unter den Freunden genannt wird, welche den Briefwechsel des Philosophen nach seiner Einsiedelei vermittelten, den übrigens Descartes selbst, an der Stelle, wo er sich über die Umwandlung des Fräuleins von Schurmann beklagt, einen beschränkten Kopf nennt.[22]) Vielleicht nur deshalb, weil Gottschalk von Schurmann die ascetische Gemüthsrichtung seiner Schwester theilte; denn Andere feiern ihn als einen Mann, der an Gelehrsamkeit seiner berühmten Schwester würdig zur Seite stand.[23]) Er verlebte den Winter in Basel. Hier hörte er zuerst von dem „Mann Gottes" in Genf, ausgestattet mit den höchsten Gaben und voll Eifer für die Kirchenverbesserung; Dies erregte ein heftiges Verlangen in ihm, Labadie zu hören. Er begab sich daher im Frühjahre nach Genf, mit einem Empfehlungsschreiben von Buxtorf an Labadie. Dieser nahm ihn bei sich auf und er brachte zwei Monate bei ihm zu. Bald hatte Labadie an ihm einen seiner begeistertsten Anhänger. In ihm glaubte er, wie er sich ausdrückte, an Muth und apostolischem Ansehen einen Ambrosius, an heiliger Beredtsamkeit einen Chrysostomus, an Licht und in Worten von Liebe und Anmuth einen Augustinus, an Salbung und effectreichen Ausdrücken einen Bernhard zu sehen, mit einem Worte einen Mann (sagt Yvon), wie ihn ein so verdorbenes, so lethargisches, so mit Finsterniß bedecktes, so über eigene Vernunft stolzes, so an Geist leeres, so unfruchtbares und dürres Jahrhundert, wie das unserige, brauchte. Voll von diesen Empfindungen schrieb er alles an seine Schwester, welche für Eindrücke dieser Natur damals nur allzu empfänglich war. Was seine schriftlichen Mittheilungen noch übrigließen,

Das füllte er nach der Rückkehr in Utrecht durch seine Erzählungen aus. Von diesem Augenblicke hatte Labadie keine heißern Verehrer und Anhänger als die beiden Geschwister Schurmann. Doch erlebte der Bruder die Ankunft Labadie's in Holland nicht, indem er im Jahre 1664, im neunundfunfzigsten Jahre seines Lebens, in den Armen seiner allein von allen seinen Geschwistern zurückbleibenden Schwester, den Tod „eines wahren Christen" starb. Sie ertrug den Verlust des einzigen theuren Bruders mit völliger Ergebung, und ward, sagt sie, durch die göttliche Gnade in der Uebung des wahren Glaubens und der Liebe so bestärkt, daß ihr seitdem von den irdischen Dingen nichts mehr am Herzen lag. Das Einzige, was sie noch betrübte, war, zu bemerken, daß sie und Andere, welche des heiligen Namens eines Christen sich erfreuten, ihrem göttlichen Bekenntnisse nicht angemessen genug lebten.

Das Fräulein von Schurmann war nämlich in dieser Zeit nicht mehr die vielbewunderte Künstlerin und Gelehrte, wie wir sie im ersten Abschnitt dieser Erzählung aus der Jugend der Prinzessin Elisabeth kennen gelernt; es war, als verleugnete, ja haßte sie allen Ruhm und Glanz, der sich früher an ihren Namen geknüpft hatte. Sie hat in ihrer Selbstbeschauung, wo sie sich mit Maria vergleicht, welche das bessere Theil erwählte [24]), die Geschichte ihrer Umwandlung und Wiedergeburt, mit Beziehung auf Labadie, sehr ausführlich erzählt. Sie hatte mehr als zwanzig Jahre zwei blinde Tanten, von denen die eine in ihrem einundneunzigsten, die andere im neunundachtzigsten Jahre, beide kurz nach einander, starben, mit der größten Hingebung gepflegt und daneben die Sorge

für das Hauswesen ihrer Familie, welche sie mit diesen Tanten und ihrem Bruder ausmachte, übernommen, wodurch sie schon von ihren gewohnten Studien und Beschäftigungen vielfach abgezogen wurde. Familienverhältnisse hatten sie veranlaßt, an der Seite ihrer Verwandten mehre Jahre in Köln zuzubringen, von wo sie erst nach dem Tode der Tanten nach Utrecht zurückkehrte. Es hatte sich hier das Gerücht verbreitet, als wäre sie in Köln zur katholischen Kirche übergetreten, und obschon sie die Unwahrheit desselben leicht darthun konnte, sah sie sich doch nach ihrer Rückkehr in Utrecht von ihren ehemaligen Freunden mit großer Kälte aufgenommen. Sie hatte, während eines zweijährigen Aufenthaltes auf dem Lande bei Köln, sich von allem Umgange zurückgezogen und in Gemeinschaft mit ihren Tanten und ihrem Bruder, nebst zwei rechtschaffenen Dienern, welche alle untereinander durch Frömmigkeit verbunden waren, gleichsam eine kleine christliche Kirche (quasi ecclesiolam quandam Christianam) ausgemacht; jetzt fand sie sich von dem weiteren Kreise ihrer früheren, als einer in Weltlichkeit und Verderbniß versunkenen Umgebung, um so mehr zurückgestoßen. Diese ihre Stimmung und Gesinnung nahm nach dem Tode ihres Bruders, da sie als jungfräuliche Matrone auf sich allein angewiesen war, in hohem Grade zu. Nur zu Voetius und einigen andern Theologen bewahrte sie das alte Zutrauen. Sie wußte diese Männer für Labadie, mit dem sie sich in Briefwechsel setzte, zu gewinnen, und verbreitete seinen Ruf in Holland. Als daher im Jahre 1666 der Prediger der wallonischen Kirche in Middelburg, Johann le Long, mit Tode abging, erließ der Rath dieser Stadt einen Ruf an La-

badie, und auf dringendes Ersuchen ihrer Freunde in Utrecht richtete das Fräulein von Schurmann ein Schreiben an Labadie, worin sie für sich und im Namen ihrer Freunde ihn beschwor, den Ruf anzunehmen, um in Middelburg an der wahren Reformation zu arbeiten und in der Provinz Seeland den Eifer der Frömmigkeit wiederzuerwecken, welchen ehedem Teelingh dort angefacht hatte.[26]) Labadie glaubte in diesen Stimmen einen höhern Ruf zu vernehmen, und zog mit seinen beiden ihm für das Leben verbundenen treuen Anhängern, Yvon und du Lignon, durch die Staaten des Kurfürsten von der Pfalz (in Manheim sprachen sie den Socinianer Wissowatius) auf einem kleinen Fahrzeug den Rhein hinab, und gelangten nach Utrecht, wo sein erster Gang dem Hause des Fräulein von Schurmann galt, welche ihm den freudigsten Empfang bereitete, in den zugleich ihre Freunde, Voetius an der Spitze, miteinstimmten. Von Stunde an vereinigte das Fräulein ihr Schicksal mit dem des Labadie und seiner Genossen. Dieser erklärte bei seinem Abgang von Utrecht nach Middelburg, daß er in der Absicht dahin abgehe, um in seiner Kirche einen Krieg mit der Welt zu führen, und entweder sie aus ihr zu vertreiben, oder selbst von ihr vertrieben zu werden! Vorher begab er sich nach Amsterdam, wo er einigemal predigte, wohin ihm die Schurmann mit zwei andern vornehmen Jungfrauen begleitete, um ihn öfter predigen zu hören. Dann zog sie mit ihm nach Middelburg. Hier begann er den verheißenen Kampf gegen die Weltlichen, mit gesteigertem Eifer und noch größerm Erfolge, als an früheren Orten, wobei er selbst die Geistlichkeit nicht schonte. Auf einer Synode der wallonischen

Kirche in Amsterdam brachte er durch eine scharfe und freimüthige Predigt über Apostelgeschichte XX, 28. eine große Aufregung unter den Synodalen hervor. Sie beschuldigten ihn ihrerseits mehrer Irrthümer und Ketzereien, daß er namentlich das Tausendjährige Reich lehrte, die Heiligkeit des Lebens, als Zeichen der wahren Kirche, der Reinheit der Lehre an die Seite stellte, und besonders daß er, als man ihn mit den Bekenntnißschriften der holländisch-reformirten Kirche überraschte, sich weigerte, sie sofort zu unterschreiben, weil sie mehre offenbare Irrthümer enthielten. Labadie ging indessen seinen Weg ungehindert fort und erhielt an Yvon, seinem Schüler, nach erfolgter Bestätigung der auf ihn gefallenen Wahl, einen Amtsgenossen. Das Fräulein von Schurmann, welche 1667 zum andern mal nach Middelburg kam[26]), bewunderte bereits, nach ihrem Ausdruck, die sichtbare und große Veränderung in dieser Gemeinde, und fand, was ihren äußeren Stand betraf, eine ausgezeichnete Bescheidenheit und Demuth, und dem innern Stande nach in Mehren eine hohe Kenntniß der himmlischen Wahrheiten und einen Eifer, den Ruhm Christi zu befördern, wiewol die volle Ernte erst noch in der Saat zu erblicken wäre. Nicht lange aber und der eigene Eifer riß Labadie über die ihm gesteckten Schranken christlicher Mäßigung hinaus und beschleunigte wenigstens die Entwickelung des von ihm gegen die Welt unternommenen Kampfes. Der Cartesianer Ludwig von Wolzogen, Prediger bei der wallonischen Gemeinde und Professor der Kirchengeschichte in Utrecht, gab im Jahre 1668 eine Widerlegung der damals dem Spinoza zugeschriebenen, in der That aber von dessen Freunde, dem Arzte Ludwig Meier verfaßten,

viel Aufsehen erregenden Schrift: „Philosophia scripturae interpres" heraus, und nahm nach Cartesianischen Grundsätzen und Voraussetzungen zu der schwierigen Frage von dem Verhältnisse der Vernunft zur Offenbarung eine vermittelnde Stellung ein. Dadurch erregte er das Eifern mehrer Theologen, welche in ihm einen Verräther des Glaubens auf Kosten der Philosophie zu sehen glaubten; Niemand aber trat heftiger gegen ihn auf, als Labadie, welcher sich vermaß, an einzelne aus dem Zusammenhange gerissene Stellen die schwersten Anklagen zu knüpfen. [27]) Die Philosophie hatte keinen hartnäckigern Feind als ihn. Wolzogen führte seine Vertheidigung vor der Synode von Naarden, welche den Ausspruch that, daß er ihr volle Genüge geleistet habe, und ihn von aller Anklage freisprach. Durch dieselbe Synode wurden Labadie und seine Amtsgenossen und Anhänger, Yvon und du Lignon aufgefodert, ihre Beschuldigungen gegen Wolzogen zurückzunehmen, und als sie zu gehorchen sich weigerten, wurden sie im September 1668 ihres Amtes entsetzt. Dieses Urtheil ward das Jahr darauf von der zu Dordrecht versammelten Synode bestätigt; in denselben Bann verfiel der, größtentheils aus vornehmen und alten Bürgern bestehende, Rath von Middelburg, welcher in dieser Angelegenheit die Sache seiner Pastoren zu der seinigen gemacht hatte. Dieser Streit zwischen Wolzogen und seinen Gegnern, welchen mehre Anti-Coccejaner sich anschlossen, hinterließ bleibende Spuren unter den Theologen Hollands, welche man, wie Leibniz in der „Theodicee" („Discours de la conformité etc.", §. 14) bemerkt, seit der Zeit in rationalistische und nicht rationalistische Theologen (rationaux et non rationaux) theilte,

eine (wie man sieht, schon alte) Unterscheidung, auf welche Bayle in seinen Schriften öfter zurückkommt, indem er sich gegen die erstern erklärt. So führt uns die Entwickelung jenes Kampfes bis auf Leibniz herab. Diesem blieben jene Streitigkeiten noch aus seiner Jugend in lebhafter Erinnerung; wir haben einen Brief von ihm aus dieser Zeit, aus Mainz, vom 7. April 1671 (Opp. V, 352), worin er, bei aller Vorsicht, über Labadie's Wesen und Charakter abzusprechen, sehr bestimmt gegen ihn und für Wolzogen sich erklärt, dessen Buch er ebenso gelehrt als schön abgefaßt findet, im Gegensatz zu den Anklagen Labadie's, zu denen dieser gar keinen rechten Grund gehabt hätte. Besonders tadelt Leibniz die tumultuarischen Angriffe auf die neue verbesserte Philosophie, womit Labadie mehr Hitze als Urtheil bekundet hätte. Wiewol, ob Dies mehr aus Bosheit als aus Eifer geschehen sei, er unentschieden lassen wolle. [28])

Labadie ward durch seine Absetzung zu der Durchführung seiner Absichten und Bestrebungen nur noch mehr angefeuert. Er betrachtete sich als Märtyrer des Glaubens und der Gewissensfreiheit. Er erließ noch aus Middelburg unter dem 1. Februar 1669 in französischer Sprache eine Protestation [29]), in welcher er sich gegen die Anklagen eines Schisma, sowie gegen die Verleumdungen seiner Feinde rechtfertigte. Was seine reformatorischen Absichten oder vielmehr Wünsche betreffe, so betheuerte er, daß er eine solche nicht in der Lehre der reformirten Kirchen, wol aber in dem Leben und in den Sitten, in der Ausübung der häuslichen und öffentlichen Pflichten der Frömmigkeit, in der Theilnahme an den Sacramenten u. s. w. beabsichtige. Sein Kampf gelte nur dem

Irrthum und dem Laster, und er wünsche Nichts, als Jerusalem von Ungerechtigkeit gereinigt und Babylon gestürzt zu sehen; betheuerte, daß er überhaupt diese Dinge nicht thue, sondern sie vielmehr leide, und sich seinen Feinden gegenüber leidend verhalte; er habe nur Einheit und Einigkeit gewünscht, und eben so sehr Tugend und Frömmigkeit als Rechtgläubigkeit u. s. w. Bald darauf verließen Labadie, Yvon und du Lignon, begleitet von ihrem Anhange, Middelburg und zogen nach dem in der Nähe liegenden Städtchen Terveren, wo die Obrigkeit, mit Beistimmung der Geistlichkeit, ihnen eine Zuflucht und vollkommene Bekenntnißfreiheit bewilligte. Die Gemeinde vermehrte sich aus Bewohnern von Middelburg. Obschon nun der Rath letzterer Stadt den von Terveren durch Drohungen nöthigen wollte, die Labadisten auszuweisen, so war letzterer doch entschlossen, die Gemeinde zu schützen, welche endlich unter Anführung ihrer Prediger ihre Beschützer selbst dringend bat, sie unter diesen Umständen zu entlassen. Darauf begaben sie sich im Jahre 1670 nach Amsterdam. Dorthin folgte ihnen das Fräulein von Schurmann, fest entschlossen, von Labadie sich nicht wieder zu trennen, und wenn er, wie sie sich ausdrückte, bis nach den äußersten Grenzen Indiens flüchten müßte. Vergebens hatten ihre Freunde in Utrecht, besonders Voetius, sie von diesem Schritte abzuhalten gesucht. Sie vergleicht sich mit Paula, welche mit ihrer Tochter Eustachia dem Hieronymus nach Palästina folgte.[30]) Um in unmittelbarster Nähe ihres angebeteten Lehrers und Führers zu bleiben, setzte sie die Schranken des Schicklichen so weit aus den Augen, daß sie mit einigen Mitschwestern, die sich ihr anschlossen,

den untern Stock des Hauses bezog, welches Labadie in Amsterdam einnahm. Da das Zusammenleben der ganzen Gemeinde in ihren Mitgliedern beiderlei Geschlechts in Einem Hause beständig den größten Anstoß erregte, so muß man lesen, wie das Fräulein von Schurmann dieses Hinwegsetzen über die Sitten als ein der guten Sache, ja Gott selbst dargebrachtes Opfer zu rechtfertigen sucht, ja sich dessen rühmt.[31]) Sie beruft sich unter Anderm auf das Beispiel der ersten Christen, welche alles Aeußerliche und sogar ihr Leben für die Sache Gottes verleugneten und preisgaben, und citirt eine Märtyrin des 17. Jahrhunderts, eine Frau aus Schottland, welche sich weigerte, den Richtern die Namen einiger Diener Gottes anzugeben, und als sie deshalb ihr Bein den Werkzeugen der Folter darreichen sollte, dies mit diesen heldenmüthigen Worten that: „Ich danke dir, mein Gott, daß du mir das Bein gegeben hast, das ich dir nun für deine Sache wiedergeben kann.“ So wußte das Fräulein von Schurmann auch recht gut, daß sie bei den Gelehrten in Holland und dem übrigen Europa ihren bisherigen Ruhm einbüßen und Spott und Verachtung dafür einernten würde, wie auch geschah; gerade Dies wollte sie und betrachtete den Verlust ihres Rufes wieder nur als ein Gott dargebrachtes Opfer.[32])

In Amsterdam stellten sich für Labadie und die Seinigen die Aussichten anfangs nur günstig. Diese damals so berühmte Welt- und Handelsstadt hatte die unbedingte Gewissensfreiheit gegen alle Religionen, Sekten und Meinungen zum Grundgesetz ihrer Verfassung erhoben und war, wenigstens solange der große Staatspensionär Johann van Witt lebte, der Sammelplatz aller

Derer, welche aus andern Ländern, namentlich aus Frankreich, England und Deutschland ihrer Meinungen wegen auswandern oder fliehen mußten. So wurde denn Labadie und sein Anhang von dem Rathe von Amsterdam anfangs nicht nur seines Schutzes für werth erklärt, sondern er gewann auch an dem ersten Bürgermeister, dem als Staatsmann und Diplomaten berühmt gewordenen Konrad von Beuningen einen besondern Gönner, ja nach der Behauptung eines Zeitgenossen war es von Beuningen, der zuerst Labadie den Rath gab, sich von der reformirten Kirche zu trennen und eine eigene Sekte zu gründen. [33]) Wie dem nun sei, so erhielt Labadie's eigenthümliche Lehre und Gemeinde (denn zu einer Sekte ist es damit nie gekommen) in Amsterdam ihre erste Form und Ausbildung, wiewol erst später in Herford die entschiedenere Vollendung. Der Ruf der neuen Gemeinde drang nach England hinüber. Eine gewisse Verwandtschaft mit der Lehre und dem Leben der damals auch erst noch in der Ausbildung begriffenen jungen Quäkergemeinde erweckte in dieser große Erwartungen. Georg Keith und Robert Barclay, die begabtesten unter den Quäkern vor William Penn, begaben sich von England nach Amsterdam und versuchten eine Verständigung und in Folge dessen eine Vereinigung mit Labadie zu stiften. [34]) Dieser stieß sie jedoch zurück. Ihrer Offenheit und Gradheit setzte er solche Zweideutigkeit und Weitschweifigkeit entgegen, daß jene an ihm irre wurden und gegen seine Lehre Verdacht faßten. Den Antrag einer Vereinigung wiesen die Labadisten mit einem gewissen Unwillen zurück, vielleicht weil der Quäkername bereits Gegenstand des Volksfanatismus geworden war. Wir werden Labadie

und die Seinigen nicht lange darauf als offene Gegner der Quäker erblicken, ohne daß sie verhindern könnten, daß das Volk sie mit den Quäkern in eine Classe setzte und mit demselben Abscheu verfolgte. Dagegen hat Labadie damals seinerseits mit Antoinette von Bourignon, wenn Poiret, ihr Anhänger und Biograph, recht berichtet, eine Vereinigung gesucht, in der Absicht, mit seinem Anhange nach der Insel Nordstrand in Schleswig, wo jene ein Stück Land angekauft hatte, überzusiedeln; allein sie wies das Anerbieten nicht ohne eine gewisse Geringschätzung zurück. Unterdessen wuchs die Gemeinde des Labadie mit jedem Tage, vermehrt durch solche, welche die Neugierde trieb, Labadie predigen zu hören und das Zusammenleben der Seinigen zu beobachten. Die reformirten Geistlichen, hierüber in Unruhe versetzt, brachten es durch vielfache und dringende Vorstellungen beim Rathe dahin, daß die allgemeine Gewissensfreiheit für die Labadisten eine wesentliche Beschränkung darin erfuhr, daß Keinem, der nicht zu den Labadisten gehörte, der Zutritt zu ihren religiösen Uebungen gestattet wurde. Einige Prediger beklagten sich offen, daß diese Uebungen ihrer Kirche mehr Abbruch thäten, als die irgend einer anderen Sekte, indem ihre besten Mitglieder sich dorthin fortreißen ließen, und daß das Ansehen der Synode leiden würde. Dasselbe Verbot traf diejenigen Mitglieder der ehemaligen Gemeinde Labadie's in Middelburg, welche beschlossen hatten, ihm nach Amsterdam zu folgen. Andere gingen noch weiter und verbreiteten, daß Labadie eigentlich nur ein geheimer Emissär der Jesuiten zum Verderben der reformirten Kirche sei. Diese Gerüchte und die aufreizenden Predigten der Geistlichen führten

Tumulte des Volks gegen Labadie und sein Haus herbei. Dieser vielfachen Anfechtungen und Beschränkungen müde, beschloß Labadie und sein Anhang, Amsterdam freiwillig zu verlassen und einen ruhigern Zufluchtsort aufzusuchen. In dieser schwierigen Lage erinnerte sich Anna Maria von Schurmann der Prinzessin Elisabeth, seit einigen Jahren Aebtissin von Herford. Hören wir sie selbst berichten [35]):

„Schon war ungefähr ein Jahr verflossen, seit das Gerücht von jenen Bedrängnissen, womit der Satan uns in Amsterdam heimgesucht, zu den Ohren ausländischer Fürsten gelangte, und einige von ihnen pflogen Rath, wie sie der kleinen Kirche Christi zu ihrer vollen Freiheit verhelfen wollten. Dies kam zu unserer Kenntniß in dem Augenblicke, da das strenge Edikt des Rathes von Amsterdam uns hemmte. Unter den uns angebotenen Zufluchtsstätten gewann diejenige die Oberhand, welche von der Durchlauchtigsten Pfalzgräfin Elisabeth, aus königlichem Stamme, sich uns anbot. Diese hatte mich bereits seit einer Reihe von Jahren ihres besondern Wohlwollens gewürdigt. Vierzig Jahre, glaube ich, können verflossen sein, seit sie, mit der Verachtung des Tandes und der Vergnügungen anderer Prinzessinnen, ihren Geist auf die edelen Studien der Wissenschaften gerichtet hat. Und weil ich zu jener Zeit nicht nur den Ruf der Frömmigkeit, sondern auch der Wissenschaft genoß, so fühlte sie sich wegen einer gewissen Verwandtschaft der Studien zu mir hingezogen, und bezeigte mir damals ihre hohe Gunst, sowol durch ihre Gegenwart als durch gnädige Briefe. Da sie nun von der Veränderung meines Aufenthalts und meiner Lage, und den vielen

Hindernissen der von mir erwählten Lebensweise in der Zurückgezogenheit von der Welt und weltlichen Dingen, im Verein mit einigen andern Frommen unter Anführung des Herrn von Labadie, durch guten und bösen Leumund viel gehört hatte, und mit der Erinnerung meines frühern Lebens die alte Liebe zu mir wieder auflebte, konnte sie weder von meinem Vorhaben, noch von Denjenigen, deren Gesellschaft ich gegen das Ende meines Lebens mir wählte, etwas Schlechtes vermuthen oder glauben; auch war ihr bekannt, daß alles Ungewohnte dem Volke von Amsterdam zuwider, sowie daß das Uebermaß der Tugend, nach dem Redner, ehemals und jetzt Allen aller Orten verhaßt ist."

„Daher fing sie an mit Ernst darauf zu denken, unsere Gemeinde, die bereits ziemlich zahlreich war, unter ihre oberste Gerichtsbarkeit einzuladen. Sie betraute mit diesem Geschäft einen angesehenen Mann im Haag, welchen sie bei der Ausführung ihres Willens jederzeit für treu erachtete. Dieser aber, mit der Lage der Dinge unbekannt, und durch die Schrift eines Predigers der wallonischen Kirche im Haag, voll Galle und Haß gegen Labadie und seine Gönner [36]), von der Wahrheit ab und völlig irregeführt, überschickte diese Schrift der erhabenen Fürstin, um sie von ihrem Vorhaben abzubringen. Allein die erlauchte Fürstin war, nachdem sie die Schrift gelesen, so weit entfernt ihre Meinung zu ändern, daß sie vielmehr durch sie darin bestärkt wurde, weil sie sah, daß diese Schrift, welche den Namen eines Geistlichen an der Stirn trug, in der That mehr nach den trüben Wassern eines höllischen Flusses schmeckte, als nach jenen klaren Strömen des lebendigen Wassers, welche Christus

seinen treuen Dienern verheißen und gesandt hat und immer senden wird. So nämlich argumentirte die erlauchte Prinzessin: Ein jeder (vorgeblicher) Dienst des Satans, welcher der Welt und den Weltlichen verhaßt ist, ist keiner, sondern ein christlicher und Christo angenehm und lieb. Nun ist dieser Dienst des Satans (welcher hier stattfinden sollte) der Welt und den Weltlichen verhaßt, folglich ist er christlich und Christo lieb und angenehm. Denn (Dies hat die Prinzessin selbst uns nachher bezeugt) in jenem theatralischen Stile, in der ganzen durch Spott und Witz besudelten Rede, erfaßte sie nicht nur des Verfassers weltlichen Sinn und den Kitzel zu verleumden: sondern auch mit demselben Blick hatte sie mitten durch die Anklagen etwas Lobenswürdiges an einem unschuldigen Diener Gottes durchschaut, welches den Charakter eines wahren Dieners des Evangeliums ausdrückte."

„Indem sie daher alle Umschweife und die Vermittelung Anderer beiseiteließ, fest in ihrem Vorsatze, richtete sie ohne Säumen ihre Briefe geradezu an mich, in denen sie bezeugte, daß sie mit meinem Vorhaben hinlänglich bekannt wäre, mich von den Banden der Welt und den irdischen Dingen zu befreien, um die wahre christliche und reformirte Religion mit größerer Reinheit und Freiheit in Gesellschaft der Frommen zu üben und somit den letzten Act meines Lebens glücklich zu beschließen; sie versicherte, daß sie unserer alten Freundschaft, wie sie sich auszudrücken beliebte, eingedenk sei, daher sie mir und meiner ganzen Genossenschaft die öffentliche und volle Freiheit unserer Religionsübung unter ihrer höchsten und unbeschränkten Autorität auf ihrem Gebiete zu Her-

ford anbot. Sie fügte hinzu, daß, wenn ihr Anerbieten uns genehm wäre, entweder ich selbst den Weg zu ihr, der zu Wagen in vierundzwanzig Stunden möglich war, machen, oder wenn mir dies zu beschwerlich wäre, ich einen treuen und zu diesem Geschäfte geschickten Freund aus unserer Gemeinde absenden sollte, welcher den beiderseitigen Zweck und Stand jedem der beiden Theile deutlichmachen könnte. Als ich dies unsern Pastoren mittheilte, wurde uns Allen klar, daß diese Gelegenheit zur Uebung der christlichen Religion uns von Gott geschickt war, und so beschlossen wir, zur Prinzessin nach Herford unsern sehr theuren Freund und Bruder in Christo, den Pastor du Lignon abzusenden, welcher durch Kenntniß göttlicher und menschlicher Dinge und mit der Klugheit der Heiligen ausgerüstet, dies Geschäft übernahm. Es ging unter Gottes Segen so glücklich vonstatten, daß die Bedingungen beiderseits gern angenommen wurden. Denn wenngleich fast zur selben Zeit andere gar nicht zu verachtende Bedingungen unserer Gemeinde sich anboten, so hatte sich doch in dieser Berufung etwas wahrhaft Göttliches und völlig Unerwartetes gezeigt, weshalb wir sofort derselben uns fügten." So weit diese Bekenntnisse.

In dem nächstfolgenden Capitel beschreibt die Verfasserin die Reise der Labadisten von Amsterdam nach Herford, ihre Ankunft daselbst, ihren Aufenthalt und Schicksale, Alles in allgemeinen Umrissen, was hier seine Ergänzung und nähere Ausführung von anderer Seite erhalten wird. Als die Gemeinde sich auf das Schiff begab, gab ihnen eine große Anzahl Personen, sowol aus Amsterdam als aus andern Orten, welche der Ge-

meinde bisher ihre Theilnahme geschenkt, das Geleit, sehr viele von ihnen versprachen ernstlich, der Gemeinde in kurzem nachzufolgen, was jedoch nur von sehr wenigen gehalten wurde. Das Fräulein denkt der freudigen Stimmung, welche sie trotz Ungemach und Krankheit auf der Reise keinen Augenblick verließ. Die Labadisten landeten in Bremen, von wo sie aber (Das übergeht die Schurmann) schon nach zwei Tagen ausgewiesen wurden. Um so offener und zuvorkommender war ihre Aufnahme bei der Prinzessin Elisabeth[37]), worin sie eine göttliche Gnade erblickten, der Hoffnung sich hingebend, hier endlich von allen Fesseln der Synoden befreit, frei und öffentlich das Bekenntniß und die Pflichten ihrer Religion ausüben zu können.

Die Prinzessin Elisabeth hatte diesen wichtigen Schritt, dessen Folgen ihr nicht verborgen bleiben konnten, erst dann gewagt, nachdem sie sich vorher der Einwilligung des Großen Kurfürsten von Brandenburg, des Schutzherrn sowol der Abtei als der Stadt Herford, versichert hatte. Sie that es im folgenden eigenhändigen Schreiben aus Herford vom 21. August 1670, das wir bis auf die Schreibung vollständig und treu hier mittheilen: „Durchlauchtigster Kurfürst, Höchstgeehrter Herr Vetter. Ich muß E. L., als mein und meines Stiftes gnädigen Schutzherrn demüthig berichten, wie jetzo eine Gelegenheit vorhanden ist, die ohne Jemandes Schaden diesem Stifte und E. L. Land, darinnen es liegt, zum merklichen Aufnehmen gedeihen könnte. E. L. werden zweifelsohne schon wissen, wie die gelehrte Schurmann mit etlichen holländischen und seeländischen Jungfern zu Amsterdam gleichsam ein Kloster anfangen wollen. Weil

sie aber zwei Prediger bei sich haben, die von den holländischen Classen gehasset sind, derhalben vielerlei Lästerungen unterworfen, obschon diese Prediger das Dordrecht'sche Concilium unterschreiben und bei der reformirten Lehre verbleiben, wollten sich gern unter mir begeben, auf meiner Freiheit ein Haus bauen und, gleich dem adligen Stifte auf dem Berg, von mir als ihrer Aebtissin dependiren, darnach alle ihre Güter in diese Lande transferiren, da dergleichen Stiftung nichts ungewöhnliches ist, und also Niemands befremden wird. Sie begehren dagegen nichts als die Versicherung, daß sie ungehindert mit gemeldeten Predigern ihren Gottesdienst verrichten und in derselbigen Freiheit, wie meine andern Untersassen hier leben mögen. Welches ich desto besser ihnen geben kann, wann ich nur E. L. eigene Hand habe, daß Sie diese Leute, wie meine andere Clerisey in ihren Schutz nehmen wollen, bei ihrem Gottesdienst und andern Immunitäten gnädigst erhalten helfen, darum ich demüthig bitte, im Gleichen, daß E. L. die Sache Niemands, als dem Herrn von Schwerin communiziren wollen, damit es nicht aufkomme, bis die Leute in Holland und Seeland ihre Güter verkaufet und hier wieder andere Güter erlanget haben, sonst möchte es ihnen an beiden Oertern schwer und vielleicht ganz rückgängig gemacht werden. Und weil ich nicht zweifele, gemeldter Herr von Schwerin wird E. L. alle bewegenden Ursachen zu diesem Werke (die ich ihm ausführlich zugeschrieben) unterthänigst vortragen, als will ich E. L. damit nicht beschwerlich fallen, sondern allein in Dero beständiger Favor befehlen. Diejenige, welche schon so viele Effekten davon empfangen, daß sie nicht werth zu leben, wann

sie ein Augenblick sein würde ohne der demüthigen Dankbarkeit, so da schuldig ist E. L. gehorsamste demüthigste und höchst verobligirte Dienerin Elisabeth." [38])

Der Große Kurfürst hatte auf diese Vorstellung der Aebtissin in jenem echt freisinnigen und duldsamen Geiste, welcher seine Regierung auszeichnet, durch Vermittelung des Grafen von Schwerin, unter dem 6. September 1670 sich dem Vorhaben der Aebtissin geneigt erklärt, ungeachtet beinahe zur selben Zeit ein Bericht der Klevschen Regierung unter dem 18. August über die Absicht Labadie's und seiner Anhänger, von Amsterdam nach Herford überzusiedeln, in ungünstigem Sinne bei ihm einlief. Labadie wird darin als ein wegen allerhand Neuerungen in der Religion von seinem Amte abgesetzter Prediger geschildert. In gleichem Sinne berichtet diese Behörde unter dem 6. October, daß Labadie mit etlichen 50 Personen soeben auf der Reise nach Herford begriffen sei. Kaum waren die Labadisten in den ersten Tagen des Novembers 1670 in Herford eingetroffen, so entstand in dieser Stadt und in der Umgegend eine außerordentliche Aufregung. Die Aebtissin hatte es nicht für nöthig erachtet, dem Rathe und der Geistlichkeit der Stadt, welche streng lutherisch gesinnt war, von der Uebersiedelung der Labadisten irgend eine Anzeige zu machen, oder gar sie um ihre Zustimmung zu fragen, sei es in dem Gefühle der fürstlichen Unabhängigkeit auf dem ihr zugehörigen Gebiete, oder weil sie den Widerspruch der Stadt im voraus entnehmen konnte. Diese war gegen die ihr aufgedrungenen Schützlinge umsomehr eingenommen, als die seltsamsten Gerüchte und Nachrichten, sowol in Privatbriefen aus Amsterdam als

in öffentlichen Schriften ihnen vorangegangen waren. Es war genug, daß man sie mit den Quäkern zusammenstellte, um auf den Straßen von dem Volke scheel angesehen, ja mit Schmutz und Steinen geworfen zu werden.[39]) Den Tag nach ihrer Ankunft versammelte sich der Rath und schickte eine Deputation, bestehend aus dem Syndicus, dem Secretair und den beiden Worthaltern, auf die Abtei, um gegen die Duldung der „Holländer" zu protestiren, ohne aber von der Aebtissin zu einer Berathung zugelassen zu werden. Höchstens daß sie, wie es heißt, „privatim, als Nachbarn und Freunden" ihnen im Allgemeinen mittheilte, daß sie sich wegen des Charakters der neuen Ankömmlinge zu beruhigen hätten. Hierauf erließ der Rath von Herford unterm 6. November 1670 eine Klage an den Kurfürsten über die Aebtissin, wegen der ohne ihr Vorwissen, Consent und Belieben aufgenommenen Fremden, die sie mit ihren eigenen Pferden von Minden ab- und hereinholen lassen. Auf eine deshalb an sie gerichtete Vorstellung habe die Aebtissin blos erwidert, daß sie als eine Fürstin des Reichs Niemand, dann der Römischen kaiserlichen Majestät Antwort geben würde, ja daß sie ihnen gedroht, im Falle die Stadt sich dagegen bemühen würde, sie mit 1000 Dragonern belegt werden sollte. Die Aufnahme der Labadisten sei nach den Rechten, Reichsabschieden und der Bestimmung des Westfälischen Friedens nicht zu dulden, und die theologische Facultät der kurfürstlichen Universität zu Duisburg habe die neue Sekte in einem besondern Tractate confundirt.

An demselben Tage, da diese Klage gegen die Prinzessin Elisabeth beim Kurfürsten einlief, erließ diese ein

Schreiben an denselben, in welchem sie ihre Ansichten vom Zweck und Wesen Labadie's und der Seinigen ausführlicher als das erste mal auseinandersetzte.[10]) „E. L.", schrieb sie, „wollen wir zu erinnern belieben, welcher gestalt wir bereits für etslichen Monaten durch unser Handbrieflein zu verstehen gegeben, wie daß Jungfer Anna Maria Schurmann und noch einige andere mehr sich von der Welt abzusondern und ein geistliches Klosterleben zu führen, auch zu dem Ende unter unserer Abtei eine sonderliche Fundation zu machen entschlossen, und wie E. L., vermöge des Herrn von Schwerin sub dato den 6. September (1670), nächsthin an uns gethanen Schreibens, Ihro solches mit gefallen lassen und inclinirt wären, uns in unserem Vorhaben zu favorisiren, dafern sie nur sich allein den Reformirten in ihrem Gottesdienste conform bezeigeten und keine öffentlichen Aergernisse anrichteten. Worauf sie herkommen sein. Ob nun wohl viele widerliche Dinge von ihren Mißgünstigen spargiret werden, so haben aber verschiedene, sowohl von E. L. vornehme Minister, als auch einige reformirte Prediger auf unser Veranlassen mit diesen aus Holland gekommen Personen ihres Glaubens halber weitläuftige Discursen gepflogen und gestehen müssen, daß die Leute in ihrem Glauben und Lehre denen Reformirten allerdings gleich, wie denn auch ihre mitgebrachte Geistliche zu keiner andern, als zu der reinen reformirten Religion sich öffentlich bekennen, und hoch betheuern, daß sie kein anderes statuiren noch lehren, als was in dem Concilio zu Dordrecht, in den Institutionibus Calvini, im Heidelbergischen Catechismo enthalten und deren gemäß sei. So wird ihnen auch

mit Wahrheit Niemand nachreden können, daß sie noch zur Zeit an diesem Orte einige Aergernisse gegeben, sondern sie befleißigen sich vielmehr eines stillen eingezogenen gottesfürchtigen und exemplarischen Lebens und Wandels, also daß alle und jede Impassionirte, so mit diesen Leuten gesprochen, sie viel anders, als ihre Widerwärtige vorgeben, befunden. Weil wir nun hiebei keine andere Intention gehabt, als zuvörderst die Ehre Gottes zu befördern und vorgemeldten Personen in ihrem christlichen guten Vorsatz, so viel an uns, behülflich zu sein, und daneben unsere reformirte Gemeine, welche an diesem Orte sehr geringe, mit guten Christen zu verstärken, sodann auch damit die auf unserer fürstlichen Freiheit befindliche viele wüsten Stätten und Plätze wieder bebauet, und durch Herführung ihrer ansehnlichen Mittel diesen Orten bessere Aufnahme gebracht werden möchte, gestalt dann auch die Bürger hiesiger Stadt, sowohl Kaufleute als Handwerker von selbigen Leuten gute Nahrung und Vortheil haben und von ihnen nichts Widerliches zu befürchten.“ .... Zum Schluß ersucht Elisabeth wiederholt den Kurfürsten, die Ankömmlinge in seinen Schutz zu nehmen und sie nicht allein vor Unrecht und Gewalt zu schirmen, sondern vielmehr ihre vorhabende christlöbliche Fundation schutzherrlich befördern zu helfen.

Die Antwort des Kurfürsten auf diese Zuschrift ist vom 4./14. November 1670. Nachdem er den Eifer der Aebtissin zur Gottesfurcht und ihre gute Intention, die reformirte Religion daselbst fortzupflanzen, anerkennend gerühmt, fährt der Kurfürst fort: „Wir mögen aber E. L. nicht verhalten, daß Uns von dieser dahin

gekommenen Leute Lehre, auch Leben und Wandel gar widrige Nachricht von sehr vielen Orten zugekommen, welche dahin zielen, daß diese Leute zwar äußerlich zur reformirten Religion sich bekennen, damit sie nur Schutz finden mögen, aber in der That, unter dem Schein einer sonderbaren Heiligkeit, viel seltsame Lehren, so mit den Quäkern übereinkommen, führen und eine besondere Sekte anrichten, auch nächstdem, daß sie communionem bonorum unter sich halten, auch allerdings das Weibesvolk gemein haben wollen, zu geschweigen, was dergleichen und anderer ärgerlichen Sachen mehr, auch in öffentlichem Druck von diesen Leuten allbereits ausgegangen. Ob wir nun wohl diesem allen noch zur Zeit keinen Glauben beimessen, sondern vielmehr umb E. L. sonderbarer Recommandation willen, das Beste hoffen wollen, jedoch weil das allgemeine Gerücht gar zu stark von diesen Leuten gehet, so haben wir resolviret, einige unserer Räthe zu deputiren, welche ehestens eigentliche Information deshalb einziehen und Uns davon Bericht abstatten sollen, da Uns dann nichts lieber sein wird, als wenn wir vernehmen werden, daß diesen Leuten zu viel geschehen." Zum Schluß fodert der Kurfürst die Aebtissin auf, fleißige Aufsicht geben zu lassen, daß diese Leute Niemandem Anlaß zu Aergerniß und böser Nachrede geben, daß sie keine verdächtige und unzulässige Zusammenkünfte halten, sondern sich in Allem den Gebräuchen der reformirten Kirche gemäß halten wollen.

Gleichzeitig zeigte der Große Kurfürst auch dem Rathe zu Herford unter dem 8. November 1670 seinen Entschluß an, durch eine Commission von Räthen und Geistlichen eine gründliche und genaue Untersuchung über die

Lehre und den Wandel Labadie's und seiner Anhänger anstellen zu lassen. „Wir befehlen euch alles Ernstes", heißt es hier, „daß ihr bei Vermeidung Unserer höchsten Ungnad und unausbleiblicher scharfer Strafe diesen Leuten und denen, so noch dazu kommen möchten, nicht den geringsten Schaden, Unheil oder Verdruß zufügen oder zufügen lasset, sondern dieselben frei und sicher bleiben lasset."

Wie sehr diese Drohung an ihrem Orte war, geht aus einer Beschwerde der Aebtissin an den Kurfürsten vom 13. November hervor, wo es unter Anderm heißt, daß der Rath von Herford den Krämern und Handwerkern der Stadt, als Brauern, Bäckern, Tischlern und übrigen bei namhafter Pön ansagen lassen, gedachten holländischen Leuten nichts zu verkaufen, und sogar schon einige Personen, die jenen nur gar geringe Sachen verkauft, theils mit Geldbuße, theils mit Gefängniß bestraft habe. So wolle auch der Rath „die Insolenzen des ruchlosen Pöbels" nicht stören, auch habe er, als er erfuhr, daß noch einige vornehme Jungfern aus Holland nachkommen würden, befohlen, keine einzulassen und jeden Ankommenden an den Thoren zu examiniren. Es ginge soweit, daß den Gliedern der holländischen Gemeinde verwehrt wäre, das Wasser aus dem Gemeindebrunnen zu schöpfen. Die Aebtissin bittet daher um Schutz und militairischen Beistand durch den auf dem Sparenberge residirenden kurbrandenburgischen Generalmajor und Landdrost der Grafschaft Ravensberg, von Ellern, welcher bei einem Besuche in Herford dem Gottesdienste der Labadisten beigewohnt und einen sehr günstigen Eindruck davon mitgenommen hatte und sich

daher in seinem Berichte vom 13. November in diesem Sinne für sie ausspricht. Auch ging der Kurfürst auf die Bitte der Aebtissin ein, indem er den General von Ellern ermächtigte, „der Frau Aebtissin auf deren Requisition hülfreiche Hand zu bieten und eine solche Anstalt zu machen, daß allem Frevel gesteuert und die fremden Leute bis auf fernere Verordnung ungekränkt bleiben mögen". Bald darauf ging von Ellern an den Hof nach Berlin ab, nachdem er zuvor den Magistrat von Herford durch einen Trompeter die Warnung hatte zukommen lassen, sich der Aebtissin und ihren Schutzbefohlenen nicht zu widersetzen. Sie sollten sich nur erinnern, daß Ihre Hochfürstliche Durchlaucht dieselben nicht ohne des Kurfürsten Vorwissen und Willen gefördert habe. Sollte ihnen mit Gewalt und widerrechtlich zugesetzt und die Aebtissin auf ihrer Freiheit angegriffen werden, so sei ihm der Befehl ertheilt, ihr gegen alle Gewalt und Eingriffe beizustehen und die Stadt auf ihre Kosten mit einer Garnison zu besetzen.

Zum dritten mal wandte sich jetzt Elisabeth an den Kurfürsten in einem eigenhändigen Schreiben vom 20. November 1670, um von ihren Schützlingen jeden unwürdigen Verdacht abzulenken und diese gegen alle Eingriffe zu sichern. Es beginnt mit den Worten: „Ich höre, man hat E. L. gar viel Böses von meinen Holländern gesagt, wie man mir selbst so viel aus Holland geschrieben, daß, wenn ich sie nicht gegenwärtig hätte und ihren christlichen exemplarischen Wandel für Augen täglich sehen thäte, ich würde die Erste sein, die sie wegtriebe. Anitzo aber muß ich E. L. unterthänig bitten, Sie wollen uns nicht ungehört verdammen, sondern war-

ten, bis der Generalmajor Ellern persönlich zu E. L. kommt; wann er dann nicht klarlich beweiset, daß nicht allein unsere Religion, sondern auch das Land dadurch in Aufnehmen gerathe, und E. L. Einkommen vermehret wird, so verweigern Sie ihnen Ihren Schutz." Hierauf wiederholt Elisabeth ihre Bitte, eine Besatzung in die Stadt zu legen, damit sie in Sicherheit leben mögen; „dann weil der Magistrat nun weiß", fährt sie fort, „daß es keine Quäker, sondern rechte Reformirte seien, ihr Vorsatz sie auszuhungern auch angangen, wie Claus Narre unter der Brucken saß und wollte Dresden aushungern; dann ich Mittel genug habe, sie ohne Zufuhr ihrer Stadtbürger zu speisen; und wie er dieses erfahren, wird er auf andere Thätlichkeiten bedacht sein, wann der Generalmajor abwesend, und es hernach auf den gemeinen Pöbel legen, den er nicht zwingen kann, wie Bürgermeister und Rath schon gesaget, da ich mich über der Jungen insolence beklaget, welche diese Leute mit Dreck werfen und nachrufen, wenn sie durch die Gassen gehen; darum vertraue ich, E. L. werden mich in dieser Gefahr nicht lassen, da ich nichts ohne Dero Wissen und Willen hierin gethan, auch den Zweck gehabt, Gottes Ehre und E. L. Interesse dadurch zu befördern, zweifele auch nicht, es wird mir gelingen, wenn E. L. mir gnädig verbleiben."

Während die Aebtissin von Herford alle feindseligen Einflüsse, welche der Labadistischen Gemeinde oder Familie von außen drohten, mit Kraft und Nachdruck abzuwehren strebte, gab sich die Gemeinde der Entwickelung ihres eigenthümlichen religiösen und socialen Lebens und der diesem zugrundeliegenden theologischen Begriffe

mit ungeschwächter Begeisterung hin. Die letztern lernen wir am treusten aus der Bekenntnißschrift, welche Labadie, Yvon, du Lignon und zwei Theologen aus Wesel, die sich ihnen angeschlossen, Namens Heinrich und Peter Schlüter, im Namen Aller zu Herford, wohin sie ihre eigene Druckerei mitgebracht hatten, herausgaben, kennen und würdigen.[41]) Vorhin haben wir das Gemeinsame dieser Theologie mit der der übrigen gleichzeitigen mystischen Sekten angedeutet; hier sei uns gestattet, einige eigenthümliche Züge des Labadistischen Christenthums herauszuheben. Zuvörderst wenn Labadie, und im Vertrauen auf seine Versicherung die Prinzessin Elisabeth immer von neuem rühmen, daß seine Lehre von der rechtgläubigen reformirten Lehre gar nicht abweiche, und darauf den Anspruch auf Schutz und Duldung hauptsächlich gründen, so zeigt ein Blick in seine eigenen Sätze, daß man jene Uebereinstimmung in einem sehr weiten Sinn zu nehmen habe, wenigstens in einem viel weitern Sinne, als das geschriebene Grundgesetz der reformirten Kirche jemals gestatten konnte. Nicht mit Unrecht legt ihnen Gottfried Arnold Dies als eine Halbheit, als einen Mangel an Folgerichtigkeit aus, und sagt, daß es ihnen wie allen Denen ginge, „welche zwar in Diesem und Jenem eine Besserung gern sehen und suchen, dennoch aber sich von einem wahren Durchbruch durch allerhand Ketzernamen abschrecken lassen, daß sie auf beiden Seiten hinken und sich mit einigem Scheinwesen beruhigen und einschläfern lassen, oder zum wenigsten keine wahre Frucht von ihrem Vorhaben sehen und erleben". Nicht weniger legt Arnold es den Labadisten zur Last, daß sie, um nicht als Ketzer zu gelten, andere

ihnen mehr oder weniger Geistesverwandte, namentlich die Quäker, von denen sie sich in ihrem Herforder Bekenntniß förmlich lossagen', als ketzerisch verschrien, ohne daß sie doch sich selbst damit nützten, und nur Das an ihnen bekräftigt worden, daß „der gemeiniglich auch mit dem Ketzermantel behänget wird, der ihn andern umzugeben sucht".

Eine besondere Beachtung verdient bei Labadie die Auffassung von dem Verhältniß der Religion zur Bibel, eine Auffassung, welcher man eine gewisse Tiefe nicht absprechen darf, ja welche wir, wenn auch mit verschiedener Tendenz, lange nachher, bei einem Geiste wie Lessing wiederfinden. Es ist die Bibliolatrie, welche Labadie mit ebenso großer Schärfe des Verstandes als Wärme des Gefühls bei den Orthodoxen bekämpft. Wir sollen nicht meinen: „Es hange alle Religion an diesem heiligen Buche, also daß keine gewiß oder göttlich sein könne, wenn dies heilige Buch nicht da wäre. Denn die Religion ist lange ohne das Buch gewesen, und wird im Himmel auch ohne dasselbe am vollkommensten sein."[42]) Ferner: „Was durch ganze 2000 Jahre geschehen, und was Gott in den ersten Zeiten der christlichen Kirche unter den Heiden gethan, welche gemeiniglich ohne Beihülfe der Schrift bekehrt worden, als welche sie nicht glaubten, das kann allerdings geschehen. Und was Gott einmal gethan hat, Dasselbe kann er auch offenbarlich noch thun." Labadie lehrt eine fortdauernde Offenbarung Gottes durch Christum im Geiste des Menschen, eine Offenbarung, zu deren Empfängniß und Gewißheit der menschliche Geist keines andern Zeugnisses, keiner Gewähr bedürfe, als sein selbst. „Die

Schrift", sagt er, „gibt das ewige Leben nicht eigentlich und vor sich selbst. Gott allein, der das Leben ist, wirket es...... Die Art, wie Gott jetzund das ewige Leben schenket, die himmlische Wahrheit offenbaret, seine Liebe eingießet, die Menschen mit sich vereiniget und sich ihnen mittheilt, ist dem Wesen nach allezeit einerlei, von der Zeit an, da die Sünde in die Welt kommen ist. Diese Vereinigung geschieht durch Jesus Christus, und zwar durch das Werkzeug des heiligen Geistes."[43]) Diese Wirkung des Heiligen Geistes auf die Gläubigen wird mit einer Beredtsamkeit geschildert, welche nur aus der Tiefe des Gefühls und der Wärme der Ueberzeugung fließen kann. So ruft er aus: „Ja, Derjenige wird es empfinden, der in der Verleugnung sein selbst und gänzlichen Aufopferung Christi sich wird angelegen sein lassen, an dessen Mund zu hängen. So sei es demnach fern von uns, die wir seine Gnade ohne Unterlaß erfahren, daß wir seinem lebendigen Wort Dasjenige absprächen, was wir dem geschriebenen zueignen. Es sei ferne, daß wir seinem eigenen Munde weniger zuschreiben, als wir der Feder seiner Schreiber beilegen." Fragt man, wo und auf welchem Wege der Mund Christi für den menschlichen Geist sich aufthue, so weist uns Labadie, in Uebereinstimmung mit allen mystischen Schulen und Sekten, auf die inwendige Stimme, das Zeugniß Gottes, welcher sie dem Herzen eindrückt. Diese und nicht die Schrift sei das eigentliche Principium des Glaubens und der göttlichen Erkenntniß. Eine Lehre dieser Art hat von jeher diejenigen Gemüther angesprochen und eingenommen, in denen das religiöse Leben bis in die Tiefe gedrungen ist; ein so begabter Geist,

wie unsere Elisabeth, konnte dieser Richtung umsomehr nachgezogen werden, als jenes Princip, womit die Subjectivität in ihr absolutes Recht eingesetzt wird, auf dem Gebiete der Religion eine gewisse Analogie zeigt mit dem Principe, welches Descartes an die Spitze der Philosophie stellte. Wol kann man sagen, daß die Schülerin des Descartes, um eine tiefere Befriedigung des Religiösen zu erlangen, mit der Aufopferung der Philosophie an dasselbe geendet habe, wie ihre Freundin, das Fräulein von Schurmann, ihr gelehrtes Wissen und Wesen und den darauf gebauten Ruhm dafür hingab: ein Act der Resignation, dessen immer nur höher begabte Geister fähig werden dürften.

Während Labadie in den übrigen Punkten, deren nähere Ausführung der Leser hier nicht suchen wird, z. B. dem Artikel von der Taufe, vom Verhältniß des Alten zum Neuen Testament, vom Sabbath, vom Gebrauch der Sacramente, vom Tausendjährigen Reich [44]) und vor Allem von der Natur der wahren Kirche, mehr oder weniger von der rechtgläubigen reformirten Lehre sich entfernte, wird es auffallend erscheinen, daß er gerade in dem Punkte, worin, wenn ich so sagen darf, der kirchliche Liberalismus fast aller Mystiker und Pietisten gegen die Kirche überhaupt sich verbündete, mit größtem Nachdruck und Eifer den Beschlüssen der dordrechter Synode sich anschloß. Dies ist der Punkt von der Gnadenwahl (absolutum decretum). Arnold, welcher mit Wilhelm Petersen an der Lehre von der Wiederbringung festhielt und der die Verwerfung eines Theils oder gar des größten Theiles der Menschen durch Gott als einen Widerspruch gegen die göttliche Liebe ansah,

kann nicht umhin sein Befremden hierüber gegen die Labadisten auszusprechen. Für uns wird dieser Widerspruch und Gegensatz weniger auffallend, wenn wir uns erinnern, daß Labadie die Augustinische Lehre der Prädestination bei seinem Durchgange durch den Jansenismus aus der katholischen Kirche in aller Härte mit hinübergenommen hatte. Ueberhaupt drängt sich uns die Bemerkung auf, daß das klösterliche Zusammenleben der Labadistischen Familie, mit der ganzen engen und beschränkten, zugleich aber doch auch hoffärtigen Auffassung des kirchlichen und socialen Lebens eine Reminiscenz von Port-Royal, und gleichsam ein Versuch war, dieses merkwürdige Institut aus dem katholischen auf den reformirten Boden überzutragen. Es wird auch den Lesern nicht entgangen sein, wie die Aebtissin in ihren Briefen an den Großen Kurfürsten weniger auf Labadie und die übrigen Geistlichen, als vielmehr auf die Jungfrauen, die ihm als ihrem Führer folgten, den Ton legte, als wenn die Geistlichen jenen sich unterordneten. In jedem Falle spielte das weibliche Element bei dieser Gemeinde die erste Rolle, nicht blos durch die Zahl, sondern auch, wie durch Geburt, so durch Besitz und geistige Bildung, daher das Fräulein von Schurmann einen so großen Glanz über die Gemeinde verbreitete. Der männliche Theil der Gemeinde zeigte, außer Labadie und den andern Geistlichen, fast nur Leute aus den untern Ständen des Volks, ehrliche Handwerker, als Schmiede, Schneider, Schuster, Schattelier, wie sie der Rath von Herford in einer seiner Zuschriften an den Kurfürsten vom 27. November 1670 anführt, worin er sich beklagt, daß durch diese Handwerker der

Stadt und den darin vorhandenen zwölf Aemtern oder Zünften das Brot vor dem Munde weggenommen und ihre Privilegien verletzt würden. Ein großer Contrast gegen Port-Royal, wo Mystik und eine harte Ascetik mit Philosophie, Literatur und angestrengter Forschung bei den vornehmen Einsiedlern Hand in Hand ging. Labadie selbst war, wie seine zahlreichen Schriften und die Zeugnisse selbst der Günstigen unter seinen Zeitgenossen bekunden, kein großer Gelehrter. Sein exegetisches Material holte er meistens aus den Schriften des Coccejus, weshalb ihn einer seiner Gegner nur des Coccejus Affen nennt.[45]) Als einen Feind und Verächter der Philosophie haben wir ihn schon durch einen Streit mit Wollzogen kennen gelernt.

Was endlich den Cultus und die geistlichen Uebungen der Gemeinde betrifft, so beobachtete Labadie darin einen gewissen Stufengang, welcher nach und nach zu dem höchsten Ziele christlicher Heiligung führen sollte. Das Fräulein von Schurmann gibt in der Schilderung ihres Lebens in der Abtei zu Herford eine ausführliche Beschreibung dieses Gottesdienstes, welcher in der Hofkapelle der Aebtissin zwei mal die Woche, Sonntag und Mittwoch Vormittag öffentlich, außerdem aber täglich zwei mal in Form von Betstunden in dem von der Gemeinde gemietheten und von ihr in Gemeinschaft bewohnten Hause, denen die Aebtissin mit den Ihrigen beizuwohnen pflegte, abgehalten wurde. „Die ersten Predigten“, drückt Jene sich aus[46]), „waren zum christlichen Leben vorbereitende, indem wir durch sie zur Langmuth und zur ruhigen und treuen Erwartung des Fortschritts in der stufenmäßig zu kräftigenden Erkenntniß aller Wahrheiten des

Christenthums und dessen Ausübung ermahnt wurden, wobei uns die Bildung der Kirche zu Antiochia (Apostelgeschichte 11, 26) als Muster vorgehalten wurde. Auf dieser Stufe wurden die Zuhörer ein ganzes Jahr hindurch unterrichtet, ehe sie des Namens eines Christen für würdig erachtet wurden. Hierauf wurde uns die Verleugnung unser selbst und aller Creaturen kräftig und scharf vorgestellt, als die äußerst nothwendige Grundlage zur Zucht in Christo; wo zuerst jene Antwort des Herrn behandelt wurde (Lucas 9, 23): Wer mir folgen will, der verleugne sich selbst, und nehme sein Kreuz auf sich täglich und folge mir nach. Und ebenso Lucas 14, 26, wo der Haß gegen die eigenen Aeltern und seine eigene Seele von den Anhängern verlangt wird. (Das hier Abgehandelte wurde der Gegenstand einer besondern Druckschrift von Labadie, die unter dem Titel: „Traité du foy", zu Herford herauskam.) Darauf wurde das fünfte Capitel des Matthäus und erwählte Stellen der Heiligen Schrift auf eine den Zeiten und Personen angemessene Art mit großer Klarheit und starkem Beweise des Geistes erklärt und angewandt und sollte dazu dienen, das Erhabene dieser Welt und den weltlichen Geist abzuschütteln, welcher meistentheils unter den Großen und Hofleuten sich kundgab, wie sie häufig nach Herford zur Fürstin zum Besuch kamen. Und in der That haben wir gewisse erlauchte Personen unter diesen von dergleichen Predigten so bewegt gesehen, daß sie in Gegenwart Aller einen Strom von Thränen vergossen, als sie fühlten, daß sie von der Reinheit und Heiligkeit des Lebens so weit entfernt wären. Aber darin erblicken wir das Elend dieser Zeiten, daß die Rei-

gung der meisten Menschen dem Thaue oder der Morgendämmerung gleicht, und daß die göttliche Güte in wenigen Erwählten eine gründliche und beständige Gnade erwirkt, eine solche nämlich, wie wir sie unter den Gliedern unserer Kirche ausdauernd und siegreich über die Welt, das Fleisch und den Teufel häufig erblickt haben." Hierauf schildert die Verfasserin die Wirkung der göttlichen Gnade, bei dem Unterricht der fundamentalen Punkte der christlichen Religion und Lebensweise, begleitet von einer lebendigen Reue und einer aufrichtigen Bekehrung. „In Allen", sagt sie, „sahen wir offen die Verleugnung der Welt und die Verachtung aller irdischen Dinge, an ihrer Statt aber die Liebe der himmlischen Dinge und Christi, die Abtödtung des alten Menschen und das Lebendigwerden des neuen, dergestalt, daß gleichsam eine allgemeine Auferstehung in unserer Familie erblickt wurde, welche in uns allen eine unaussprechliche Freude und Jauchzen hervorbrachte, wie die Welt sie nicht kennt..... (Auch hierüber erschien nachher eine eigene Schrift unter dem Titel: „Exultatio Christiana.") Dazu traten besondere Predigten, öffentliche wie häusliche, von Christi Person, Pflichten und dem Stande seiner Erniedrigung und Erhöhung und namentlich seiner Auferstehung, so himmlische Uebungen, daß sie uns ganz der Welt und uns selbst entrissen, und so in Gott und unsern Heiland übertrugen, daß wir durch die feurigste Liebe zu ihnen uns selbst und alles das Unsrige als unwiderrufliches Opfer ihnen darbrachten..... Endlich erhob sich die Predigt über das Leben Christi zu der mystischen Region des Anfangs desselben in Gott, seines ewigen Lebens, als des ewigen und einzi-

gen Sohnes Gottes des Vaters, des Lichts vom Lichte und der ewigen Weisheit des Vaters." Die Krone dieses Unterrichts war die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit, deren bloße Erinnerung die Verfasserin in Extase versetzt. Sie versichert, daß Labadie diese Geheimnisse mit so wunderbarer Deutlichkeit und wirksamem Beweis der göttlichen Wahrheit, dabei mit einer unwiderstehlichen Beredtsamkeit vorgetragen habe, daß manche Zuhörer, nicht etwa aus den niedern Ständen, welche an diesem Glaubensartikel früher gezweifelt, von dieser Zeit ab von dessen Wahrheit und Göttlichkeit überzeugt wurden.

Welche Wirkung aber dieser mystische Cultus auf die Prinzessin Elisabeth hatte, schildert uns ihre Freundin wie folgt: „Da nun die Durchlauchtigste Fürstin bei allem hier Geschilderten zugegen war, wurde sie zu großer Bewunderung und Liebe dieser Wahrheiten und zur Ausübung derselben hingerissen, und fing an, das wahre Christenthum von seinem falschen Bilde zu unterscheiden. Mehr als ein mal hat sie bei uns ihre Glückseligkeit darin gepriesen, daß Gott sie gleichsam zur Wirthin und Beschützerin seiner wahren, aus den wahrhaft Gläubigen gesammelten Kirche vor andern bestimmt hatte. Zumal als eines Tages, während einer Krankheit Labadie ihr näher ans Herz sprach, bezeugte sie mir darauf freudig mit den Worten der Samaritanerin: Sie glaube nicht mehr wegen meiner und Anderer Reden, sondern weil sie selbst gehört und gewußt hätte, nämlich, daß diese die wahren und von Gott gelehrten Diener Christi seien. „Und was war hier Wunders", fügt Jene hinzu, „da sie jene wunderbare Fülle göttlicher Dinge in ihren Pre-

digten und jene unerschöpflichen Schätze wahrnahm, welche sie ohne alle Vorbereitung oder menschliches Studium, bei jeder Gelegenheit und auf der Stelle aus ihrem Innern entließen; während sie häufig die Andern unter Kopfbrechen oder aus Büchern trockene Predigten mit sauerm Fleiß herausziehen und mehr künstlich als natürlich entwickeln und vorbringen sah. Diese dagegen, auch wenn sie die ältesten und gemeinsten Wahrheiten vortrugen, warfen nicht nur neues Licht auf dieselben, sondern sie entströmten ihnen ebenso klar als freiwillig. Und dies konnte der Fürstin ebenso wenig entgehen, als ihr einfaches, reines und freies Leben, welches Allen, deren Auge nicht verdunkelt ist, als eine beständige Predigt des Evangeliums erscheint."

Zu den fürstlichen Personen, welche der Ruf Labadie's und die Neugierde, ihn und die Seinigen nach ihrem Wesen und Treiben kennen zu lernen, nach Herford lockte, gehörte auch die Schwester der Aebtissin, die geistreiche Herzogin Sophie, Gemahlin des Bischofs Ernst August von Osnabrück. Sie hatte den Superintendenten von Osnabrück in ihrer Begleitung, welcher mit Labadie disputiren sollte. [47]) Sophie bildete in dem Wesen ihrer ganzen Lebenserscheinung, der sich immer gleich blieb, einen heitern Gegensatz zu dem ernstern und schweren religiösen Grundton, welcher die Aebtissin von Herford am Abend ihres Lebens beseelte. Sie machte aus ihrer Gesinnung kein Hehl und setzte der frommen Schwester mit ungläubigem Spotte und scharfen Bemerkungen ohne Schonung zu. Bald nach ihrer Ankunft traf zur Freude der Prinzessin Elisabeth ihr Neffe, der Kurprinz Karl, der einzige Sohn des Kurfürsten von der Pfalz, in Her-

ford ein, da er soeben in Begleitung seines Hofmeisters, des gelehrten Paul Hachenberg, die üblichen Reisen an fremde Höfe und entferntere Länder angetreten hatte. Hachenberg, welcher späterhin unter der Regierung seines Zöglings zu großem Ansehen emporstieg, jedoch ohne ein rühmliches Andenken in der Pfalz sich zu stiften [48]), übrigens als Geschichtsforscher mit Auszeichnung genannt, entwarf von seinem damaligen Besuche in Herford eine ausführliche Beschreibung, deren frivoler Ton zu den Schilderungen, die wir bisher kennen gelernt, den schneidendsten Gegensatz bildet. „Gleich nach unserer Ankunft," heißt es, „trieb uns die durch den Ruf und die Schicksale dieses neuen Apostels erregte Neugierde, genaue Erkundigungen einzuziehen über Das was er treibe, durch welche Gesetze dieser strenge Schiedsrichter der christlichen Sitten die Gemüther fessele, sowie endlich, durch welchen Zuwachs jene göttliche Versammlung an Ansehen gewinne und seine Heiligkeit verbreite. Bei der Tafel wurden diese Fragen von der Prinzessin Sophie erneuert und das Leben Labadie's lange mit freier Rede durchgenommen, bis Elisabeth unserer Redseligkeit Einhalt that und betheuerte, daß dem sehr heiligen Manne großes Unrecht geschehe. Auf unsere Erwiderung, daß er in Orange, Genf und Middelburg durch aufwieglerische Gedanken den Staat in Aufregung versetzt, sagte sie, das wäre Erdichtung ruchloser Menschen, welche durch schamlose Lüge den Ruf eines Mannes antasteten, der sich stets als den frömmsten und ruhigsten Bürger gezeigt hätte. Als wir darauf einwandten, daß er durch eine abscheuliche Spaltung unsere Kirche gestört und in schändlicher Flucht die holländische Kirche verlassen hätte, versetzte sie,

daß er weder den Frieden der Kirche gebrochen, noch aus ihr geflohen sei, sondern daß er durch Verleumdung schlechter Menschen angeschwärzt, daß er durch Neid vertrieben und gezwungen worden sei, sich und die Seinigen aus dem Feuer und dem Elende zu retten und den Dienst seines Gottes an einen heiligern Ort zu verlegen. Als man sie fragte, mit welcher Autorität und auf welcher Obrigkeit Befehl dieser ehrgeizigste aller Menschen eine neue Kirche bildete, versicherte sie: — sie sei es, welche diesen Mann sammt der übrigen himmlischen und göttlichen Schaar aus Holland hergerufen, daß sie bischöfliche Rechte besitze, wonach sie solche Vereinigungen gestatten und wieder aufheben könne. Diesen und andern Reden machte endlich die Nacht ein Ende. Den andern Tag nach dem Aufstehen begaben wir uns alle nach dem Hause Labadie's; da trafen wir bald beim Eingange auf das Fräulein von Schurmann in ganz schlechter Kleidung; sie grüßte mit mattem Auge die Eintretenden. Man führte uns in ihr Zimmer, wo viele schöne Gegenstände unsere Blicke aufsichzogen: Gemälde von der Hand der gelehrtesten Jungfrau, welche mit der Natur um die Wahrheit stritten, desgleichen Bildnisse in Holz und Wachs von sprechendem Ausdruck, welche unsere Bewunderung erregten. Inzwischen tritt mit langsamem und bescheidenem Schritt ein Greis ins Zimmer, mit beschäftigter Miene, welcher, ich weiß nicht was für göttliche Gedanken in der Seele zu hegen schien, übrigens von unansehnlichem Aeußern; kurz, Das sah man bald, einer aus dieser Classe von Sterblichen, welche ein besserer Geist angehaucht und nach ihrer Erhebung über die Erde dem Umgange der Gottheit genähert hat. Dieser Mann

grüßt in schmeichelnder Rede unsern Prinzen, und beschreibt mit beredten Worten die Frömmigkeit seiner Tante Elisabeth und die Verdienste der Pfalzgrafen um die Religion; hierauf geht er zu einem ernsthaften Vortrage über und philosophirt Vielerlei von der göttlichen Liebe und von dem Falle und der Unwissenheit des menschlichen Geschlechts. An dieser Schilderung wirst du Labadie erkannt haben: denn Aller Augen hafteten starr an ihm und Jeder beobachtete ihn wie einen vom Dreifuß redenden Apoll. Jetzt entspann sich zwischen ihm und unserm Superintendenten die Frage über die Concupiscenz, durch welche unsere Seele meist fortgerissen und geplagt zu werden pflegt; darüber disputirten sie eine Stunde lang, ohne daß sie über die Worte hinauskamen, bis Elisabeth, des Geschreis müde, dem Zank ein Ende machte und Beide nach dem Frühstück zu ihr kommen hieß. Hier kam es zu heftigen Reden, denn Labadie ward angeklagt, daß er den Frauen jeden Putz, die Edelsteine und den weiblichen Schmuck durch eine unzeitige und strenge Enthaltsamkeit nehme, und daß er die elenden Seelchen des schwachen Geschlechts, die ohnehin zum Falle und zum Irrthum geneigt wären, durch eine furchtsame und ängstliche Frömmigkeit in Verwirrung setze. In der ersten Kirche wäre es ganz anders gewesen, während jetzt unter einem schmuzigen Gewande sich oft nur eine Brust voll Stolz und Hoffart verberge. Er lehre ferner, es gebe keine gleichgültigen Handlungen, sondern Alles sei ein großes Verbrechen und ein Frevel, was nicht geradezu zur Ehre Gottes führte, eine Ansicht, wogegen sich der gesunde Verstand sträube. Und welche Unverschämtheit läge darin, alle Diejenigen der Hölle und

den ewigen Strafen zu überliefern, welche kein ängstlicher und nur zu lächerlicher Aberglaube zur Gesellschaft eines Labadie getrieben hätte; als wenn Christus schon so arm geworden wäre, daß er mit seiner allgemeinen Kirche in einem kleinen Hause zu Herford wohnen müßte? So würde hier Niemand zum Abendmahl zugelassen, ohne von diesem verwegenen Spender des Himmels (coeli dispensator) erst rein von Schuld und heilig erklärt zu werden! Ob er und die Seinigen denn über jede Sünde erhaben, ob es nicht thöricht und abgeschmackt, nicht die eitelste Kühnheit wäre, sich selbst einen wiedergeborenen und heiligen Geist zuzuschreiben, da doch das an Fallstricken fruchtbare menschliche Gemüth durch Selbsttäuschung und Heuchelei unter dem Bilde der strengen Frömmigkeit eine schlechte Gesinnung hegen und verbergen könne? Dies sei allein Gottes Sache, der in unserm Innern wohne und unsere Gedanken durchschaue, dagegen sei es von Menschen ebenso irrig als frech, über Dinge zu urtheilen, wohin weder unser Auge noch unser Verstand reichen könne. . . . . Gegen diese Anklagen vertheidigten sich Labadie und seine Genossen Yvon und Schlüter mit vielen Worten; Alles aber kam darauf hinaus: man müsse die Welt verlassen, um mit Christo zu leben, die Gläubigen müßten die Gemeinschaft der Ungläubigen meiden, um durch die Berührung mit ihnen ihre Unschuld nicht zu beflecken. Der sei noch kein Christ, welchen die Begierde nach Ruhm und weltlicher Ehre noch quälte, oder den die Sorgen dieses Lebens peinigten; dies sei keine rechtschaffene Liebe, dies keine rechtmäßigen Begierden, dies keine gerechten Wünsche, welche uns nicht mit beständigen Gedanken mit Gott

verknüpften und dem Himmel näherten. Schlüter setzte hinzu, er habe drei Jahre in der Pfalz gelebt und sich dort auf das Studium der Weisheit gelegt; aber Gott solle ihn verderben, wenn er jemals dort einen frommen Professor oder Pastor gesehen; denn entweder würden sie von Ehrgeiz getrieben oder von Habsucht gequält, sie ergeben sich dem Wein oder den häuslichen Sorgen, um von Schlimmerm nicht zu sprechen. Als wir darüber ein lautes Gelächter erhoben, unterbrach der Prinz unsern Streit und foderte Labadie auf, seine Gemeinde zu versammeln und eine Predigt zu halten, denn es werde ihm angenehm sein, seine Beredtsamkeit und seine Lehre ausführlicher von der Kanzel zu vernehmen. Sogleich gehen wir in das Haus, wo Labadie wohnt, es versammeln sich die Frauen und Mädchen, lauter niedliche Püppchen ....[49]), es kommen dazu auch Schneider, Schiffer und mit Schmutz bedeckte Kürschner; denn, was dich wundern wird, kein anständig gekleideter oder vornehm aussehender Mann wurde in dieser glänzenden Versammlung von Frauen erblickt. Nachdem in Eile Sitze bereitet waren, wurde der zweite Psalm gesungen, darauf der Text des Evangeliums Matthäus 6, 24 gelesen, hierauf beweist jener Gaukler in einer langen und widerlichen Deklamation, daß Niemand unter die Glieder Jesu Christi zu rechnen, der noch mit dem Schmutze der Welt bedeckt sei, der von einer andern Liebe und Begierden brenne, als denen, welche der himmlische Geist in den wiedergeborenen Seelen angezündet. Zum Schlusse der Predigt fügte er hinzu, daß er zum Prinzen, zum Erben des Kurfürstenthums von der Pfalz rede, dessen Vorfahren das schwerste Unglück für die Religion erduldet

hätten, denn sie seien aus ihren Stammländern vertrieben und aller ihrer Güter beraubt worden, allein sie seien von dem allmächtigen Gotte wiederhergestellt und in höherm Maße mit Ruhm und Würde ausgestattet, um die Kirche gegen den drohenden Untergang zu schützen. Er seinerseits wünsche von Herzen, daß der anwesende Prinz, dessen angenehme Züge einen höhern Ursprung verkündeten, ein wahrer Christ werde und zur Zierde der Kirche gebührend zunehme. Denn es sei jetzt die Zeit, daß die großen Fürsten und Herren der Erde, welche sich Christen nennten, durch Gesinnung und Werke das wahre Christenthum darstellten, daß sie apostolische Fürsten seien und es übernähmen, das Reich Jesu Christi durch ihre Frömmigkeit und Lebensreinheit zu schmücken. Mögen Andere den Schätzen der Welt anhängen, ihren Geist durch eiteln Ehrgeiz ermüden, auf Machiavelli'sche Künste einen Werth legen, welche heute an den Höfen und vor den Gerichten sich einschleichen: ihm und seinem Hause (wie einst Josua den Israeliten gesagt) sei es bestimmt, Gott nachzufolgen, in dessen Betrachtung alt zu werden, seinen Ruhm in die Einfachheit und Unschuld des Lebens zu setzen, an den Ehren einen Ekel zu fassen, welche die meisten Sterblichen durch eitelsten Pomp bethörten. Während er Dies und Aehnliches mit feuriger Stimme und angenommenen heiligen Zügen sprach, herrschte die größte Andacht in dem ganzen Schwarme; Einige hoben die Augen kläglich zum Himmel, Andere schlugen an ihre Brust mit häufigem Schluchzen, und einige Mädchen, welche ein weicheres Gemüth zur Frömmigkeit mitbrachten, vergossen reichliche Thränen. Was uns betrifft, so kehrten wir nach Hause, satt vor Erstaunen; über Tische unter-

hielten wir uns mannichfach über diese schüchterne und lächerliche Frömmigkeit der Menschen und konnten uns nicht genug darüber wundern, daß Mädchen von der vornehmsten Abkunft, blühend an Schönheit und Jugend, und mit großem Reichthum ausgestattet, so wahnsinnig seien, daß sie ihre Seele dem schlechtesten und unnützesten Priester zum Spotte preisgäben und in ihrem Wahne so tief steckten, daß weder die häuslichen Penaten, noch die Bitten der theuern Aeltern, die Klagen der Geliebten, noch der süße Muttername sie herausreißen konnte! Einige von uns glaubten, sie litten an einer hypochondrischen Krankheit, gleich jener, welche ehedem die milesischen Jungfrauen zu solchem Wahnsinn getrieben, daß sie einstimmig ihren Nacken mit der Schlinge umgaben und an dieser ihr Leben endigten. Andere von uns glaubten, daß sie wiederhergestellt werden könnten, wenn sie aus der schwalbacher oder pyrmonter Quelle tränken, worüber die Prinzessin Elisabeth entrüstet wurde, daß unsere Bosheit die Frömmigkeit, welche ein heiligerer Geist den unschuldigsten Menschen eingegeben hätte, auf Rechnung eines kranken Körpers setzte! Allein die Prinzessin Sophie, eine Frau von großer Klugheit, beschwichtigte lachend jene Aufregung, erneuerte sie aber wieder, indem sie meinte (was auch der Fall war), daß ihre Schwester in keiner andern Absicht dem Labadistischen Vereine ergeben sei, als weil sie im Hauswesen wirthschaftlich und sparsam wäre. . . ." [50]) Mit dieser scherzhaften Wendung schließt der Bericht, dessen Verfasser, wider seine Absicht, das redendste Zeugniß von der unwiderstehlichen Wirkung Labadie's auf empfängliche Gemüther ablegt. Unter den Fremden, welche dem Gottesdienste der Labadisten

in der Hofkapelle beigewohnt hatten, aber ein günstigeres Zeugniß darüber ablegten, gehörte nach der Versicherung der Prinzessin Elisabeth, in ihrem erwähnten Schreiben an den Kurfürsten vom 27. November 1670, der Generalmajor von Ellern, auf den sie sich deshalb auch beruft.

Zwei Punkte waren es indeß, welche, von aller Rechtgläubigkeit abgesehen, das Mistrauen und Misfallen nicht nur der Theologen, sondern auch der höchsten Behörden und selbst des Großen Kurfürsten regehielten, obschon der eine von ihnen offenbar auf einem Misverständnisse beruhte: nämlich die Einführung der Gemeinschaft der Güter und der Verdacht einer Gemeinschaft der Frauen. Was das Letztere betrifft, so folgte dieser Verdacht sehr natürlich aus dem Zusammenwohnen aller Glieder der Familie (wie die Gemeinde sich gern nannte) ohne Unterschied des Geschlechts in demselben Hause (nur eine von ihnen, das Fräulein von Sommerdyk, bewohnte ein eigenes Haus). Immer kommen die Instructionen und Bescheide des Großen Kurfürsten und seiner Regierung auf die Nothwendigkeit zur Abstellung dieses Misbrauchs zurück. Wir haben aus den Bekenntnissen des Fräulein von Schurmann gesehen, wie sie dieses aller Sitte hohnsprechende Verfahren nicht nur zu entschuldigen, sondern sogar als ein Gott selbst dargebrachtes, ihm wohlgefälliges Opfer darzustellen suchte. Man mußte wenigstens, wie die Prinzessin Elisabeth, mit ganzem Herzen auf jenen ascetischen Standpunkt eingehen und die Reinheit der Gesinnungen des gelehrten Fräuleins (welches damals allerdings schon durch sein Alter gegen jeden seiner unwürdigen Verdacht geschützt war) vollständig kennen, um sich dabei zu beruhigen. Die Ver-

leumdung hing sich nur um so begieriger an jenen Umstand, und schon kurze Zeit nach der Einrichtung der Labadisten in Herford verbreitete sich ein Gerücht, welches, wenn es sich bestätigte, ganz geeignet war, die frühern Anschuldigungen der Gegner Labadie's zu bekräftigen. Ein Einwohner von Bielefeld wollte bei seiner Anwesenheit in Herford am Fenster des Hauses, wo die Gemeine wohnte (es ward das Amtmann Steinmeyer'sche Haus genannt), gesehen haben, wie nach der Verrichtung des Abendgottesdienstes eine weibliche Person in weißen Kleidern zu Labadie ins Gemach trat und ihm einen Trunk brachte, worauf die Lichter ausgelöscht wurden.... Dies erzählte der lutherische Superintendent zu Bielefeld, Lic. Rifanius, öffentlich auf einer Hochzeit in Gegenwart aller Anwesenden. Die Prinzessin Elisabeth hörte kaum von diesem Gerücht, als sie sofort einen Notar mit zwei Zeugen nach Bielefeld zum Superintendenten absandte, welche nach den, in den Acten aufbewahrten, von der Aebtissin eigenhändig aufgesetzten Punkten die Sache untersuchen mußten. Das Ergebniß fiel indeß gänzlich gegen den Urheber der Erzählung aus, und Rifanius gab eine Erklärung ab, welche Labadie genügen konnte. Das Notariatsprotokoll ist vom 25. November 1670. Aber schon im nächsten Jahre trat Rifanius mit einem Angriff auf Labadie und seine Gemeinde hervor.[51])

Die wider die Gemeinde damals aufgebrachte Beschuldigung, daß unter ihnen der Ehestand aufgehoben sei, lehnte Labadie in der zu Herford herausgegebenen Declaration ausdrücklich ab, drang aber zugleich auf die mit dem Ehestande nothwendig zu verbindende höhere Heiligkeit des Lebens: die Ehe sollte ein Mittel

zur Heiligung sein, geschickt „die Vereinigung Christi und seiner Kirchen darzustellen, und die Hoheit solcher zweier Personen, welche Mann und Weib nach Pauli beständiger Lehre in ihrem ganzen Leben und Lauf ausdrücken sollen". [52])

Aehnlich verhielt es sich mit der Anklage wegen Gütergemeinschaft. Der Schrecken vor der communistischen Lehre der Wiedertäufer schien in Westfalen noch nicht ganz erstorben, denn der Rath von Herford hörte nicht auf, bei Labadie auf die Wiedertäufer zu verweisen und die Anwendung der strengen Reichsgesetze gegen diese auf die Labadistische Gemeinde zu verlangen. Ein communistisches Element ist allerdings in der Lehre Labadie's und in dem geselligen Bestande seiner Gemeinde vorhanden; es unterscheidet sich jedoch darin wesentlich von dem Communismus, als allgemeinem socialen Principe, daß es sich eben nur auf diese bestimmte Gemeinde bezog, und auf eine ascetisch-christliche Grundlage zurückging, ähnlich manchen Einrichtungen in der Gemeinde der Herrnhuter. Wer sollte ihnen nicht beistimmen, wenn sie in ihrer Declarationsschrift, mit Verweisung auf Stellen des Evangeliums lehren, daß „alle Gläubigen Gott als absoluten Herrn ihrer Güter sowol, wie ihrer Leiber und Seelen betrachten, und sich selbst nur als Haushalter Gottes über seine Güter ansehen sollen". Ferner, „daß die Gemeinde, weil sie Jesum als ihr Haupt ansieht, bereit sein muß, ihm, als dem Herrn aller ihrer Güter, zum Dienste seines Reiches und seiner Herrlichkeit dieselben alle aufzuopfern und freiwillig darzureichen, so oft ihr dazu Gelegenheit gegeben wird". Was von der Gemeinde gilt, leide auch Anwendung auf

jedes ihrer Glieder. „Es ist den Gliedern eines Leibes wesentlich", heißt es, „daß eines dem andern zu Hülfe kommt, und wenn wir unsere Seelen für die Brüder lassen sollen, wie vielmehr unsere Güter?" Hier ist von einer Aufhebung des Eigenthums eigentlich nicht die Rede, nur das christliche Opfer desselben vom Besitzenden gegen den Armen wird vorschriftmäßig empfohlen; von dieser Seite hat sogar Leibniz, in dem oben erwähnten Briefe aus Mainz vom Jahre 1671, jenen christlichen Communismus, wenn man sich so ausdrücken will, als das einzig und meist Lobenswertheste an Labadie gerühmt, — wofern nicht etwa eine andere Absicht im Hintergrunde steckte, setzt er freilich hinzu. So hat auch die Prinzessin Elisabeth in ihrem Schreiben an den Großen Kurfürsten vom 27. November 1670 den ihren Schützlingen gemachten Vorwurf der communio bonorum vollständig in Abrede gestellt, als wenn die Gemeinde nur das nothwendige Capital zur Unterhaltung der gemeinsamen Angelegenheit zusammengeschossen. „Weiln sie aber zu dem Ende hergekommen", drückt sie sich aus, „um eine Stiftung zu machen, so seien sie nicht zu verdenken, daß sie unter Vielen einen Beutel haben, da ein Jeder pro quota von dem Seinigen zulegt." Nichtsdestoweniger ist Labadie in diesem wie andern Punkten weder in der Lehre noch in der Ausführung mit sich selbst eins und folgerecht geblieben. Wenigstens kann man von dem Satze: „Die Seligkeit des neuen Bundes bestehe darin, daß der Mensch Nichts als etwas Eigenes behalte", sagen, daß er an die Lehre von der Aufhebung des Eigenthums sehr nahe heranstreift, was übrigens Gottfried Arnold in Schutz nimmt, weil sich Labadie

dabei auf die klaren Worte Christi und der Apostel beruft, was auch Andere vor und nach ihm gethan haben. Die Sache gewinnt aber sogleich ein anderes Ansehen, wenn, wie die uns vorliegenden Acten bekunden, die Mitglieder von Labadie's Gemeinde bei ihrem Eintritt in dieselbe ihr gesammtes Hab und Gut an die Gemeinde oder vielmehr an Labadie, der sich als unbeschränkten Herrn und Verwalter derselben benahm, überlieferten, mit vollständiger Entsagung ihrer persönlichen Eigenthumsrechte, ja sogar mit der Nöthigung, sich die täglichen Bedürfnisse durch Arbeit zu erwerben. Es hat sich in den Acten eine ausführlich begründete Klage gegen Labadie von Seiten einer Holländerin, der Witwe Anna Bianda aus Middelburg, aus dem Jahre 1672 erhalten, welche an den Generalmajor von Ellern und an die Prinzessin Elisabeth gerichtet, und geeignet ist, sehr dunkele Schatten auf den Charakter dieses Reformators zu werfen. Diese Frau war, nach ihren Angaben, mit ihren zwei Söhnen und einer Tochter zu Amsterdam 1670 zu Labadie übergegangen, nachdem sie das Ihrige zu Middelburg, woher sie stammte, verkauft, zu Gelde gemacht und die erlöste Baarschaft (im Betrage von 782 Gulden) sammt Mobilien eingeliefert, unter der Bedingung und mit dem festen Versprechen, „daß sie ihr Leben lang bei ihnen unterhalten werden sollten". Nichtsdestoweniger habe einer ihrer Söhne, nach der Lehre Labadie's: daß kein Unterschied zwischen Reichen und Armen wäre, durch tägliche schwere Arbeit sich die Kost verdienen müssen. Nicht genug. Als dieser junge Handwerksmann in Herford zu einer der Jungfrauen der Gemeinde, Namens Sara von den Pollen, eine von ihr

erwiderte Neigung faßte und Beide bei Labadie um seine Einwilligung zur Ehe anhielten, verweigerte dieser seine Einwilligung, unter dem bedenklichen Vorwande, daß Gott es ihm noch nicht offenbart hätte, und schloß ihn obenein von den täglichen Uebungen und dem Unterrichte in der Lehre aus. Da dessenungeachtet dieser Handwerker sich einst bei der Zusammenkunft mit seiner Verlobten eine Zärtlichkeit gestattete[53]), wurde er von Labadie ins Gefängniß geworfen, mit starken Stricken und Ketten am Halse, Händen und Füßen gebunden und geschlossen, und dergestalt gemishandelt, daß er zur Ausübung seines Gewerbes für immer unbrauchbar wurde. Als die Mutter über diese unmenschliche Behandlung ihren Unwillen zu erkennen gab, sei sie sammt ihrem Sohne aus der Gemeinde verstoßen, auf dem Wege aber zuvor gewaltsam angehalten und nach Herford zurückgebracht und gezwungen worden, einen Schein auszustellen, daß sie keine Foderung an die Gesellschaft habe. Die Klage dringt nun auf Zurückerstattung des eingelieferten Gutes, wie auf Bestrafung Labadie's und Yvon's. Da Dies kurz vor dem Auszuge der Gemeinde von Herford fiel, so scheint von Seiten der kurfürstlichen Behörde, sowenig als von Seiten der Aebtissin eine Untersuchung der Sache eingeleitet worden zu sein. Die Acten wenigstens enthalten Nichts zur weitern Aufklärung dieses Vorfalls. Sollten auch manche Uebertreibungen das Unrecht Labadie's vergrößert haben, so bliebe immer noch soviel übrig, um einen Beleg mehr zu dem Satze zu liefern, daß eine consequent durchgeführte communistische Verfassung, auch als bloßer Familienverein betrachtet, zum Despotismus und zur tyrannischen An-

maßung der ursprünglichsten Rechte eines jeden Menschen führe. [54])

Von der gerechten Sache Labadie's durchdrungen, hatte Elisabeth die von dem Großen Kurfürsten dargebotene Auskunft, zur Untersuchung der Angelegenheit eine Deputation nach Herford zu senden, gern angenommen und in ihrem Schreiben an den Kurfürsten vom 27. November 1670 sich dahin ausgesprochen, daß sie dieselbe mit vielem Verlangen erwarte. Aber als der Große Kurfürst unter dem 17. December seinen Kanzler von Jena und den Geheimen Rath Blaspiel, welche zur Beilegung gewisser Religionsstreitigkeiten nach Bielefeld abgingen, beorderte, in Begleitung des klevschen Hofpredigers Hundius nach dem in der Nähe liegenden Herford sich zu begeben und die Lehre und den Wandel Labadie's und der andern Geistlichen genau zu untersuchen und Bericht zu erstatten, als gleichzeitig die Aebtissin Elisabeth ersucht wurde, diesen Abgeordneten zur Verrichtung ihrer Commission gute Anleitung zu geben, damit der Kurfürst nach erhaltenem Bericht und Gutachten über den nachgesuchten Schutz und die Einwilligung zur Errichtung eines Stiftes sich erklären könne: erblickte die Aebtissin in dieser Anmuthung eine Verletzung überkommener unveräußerlicher Hoheitsrechte; und in einem eigenhändigen Schreiben an den Kurfürsten vom 8. Januar 1671 bat sie mit dieser Deputation auf ihrer Freiheit verschont zu bleiben, indem sie nicht recht verstanden worden sei. „E. L.“, heißt es in diesem Handschreiben, „sein ein großer und generöser Herr; Sie können und wollen von meiner Armuth nicht reich werden; und würde mich selber blamiren, wenn ich durch

Unachtsamkeit die wenige Autorität, die meine Vorfahren bishero .....[55]) besessen haben, verscherzen thäte. Als vertraue, Sie werden nicht ungünstig nehmen, daß ich meine Nothdurft so kühnlich vortrage, und E. L. damit plage. Es ist der Großen Werk, der Kleinen Bitte zu hören. Und es ist nicht das erstemal, daß Sie solche gewähret."

Unterdessen war Friedrich von Jena in Bielefeld eingetroffen und die Aebtissin, von seiner Ankunft unterrichtet, sandte unter der Hand ihren Rath, den Licentiat Waden an ihn ab, mit dem Anliegen, zu einer Besprechung nach Herford zu kommen, was er indeß vorsichtig ablehnen zu müssen glaubte. Er erlaubte sich nur gegen den Abgeordneten der Aebtissin seine persönliche Meinung über die Angelegenheit auszusprechen. Ihr Abgeordneter hatte unter Anderm geäußert, „daß es der Fürstin sehr nahe ginge, daß man Labadie auf ihrem Gebiete vernehmen und befragen und darüber berichten solle, sie wüßte nicht, wie sie sich darein schicken werde; sie wäre immediat, dem Stifte mit theuerm Eide verwandt, und könne daher demselben und dessen Rechte kein Präjudiz zuziehen lassen. Worauf der Kanzler erwiderte, daß, wenngleich die Aebtissin unstreitig alle jura superioritatis hätte, sie diese Gesellschaft im Reiche wider die Reichsconstitutionen nicht werde halten können. Da überdies das Stift auf dem Territorium und in einer Ringmauer mit einer dem Kurfürsten gehörigen Stadt liege, so werde man von letzterm nicht begehren können, was den Reichsconstitutionen und der Ruhe seiner Lande in kirchlichen und weltlichen Dingen zuwiderlaufe."

Die Vorstellungen der Aebtissin verfehlten indeß ihre Wirkung nicht ganz. Statt eines persönlichen Verhöres auf der fürstlichen Freiheit zu Herford mit Labadie und seinen Genossen wurde von dem Großen Kurfürsten eine schriftliche Verhandlung vorgezogen, mit der Absicht, den Gegenstand mit möglichster Unparteilichkeit, Besonnenheit und Liberalität, schon aus Rücksicht gegen die ihm so nahe stehende Aebtissin Elisabeth, zu untersuchen. Zuerst also mußten zwei der ersten Theologen der Grafschaft Ravensberg, der schon erwähnte klevesche Hofprediger Hundius und der Prediger und Professor der Theologie zu Hamm, Adrianus Paulus ein „Bedenken" und eine Reihe von Fragestücken aufsetzen, welche an Labadie zur Beantwortung übersandt werden sollten. Die Fragstücke fielen jedoch zu zahlreich und vereinzelt aus, und mußten daher auf den Vorschlag der Geheimen Räthe von Jena und Blaspiel zusammengezogen werden. Dann wurden die Räthe in einem kurfürstlichen Befehl vom 14. März 1671 aufgefodert, ihr eigenes Gutachten über die Labadisten abzustatten, „daß man wisse, was man eigentlich an diesen Leuten habe". Außerdem wurden die reformirten Prediger zu Köln an der Spree, Bartholomäus Stoschius und Johann Kunschius unter dem 2. Mai 1678 zu einem Gutachten aufgefodert; und neben diesen die berlinischen Theologen Georg Conrad Bergius, Benjamin Ursinus und das Ministerium zur heiligen Dreifaltigkeit, dessen Mitglied Heinrich Schmettau ein Particularvotum einreichte. Auch findet sich das Urtheil eines Lutheraners und Nichttheologen, des Herrn von Cannstein bei den Acten. Diese Mannichfaltigkeit von Ansichten über einen Gegen-

stand, der mit den obersten Fragen der Religion und Sittlichkeit, der Kirche und gesellschaftlichen Ordnung zusammenhing, zu lesen und zu vergleichen, war nicht ohne Interesse. Man lernt den Geist, welcher unter der Regierung des Großen Kurfürsten herrschte, aus den meisten dieser Urtheile auf eine wohlthuendere Art kennen, als die öffentlich geführten Streitschriften, deren Feuer der Große Kurfürst nicht immer zu dämpfen vermochte, in der Regel gestatten. Manches Wort erinnert an die Milde Spener's, welcher bekanntlich sehr viel später (1691) in seinen Wirkungskreis zu Berlin eingetreten ist.

Ich will das Gesagte durch einen gedrängten Auszug aus den archivalischen Gutachten zu belegen suchen. So tadeln zwar die ravensbergischen Theologen Hundius und Paulus die Absonderung des Labadie von der Kirche, weil daraus ein gefährliches Schisma, und aus diesem, wie es zu geschehen pflegt, eine Ketzerei zu entstehen pflege, sind aber doch auch bereit, das Gute in Labadie's Schriften anzuerkennen. „Wiewol nit ohne ist", heißt es, „daß viele nützliche Sachen darin seien, dergleichen auch in Thomas de Kempis, Drexelio[56]), nicht weniger in socinianischen Schriften von der Wiedergeburt, ja auch großentheils in Seneca (dem es allein an dem Namen Christi mangelt) vielfach zu finden. Diese Sachen seind daher anmuthig, weil die Moralia besser mit der Natur übereinstimmen als die Mysteria, so über die Natur gehen; wir lesen, hören, discuriren lieber davon als von den Mysteriis, da doch die Moralia, Liebe, Demuth u. s. w., sollen sie Gott recht gefällig sein, aus den mysteriis praeceptis et creditis ent-

springen müssen...." Wenn hier ein Uebergewicht des Moralischen über das Dogmatische misbilligend hervorgehoben wird, so findet sich in dem Gutachten von Stoschius (vom 10. Mai 1671) der entgegengesetzte Tadel, nämlich der einer zu subtilen und spitzfindigen Philosophie, angewandt auf die Dogmatik, da die Labadisten, heißt es, mit Bezug auf ihre Herforder Declaration, z. B. „trinitatem, welches wir für ein solches Geheimniß halten, das allein aus der heiligen Schrift Offenbarung kann genannet und erkennet werden, durch die Vernunft und Vernunftschlüsse mit dem de Sabunde, einem alten Spanischen scholastico [57]), erweisen wollen". „Je dennoch", heißt es weiter, „weil solche oder auch andere ungleiche und strittliche Erklärungen in den reformirten Kirchen noch geduldet und nicht für Ketzereien erklärt werden, so meine ich, man könne auch diese Leute nicht darum verdammen und verfolgen. Noch weniger ließe sich, was Leben und Wandel anlangt, aus ihren Schriften etwas Schändliches und Aergerliches erweisen." Um ihnen daher die Duldung zu gewähren, reiche es hin, daß die Labadisten zuvörderst bei ihrer Lehre von dem Stande der Obrigkeit, wie sie in ihrer zu Herford herausgegebenen Declaration enthalten, beständig zu verbleiben zusagten, zweitens, daß sie soviel möglich und an ihnen ist, die Versöhnung mit der Kirche in Seeland suchen möchten. Denn weil nicht geleugnet werden könne, daß sie mit dieser Absonderung wo nicht heretici und schismatici, dennoch, nach einem Ausdruck des Basilius, Stifter sogenannter Beikirchen wären (*παρασύναγωγοι*), so müßten sie solche Erklärungen geben und hiernach auch ihr Thun und Lassen anstellen, daß

alle frommen Christen sehen, daß, ob sie schon ein strengeres Disciplin unter sich zu halten geflissen seien, als in einer volkreichern reformirten Kirche einzuführen möglich, sie dennoch diese nicht verdammen und verachten. In diesem Falle würden andere reformirte Kirchen der Labadistischen Gemeinde ihre strengen Ordnungen und eifrige Uebungen der Gottseligkeit nicht nur misgönnen, sondern vielmehr durch ihr Exempel sich erbauen, gleichwie es die reformirten Kirchen inner- und außerhalb Deutschland mit den böhmischen Confessionsverwandten, welche auch eine genauere und schärfere Disciplin gehalten, seit mehr als hundert Jahren gethan haben. Schließlich erklärt er sich mit nachdrücklichen Worten gegen jede Anwendung weltlicher Strafen oder ihre Vertreibung, solange die Labadisten nicht durch handgreifliche Halsstarrigkeit oder andere Aergernisse sich vor aller Welt des kurfürstlichen Schutzes verlustig und unfähig machten. Strenger fällt das Urtheil von Bergius aus, denn er schlägt vor, ihre Conventikel und ihre absonderliche Art des Gottesdienstes und alle Mittel Andere zu verleiten, zu hindern und abzuschneiden, ja sogar mit einiger Schärfe sie zum Besuche des reformirten Gottesdienstes „anzustrengen". Gänzlich sie aber aus dem Lande zu jagen und ihnen die Gemeinschaft der Luft und des Wassers zu entziehen, setzt er hinzu, möchte zu hart und der Regel Christi nicht allerdings gemäß sein. Zuletzt aber will er doch, daß sie so corrigirt werden, daß sie nicht weiter wuchern und sich ausbreiten, sondern gleichsam von sich selbst verzehren. Schmettau räth zur Duldung, solange sie nicht die Gnade misbrauchen und den obrigkeitlichen Gesetzen und Grenzen zuwiderhandeln;

dann aber würde es besser sein, sie erst gelinder Art zu dimittiren, als die Gewissen durch solche Neuerungen, die ohnesdies leicht einen Anhang bekommen, verwirren und Kirche und Polizei turbiren zu lassen. Benjamin Ursinus räth im Allgemeinen zur Duldung und zur Milde, „weil", lauten seine eigenen Worte, „die Liebe alle unsere Handlungen vollkommen machen muß, und damit nicht Labadie und seine Anhänger sich über Verfolgungen zu beschweren haben. Sollte Labadie und die Seinigen die Obrigkeit stets mit Unterwerfung anerkennen, so werden seine Kurfürstliche Durchlaucht weder unbillig noch unchristlich handeln, wenn sie Deren gnädigen Schutz ihnen mittheilen und in Dero Landen Freiheit zu wohnen geben, aber auch zugleich solche Verordnung machen, damit die zum wenigsten scheinbare communio bonorum und die Gesellschaft utriusque sexus in Einem Hause, welche dem Lästerer ins Maul fället, obschon vielleicht auch nichts Böses darin getrieben wird, möge geendet werden, nach des Apostels Ermahnung: Meidet allen bösen Schein." Der Herr von Cannstein spricht sich ohne alle Einschränkung für Duldung aus. Er habe in Labadie's Schriften, die er meist gelesen, nichts Anderes gefunden als einen sonderbaren Eifer, die Leute zur Gottseligkeit anzutreiben, wenn er auch den Chiliasmus begünstige und strebe, singulair und von andern unabhängig zu sein. „Im Uebrigen", heißt es weiterhin, „weil er und Diejenigen, die ihm folgen, nicht allein so als andere Leute, sondern noch viel heiliger leben und gehalten sein wollen, so sehe ich nicht ein, warum man dergleichen Leute nicht dulden wolle, wenn sie sich sonst der Gebühr nach halten, da man doch den Photinianern im Lande

zu bleiben gestatte u. s. w." Er sei übrigens kein Theolog und brauche von den Sachen, die ja die Religion angehen, nicht nach dem Urtheil der Theologen zu urtheilen.

Im Vergleiche mit diesen Urtheilen fallen die Gutachten der kurbrandenburgischen Geheimen Räthe von Jena und Blaspiel aus dem überwiegenden Gesichtspunkte der gesellschaftlichen Ordnung und der guten Sitten viel schärfer aus. In dem einen wird als Auskunftsmittel eine Conferenz einiger Theologen mit Labadie vorgeschlagen, um zu versuchen, ob er von seinen Irrthümern ab- und wieder zurechtgebracht werden könne. „Sollte er aber auf seinem jetzigen Wesen ungeachtet aller Remonstrationen dennoch bestehen, so glauben wir, daß mit gutem Gewissen denselbigen nicht nachzusehen und dergestalt in der Kirche neue Trennung und Sekten zu verhangen, sondern daß ihm anzudeuten, innerhalb gewisser Frist andere ihm beliebige Oerter aufzusuchen." Auch der Kanzler von Lomnitz und von Blumenthal neigen sich der strengen Ansicht zu, nur der Geheime Rath Cöppen urtheilt milder, indem er meint, daß die Sache der Labadisten zur Zeit nicht so stehe, daß eine christliche Obrigkeit mit ihnen nicht noch sollte eine Zeit lang Geduld haben können: denn in der Länge könne es doch nicht bestehen. Unterdessen möge man versuchen, die verirrten Leute von ihren Singularmeinungen und zumal der communio bonorum nach und nach abzuführen.

So war die Mitte Juni des Jahres 1671 herangekommen, ehe von Seiten des Großen Kurfürsten wegen der Duldung der Labadisten ein fester Beschluß gefaßt

wurde. Der Rath von Herford war während der ganzen Zeit nicht unthätig geblieben. Er hatte nicht nur die ganze Bürgerschaft, sondern auch die lutherischen Geistlichen auf seiner Seite, welche den Fanatismus der Menge von der Kanzel herab anfeuerten, sodaß der Kurfürst es ihnen bei strenger Ahndung untersagen mußte.[58]) Unter diesen Umständen versuchte es der Rath zuerst durch einen höhern Vermittler auf den Großen Kurfürsten einzuwirken. Er wandte sich zuerst an den Statthalter von Kleve, den Fürsten Moritz von Nassau, welcher ihm in seiner Antwort vom 7. Januar 1671 zwar in der Sache unbedingt beipflichtete, indem er in Labadie „keinen abgetretenen, sondern einen wirklichen Jesuiten sehen wollte, der mit Schafskleidern herumginge"; allein weil der Kurfürst einmal aus geistlichen und weltlichen Personen Commissarien zur Untersuchung der Sache bestellt habe, so rathe er ihnen, keine Veränderung zu machen, sondern sich dabei zu beruhigen. Mit mehr Erfolg wandte sich darauf der Rath zu Herford unter dem 24. April 1671 an die Landgräfin und Regentin von Hessen, Hedwig Sophie, die Schwester des Großen Kurfürsten, welche als eifrige Bekennerin der reinen reformirten Lehre bekannt war. Zur bessern Begründung des Verlangens, Labadie baldmöglichst aus Herford entfernt zu sehen, hatte sich der Rath nicht nur mit dem öffentlichen Urtheil der Staaten von Seeland gegen Labadie, sondern auch mit dem Privatgutachten des Raths der Städte Amsterdam, Bremen und Wesel, und außerdem mit dem Gutachten der theologischen Facultät zu Duisburg versehen. Ungeachtet des nahen verwandtschaftlichen und früher auch freundschaftlichen Verhält-

nisses zu der Prinzessin Elisabeth nahm die Landgräfin in diesem Falle doch entschieden gegen sie und für den Rath von Herford Partei. In ihrer Zuschrift an den Großen Kurfürsten vom 29. April 1671 bezieht sie sich auf einen Besuch, welchen sie zu Ende des vergangenen Jahres bei ihrem kurfürstlichen Bruder in Berlin, gerade in dem Augenblicke abgestattet, als dort die Angelegenheit Labadie's zuerst zur Sprache kam und der Kurfürst seine Maßregeln zur Ermittelung des Thatsächlichen getroffen hatte. Mit Bezug hierauf und bei seinem bekannten Religionseifer, heißt es nun, „hätte sie zwar Anstand nehmen müssen, ihn deshalb zu behelligen; dennoch aber habe sie nicht angestanden, das Anliegen der Stadt Herford zu befürworten, zur Beschützung und Präservir- auch Rettung der hierüber beängstigten Unterthanen, sowie zur Verhütung und Abwendung schädlicher Unordnungen und Spaltungen". Des Großen Kurfürsten Antwort vom 28. Mai 1671 lautet in der Form sehr freundlich, indeß die fremde Einmischung bestimmt ablehnend. Es heißt darin: „Wie wir E. L. rühmliche Sorgfalt vor die Erhaltung der reinen Lehre und Abwendung allerhand schädlichen Spalt- und Irrungen mit nicht geringem Vergnügen erkannt haben, so dienet Deroselben zur freund-brüderlichen Antwort, daß wir bisher allen Fleiß angewandt, um zuerst von dieser Leute Lehre und Leben völlige Erkundigung einzuziehen, und weil uns auf gnädigstes Gesinnen unsere sämmtlichen Hofprediger allhie ihre gehorsamste Bedenken und Gutachten dieser Sachen halber eröffnet, so seien wir jetzo im Werk begriffen, etwas beständiges darin zu verfügen, und darin fürnehmlich dahin zu sehen, wie eines Theils allen besorg-

lichen Irrungen, Sekten und Aergernissen vorgebauet, andern Theils durch allzuhartes Verfahren nicht Oel zum Feuer gegossen und das Uebel vergrößert werden möge."

Bevor jedoch die schwierige Angelegenheit in Berlin ihre Erledigung fand, ward ihr diese von einer ganz andern Seite her überraschend schnell gegeben. Der Rath von Herford, von der Erfolglosigkeit seiner Bemühungen bei dem Landesfürsten überzeugt, wandte sich ohne Wissen der Aebtissin durch seinen Syndikus mit einer Beschwerde über die Aebtissin wegen des den Labadisten gewährten Schutzes an das kaiserliche Reichskammergericht nach Speier, doch nicht ohne vorher in einem Schreiben an den Großen Kurfürsten vom 30. Juli 1671 demselben im Allgemeinen eine Andeutung seines Schrittes zu geben. Denn nachdem er wiederholt, daß die Stadt durch die Labadistengemeinde „von Tag zu Tag mehr Schaden leide, durch die zugezogenen Handwerker Alles vertheuert, die Bürgerschaft von der Freiheit verstoßen, den Bürgern die Nahrung entzogen werde"[59]), bemerkt er, der Kurfürst möge es ihm nicht verübeln, daß, da die Aebtissin sich auf ihre Reichsunmittelbarkeit berufe, sie sich dagegen ihres Rechts gehörigen Orts und competenter bedienen werden. Mit einer sonst nicht gewöhnlichen Eile erließ das Kammergericht zu Speier an die Aebtissin von Herford ein in bestimmten und scharfen Worten abgefaßtes kaiserliches Mandat unter dem 31. October 1671, worin ihr bei Strafe von 30 Mark Goldes die Ausweisung Labadie's, seiner Genossen und seines Anhanges aufgegeben wird, und zwar mit Verweisung auf den Reichsabschied von 1529

zu Speier, auf den 17. Artikel des Westfälischen Friedens und endlich auf die zwischen Stift und Stadt Herford im Jahre 1643 errichtete Transaction, wonach den Schöffen der Stadt die Criminalgerichtsbarkeit über das abteiliche Gebiet zugesprochen ward. Die Labadisten werden Wiedertäufer und Quäker genannt, durch deren Aufenthalt im Reiche „große Weiterung, Aufruhr, Empörung und Blutvergießen entstehen möchte"; das Zusammenwohnen der Mitglieder beider Geschlechter unter einem Dache wird als der Ehrbarkeit, gemeinem Bestem, Nutz und Wohlfahrt, auch allen Rechten zuwider genannt. „Die Aebtissin möge hiernach nach Ueberantwortung und Verkündigung dieses Mandats die Sektirer, Quäker und Wiedertäufer sofort hinwegschaffen und ihnen keinen weitern Schutz und Schirm gestatten, endlich aber möge sie selbst sowie Labadie, Yvon und du Lignon, sowie Heinrich und Peter Schlüter auf den sechzigsten Tag nach beschehener Insinuation durch ihren Anwalt vor dem kaiserlichen Anwalt erscheinen und sie für ihr Theil ihren geleisteten Gehorsam dazuthun, wo nicht, außer der Strafe von dreißig Loth Goldes, Privation und Entsetzung aller ihrer kaiserlichen und Reichsprivilegien und sammt den beklagten Quäkern und Wiedertäufern der Reichsacht gewärtig zu sein, wofern sie nicht erhebliche Ursachen und Einrede beibringen könnten." [60])

Die Prinzessin Elisabeth ward durch dieses Mandat keineswegs eingeschüchtert, und nur über den ihr zugefügten Schimpf gegen den Rath von Herford empört und entrüstet. Sie ließ sofort eine Beschwerde beim Großen Kurfürsten gegen den Rath abfassen, darüber, daß er

sich unterstanden beim kaiserlichen Kammergericht „ihre Ehre und Reputation lügenhaft und freventlich anzugreifen und er ihre Person und das Stift in den äußersten Ruin habe bringen wollen. Es sei zugleich ein Angriff auf den Kurfürsten, als ihren nächsten Blutsfreund und Schutzherrn. Der Rath habe den wiederholten Befehl, in der Sache bis auf weitere Ordre zu geruhigen, verachtet, und seiner Pflichten vergessen, zu denen nicht gehöre, in Religionssachen über ihre Nachbarn zu inquiriren, noch weniger einen Pönarproceß bei der kaiserlichen Kammer anzufangen, dafür derselbe nicht gehöre, noch ohne Schaden des ganzen evangelischen Wesens nicht angemaßt werden könne. Der Kurfürst möge seinen Assessoren zu Speier befehlen, ein wachsames Auge zu haben, damit in dieser Sache dem fürstlichen Stift Herford, dem ganzen Religionswesen kein Präjudiz geschähe. Denn sollte die kaiserliche Kammer bemächtigt sein, auf die geringste Denunciation wider unüberführte Ketzer also zu verfahren, so würde kein evangelischer Stand des Reichs seine Religion ruhig besitzen und ein jeder unverschämter Verleumder mächtig sein, denselben zu beunruhigen."

Es braucht kaum gesagt zu werden, daß die Aebtissin die Drohung und Vorladung des Kammergerichts, welches sie, ohne sie zu hören, verurtheilt hatte, verachtete und, unbekümmert um das Aufsehen, welches dieser Proceß im ganzen Reiche verursachte [61]), die Labadisten bis auf Weiteres unter ihrem Schutze behielt. Um sie jedoch vor Verfolgungen sicherzustellen, wies sie ihnen ihr Landhaus einstweilen zum Aufenthalte an, wo die Gemeinde ihre gewöhnlichen Uebungen der Religion und

Frömmigkeit ungestört fortsetzte. Sie selbst aber begab sich gegen den Anfang des Jahres 1672 an den Hof des Großen Kurfürsten nach Berlin, um die Angelegenheit ihrer Schützlinge desto nachdrücklicher zu betreiben. Der Augenblick war ihr nicht günstig. Es war am Vorabend des Krieges, welchen Ludwig XIV. der Republik Holland erklärte, wodurch alle Staatskunst und Sorge auf die große, dem gesammten Deutschen Reiche und seinen eigenen Landen drohende Gefahr gerichtet ward. So erging denn nach geraumer Zeit, unter dem 7. Mai 1672, zwar ein Schreiben des Kurfürsten an den Rath der Stadt Herford, worin er demselben sein „ungnädiges Misfallen" über die beim Reichskammergerichte eingereichte Klage zu erkennen gibt, zum Schluß aber unumwunden bekennt: „Was das ausgewirkte Mandat anlanget, hätte es desselben nicht bedurft, sintemal wir der Sache Rath zu schaffen von selbst geneigt gewesen, und ist unsere Intention und Meinung noch, daß Ihr diesfalls außer Beschwerde gestellet werden sollet, daher Ihr keine Ursache haben könnet, Eure Klage oder Proceß vor kaiserlichem Kammergericht weiter fortzusetzen und Ihre L. ohne Noth zu beunruhigen." Der Rath von Herford muß aber, trotz dieser Ermahnung die Execution des Mandats beim Kammergericht weiter betrieben haben, weil der Kurfürst in einem Rescript aus Köln vom 10. Juni 1672 ihm eine scharfe Warnung zukommen ließ und es wiederholt, daß es ihm, dem Kurfürsten, zum ungnädigsten Misfallen gereiche, daß er ihn nicht allein vorbeigegangen, sondern auch so Beleidigendes gegen die Ehre der Aebtissin in ihrer Klage angebracht hätte.

So war der Stand dieser für den Großen Kurfürsten in seiner vermittelnden Stellung, zwischen der Aebtissin und dem Rath von Herford, in jenem kritischen Augenblicke doppelt schwierigen und verwickelten Angelegenheit, als der freie Entschluß Labadie's und seiner Gemeinde noch vor der Rückkehr der Prinzessin Elisabeth aus Berlin den Kampfplatz zu verlassen, die gewünschte Lösung herbeiführte. An diesem Entschluß hatte hauptsächlich die Furcht vor den vom Rheine her sich annähernden Kriegsunruhen Antheil. Dies erklärt das Fräulein von Schurmann[62]) und fügt hinzu: „Da wir aber schon lange die Rückkehr der Fürstin vom Hofe (zu Berlin) erwarteten, wir aber eine Erweiterung der göttlichen Gnade und des Reiches Christi in diesen gegen seine friedlichen Diener und die heilbringende Verwaltung seines reinen Evangelii undankbaren Landen nicht mehr hoffen konnten, wir auch durch keine Bande gefesselt waren, die uns verpflichtet hätten, den Feind zu erwarten, so bezeugten wir durch ein gemeinsames Schreiben gegen ihre Hoheit unsere Dankbarkeit dafür, daß sie uns zur Zeit unsers Aufenthaltes daselbst beschützt hatte; zugleich gaben wir die Gründe unsers Abzuges an und sagten der Prinzessin selbst und bald darauf ganz Westfalen Lebewohl." Die Verfasserin schließt dieses Capitel mit Betrachtungen, daß Gott diesen Ort ausgewählt hätte, um ihre, das heißt, nach ihrer Ansicht, die wahre Kirche von allen Denjenigen zu trennen, welche zu Amsterdam Gott und die Welt, Christus und Belial oder Gott und Mammon und alles übrige von Gott Abgewandte vereinigen konnten, und ihre Habsucht, Hochmuth und andere Gifte des geistigen Lebens bald mit

dem Göttlichen mischten, während an diesem Orte zu Herford Nichts, weder Handelsgewinn, noch Ehre, noch Vortheil die Mitglieder für sich oder ihre Nachkommen lockte. Sie hätte noch hinzufügen können, daß die Gemeinde auch die Prüfung durch äußere Anfechtungen, allerdings unter dem Schutze einer mit ihnen sympathisirenden Fürstin, wie Elisabeth, mit Glück überstanden hätte.

Die Gemeinde zog am 23. Juni 1672 von Herford aus und ließ nur einige wenige Personen zurück, mit einer ihnen an dem genannten Tage ausgestellten Vollmacht in französischer Sprache, vermöge deren die Bevollmächtigten (es waren Peter Schlüter und seine Frau, Judith von Vries und Wilhelm Buitendik) alle ihre Geschäfte zu erledigen und namentlich die Fortschaffung ihrer Bibliothek und Druckerei zu Schiffe zu besorgen hatten.

Die Labadisten waren bereits seit einiger Zeit von Herford abgezogen, als der Rath von Herford mit einem Schreiben an den Großen Kurfürsten, welcher auf dem Marsche gegen Frankreich begriffen war, mit Glückwünschen für den Erfolg seiner Waffen sich richtete, und mit dem Bemühen, sich wegen der durch die Prinzessin Elisabeth in Berlin gegen sie ausgewirkten Rescripte zu rechtfertigen, zugleich aber auch, gegen die Foderung der Prinzessin, den Syndikus der Stadt, welcher die Klage beim Kammergericht geleitet hatte, abzusetzen, sich verwahrend. Die Klage, führten sie an, sei nach Anhörung und mit Beistimmung von Rath, Beistehern und Amtmeistern, und den dazu gebrauchten Doctoren und Licentiaten abgegangen; die Aebtissin habe das kaiserliche Mandat und seinen Inhalt nicht ihnen, sondern

der Sekte der Labadisten zuzuschreiben. Sie hätten sich keiner Beleidigungen schuldiggemacht, daß sie die Thatsachen angegeben, denn wie aus den Rechten bekannt sei: qui jure suo utitur nemini facit injuriam. Sie verzichten aus Respect zu dem Kurfürsten und aus Liebe des Friedens auf die Erstattung der Kosten, jedoch citra praejudicium und mit dem Beding, daß die gewichenen Labadisten zu der Stadt Herford keinen Rücktritt haben sollten. „Sollten aber", setzen sie hinzu, „der Frau Aebtissin fürstliche Durchlaucht darauf nicht aquiesciren, noch uns des Falls Spruch zu erlassen gemeint sein, erbieten wir uns unterthänigst, coram judicio coepto et competente ihrer fürstlichen Durchlaucht des Rechtens vor zu sein. Getrösten uns auch unserer gerechten Sachen und hierin habenden guten Gewissens. Wollen auch zu Gott hoffen, derselbe werde Ew. churfürstliche Durchlaucht gerechte Waffen dahin gnädigst segnen, daß wir und Dero gesammte Unterthanen darunter sattsamen Schutz und Ruhe haben können." Das Letztere ist nicht ohne Anspielung auf eine im Anfange des Schreibens angeführte, etwas dunkle Drohung, seitens der Aebtissin, gesagt: daß der Kurfürst die Stadt wider die französische Armatur nicht schützen werde, sondern sie, die Aebtissin, durch den Prinzen von Condé und Dero hohe Anverwandte die Stadt protegiren könnte.

Damit endigen diese in den Annalen der Stadt Herford in vieler Beziehung denkwürdigen Vorfälle.

Labadie, die andern Prediger und die Gemeinde nahmen ihren Weg nach Altona, wo kurz vorher durch den König von Dänemark vollkommene Gewissensfreiheit verkündigt worden war. Ein Theil der Gemeinde ver-

weilte kurze Zeit in Bremen, holte aber die Uebrigen später ein. Schon nach zwei Jahren starb hier Labadie, am 13. Februar 1674, nach Spener's Zeugniß: „eines frommen und ruhigen Todes", in dem Alter von 64 Jahren. Die Leitung der Gemeinde übernahm Peter Yvon, welcher dieselbe zwei Jahre darauf, im Jahre 1676, nach Holland zurückführte und eine Niederlassung in dem Dorfe Wieward[63]) bei Leuwarden gründete, welche nach mancherlei innern Spaltungen und Wandlungen ein schwächliches Dasein über ein halbes Jahrhundert fortführte. Hier fand sich im Jahre 1676 William Penn mit Fox auf ihrer Reise durch Holland ein, um einen frühern, aber wiederum vergeblichen Versuch zur Vereinigung der Labadisten mit den Quäkern zustandezubringen. Das Fräulein von Schurmann flößte ihnen besondere Achtung und Theilnahme ein. Diese überlebte die neue Niederlassung nur kurze Zeit, sie starb am 4. Mai 1678 im 68. Jahre, nachdem sie vor ihrem Ende ihre ganze Umgebung entlassen hatte. Ihr Wahlspruch war das Wort des heiligen Ignatius: Amor meus crucifixus sit. Vielleicht hatte sie sich noch von der Hoffnungslosigkeit ihrer frühern Weissagung überzeugt, daß in kurzer Zeit durch Labadie und seine Anhänger, nach der Zerstörung der antichristlichen Welt, das Reich Christi über die ganze Welt sich ausbreiten würde. Die Gemeinde zählte zwar in einigen andern holländischen Orten Sinnesverwandte, konnte aber von jetzt nur ab durch einige Anbequemung an die Foderungen der orthodox-reformirten Kirche sich halten.[64]) Noch immer hatte sie für reiche Frauen und Jungfrauen große Anziehungskraft, unter andern für ein Fräulein

von Dankelmann, welche ihr grosses Vermögen den Labadisten zubrachte, daneben aber auch die Dienste eines Setzers in der Druckerei verrichtete.[65]) Auch die berühmte Blumen- und Insektenmalerin, Maria Sibylla Merian, die Tochter des ältern Merian, zog im Jahre 1684 mit ihrer Mutter und ihren zwei Töchtern zu der Labadistischen Gemeinde, nachdem sie ihren Mann deshalb verlassen hatte.[66]) Dagegen fiel auch das eine und andere ihrer Mitglieder wieder ab, welche sie nachher, wie Dittelbach, in Schriften angriffen. Yvon, welcher bis zu Ende seines Lebens die Sache seiner Gemeinde mit stets rüstigem Eifer vertheidigte, unter Anderm von seinem Standpunkte aus auch gegen Spinoza eine Schrift gerichtet hat, lebte noch in den ersten Jahren des 18. Jahrhunderts, aber krank und hinfällig, sodaß er in der Versammlung zu reden unfähig wurde. So traf ihn mitten in seiner Gemeinde zu Wiewarden der Literator Gottlieb Stolle, welcher in seinem ungedruckten Tagebuche eine ausführliche und anziehende Schilderung seines Besuches hinterlassen hat.[67]) Lange hatte die Gemeinde die Sympathie der Pietisten in Deutschland, zu denen Francke in Halle gehörte, für sich. Was aber weniger bekannt ist: selbst nach Amerika, namentlich nach Neuyork und Surinam hatte die Labadistische Gemeinde Colonien und Missionen zu gründen versucht, doch von geringem Erfolge. Dies sollte erst das Werk einer andern Kirchengemeinschaft, eines viel thatkräftigern Charakters und klarern Geistes werden. Der Mann war William Penn.

Wir haben schon einige male den Namen dieses unsterblichen Mannes angeführt, dessen Geist und dessen

Stiftungen ihn weit über sein Jahrhundert erhoben und ihn zum Bürger einer neuen Zeit, ja recht eigentlich einer neuen Welt gemacht haben. Was indeß in der Geschichte der Institutionen und der leitenden Ideen der neuern Zeit das Andenken William Penn's so glorreich gemacht hat, dies bildete gleichsam nur die exoterische Seite seines Wesens und Strebens: die innere religiöse Quelle desselben in ihrer ersten Springkraft fällt in die Zeit, da Penn mit den übrigen Aposteln des Quäkerthums durch Predigt, durch Sendschreiben und Schriften, zum großen Theil im Gefängnisse abgefaßt, vorzüglich aber auf Reisen das Christenthum nach den Ueberzeugungen seiner Kirche mit feurigem Eifer auszubreiten arbeitete. Doch schon in dieser frühen Periode seines Wirkens wußte Penn den Freisinn eines Weltbürgers mit dem Feuer des religiösen Schwärmers in einem Grade zu vereinigen, welcher seinen künftigen Beruf als Gesetzgeber verkündete. Im Bunde mit Fisher, Keith und Robert Barcley, welche die formlos überkommene Lehre Georg Fox's dogmatisch aus- und durchbildeten, war William Penn ausersehen, die geselligen Elemente der neuen Kirche zu entwickeln und die Gesellschaft zu organisiren. Mit außerordentlicher Schnelligkeit verbreiteten sich die Quäker nicht nur in England und Schottland, sondern auch auf dem Festlande, besonders in Holland und in verschiedenen Theilen Deutschlands und Polens bis nach Danzig. Fast überall war Druck, Verfolgung, Verbannung ihr Schicksal. Da erhob William Penn in seinem Sendschreiben an die Obrigkeiten, die Verfolger seiner Brüder, den Schrei nach Gewissensfreiheit! Entfernt von jeder unerquicklichen theologischen

Polemik, heißt er die Christen sich ihres Namens zu erinnern und in ihren Busen zu greifen. „Das Unkraut und der Weizen (sagt er in seinem Sendschreiben an die Richter von Middelesser im Jahre 1674)[68]) wachsen mit einander bis zum Tage der Ernte. Wir sehen nicht, daß es ein Theil von Christus Religion war, Feuer vom Himmel zu rufen, ungeachtet des Eifers einiger seiner Jünger, den er misbilligte. Sein Schwert ist geistlich, wie sein Reich. Erinnert euch, ich bitte, daß der Glaube ein Geschenk Gottes, und Alles Sünde ist, was nicht aus ihm kommt. Man muß ein Heuchler sein, um Das zu thun, was man in seinem Gewissen nicht thun zu müssen glaubt, oder um nicht zu thun, was man zu thun für seine Pflicht hält. Gebet uns einen besseren Glauben, als der unserige ist, oder laßt uns den, welchen wir haben.... Ich liebe und ehre alle tugendhaften Menschen die verschiedener Meinung mit mir sind, und ich hoffe, Gott wird nach ihrer Aufrichtigkeit Mitleiden mit ihnen haben." Ganz ähnlich schrieb Penn damals an den Rath der Stadt Emden, wo er mit Hinweisung auf das benachbarte Holland unter Anderm sagt: „Der Reichthum eurer Nachbarn und das Gedeihen ihrer Geschäfte lassen wohl einsehen, daß Duldung der guten Politik nicht entgegen ist."

Der Ruf der Frömmigkeit und Großmuth, welchen die Prinzessin Elisabeth als Beschützerin Labadie's und seiner Gemeinde sich erworben hatte, war bis nach England und Holland gelangt, und erregte Georg Fox mit seinen Freunden, unter ihnen William Penn, zu großen Hoffnungen für das Gedeihen ihrer Sache in Deutschland. Zuerst machten sich einige Quäkerinnen, nämlich

Isabella Fella, Fox's Stieftochter, die Gattin Keith's und eine Holländerin von Amsterdam nach Herford auf, um Elisabeth zu besuchen, „jene durch ihren Geist, ihre Wissenschaft und ihre Frömmigkeit berühmte Prinzessin", drückt ein Geschichtschreiber der Quäker sich aus, „welche man zu gleicher Zeit auch die glücklichste und beneidenswertheste Prinzessin ihres Jahrhunderts nennen könnte, wenn die Güter des Geistes und der Seele ohne Rücksicht auf das Glück zu betrachten und zu schätzen sind". [69]) Sie wollten versuchen, ob sie durch ihre Anrede und ihre Schriften etwas ausrichten könnten, was zum Nutzen und Segen ihrer Religion und Gesellschaft ausschlug. Fox, in der Voraussetzung, daß der Ruf seines Namens zu dieser Prinzessin gelangt sei, wie er bereits in England verbreitet war, gab diesen Frauen einen Brief mit, den sie der Aebtissin in seinem Namen übergeben sollten, um den Frauen leichter Eingang zu verschaffen und ihren Reden ein größeres Gewicht zu verleihen. In diesem Briefe gebrauchte Fox eine feinere Schreibart, als er sonst pflegte, und entsagte jener früher gebräuchlichen, bäurischen und rohen Weise, womit er die hochgestelltesten und edelsten Personen wie den gemeinen Mann und Lastträger behandelte, sondern in so schmeichelhaften Worten, als er vermochte, redete er die Fürstin an, grüßte sie und mit vielen Worten pries er ihre Frömmigkeit und Bescheidenheit, als einer Fürstin würdige Tugenden, und lehrte, wie sehr zu diesen Zeiten alle Menschen von solchen Pflichten abwichen, und wie nothwendig es sei, bei dem gegenwärtigen Stande der Kirche, an diesen Dingen festzuhalten; zuletzt ermahnte er die Fürstin, wie sie von selbst an diesem Werke thätig sei, in demselben fortzu-

fahren. Als die Frauen am Hofe der Prinzessin anlangten und um eine Audienz baten, wurden sie von ihr, deren Menschlichkeit und Sanftmuth so groß war, daß sie auch dem ganz Tiefstehenden und Demüthigsten, der sie um eine Unterredung bat, sie nicht abschlug [70]), bald zugelassen und mit gütigen Mienen angehört. Vorzüglich erfreute sie sich an den Reden der Isabella, welche von einer großen Anmuth des Gesichts und der Stimme war. Nachdem sie ihnen Gehör gegeben, entließ sie dieselben mit einer kurzen und bündigen Antwort. Auf das Schreiben des Fox gab sie ihnen folgende in englischer Sprache abgefaßte Antwort mit: „Ich kann, theurer Freund, nicht umhin, Diejenigen aufrichtig zu lieben, welche unsern Herrn Jesus Christus liebhaben, und denen nicht nur die Gnade, an ihn zu glauben, sondern auch die, für ihn zu leiden vergönnt ist. Aus diesem Grunde war mir Ihr Brief und der Besuch Ihrer Freundinnen gleich sehr angenehm, ich werde ihrer beider Rath solange befolgen, als Gott mir Licht und Salbung [71]) gewähren wird. Indessen bleibe ich Ihre affectionirte Freundin Elisabeth."

Im Jahre 1676 setzte sich William Penn durch einen von London aus geschriebenen, sehr ausführlichen Brief in Verbindung mit der Prinzessin Elisabeth, in welchem er ihr und zugleich einem ihrer Stiftsfräulein, der Gräfin Anna Maria von Horn, welche die besondere Achtung und Freundschaft der Prinzessin besaß, die Tröstungen der Religion verhieß und sie zur Standhaftigkeit und Ausdauer auf dem Wege, auf welchen die Vorsehung sie gelenkt, ermunterte. [72]) Dieses Verhältniß zu der Prinzessin knüpfte er in einem Augen-

blicke an, welcher die ganze Zukunft seines religiösen und staatsbürgerlichen Lebens begründete. Penn wurde Bevollmächtigter in Angelegenheit der Ansiedelungen in Neu-Jersey in Nordamerika und Urheber einer Verfassung für den daselbst durch Vergleich zwischen den verschiedenen Theilnehmern gestifteten Staat.[73]) Die Grundzüge dieser Urkunde athmen ganz den Geist des künftigen Gründers und Gesetzgebers Pennsylvaniens. Es befinden sich darin schon Sätze wie folgender: Niemand soll in der Ausübung seiner Religion belästigt werden. Niemand darf wegen Schulden verhaftet werden u. s. w. Durch diese und ähnliche Bestimmungen hoffte Penn für künftige Zeiten einen Grund gelegt zu haben für Diejenigen, „welche ihre Freiheit als Menschen und als Christen begriffen, und bei deren Befolgung sie nur mit ihrer eigenen Bewilligung in Sklaverei fallen konnten".

Während diese Entwürfe ihn beschäftigten, wurde gleichzeitig Penn's Sorge auf seine Brüder auf dem Festlande gelenkt, und er bereitete sich zu einer Reise nach Holland und Deutschland vor. Er wollte, wie es heißt, mit vielen „suchenden Personen" sich in Gemeinschaft setzen, um sie zur Erkenntniß Desjenigen, was ihm die Wahrheit war, zu führen. Dies war ihm schon auf einer frühern Reise nach dem Festlande gelungen, sodaß viele der neuen Brüder ihm von verschiedenen Seiten Einladungen zukommen ließen. Im Begriffe, die Reise zu unternehmen, erhielt Penn folgendes Schreiben von der Prinzessin Elisabeth, als Antwort auf seine vorher erwähnte Zuschrift[74]): „Gegenwärtiges, mein Freund, wird Sie in Kenntniß setzen, daß ich Ihre beiden Briefe

empfangen habe, sammt Ihren Wünschen, daß ich mir jene Tugenden aneignen möchte, welche mich zu einem würdigen Nachfolger unsers großen Königs und Heilands machen können. Was ich zu Gunsten seiner treuen Jünger gethan habe, wiegt keinen Becher Wassers auf, weil es ihnen keine Erfrischung gewährt. Auch hoffte ich keine Frucht von meinem Briefe an die Herzogin von L., wie ich es zur selben Zeit gegen B. Furley aussprach.[75]) Doch da Robert Barclay wünschte, daß ich schriebe, so konnte ich es ihm nicht abschlagen, noch eines der Dinge unterlassen, was er seiner Freiheit für vortheilhaft erachtete, obschon Dies mich dem Gespötte der Welt aussetzen mußte. Doch Dies kann nur ein sittlicheres Wesen erreichen: die wahre innere Gnade fehlt noch Ihrer affectionirten Freundin Elisabeth."

In der Begleitung mehrer Quäker, unter ihnen Georg Fox und Robert Barclay, trat Penn im Jahre 1677 seine Reise nach Holland und Deutschland an. (Dies war seine zweite Reise dahin; die erste fiel in das Jahr 1671, in die Zeit, als Labadie und seine Gemeinde in Herford Schutz fand. Damals kam Penn noch nicht an den Hof der Aebtissin.[76])) Sie hielten in Rotterdam, Leyden, Amsterdam und andern Städten geistliche Versammlungen, in welchen nach Penn's kräftigem Ausdruck „die Heilige Schrift gepredigt, die Todten auferweckt und die Lebenden gestärkt wurden". Während Fox in Amsterdam zurückblieb, begab sich Penn mit Barclay über Naerden nach Osnabrück, wo Penn sechs Jahre vorher in demselben Gasthofe übernachtet hatte. Den andern Tag gelangten sie nach Herford, wo sie drei Tage verweilten. Der folgenden Schilderung ihres dor-

tigen Aufenthalts liegt das eigene Tagebuch Penn's zu Grunde: [77])

„Den nächsten Morgen um sieben Uhr [78]) begaben sie sich in das Zimmer der Prinzessin und wurden von ihr wie von der Gräfin von Horn mit so außerordentlichem Ausdruck von Güte empfangen, daß sie tief davon ergriffen wurden. Dieses Benehmen auf Seiten von Personen auf einem so erhabenen Standpunkt bestärkte ihre Hoffnung, daß der große Tag der Wiederherstellung des Christenthums nahe gekommen wäre. Penn, von diesem Gefühle getragen, erhob sich selbst als ein Prediger vor ihnen. Seine Brüder folgten ihm in gleicher Weise, sodaß dieser Besuch, welcher in der That eine religiöse Versammlung war, bis gegen elf Uhr dauerte. Beim Weggehen wurden sie zum Mittagessen eingeladen; sie entschuldigten sich jedoch. Nachmittags kehrten sie in das Schloß zurück, wo nicht nur die Prinzessin und die Gräfin, sondern auch einige Andere bereit waren sie zu empfangen. Eine gottesdienstliche Versammlung begann darauf, nach dem Brauche der Quäker. Bei dieser Versammlung, sagt Penn, war es, daß der Herr in einer sichtbaren Weise zu erscheinen begann. Die Zuhörer waren sehr davon ergriffen worden, wie sie nachher erfuhren. Die Prediger waren es auch nicht minder; denn als die Versammlung zu Ende war (sie dauerte bis sieben Uhr Abends) kehrten sie nach Hause mit Herzen voll von Danksagung für die ihnen an diesem Tage gewährten Wohlthaten."

„Der nächste Tag war einer von denjenigen, an welchem die Prinzessin Eingaben und Bittschriften empfing, daher wurden sie erst um neun Uhr zur Audienz

zugelassen. Eine Versammlung wurde darauf gehalten, bei welcher alle Unterbedienten ihres Hausstandes den Befehl hatten zugegen zu sein. Nachmittags besuchten sie sie wiederum. Während dieses Besuches erfüllte W. Penn ein Versprechen, welches er am Morgen gethan hatte, nämlich eine Geschichte seiner Bekehrung zu geben, und dabei in alle die Aengstigungen und Tröstungen, welche er bei dem Verfolgen seiner religiösen Bekenntnisse erfahren hatte, einzugehen. Er begann demnach; doch ehe er seine Erzählung geendet hatte, wurde die Abendmahlzeit angekündigt. Sie gingen also in ein anderes Zimmer. Zwei Personen waren dabei gegenwärtig, welche sie bei den frühern Gelegenheiten nicht gesehen hatten: eine Schwester der Gräfin von Horn und eine französische Dame. Nach dem Abendbrot kehrten sie in das vorige Gemach zurück. Penn nahm seine Geschichte wieder auf und setzte sie fort, und um elf Uhr nahmen er und seine Freunde Abschied und gingen in ihre Herberge zurück."

„Am dritten Tage versammelten sie sich wieder zum Gottesdienst, wobei durch eine vorher getroffene Einrichtung nicht nur die Leute des Hauses, sondern auch einige von den Einwohnern der Stadt gegenwärtig waren. Diese Versammlung, sagt Penn, begann mit einer gewichtigen Uebung und Arbeit im Gebete, daß Gott an diesem Tage seinen Namen groß machen sollte: und durch seine eigene Macht (dies sind die eigenen Worte Penn's) machte er einen Weg zu ihren Gewissen und ließ seine erweckende Trompete in ihr Ohr erschallen, daß sie erkennen möchten, daß es Gott war, und daß keiner ihm gleich wäre... Ja, diese erquickende Macht und das Leben Jesu setzte sie in Bewegung, und

erreichte sie; und Kraft von Dem, in welchem die Gottheit leiblich wohnt, ging aus und ergoß segensreich auf uns sein eigenes himmlisches Leben, süßer als der reine Weihrauch, ja süßer als die süßduftenden Myrrhen, welche von einer weiten Gegend kommt. Und wie es begann, so blieb es in seinem Fortgange und endigte auch so. Und wie die von ihm beschriebene Wirkung groß war, sowol bei den Predigern, als bei den Zuhörern, so war sie es bei keinem mehr, als bei der Prinzessin, welche so ergriffen ward, daß, als sie nach der Versammlung an Penn heranging, um Abschied von ihm zu nehmen, sie kaum einen Ausdruck für ihre Worte finden konnte. Sie sagte nur so viel: Werden Sie nicht wieder hierher zurückkommen? ich bitte, reisen Sie bei Ihrer Rückkehr aus Deutschland hier durch. Penn antwortete: Wir stehen unter den Befehlen des Herrn, und da wir also von ihm abhängen, so können wir es nicht gewiß versprechen.[79]) Hierauf beurlaubten sie sich und verließen Herford."

Robert Barclay ging nach Amsterdam zurück, Penn aber, mit den übrigen Quäkern, begab sich nach Paderborn und von da nach Kassel, wo Viele sie zärtlich und liebevoll empfingen. Unter diesen war Dureus (Dury), damals ein Greis von 77 Jahren, dessen oben bereits gedacht wurde, ein Mann, drückt Penn sich aus, welcher seine Gelehrsamkeit und Schultheologie gegen den Unterricht des Heiligen Geistes vertauscht hatte. Von hier begaben sie sich nach Frankfurt am Main und hielten in den zwei Tagen ihres Aufenthalts in den Häusern von Privatpersonen Versammlungen, welchen Calvinisten und Lutheraner beiwohnten und be-

kehrt wurden. Zu denen, welche ihnen ihr Haus öffneten, gehörte das Fräulein Johanna Eleonora von Merlau, dieselbe, welche nachmals, als Gattin des mystischen Theologen Wilhelm Petersen, durch mehre in die religiöse Mystik einschlagende Schriften sich einen Namen erwarb. Beide Gatten waren Mitglieder des Pegnitzischen Blumenordens, in denen mancherlei Schwärmerei sichtbar war. [80]) Sie empfing Penn mit den Worten: „Mein Haus steht Ihnen offen, Alle, welche kommen wollen, mögen hereintreten, sie können es ohne Furcht thun.“ [81]) Von Frankfurt ging Penn nach Griesheim, einem nahe bei Worms gelegenen Dorfe, wo mehre von den „Freunden“ wohnten, welche in der Folge nach Pennsylvanien zogen und sich daselbst niederließen. Schon früher hatte der Kurfürst von der Pfalz, der Bruder der Prinzessin Elisabeth, aus Neugier den Quäker Ames bei seinem Ausfluge in die Pfalz zu sich rufen lassen und sich wohlwollend gegen ihn bezeigt. [82]) Dieser zwar weltlich gesinnte, aber seiner Zeit voraneilende Fürst hatte gleich bei dem Antritt seiner Regierung Gewissensfreiheit zum Staatsprincip erhoben und ihm die ausgedehnteste Anwendung gegeben. Penn und seine Freunde gingen jetzt nach Manheim, um ihn zu sprechen und für ihre Brüder in Griesheim gegen den Prediger im Orte, sowie die katholischen Priester von Worms und den Bürgermeister des Ortes, seinen Schutz zu suchen. Sie fanden ihn jedoch nicht und kehrten nach Griesheim zurück; hier gelang es Penn, dem Bürgermeister die Vorurtheile gegen seine Kirche zu benehmen. Er schrieb von hier aus einen Brief an die Prinzessin Elisabeth und die Gräfin von Horn zu ihrer Aufmunterung. Dann nahm er

seinen Rückweg über Frankfurt und Köln nach Amsterdam. In Köln erhielt Penn einen Brief von Elisabeth, als Antwort auf den, welchen sie von ihm aus der Pfalz erhalten hatte. Dieser Brief lautet [83]): „Liebster Freund. Mit großer Freude hab' ich Ihren von Freundschaft, guten Wünschen und Rathschlägen erfüllten Brief erhalten; ich will diese letztern befolgen, wenn mir Gott Licht und Stärke genug dazu gibt. Was ich zu meinem Vortheil sagen könnte, ist sehr unbedeutend, denn ich kann Nichts durch mich selbst thun, aber ich hoffe, der Herr wird mich in seiner Zeit, auf seinem Wege zu seinem Ende leiten und ich werde das Feuer nicht fürchten. Ich harre mit Sehnsucht auf ihn und ich hoffe, er wird, hat er meine Wege erst bestätigt, die Macht mir geben, das Kreuz, das ich auf ihnen finden werde, tragen zu können. Es freut mich sehr, daß Ihre Reise glücklich vonstattengegangen und die schlimme Witterung, die Sie ausgestanden haben, Ihnen nicht beschwerlich gefallen ist; ebenso vergnügt bin ich über Ihren Empfang in Kassel, Frankfurt und Griesheim. Nichts war mir so auffallend, als was Sie mir von dem guten alten Dury melden, von dem ich mir umsoweniger eine solche Redlichkeit vermuthete, da er kurz zuvor ein Buch unter dem Titel: „Der wahre Christ" bekanntgemacht hatte, worin er ganz anders spricht. [84]) Es wird mich sehr freuen, wenn ich höre, wie man Sie in Friedrichsburg aufgenommen hat, und kommt dieser Brief zeitig genug nach Kleve, um Ihnen noch eingehändigt zu werden, so wünschte ich, Sie richteten es so ein, daß Sie die zwei Prediger zu Mülheim sprechen könnten, welche den Herrn in der Wahrheit suchen, aber so, wie

die Gräfin daselbst, etwas gegen Ihre Lehre eingenommen sind. Es wäre eine grosse Wohlthat für meine Familie, wenn es möglich wäre, sie aus ihrem Irrthum zu reißen. Doch des Herrn Wille geschehe, sowol hierin, als in Allem, was Bezug hat auf Ihre aufrichtige Freundin in Jesu Christo, Elisabeth." 85)

Nachdem Penn seinen Aufenthalt in Holland beendigt hatte (seines Besuchs bei der Gemeinde der Labadisten in Wiewart und seiner Unterredung mit Yvon, du Lignon und dem Fräulein von Schurmann ist schon gedacht worden), kehrte er über Emden zu einem zweiten Besuche nach Herford zurück, wo er mit derselben Güte wie früher empfangen wurde. 86) Unter den Personen, welche er diesmal an dem Hofe der Prinzessin traf, war der Graf von Dhona. Es kam bald zu einem Gespräch zwischen ihnen. Die Gegenstände desselben waren die Natur und der Zweck des Christenthums, und die Wege, welche zu der ewigen Ruhe führen. Beide kamen nach einer kurzen Debatte überein, daß Selbstverleugnung und Abtödtung und der Sieg darin die Pflicht eines jeden wahren Christen und mithin sein Geschäft sein müßte. Penn gab hierauf dem Grafen einen Bericht über seine Zurückziehung von der Welt, er erklärte seine Beweggründe dafür und die Nothwendigkeit eines inwendigen Werkes. Hierauf fiel die Unterhaltung durch die Anregung des Grafen auf die Gewohnheit, den Hut als ein Zeichen von Ehrerbietung abzunehmen. Penn bemühte sich zu beweisen, daß diese Gewohnheit ein Unkraut von Entartung und Abfall wäre, eine fleischliche und irdische Ehre, und die Wirkung sowol als das Vergnügen eines eitlen Gemüths. Er zeigte hierauf, worin die aufrichtige und

dienstfertige Ehrerbietung bestehe, welche die Wahrheit an ihre Stelle gesetzt [87]); und schliesslich ermahnte er ihn zur Einfachheit und Demuth des Geistes. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß er während dieses Aufenthalts in Herford seine religiösen Versammlungen hielt, und mit derselben Freundschaft und Aufmerksamkeit wie früher behandelt wurde. Marsillac berichtet: Die Prinzessin wurde von seinen Reden so gerührt und durchdrungen, daß sie sagte: Ich bin völlig überzeugt, aber ach, meine Sünden sind zu groß. Dies gab Penn Gelegenheit, die Prinzessin und die Gräfin, jede besonders, über ihre verschiedene Lage zu sprechen, welches einen tiefen Eindruck auf ihre Gemüther machte. Die Prinzessin nöthigte ihn zur Abendtafel. Bei der Gelegenheit sagte sie: Es ist sehr schwer, die Grundsätze zu befolgen, davon man überzeugt ist, ich fürchte, die Kraft meines Geistes ist nicht stark genug. Ein andermal sagte sie zu Penn: Es steht in einigen meiner Bücher geschrieben, das Evangelium sei ursprünglich aus England nach Deutschland gebracht worden, und dies ist auch heute der Fall. Bei dem Abschiede, welcher diesmal für das Leben war, war Penn tief gerührt. „Ich kann ihre letzten Worte beim Abschiede nicht vergessen", schreibt Penn in einem dem Andenken der Prinzessin gewidmeten Capitel [88]); sie sagte: „Erinnern Sie sich meiner, obschon ich in so großer Entfernung von Ihnen lebe und Sie mich niemals wiedersehen werden. Ich danke Ihnen für diese schöne Zeit, und ich weiß und bin gewiß, daß, obgleich meine Stellung mich mannichfachen Versuchungen unterwirft, meine Seele starke Sehnsucht nach den besten Dingen fühlt." Indem Penn der

Prinzessin Lebewohl sagte, fiel er auf die Knie und rief den göttlichen Segen für ihre Erhaltung an. Darauf ermahnte er die Gräfin, ihre Gesellschafterin, zärtlich, als diese ihn um seine Gebete für ihr Heil ersuchte. Zunächst richtete er sich an die schon erwähnte vornehme französische Dame und bat sie, in Dem, was sie wüßte, gläubig und beständig zu sein. Dann sprach er mit den Uebrigen und gab Jedem solche Rathschläge, welche er seiner besondern Lage angemessen erachtete.

Penn ging von Herford, über Düsseldorf und Köln nach Holland zurück und traf mit Georg Fox in Amsterdam wieder zusammen, in dessen Begleitung er kurz darauf, nach einem glücklich überstandenen großen Sturme, nach England zurückkam. In London fand Penn einen Brief der Prinzessin Elisabeth vor, als Antwort auf ein Schreiben, das er auf der Rückreise an sie erlassen hatte. Elisabeth schrieb von Herford am 29. October 1677 [89]): „Lieber Freund! Ich bin sehr gerührt über die besondere Theilnahme, welche Sie für mein ewiges Glück zeigen, und ich werde jeden Artikel des mir gegebenen Rathes reiflich überlegen, um mich so sehr als möglich darnach zu richten; aber die Gnade Gottes muß mir zu Hülfe kommen, denn er nimmt, wie Sie selbst sagen, Nichts an, als was von ihm kommt. Wenn ich mich auch von allen Gütern der Erde entledigt haben werde, und doch Das zu thun unterlasse, was er über alles fodert, d. h.: Alles in seinem Sohne durch seinen Sohn zu thun, so werde ich doch nicht besser sein, als ich jetzt bin. Vor Allem muß ich ihn in meinem Herzen herrschend fühlen, und dann thun, was er von mir begehrt, aber ich bin unfähig, Andere zu unterrichten, da ich nicht selbst von

Gott unterrichtet bin. Machen Sie meine Empfehlungen an G. F.., B. F....., G. K....[90]) und an meine liebe Getrud. So lange Sie nicht schlechter als in Ihrer Nachschrift schreiben, werde ich Sie zu lesen im Stande sein. Glauben Sie nicht, daß ich mich von Dem lossagen will, was ich Ihnen am Abend vor Ihrer Abreise sagte; ich mache nur einen Aufschub, bis ich es auf eine Art thun kann, um Gott und den Menschen Rechenschaft davon geben zu können. Ich kann Ihnen nicht mehr schreiben, sondern empfehle mich in Ihr Gebet und bin Ihre aufrichtige Freundin Elisabeth. Nachschrift. Ich vergaß Ihnen zu sagen, daß meine Schwester (Sophie) mir geschrieben hat, sie würde sehr vergnügt gewesen sein, wenn Sie bei Ihrer Rückkehr von Amsterdam durch Osnabrück gekommen wären. Auch wünscht ein gewisser Drossard von Limburg, nicht weit von hier, dem ich ein Exemplar von Robert Barclay's Apologie gegeben habe, sehr, einige Freunde sprechen zu können."

Penn erhielt bald darauf einen andern Brief von der Prinzessin, als Antwort auf ein Schreiben, welches er von Briel, auf der Insel Voorne, als er auf dem Punkte stand, von Holland nach England überzusetzen, an Elisabeth erlassen hatte, und aus welchem wir das Wesentliche hier einschalten. Penn schrieb: „Gegrüßet sei die Prinzessin Elisabeth im Kreuze, Amen! Liebe und verehrungswürdige Freundin, meine Seele wünscht mit Wärme deine ewige und zeitliche Wohlfahrt, die darin besteht, jetzt den Willen Gottes auf der Erde zu thun, wie er im Himmel geschieht.... Ich konnte dieses Land nicht verlassen, ohne dir das Andenken an die

herablassende und geneigte Aufnahme an deinem Hofe zu bezeugen, welches ich in meiner Seele nähre. Der Herr Jesus vergelte dir's: Gewiß, er bewahrt etwas von seinem Segen für dich auf; beharre, bleibe standhaft, triumphire und du wirst erben.... Deine Angelegenheit werde ich mit allem Fleiß und aller mir möglichen Discretion betreiben und dir in meinem ersten Briefe Rechenschaft davon geben, wenn es anders dem Herrn gefällt, mich gesund und wohl nach London kommen zu lassen. Alle meine Brüder befinden sich wohl und bieten dir ihre aufrichtige Ergebenheit dar, dir und allen deines Hauses, die mit dir Jesum, das Licht der Welt, lieben. Du hast mich vergessen gelehrt, daß du eine Prinzessin bist, daher bediene ich mich der mir verliehenen Freiheit... Grüße die Gräfin von meinetwegen, und mache ihr, wenn es dir gefällig ist, meine Empfehlungen bei Ueberreichung der Einlage. Liebe Prinzessin, widersetze dich ihrer Neigung nicht, sondern hilf ihr vielmehr. Es ist möglich, daß Gott Dinge von ihr fodert, die er, in Betracht deiner Umstände in der Welt, von dir noch nicht fodert. Laß sie völlig frei, vielleicht ebnet ihre Freiheit den Weg zu der deinigen. Nimm, ich bitte dich, was ich dir sage mit jener reinen und himmlischen Achtung und Liebe auf, durch welche ich dir so einfältig schreibe... Nachschrift. Ich verweise dich auf einige Stellen des inliegenden Briefes. Wir haben Gichtel [91]) und Hoffmann besucht und sie haben uns einen Gegenbesuch abgestattet. Sie waren bei einer oder zwei unserer Versammlungen in Amsterdam gegenwärtig. Vale in aeternum!"

Die Antwort der Prinzessin auf diesen Brief lautet

wie folgt: (16. November 1677.) „Lieber Freund, Ihren Brief, der im Augenblicke Ihrer Abreise nach England geschrieben zu sein scheint, habe ich erhalten. Möchte sie glücklich sein! Er ist ohne Datum, aber nicht ohne Tugend, um mich aufzumuntern, den Willen Gottes zu thun und zu leiden. Ich kann mit Aufrichtigkeit und Wahrheit sagen: Dein Wille geschehe, o Gott, weil ich es von ganzem Herzen wünsche, aber ich kann nicht mit Lauterkeit sagen, daß ich jene Lauterkeit besitze, die seinen Augen annehmlich ist. Mein Haus und mein Herz werden Denen immer offen stehen, die ihn lieben. Sichtel war sehr vergnügt über die Conferenzen, die Sie miteinander gehabt haben. Was meine Angelegenheit betrifft, so wird sie glücklich von stattengehen, jenachdem es Gott gefällig sein wird. Ich bin in ihm Ihre affectionirte Freundin Elisabeth."

Welches die Angelegenheit gewesen sein mag, welche die Prinzessin Elisabeth in London durch Penn besorgt zu haben wünschte, darüber wird sich weiterhin der Anlaß darbieten eine Vermuthung auszusprechen.

Penn brachte jetzt einige Jahre in England in ununterbrochener Arbeit für die Sache, welcher er sein Leben widmete, zu. Seine Freundschaft mit der Prinzessin Elisabeth ward nur durch ihren Tod unterbrochen.

Das Wenige, das uns von ihrem Briefwechsel mit Penn erhalten ist, möchte hinreichen, uns in das wahre Verhältniß der Prinzessin zu jenen so ausgebreiteten, in sich selbst so mannichfaltigen und dabei doch wieder so innig verwandten Erscheinungen des geistigen und religiösen Lebens einzuweihen, welche unter dem Na-

men Mysticismus und Schwärmerei früher nur als ein aus dem Leibe der Kirche sich ausscheidender Krankheitsstoff angesehen und beurtheilt wurde. Soviel sahen wir, die Prinzessin war weder Labadistin noch Quäkerin, obschon sie beiden Vereinen nicht nur äußern Schutz sondern auch innere Theilnahme bezeigte und William Penn sich einen Augenblick Hoffnung gemacht zu haben scheint, sie eines Tages zu den Seinen zählen zu können. Was sie zu einer Freundin von Penn und Labadie und der ganzen Familie der Mystiker und Erweckten macht, ist die Anerkennung einer von ihr geahnten höhern Befriedigung, für welche in ihr aber noch keine Stätte bereitet war. Sie wird durch eine unendliche Sehnsucht nach der Seite, wo ihre Freunde stehen, hingezogen; aber immer fühlt sie eine Schranke zwischen sich und ihnen bestehen. Dazu kommt, wie bei allen feiner organisirten Naturen, eine geschärfte Empfänglichkeit eines jeden geistigen, auf sich selbst beruhenden Lebens; so kann selbst Gichtel, welchen Kanne in seinen „Lebensbeschreibungen erweckter Christen" einen sonderbaren Heiligen nennt, ihr eine gewisse Theilnahme abgewinnen. Gewiß ist, daß diese Sympathien bei ihr aus dem tiefsten Grunde einer gediegenen christlichen Frömmigkeit, verbunden mit der wärmsten und zartesten Menschenliebe herflossen. Bei dem Adel ihrer Gesinnung konnte Elisabeth wol auch in dem Hochmuth eines Labadie nur die Wirkung des reinsten Glaubens erblicken, während sie an echtem Gottvertrauen über ihm stand. [92])

In den letzten Jahren ihres Lebens kam Elisabeth noch mit den beiden größten Denkern ihrer Zeit nach Descartes (Spinoza ausgenommen, der, wie es scheint,

ihr fremd blieb, obgleich ihr Bruder, der Kurfürst Karl Ludwig, dem Philosophen einen Ruf an die Universität Heidelberg im Jahre 1676 zukommen ließ, den Spinoza jedoch ablehnte) in nähere Beziehung: mit Malebranche und Leibniz. Mit Beiden stand sie in Briefwechsel; doch ist uns zur Zeit Nichts als die Hindeutung darauf gegeben. Bei Ersterm war es zwar wieder die Verwandtschaft seiner Philosophie und Theologie mit der Mystik, welche Elisabeth zu ihm hinzog. Gleich den Mystikern lehrt nämlich auch Malebranche [93]): „der Geist soll alle Dinge nach seinem innern Lichte, mit Verwerfung der falschen und verwirrten Zeugnisse der Sinne und der Einbildungskraft beurtheilen, und wenn er nach dem reinen Lichte der Wahrheit über alle menschlichen Wissenschaften urtheilt, so wage ich zu behaupten, daß alle diese von ihm zu verachten, die aber, welche uns lehrt was wir sind, allen übrigen vorzuziehen ist..... Durch die bloße Aufmerksamkeit des Geistes wird die Wahrheit entdeckt und die Wissenschaft gelehrt, da die Aufmerksamkeit in der That Nichts ist, als die Hinkehrung zu Gott, ihrem einzigen Lehrer, von welchem wir in aller Wahrheit gelehrt werden können durch das bloße Offenbarwerden seiner Substanz..... Dies Alles ist in den einen Satz zusammengefaßt: Wir sehen alle Dinge in Gott. Nur in Gott, der das Licht der Geister ist, können wir Erkenntniß finden."

Durch die Vermittelung der Prinzessin Elisabeth geschah es, daß Leibniz zu Anfang des Jahres 1679 Kenntniß von Malebranche's „Christlichen Unterhaltungen" [94]) erhielt. Diese Schrift, welche Malebranche auf Bitten der Herzogin von Chevreaux verfaßte,

hatte den doppelten Zweck, seine Philosophie populair zu machen, und vor Allem die Harmonie seiner Philosophie mit dem Christenthum aufzuzeigen. Leibniz schrieb darüber an Malebranche vom 13. Januar 1679[95]) (er war seit zwei Jahren im Dienste des Herzogs Johann Friedrich von Hannover): „Ich habe Ihre „Christlichen Unterhaltungen" durch die Gunst der Prinzessin Elisabeth erhalten, einer Prinzessin, die ebenso berühmt ist durch ihre Wissenschaft wie durch ihre Geburt. Sie urtheilt sehr günstig davon, wie denn in der That viel sehr Geistreiches und Gediegenes darin enthalten ist." Minder günstig urtheilten aber rechtgläubige Katholiken, wie Bossuet und Arnauld, welche die Lehre Malebranche's für eine gefährliche Neuerung erklärten, während Leibniz in ihm höchstens den Philosophen, der im Wesentlichen über Descartes nicht hinausgekommen war, zur Rechenschaft zog. Wird uns in Zukunft sein Briefwechsel mit Elisabeth, wie wir hoffen, nicht vorenthalten, so werden wir daraus am reinsten und vollständigsten erfahren, welches Verhältniß zur Philosophie überhaupt und zu der ihres Lehrers Descartes im Besondern die Prinzessin am Abend ihres Lebens festgehalten hat. Dasselbe gilt von den zwischen Elisabeth und Malebranche gewechselten Briefen.[96])

Fern von aller gleißenden Frömmigkeit und Ueberspannung hörte endlich Elisabeth auch in Herford niemals auf, gediegene Wissenschaft und Literatur zu schätzen. Die Bibliothek der Abtei wurde durch ihre gelehrte Aebtissin, welche dazu ihre ausgebreitete Bekanntschaft mit den Gelehrten aller Länder benutzte, mit schätzbaren Handschriften und seltenen Büchern bereichert, deren

Verlust in Folge der Säcularisation des Stiftes in neuester Zeit nicht genug beklagt werden kann.[97]) Der Abend ihres Lebens war glücklich zu nennen, wäre er nicht durch die Zustände in der Familie ihres Bruders, des Kurfürsten, mannichfach getrübt worden. Dieser hatte seine ihm angetraute zweite Gemahlin, die Raugräfin im März 1677 durch den Tod verloren, und da der Kurprinz ohne Erben blieb und sein Stamm zu erlöschen drohte, so suchte Karl Ludwig seine in Kassel lebende Gemahlin Charlotte zur Scheidung zu bewegen. Da nun im Juni dieses Jahres Elisabeth das Bad zu Schwalbach gebrauchte, reiste der Kurfürst Karl Ludwig zu einer Unterredung mit ihr dorthin. Es gelang ihm, seine Schwester für seine Wünsche zu gewinnen, und sie übernahm es, zwischen ihm und seiner beleidigten Gattin als Vermittlerin aufzutreten.[98]) Doch ihre Verwendung scheiterte an dem festen Willen der Kurfürstin, wiewol der Kurprinz, der in einer kinderlosen Ehe lebte, durch die Absendung seines Erziehers, Paul Hachenberg, an seine Mutter den Versuch wiederholte, den jene aber in Uebereinstimmung mit dem Landgrafen Karl von Hessen[99]) mit Entrüstung vonsichwies. Das Aussterben der Simmernschen Linie mit allen den betrübenden Folgen, der Kriege von 1688 und 1689, war somit über die unglückliche Pfalz verhängt. Mit Hinblick auf diese Lage durfte Elisabeth sich wol den Entwürfen ihres Bruders geneigt zeigen, wenn sie schon früher gegen ihn auf die Seite seiner Gattin getreten war; doch konnte es nicht fehlen, daß Kälte und Mistrauen an die Stelle der frühern innigen Bande zwischen sie und ihre Verwandte in Kassel traten. Die Landgräfin,

welche schon in der Labadistischen Angelegenheit durch die dem Rathe von Herford bei ihrem Bruder, dem Großen Kurfürsten, gewährte Unterstützung gegen Elisabeth Partei genommen hatte, machte die Sache ihrer Schwägerin Charlotte umsomehr zu ihrer eigenen, als auch ihr Bruder, wie ihr Schwiegersohn, der König Christian V. von Dänemark, sich gegen den Kurfürsten von der Pfalz erklärten. In ihren Briefen an den Grafen von Schwerin spricht sie nur mit Entrüstung über die Botschaft des Kurprinzen an seine Mutter, sie zur Ehescheidung zu bewegen; sie nennt dies eine „ungerechte und infame" Sache, und bittet Schwerin, sich doch der unglücklichen Kurfürstin anzunehmen.[100]) Um diese Zeit verfiel man in Kassel wie in Heidelberg auf den Gedanken, den Prinzen Ruppert in London, den einzig übrig lebenden Bruder des Kurfürsten, zur Rückkehr in die Heimat und zur Vermählung zu bewegen, damit durch ihn das Aussterben des Simmernschen Hauses und die der reformirten Religion in der Pfalz drohende Gefahr abgewendet würde.[101]) Elisabeth zeigte sich mit diesem Entwurfe einverstanden und sie schlug die Prinzessin Charlotte von Kurland als künftige Gattin ihres Bruders vor, wiewol mit schwacher Hoffnung anf Erfolg, weil es der Prinzessin an den erfoderlichen Mitteln mangelte. Die Landgräfin dagegen dachte an ihre Nichte, die junge Herzogin von la Tremouille, die Tochter des Fürsten von Tarent; diese Prinzessin hatte mit ihrer Mutter, einer Schwester des Landgrafen, aus Frankreich, wo man die Hugenotten zu verfolgen anfing, nach Deutschland fliehen müssen. Indessen wagte es die Landgräfin, wie sie dem Grafen

Schwerin offen bekennt, nicht, bei der Aebtissin von Herford mit diesem Entwurfe hervorzutreten, weil diese den Mitgliedern (des hessischen) Hauses eben nicht geneigt wäre und sie daher mehr dagegen, als dafür thun würde. [102]) Wie Dem auch sei, es scheiterten alle Vorschläge dieser Art an der Festigkeit des Prinzen Ruppert, welcher, der 20 Jahre vorher von seinem Bruder dem Kurfürsten ihm zugefügten Schmach und Lieblosigkeit eingedenk, bei dieser Gelegenheit den Kurfürsten daran erinnerte, daß er ein feierliches Gelübde gethan, die Pfalz niemals wieder zu betreten.

Der von William Penn in seinem Briefe aus London an Elisabeth dunkel erwähnte, von ihm übernommene Auftrag zarter und schwieriger Natur mag mit dieser Angelegenheit in einem geheimen Zusammenhange gestanden haben.

Sah auch Elisabeth die Hoffnung ihres Hauses nach dieser Seite mit Schmerz untergehen, so leuchtete ihr in ihrer jüngsten Schwester, der Herzogin Sophie, und deren zahlreicher blühender Nachkommenschaft ein heller Stern für die Wiedergeburt des solange vom Schicksale hartgeprüften Hauses Stuart. Elisabeth erlebte noch die durch den Tod des mit einer ihrer Nichten [103]) vermählten Herzogs Johann Friedrich von Hannover (am 18. December 1679) herbeigeführte Erbfolge des Bischofs von Osnabrück, Ernst August, zum Herzog in Hannover, womit zugleich in dem Leben Sophiens eine neue Epoche gegründet ward. Im innigsten Bunde mit einer Fürstin von dem hohen Sinn und Geist Sophiens konnte Ernst August zu der immer steigenden Kraft und Blüte seines Hauses den festesten Grund legen. „Durch

die verschiedenen Schicksale der frühern und spätern Jahre", sagt ohne Uebertreibung Spittler, „bildeten sich in diesem erhabenen Paare jene himmlisch-schönen Züge veredelter Menschlichkeit, davon ihre Geschichte so voll ist; jene deutsche gründliche, überfürstliche Aufklärung, die sie zu Leibniz' Freunden machte, jene planmäßige Festigkeit, die so auszeichnend in ihrer Regierung war, und bei dem lebhaftesten Selbstgefühl, bei dem unermüdetsten Aufstreben in einen noch glücklichern Zustand, jene überall umhersehende Duldsamkeit, die man durch Trübsale jüngerer Jahre so leicht lernt, und durch glücklich gewonnene Tage nachfolgender Jahre so leicht wieder vergißt."

Wenige Monate nach diesem Ereignisse, dessen Folgen für das Welfisch-Stuart'sche Haus in diesem Augenblick auch der Scharfsichtigste nicht ahnen konnte, endigte die Prinzessin Elisabeth ihr irdisches Dasein in der Abtei zu Herford am 11. Februar 1680, in dem Alter von 62 Jahren, nachdem sie dem Stifte 13 Jahre vorgestanden hatte. Wir lesen in einem Briefe der Prinzessin von Orleans, Elisabeth Charlotte, Nichte der Prinzessin Elisabeth, daß ihre Tante in der letzten Zeit ihres Lebens Zeichen von großer Zerstreuung und Abnahme ihrer hohen geistigen Kräfte gegeben habe[104]), nicht ohne Beimischung von Spott vorgetragen, was vielleicht, zum Theil wenigstens, durch die Stellung der Aebtissin mit ihren Sympathien für die Kreise der Erweckten und ihrer Gleichgültigkeit gegen Vieles, was die Welt als das Höchste achtet, seine Erklärung findet. In diesen Kreisen wurde auch die durch ihr Hinscheiden bewirkte Lücke auf das schmerzlichste empfunden. Solcher

durch Dankbarkeit verstärkten Empfindung gab William Penn, einige Zeit nach dem Tode der Prinzessin einen beredten Ausdruck in einem Zusatzcapitel (§. 82) zu der neuen Ausgabe (1682) einer seiner verbreitetsten Schriften, unter dem bedeutungsvollen Titel: „Ohne Kreuz keine Krone“ [105]), welche er einst als Gefangener im Tower zu London im Jahre 1668 geschrieben hatte. Die Absicht dieser, durch einen Reichthum von Beispielen aus der alten und neuen Geschichte ausgestatteten, erbaulichen Schrift ging darauf hin, anschaulich zu machen, daß, solange die Menschen nicht willig sind, ein Leben der Selbstverleugnung zu führen und Entbehrungen und Mühsal in dem Laufe ihres christlichen Feldzugs zu machen, oder solange sie nicht willig sind, das Kreuz Christi zu tragen, sie auch nicht fähig seien, die Krone ewigen Ruhmes zu erlangen. Diesen christlichen Streiterinnen zählt Penn jetzt unsere Elisabeth bei, indem er zugleich aus der Erinnerung an sein früheres Leben in Herford ein lebendiges Bild ihrer Erscheinung entwirft. Er schreibt hier: „Der seligen Prinzessin Elisabeth, Pfalzgräfin bei Rhein, gebührt ein Gedächtniß in diesem Buche, da ihre Tugend ihren Namen mehr verherrlicht als ihr Rang, obschon dieser zu den höchsten im Deutschen Reiche gehörte. Sie wählte den ehelosen Stand als denjenigen, welcher am freiesten von Sorgen ist und sich am besten mit den Studien und der Meditation vereinigt, zu welchen sie sich jederzeit hinneigte. Ihre vorzüglichste Erholung bestand außer Bewegung im Freien in einigen einfachen und häuslichen Unterhaltungen, wie Stricken u. s. w. Sie hatte ein kleines Gebiet, welches sie so wohl regierte, daß sie

sich für ein größeres geschickt zeigte. Den letzten Tag in der Woche bestimmte sie regelmäßig dazu, zu Gericht zu sitzen. Sie hörte und entschied selbst die Processe, wobei ihre Geduld, Gerechtigkeit und Milde bewunderungswürdig war, indem sie häufig die Strafen erließ, wenn der Angeklagte arm war oder sich sonst dessen würdig zeigte. Und was vortrefflich, obschon ungebräuchlich war: sie milderte gern ihre Reden durch die Religion und wunderbar brachte sie die Parteien zur Unterwerfung oder zur Vertragung, indem sie nicht sowol die Strenge ihrer Macht als die Macht ihrer Ueberzeugung anwandte. Ihre Sanftmuth und Demuth erschien mir außerordentlich; sie sah niemals auf den Rang, sondern auf das Verdienst der Personen, mit welchen sie sich unterhielt. Hörte sie von einem Manne, der sich von der Welt zurückzog und der die Erkenntniß eines Bessern suchte, so setzte sie ihn gewiß auf die Liste ihrer Mildthätigkeit. Ich habe zufällig fünfzig Briefe, gesiegelt und adressirt an die Gegenstände ihrer Wohlthätigkeit, gesehen, Personen, deren Entfernung voneinander ihnen nicht gestattete, einander kennen zu lernen; nur die Fürstin kannten sie, ohne daß jedoch einer von ihnen sie gesehen hätte. So, während sie bei ihrem eigenen Hofe keinen Aufwand an der Tafel machte, deckte sie den Armen den Tisch in ihren einsamen Zellen und brach das Brot tugendhaften Pilgern, je nach ihrem Bedürfnisse und ihrem Verdienste. Sie selbst war enthaltsam und in ihrer Tracht ohne allen äußern Schmuck. Ich muß jedoch sagen, daß ihr Geist einen edlern Anblick gewährte. Ihr Blick war auf eine bessere und

bleibendere Erbschaft gerichtet, als hienieden gefunden werden kann, infolge dessen sie oft die Größe der Höfe und die Gelehrsamkeit der Schulen verachtete, von welcher sie eine außerordentliche Kennerin war. Ihren Dienern gab sie volle Freiheit, sich in Sachen des Gewissens Fragen an sie zu erlauben, und bei den zwei Versammlungen, welche wir in ihrem Schlafzimmer hatten, gestattete sie ihnen, wie den Aermsten in der Stadt den Zutritt. Eines Tages da sie in Hamburg war, besuchte sie eine fromme Person in religiösen Angelegenheiten, und als diese sagte, daß es eine zu große Ehre für sie wäre, daß eine Person von ihrem Stande, welche mit vielen großen Königen und Fürsten verwandt sei, unter ihr Dach käme, erwiderte sie demüthig: „Wenn sie so gut wären, als sie groß sind, so würde es eine Ehre sein, doch wenn Sie so gut als ich wüßten, worin diese Größe besteht, so würden Sie diese Ehre weniger hoch anschlagen.“ .... Hier folgen einige Reminiscenzen aus den religiösen Zusammenkünften, welche er zu Herford mit der Prinzessin und den Ihrigen gehalten hatte, welche aber vorhin schon benutzt sind. Penn schließt seine Schilderung mit folgenden Worten: „Sie brachte ihr eheloses Leben auf 60 Jahre und dann schied sie, vor ungefähr zwei Jahren, von ihrem Hause in Herford, in eben dem Maße von dem Volke beklagt als sie von ihm geliebt war. Ihr wahrhaftes Verdienst macht es, daß ich mit religiöser Dankbarkeit dieses Andenken ihr widme.“

Dieses Denkmal ist vom Jahre 1682, demselben Jahre, in welchem William Penn nach Nordamerika

abging, um das ihm vom Könige von England als erbliches Eigenthum abgetretene, nach ihm benannte Pennsylvanien zu verwalten und zu der großen Zukunft der neuen und mittelbar der alten Welt den Grundstein zu legen. Die eigenthümliche Mischung politisch-socialer mit sittlich-religiösen Elementen in der Lehre und im Leben der Quäker bewirkte, daß der Name Penn's lange nach seinem Tode in dem Entwickelungsgange des 18. Jahrhunderts zu immer reinerer Achtung und festerer Geltung gelangte.[106]) Bereits im ersten Viertheil des vorigen Jahrhunderts brachte Voltaire unter den neuen Eindrücken, die er aus England mit herübernahm, auch die Sympathien für den Namen William Penn's mit. Voltaire war die Persönlichkeit der Prinzessin Elisabeth, die ihr eigene Verbindung von Geist und Wissenschaft, ihr Verhältniß zu Descartes und zuletzt zu Penn im Wesentlichen wohlbekannt; und der ironische Seitenblick auf den „philosophischen Roman", welchen Descartes Elisabeth gewidmet, kann seine Achtung vor ihr nicht verringern.[107]) Wer unter uns endlich wird bei Goethe's anerkennender Schilderung des Charakters und der Absichten William Penn's[108]) für wahre Wohlfahrt und Freiheit des Menschen und Bürgers nicht gern der edlen deutschen Fürstin gedenken, welcher Penn als seiner Wohlthäterin und Freundin ein unvergängliches Denkmal setzte!

Ihre Asche ruht unter dem Chor der Münsterkirche in Herford mit folgender Inschrift[109]), welche wie der Text zu vorstehendem Aufsatze betrachtet werden darf:

D. O. M. S.
H. S. E.
Serenissima Princeps, et Antistita Herfordiensis
ELISABETH
Electoribus Palatinis, et Magnae Britanniae Regibus orta,
Regii prorsus animi virgo,
Inuicta in omni fortuna, constantia, et grauitate,
Singulari in rebus gerendis prudentia ac dexteritate,
Admirabili eruditione atque doctrina,
Supra sexus et aeui conditionem celeberrima,
Regum studiis, Principum amicitiis
Doctorum virorum literis et monumentis
Omnium Christianorum gentium linguis, et plausibus
Sed maxime propria virtute,
Sui nominis immortalitatem adepta.

Zusatz zur ersten Abtheilung.

(Erster Jahrgang, S. 119.)

In die Zeit, da Elisabeth den Aufenthalt zu Heidelberg mit dem von Berlin vertauschte, fällt ihr Besuch bei dem durch seine Gelehrsamkeit berühmten Herzog August zu Wolfenbüttel, dem eigentlichen Schöpfer der nach ihm benannten, durch die Namen eines Leibniz und Lessing verherrlichten Bibliothek. Es war im Juni 1651. Das Nähere berichtet das Fragment des damaligen Prinzenerziehers und Hofraths am wolfenbüttelschen Hofe, Hieronymus Imhoff an den in den Annalen der deut-

schen Literatur durch Herder in seiner hohen Bedeutung hergestellten würtembergischen Theologen Johann Valentin Andreae vom 30. Juni 1651 (bei Jakob Burckhard's Historia Bibliothecae Augustae, I, 44), welches treu übersetzt lautet: „Neulich wurden wir durch die Gegenwart der berühmten Prinzessin Elisabeth, Schwester Seiner Durchlaucht des Kurfürsten von der Pfalz zu Heidelberg, von einer nicht gewöhnlichen gelehrten Bildung, beehrt: dabei ist sie in einem Grade scharfsinnig, daß sie jedem Professor Fragen aus der Philosophie und Physik vorlegt und sie löset. Unser Gosky *) hat eine Unterredung mit ihr gehabt: er bewunderte ihre ausnehmende Wissenschaft und gestand mit Plautus, daß ihm dabei bange geworden sei (prurire ipsi dentes); er überreichte ihr sein Buch **) und wurde ansehnlich belohnt. Sie sah auch die Bibliothek unsers Herzogs: sie konnte mit dem Durchmustern der Bücher nicht satt werden und lebt ganz in ihnen ..." Burckhard gedenkt noch eines damals (1744) erschienenen Programms des Rectors am Gymnasium zu Herford, Johann Heinrich Bose über die Prinzessin Elisabeth, welches mir nicht zugänglich war.

---

*) So hieß des Herzogs Leibarzt, ein Schlesier; vgl. Burckhard a. a. O., II, 12.

**) Arbustum seu Arboretum etc., ein poetischer Panegyrikus auf den Herzog August, dessen vollständiger Titel a. a. O. Es erschien 1650 und wurde noch 1693 neu aufgelegt.

Zusatz zur zweiten Abtheilung.

Eine warme Lobrede auf das Fräulein von Schurmann findet man bei Wieland im „Deutschen Mercur", Jahrgang 1777 (mit dem Titelkupfer derselben), im April und Mai. S. 165—181 gibt Wieland „Auszüge aus dem Buche der Anna Maria von Schurmann Eucleria u. s. w.", deren Fortsetzung folgen sollte, was nicht geschehen ist. Da Wieland diese Lobrede und Auszüge bei der Sammlung seiner Werke übergangen hat, so glaube ich auf diesen bei ihm unerwarteten Enthusiasmus für die Verfasserin der „Eucleria" umsomehr hinweisen zu dürfen.

Anmerkungen.

---

1) Vgl. die vortrefflichen Abhandlungen: „Zur Geschichte der Stadt Herford“, vom Bürgermeister Rose in Herford in den Westfälischen Provinzial-Blättern (Minden 1843—47), III, 1; IV, 1 u. 4.

2) Von diesen hatte bei der Inthronisation der Aebtissin der Hebdomadarius primarius das Amt, dieselbe im Namen des Kapitels zu proclamiren, wie dies z. B. noch 1689 geschah. Moser, Deutsches Staatsrecht, XI, 105.

3) Sie ist seit 1810 Privateigenthum und zu einer Spinnerei eingerichtet. Ueber die Lage des Stifts und seine Grenzen vgl. auch: Weddigen, Beschreibung der Grafschaft Ravensberg in Westfalen (Leipzig 1790), II, 30—45.

4) Morgenblatt, 1847, Nr. 267.

5) Ullmann, Reformatoren vor der Reformation, II, 191.

6) Zedler's Wörterbuch, Artikel Herford.

7) II, 236. Son dernier établissement l'engageoit à s'accommoder au Luthéranisme, ayant à vivre dans une abbaye de constitution Luthérienne, et à gouverner des religieuses qui en faisoient profession. (Es war Baillet zu peinlich, daß Elisabeth, bei aller ihr gezollten Bewunderung, ihren Geschwistern Eduard und Luise im Uebertritt zur katholischen Kirche nachzufolgen nie Neigung zeigte; er will sie daher lieber als ganz indifferent gegen jede Kirche darstellen!)

8) Die vier weiblichen evangelischen Abteien, denen im Westfälischen Frieden das Recht der Reichsstandschaft ausgemacht ward, waren: Quedlinburg, Herford, Gernrode und Gandersheim. (Moser, Deutsches Staatsrecht, XI, 5.)

9) Es waren die Grafen von Byland (Erbjägermeister), von Morrien zu Rhave (Erbmarschall), von Münch (Erbschenk), von Ledebur (Erbtruchseß). S. Zedler's Wörterbuch, Artikel Herford.

10) Bei Moser, Deutsches Staatsrecht, XI, 104—108, findet man ausführliche Beschreibungen des Ceremoniels bei der Inthronisation der Aebtissinnen von Herford, aus den Jahren 1689 und 1729.

11) Vorlesungen über Wesen und Geschichte der Reformation, IV, 278.

12) Reitz, Historie der Wiedergeborenen, 1717, IV, 1—22.

13) Ebend., a. a. O. 17.

14) Ein solches Zerrbild liefert der Artikel „Labadie" in der „Biographie universelle". Unter den Darstellungen der Anhänger und Freunde steht oben an das, leider Fragment gebliebene, früher bereits angezogene: Abrégé sincère de la vie etc. de Mr. de Labadie (von Peter Yvon). Durch Unparteilichkeit und großen Fleiß zeichnet sich aus der Artikel „Badie" in Moller's „Cimbria litterata".

15) Vie de Labadie, a. a. O. 228.

16) Selbst nicht bei den neuesten Geschichtschreibern Port-Royals, Reuchlin und Sainte-Beuve.

17) S. 233: Alors il eut occasion de voir de plus près Mrs. de Port-Royal, et comme il sentit union à eux à l'égard de diverses choses, il y en eut aussi d'autres qui ne luy permirent jamais de devenir un avec eux entièrement.

18) Vgl. Niceron, XIII, 383. Bayle, Dictionnaire, art. Mamillaires, vor Allem: Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 55, welcher in Labadie nur den ehrgeizigen Heuchler sieht, während Bayle die Sache noch in Zweifel zieht.

19) Einleitung in die Religionsstreitigkeiten außer der evangelisch-lutherischen Kirche, IV, 854.

20) Walch, a. a. O., 858. Moller, a. a. O.

21) Schurmann, Εὐκληρια, 135.

22) Oeuvres, VIII, 388: et pour son frère il n'a jamais été connu que pour un homme de petit esprit.

23) Barlaei Epistolae, I, 129, 307, nennt beide Geschwister: par doctissimum, Apollini et Dianae comparandum! cf. Moller, Cimbria litterata, II, 814.

24) Maria optimam partem elegit, Luc. X, 41, 42, steht als Motto auf ihrer Εὐκληρια.

25) Vie de Labadie, a. a. O. 274.

26) Εὐκληρια, 142.

27) Compendium animadversionum ecclesiae Gallo-Belgicae Mediobargensis in quasdam propositiones libelli Lud. Wolsogen cui titulus est: etc. (Medioburgi, 1 Bogen in 4.) Zum Schluß heißt es, die Rechtgläubigen werden an diesen Proben genug haben: ut animus et genius Pelagianus, Semipelagianus, Socinianus et papisticus manifeste pateat!

28) Ein günstigeres Urtheil über Labadie, was dessen Angriffe auf den Socinianismus anlangt, fällt Lessing, Werke, V, 69.

29) Protestation de bonne Foy, de pure et saine doctrine reformée et de générale orthodoxie de Jean de Labadie, pasteur, faite par luy mesme, à l'occasion des soupçons et mauvais bruits semés de luy par ses ennemis à la Haye. 2 Bogen in 4. Unterzeichnet: 1 Fevr. 1669 en mon estude de Middelburg.

30) Εὐκληρια, 149.

31) Dasselbe. Non diffiteor, me illius Decori civilis, more recepti, atque honestae, ut dicitur, famae, perinde atque alicujus verae virtutis per omnem vitam fuisse cultricem: verum in hoc casu nihil me morabatur etc.

32) Jakob Thomasius schrieb 1678 ein Programm gegen die Verächter der Wissenschaft, denen sich die Schurmann in ihrer Εὐκληρια beigesellt hätte. Moller, Cimbria litt., II, 816.

33) Moller, III, 42. In seinem spätern Leben trat Beu-

ningen offen auf die Seite der Mystiker. Er hat daher sein Capitel in Reitz's Historie der Wiedergebornen (IV, 121—138) erhalten. Ueber seine politische Wirksamkeit s. Simon, Johann de Wit, I, 91; II, 35.

34) Croesi Historia Quakeriana, 515.

35) Εὐκληρία, 169.

36) Sie führt den Titel: „Histoire curieuse de la vie, de la conduite et des vrays sentimens du sieur Jean de Labadie" (à la Haye 1670), ein von den Gegnern der Labadisten besonders ausgebeutetes Pamphlet.

37) — ita ut sic Brema Herfordiae feliciter adventantes, et a Serenissima Principe serena fronte atque omnino benigne ac peramanter essemus recepti etc.

38) Acta betreffend des de Labadie Leben, Lehre u. s. w. im königl. geheimen Staatsarchiv in Berlin (R. 34. 73*). Diese Actenstücke liegen der folgenden Darstellung größtentheils zu Grunde.

39) Schurmann, Εὐκληρία, 172.

40) Acten des Staatsarchivs.

41) Declarationsschrift; oder eine nähere Erklärung der reinen Lehre und des gesunden Glaubens Johannis de Labadie, Petri Yvon, Petri du Lignon, Pastoren, Henrici Schlüter, Peter Schlüter, Predigers, nebst unterschiedlich vielen andern Gläubigen, die Gott der Herr versammlet, und mit einander vereiniget hat, und nicht nur allein in Lehr, sondern auch in Leben und Wandel wahre Reformirte Kirchen zu machen u. s. w. Bey Laurentz Auteni, Drucker der französischen und niederländischen Kirche auf der Fürstlichen Freiheit zu Herford 1672. Von dieser Schrift erschien 1672 eine lateinische Uebersetzung im Auszuge. Im Auszuge bei Walch, a. a. O., IV, 869—883, und bei Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte, 1190—1200.

42) Bei Arnold, a. a. O.

43) Ebend., a. a. O.

44) Hierüber hielt Labadie, unterstützt von Fräulein von Schurmann zu Herford, ein Colloquium mit dem lutherischen Pastor an der Münsterkirche, M. Kracht und dem gelehrten Rector der Schule von Bielefeld, C. H. Sandhagen, in Gegenwart der

Aebtissin, einer Gönnerin Sandhagen's. Moller, im Artikel „Schurmann", Cimbria litt., II, 809, und im Artikel: „Caspar Hermann Sandhagen", ibid. 752. Sandhagen, ein Anhänger von Joh. Coccejus, von Spener hochgehalten, hat nachmals, als er Superintendent in Lüneburg war, auf Hermann August Francke (s. dessen Leben von Guerike, 27) Einfluß gehabt, welcher bei ihm Unterricht in der Bibelauslegung nahm, worin Sandhagen großen Ruf genoß. Seine 1667 erschienene Schrift: „Introductio ad historiam Christi harmonica", hat er der Prinzessin Elisabeth aus Dankbarkeit zugeeignet. Er starb 1697.

45) Bei Moller, a. a. O.

46) Εὐκληρια, 175.

47) Die Quelle dieser anziehenden Episode aus der Geschichte der Labadisten in Herford ist: Pauli Hachenbergii epistola de Jo. Labadio, Osnaburgii 31. Maj 1671, in der Bibliotheca Bremensis (Biblioth. histor. phil. theologica), Classis VIII, 1056—1065.

48) Reiger, Ausgelöschte Churpfalz-Simmersche Stammlinie, S. 287—300, wo Hachenberg's Lebenslauf erzählt wird, nennt ihn einen andern Sejanus.

49) omnes lepidissimae pupulae et quae lectum non invenustae movere possent —

50) rata id, quod erat, sororem non alio fine Labadistico coetui deditam esse, quam quod rei familiaris tenax et parca esset.

51) D. Christ. Nifanii, Pastoris Bilefeldensis, comitatusque Ravensburgici Superintendentis Bedenken über die Religion der neulich zu Hervord angekommenen Versammlung (Bielefeld 1671.) (Moller, III, 52.)

52) Bei Arnold, a. a. O. Labadie selbst blieb unvermählt, es wird nur erwähnt, daß er zu Montauban einen Augenblick den Wunsch hegte, das Fräulein von Calonges zu heirathen, eine Dame von ausgezeichneten Tugenden, daß er aber darauf verzichtete, weil sein Beruf, der ihm wegen seiner Freimüthigkeit keinen festen Aufenthalt gestattete, es verbiete. (Aus dem Munde Spener's bei J. F. Feller, Monumenta varia inedita 517.) Im

grellsten Widerspruche damit steht die Aussage von Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 55, wonach Labadie sich gegen das Fräulein von Salonges Ungebührliches gestattet und von ihr als Heuchler entlarvt worden sei. Basnage will es von dem Fräulein selbst gehört haben. Da Labadie's Aufenthalt in Montauban noch vor Basnage's Geburt (er ward 1653 geboren) fällt, so ist der Fall schwer zu entscheiden.

53) „Da er dennoch die Person, auch andere, allemal bei ihrer Zusammenkunft hat küssen wollen", steht da. Dies erinnert an die geschlechtlichen Annäherungen so mancher Conventikel älterer und neuerer Zeit.

54) Gegen Ende des 17. Jahrhunderts erfolgte eine Spaltung unter den Labadisten in Holland und damit das Ende der communio bonorum, „daß sich nun jedes selbst ernähren mußte". Stolle's Reisetaschenbuch von 1703. Mst.

55) Unleserlich.

56) Jeremias Drexel, ein Jesuit, gebürtig aus Augsburg, Hofprediger des Kurfürsten von Baiern († 1638), war ein sehr fruchtbarer ascetischer und moralisirender Schriftsteller. (Seine Schriften bei Jöcher.)

57) Vgl. über diesen ausgezeichneten, von Montaigne hochgehaltenen Philosophen des 15. Jahrhunderts: Matzke, Die natürliche Theologie des Raimund von S. (Breslau 1846).

58) Moller, a. a. O., III, 45.

59) Viele Jahre später (1709) wurden die Labadisten in einer Schrift des (1675) zu Herford gebürtigen Professors der Philosophie zu Wittenberg, Heinrich Klausing, beschuldigt, daß sie auf den Straßen zu Herford Tag und Nacht gepredigt, die Bürgerschaft aufgeregt, sie von ihren Arbeiten und Geschäften abgehalten, Andere zum Niederlegen ihrer obrigkeitlichen Aemter bewogen und eine Stockung aller Thätigkeit herbeigeführt hätten. (Bei Moller, III, 45.) Hier mag Manches durch Tradition übertrieben worden sein.

60) Copia Mandati Caesarei. Wegen Ausschaffung der neuen

Sectirer zu Herford. Abgedruckt in: Continuatio XXIII. Diarii Europaei (Frankfurt a. M. 1672, 4.), Appendix S. 269—275. Derselbe Band enthält im Appendix S. 73—88 eine Schmähschrift gegen Labadie und dazu S. 152 sein Bildniß. Dagegen S. 265 eine aus Herford eingesandte „Apologia" und Schutzrede des Herrn de Labadie, die der Herausgeber aufnehmen zu müssen glaubte „umb sich aller Partheylichkeit zu entschütten".

61) Hermann Conring unterhielt seine Zuhörer davon in einer seiner Vorlesungen: de statu Europae, Conringii opera, t. VI, 682. Elisabetha, abbatissa Hervordiensis, doctissima et Cartesianae olim philosophiae dedita, nuper vero ab enthusiastarum collegio, quod ejus quasi auspiciis ibi coiverat, et ipsa de religionis sui veritate suspensa, ac mandatis proinde ex Cam. Imp. missis, una cum sociis sui coetus ad causam dicendam citata fuit. Das: „Cartesianae olim philosophiae dedita" ist nicht ohne Ironie; Conring, als Verfechter des Aristoteles, gehörte beharrlich zu den Gegnern des Descartes und seiner Philosophie.

62) Εὐκληρια, 183. Verum postquam ibidem aliquot menses satis tranquille vixissimus, pacem vicinorum locorum adeoque nostram turbare coeperunt rumores bellici, qui quotidie increbrescentes, nobis de nostra ex istis regionibus migratione esse serio cogitandum, nos satis aperte monuerunt.

63) Dieses Gut gehörte den vier Schwestern, Fräulein van Sommersdyk, Töchtern des Gouverneurs von Nimwegen, von denen, nach Basnage, a. a. O., II, 54, eine mit Yvon in einer heimlichen Ehe lebte.

64) Yvon erklärte vor dem Professor der Theologie Witsius zu Franeker, daß er alle theologischen Principien der reformirten Kirche annehme und nur in Betreff der Disciplin und Moral strengere Grundsätze befolge.

65) Stolle's Reisetagebuch.

66) S. Nagler's Künstler-Lexikon (München 1840), IX, 145. Angeregt durch eine schöne Sammlung amerikanischer Insekten, welche der Labadist van Sommerdyck aus Surinam

zurückgebracht hatte, schiffte sie sich 1698 nach Surinam ein und gab später als Ertrag ihres Aufenthalts ihre Metamorphosis insectorum Surinamensium heraus. Sie starb 1717.

67) In dem in der Allgemeinen Zeitschrift für Geschichte, 1847, S. 481—483, mitgetheilten Auszuge aus diesem Tagebuche ist auch jenes Besuches gedacht. Die Gemeinde vegetirte, nach Yvon's Tode, noch im Jahre 1726 unter zwei Directoren: Thomas Servas und Robert Dupied. Geistliche wählte die Gemeinde nach Yvon nicht mehr, weil sie keinem den Beruf dazu beimaß; wodurch sie den Quäkern sich näherten. Vgl. Basnage, Annales des Pays-Bas, II, 54.

68) Marsillac, Leben Wilhelm Penn's, aus dem Französischen von Friedrich (Strasburg 1793), 130.

69) Croesi Historia Quakeriana, libri III (Amstelodami 1694), 532. Principem Elisabetham.. gloriosissimam, celeberrimamque ab ingenio et doctrina et pietate, et profecto, si per se animi bona absque fortuna spectanda et aestimanda sunt, principem sui seculi felicissimam laudatissimamque...

70) Ibid. 533. Princeps, cujus ea erat humanitas ac comitas, ut nemo ei tam inaequalis, tam humilis esset, cui non petenti alloquium concederit.

71) Lumen et unctionem.

72) Clarkson, Memoirs of the private and public life of William Penn, I, 166. Der Brief selbst ist hier nicht zu finden. Auch ist die Chronologie der verschiedenen Briefe und Besuche von den Quäkern an und bei Elisabeth nicht genau festzustellen.

73) Das Nähere dieser Angelegenheit bei Clarkson, I, 167—170.

74) Clarkson, I, 178.

75) Die Herzogin von L. dürfte Sophie, Gemahlin des Bischofs Ernst August von Osnabrück (L. = Lüneburg) bedeuten. Benjamin Furley ist Verfasser einiger quäkerischen Schriften, sowie einer Schrift gegen Antoinette von Bourignon, zwischen 1662 und 1671. (Walch, Einleitung in die Religionsstreitigkeiten, IV, 811, 910.)

76) Clarkson, I, 111.

77) Ebend., 182 fg.

78) Hier macht Clarkson die Anmerkung: „Aus dem hier benutzten Tagebuch scheint hervorzugehen, daß die Prinzessin zwischen sechs und sieben Uhr frühstückte, um ein Uhr zu Mittag und um acht Uhr zu Abend aß; Eßstunden, welche von den Gebräuchen der neuern Zeit sehr abstechen."

79) Dieses letztere Gespräch hat Clarkson nicht mehr, es ist aber bei Marsillac S. 146 zu lesen.

80) Clarkson, I, 186. Ueber diese Dichterin und mystische Schriftstellerin schrieb Fr. Horn im Frauenzimmertaschenbuch 1820. Vgl. Wachler, Handbuch, III, 370; Gervinus, III, 288.

81) Marsillac, 146.

82) Croesi Historia Quakeriana, 529.

83) Marsillac, 148.

84) Zu dieser Aeußerung macht J. L. von Mosheim (Commentatio historico-theologica de J. Duraeo, Helmstad. 1714, S. 75) die Bemerkung, daß die Prinzessin Elisabeth keine Ursache gehabt hätte, sich über das Entgegenkommen des Duräus zu verwundern: Quaquerus ille fuit ante Quaqueros. Nämlich in seiner henotischen Schrift von 1636 hätte er quäkerische Grundsätze geäußert.

85) Ueber die Begegnisse Penn's und seiner Begleiter in Mühlheim durch den Grafen von Falkenstein, dessen Tochter in obigem Briefe der Prinzessin Elisabeth gemeint ist, siehe Marsillac, 157—158. Clarkson, I, 190.

86) Clarkson, I, 200—201. Marsillac, 155—157.

87) Hierüber gab B. Furley eine eigene Schrift heraus: „Die Ehre der Welt entdeckt, und weil sie unnütz ist, verworfen; die Ehre aber, die von Gott allein kommt, befestigt und ins Werk gestellt." In holländischer Sprache Rotterdam 1662. (Walch, a. a. O., 812.)

88) No cross no crown, cap. 83. 2. Ausg.

89) Marsillac, 160—161.

90) Zu lesen: Georg Fox, Benjamin Furley, Georg Keith. Ueber Gertrud bin ich im Dunkeln.

91) Ueber diesen „Heiligen", geboren 1638 zu Regensburg, gestorben 1710, vgl. Hagenbach's Vorlesungen, IV, 332—342. Ueber Hoffmann, jedenfalls einen Mann verwandter Richtung, lassen mich die bekannten Hülfsmittel rathlos.

92) Folgenden Zug erfuhr G. Stolle von Friedrich Breckling im Haag (Allgemeine Zeitschrift für Geschichte, a. a. O., 508): „Labadie habe allezeit ein Paar Pistolen bei sich geführt. Als er nun einst mit der Aebtissin zu Herford auf der Caresse gefahren und sie ihn gefragt: warum er Pistolen führe? habe er geantwortet: wegen der Hunde. Dagegen ihm aber die Aebtissin vorgehalten: warum er nicht als Christ Gott vertraue?"

93) Tennemann, Geschichte der Philosophie, XI, 339.

94) Conversations chrétiennes, 1677.

95) Journal des savans, 1844, 498.

96) Vgl. Oeuvres philosophiques du père André, publiées par V. Cousin. Introd., p. XXXIII. Der Jesuit André war mit Malebranche befreundet und wollte nach seinem Tode dessen Leben schreiben, wozu ihm sämmtliche Papiere und Briefwechsel Malebranche's ausgeliefert waren. Unter die vermißten Papiere gehört leider auch der Briefwechsel Malebranche's mit Elisabeth.

97) S. Graf von Reisach, Darstellung des gegenwärtigen Zustandes der Minden- und Ravensbergischen Archive. Westfälische Provinzial-Blätter (Minden 1828), 1. Bd., 2. Hft., S. 121, wo bei Gelegenheit des Archivs der gefürsteten Reichsabtei Herford der ehemaligen Bibliothek derselben gedacht ist. Es ist unbegreiflich, schreibt der Verfasser, wie eine solche beträchtliche Sammlung so ganz zu Grunde gehen konnte.

98) Reiger, Ausgelöschte Churpfalz-Simmerische Stammslinie, S. 247, wo aber durch einen, von Büttinghausen (I, 331; II, 1, 145) berichtigten, Irrthum unsere Elisabeth mit einer hessischen Prinzessin Elisabeth verwechselt ist.

99) S. das Rescript des Landgrafen vom 27. August 1677 an die theologische und juristische Facultät der Universität Mar-

burg wegen der Zulässigkeit der angetragenen Ehescheidung. Büttinghausen, II, 1, 45—47.

100) Orlich, Friedrich Wilhelm der große Kurfürst, Beilagen, 114, 121.

101) Schreiben der Landgräfin an Schwerin, Orlich, 94: „in Ansehung wie das Haus fast nur auf so schwachen Füßen und unsere Religion in Gefahr stände."

102) Orlich, a. a. O. In einem andern Briefe an Schwerin, S. 101, beschwert sich die Landgräfin bei ihm, „daß die Aebtissin von Herford sich so sehr geeilt, eine Zeitung (nach Berlin) zu schreiben, daran von ihr nicht gedacht worden, nämlich, als habe sie Kassel verlassen, um sich zu ihrem Schwiegersohn nach Dänemark zu begeben."

103) Dies war die jüngste Tochter des zur katholischen Kirche übergetretenen Pfalzgrafen Eduard, Benedicta Henrietta, welche der Herzog 1668 bei einem Besuche in Maubuisson 1668 kennen gelernt. Leibniz' gesammelte Werke, von Pertz, 1. Folge, IV, 13. Johann Friedrich, durch welchen Leibniz nach Hannover kam, machte seiner Tante, der Aebtissin zu Herford, auf seiner letzten Reise nach Italien, im November 1679 noch einen Besuch. (Gazette de Paris, 1679.)

104) Briefe der Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans an die Raugräfin Luise 1671—1722, herausgegeben von Wolfgang Menzel (Stuttgart 1843), 385: „Ich werde so reveux In meinem alter daß Ich glaube daß Ich baldt Kindisch werde werdden, oder so reveux wie unßere tante printzes Elisabeth Von herfort..., sie ist auch gantz Kindisch gestorben undt war Nur 62 Jahr alt wie sie starb.

105) No cross, no crown.

106) In jüngster Zeit hat Macaulay in seinem berühmten Werke: „The history of England from the accession of James II." (London 1849) durch Darlegung der Verhältnisse W. Penn's zu Karl II., dessen Hofe und Regierung den Nimbus, unter welchem der Charakter Penn's angesehen zu werden pflegt, nicht wenig zerstreut. (Vgl. T. I, p. 505, 656—657, 664—666; T. II,

p. 224, 296.) To speak the whole truth concerning Penn is a task which requires some courage, for he is rather a mythical than a historical person etc. I, 50. Bereits ist von Seiten der durch diese Darstellung gekränkten Quäker dagegen Einspruch erhoben worden. Doch bleiben die hier mitgetheilten Umstände und Handlungen auf die Beurtheilung des Verhältnisses Penn's zur Aebtissin von Herford ohne allen Einfluß.

107) Oeuvres complètes de Voltaire (Gotha), XLIII, 16.

108) Goethe's Werke, XXI, 120.

109) Abgedruckt bei Finsterwald, II, 263.

Oliver Cromwell,

der Zuchtmeister zur Freiheit.

Ein Charakterbild nach den Reden und Briefen des Protectors entworfen

von

Moritz Carriere.



„Die Sache Christi und die Sache des Volks gehen gut zusammen", äußerte Cromwell in einer seiner Staatsreden, und bezeichnete damit die Eigenthümlichkeit der englischen Revolution, deren Ziel die religiöse und die politische Freiheit zugleich gewesen war. Dies bedingte ihr Gelingen und die Weise ihrer Durchführung. Denn wenn Freiheit und Ordnung die Säulen des öffentlichen Lebens sind, so kann von der Strenge des äußern Bandes ohne Nachtheil nur dann nachgelassen werden, wenn das Gesetz im Innern der Menschen aufgenommen und wirksam geworden ist, und eine Entfesselung der Gemüther und der Arme von Seiten des Staats, wie sie bei allgemeinen Umwälzungen nothwendig vorkommt, wird nur dann ohne Gefahr und schweren, langempfundenen Schaden für das Volk vorübergehen, wann in der Religion ein fester Halt für die Erschütterungen, eine sittliche Macht über die einzelnen Geister gewonnen war.

Sodann war die Revolution anfänglich eine erhaltende, ein Kampf für die alten Rechte und Ordnungen gegen die Eingriffe von Fürsten, die nach unumschränkter Gewalt in Staat und Kirche trachteten, und wenn dann auch die einmal begonnene Bewegung weiter und weiter ging, so war doch im Augenblick des Siegs gerade das Haupt der Sieger, Oliver Cromwell, der

Mann um einzusehen daß sogleich und vor Allem eine volksthümliche Verfassung festgestellt und von einer starken Regierung gehandhabt werden müsse; er war der Mann Dies einzusehen und auszuführen. In ihm aber waren zum Heil seines Landes der Krieger und der Staatsmann vereinigt: es war der Patriot der mit dem Schwerte den Sieg erfocht, es war der Feldherr der auf das Schwert gestützt eine neue Ordnung des Staats aufrichtete: England hatte in Cromwell den bewaffneten Reformator, welchen Machiavelli so heiß für sein armes Vaterland ersehnte. *)

Von Republikanern, die weder verstanden selbst zu regieren noch sich regieren zu lassen, ist Cromwell als eigensüchtiger Gewaltherrscher geschildert worden; Royalisten, deren Bestrebungen er sein Leben lang vereitelte, säumten nicht nach seinem Tod unter den Fittigen der wieder eingesetzten Stuarte sein Bild ins Schwarze zu malen; spätere Geschlechter in England mit ihrem ausgeprägten Sinn für verfassungsmäßige Entwicklung hatten kein Auge für die Nothwendigkeit eigenmächtiger Handlungen eines Mannes, welcher das Volk für die gesetzliche Freiheit erst erziehen mußte; die Zeiten der Aufklärung aber und des irreligiösen Verstandes konnten den lebendigen Glauben eines so klar sehenden Geistes nicht begreifen: sein bibelfestes Christenthum galt ihnen für eine Maske, und der gottesfürchtige Held, der überall der Vorsehung die Ehre gab, ward ihnen ein Heuchler, der mit scheinsamer Frömmigkeit das dumme Volk

*) Philosophische Weltanschauung der Reformationszeit in ihren Beziehungen zur Gegenwart, S. 214—238.

für seine Zwecke geleitet habe. Mußte doch schon die Königin Christine von Schweden, die es nicht recht fassen konnte wie im englischen Heer nicht blos die Soldaten, sondern auch die Generale beteten und predigten, von Cromwell's Gesandten Whitelocke auf ihren eigenen Vater, auf Gustav Adolf hingewiesen werden. Ja, Cromwell selber sah sich im Jahre 1655 vor dem Parlament zu folgenden Worten veranlaßt: „Es war, sagen Einige, die Geschicklichkeit des Lord Protectors, es war seine Schlauheit und sein Plan, was Alles fertig gebracht. Und, wie sie in andern Ländern sagen: es gibt fünf oder sechs gescheite Männer in England, die verstehen's, die thun all diese Dinge. O was für eine Blasphemie ist das! Weil Menschen ohne Gott in der Welt sind und nicht mit Ihm gehen, nicht wissen was es heißt zu beten und zu glauben und von Gott Antwort zu erhalten und den Heiligen Geist zu vernehmen, der mitunter ohne das geschriebne Wort spricht, aber im Einklang mit demselben... Gott hat vordem auf verschiedene Art gesprochen, laßt ihn sprechen wie es ihm gefällt. Hat er uns nicht gestattet, ja geboten, daß wir uns zu seinem Gesetz und Zeugniß hinwenden? Da werden wir finden daß seine Einwirkungen mächtig gewesen sind sowol ohne das geschriebene Wort als mit ihm. Und es ist kein Unterschied zwischen Dem was er uns eingibt und den allgemein angenommnen Wahrheiten, — es sei denn daß wir den Heiligen Geist ausschlössen, ohne dessen Beistand alles andere Lehren wirkungslos ist. Er spricht zu den Herzen und Gewissen der Menschen, und führt sie dann zu seinem Evangelium, und auch dort offenbart er sich ihnen. Die Leute mit ihrem mumpsimus und

sumpsimus, mit ihren Messen und Dienstbüchern, mit ihrer todten und fleischlichen Gottesverehrung, kein Wunder wenn sie Fremdlinge sind von Gott und seinen Werken und des Geistes Gaben. Und weil sie so sagen und glauben, müssen wir es auch thun? Wir in diesem Land sind anders unterwiesen worden durch das Wort, die Werke und den Geist Gottes. Zu sagen daß Menschen diese Dinge vorwärts bringen wenn Gott sie thut, glaubt ihr daß Gott dies ertragen wird? Diejenigen welche das Große, so Gott unter uns vollbracht hat, diesem oder jenem Menschen zuschreiben, die unsre Revolution nicht für ein Werk von Christus selbst halten, auf dessen Schultern die Herrschaft gelegt ist, die sprechen gegen Gott und fallen in die Hände des lebendigen Gottes ohne einen Mittler. Denn wenn wir dem Geist Jesu Christi den Ruhm seiner Werke versagen, so wird er nicht versöhnend für uns einschreiten. Darum was immer über Menschen ihr urtheilen mögt, wie immer ihr sagen mögt: das ist Verstand und Politik und Feinheit, — hütet euch, daß ihr die Revolution als ein Werk menschlicher Erfindungen anseht! Vielleicht geb' ich der Sache zu großen Nachdruck; aber ich bitte Gott, daß sie in eurem und meinem Herzen haften möge. Der weltlichgesinnte Mann versteht nichts davon, ihm ist es fremd, und daher sein Atheismus, sein Lästern gegen die Werkzeuge, ja sein Murren gegen Gott selbst."

Jene Misverständnisse liegen vielfach den Urtheilen der Geschichtsbücher über Cromwell zugrunde; die sonst so fleißige Biographie Villemain's strotzt von ihnen. Erst neuerdings hat Macaulay die Thaten reden lassen und in Cromwell den größten Helden und Herrschergeist sei-

nes Volks anerkannt. Erst neuerdings hat Guizot anerkannt wie durch den Umfang und die Energie seiner Begabung und seines Wirkens Cromwell selbst einem Wilhelm III. und Washington überlegen gewesen, wie nie ein Mann glühende Begeisterung mit einem klareren Blicke verbunden habe, und dabei aufmerksamgemacht wie die großen Männer des handelnden Lebens keineswegs den Plan ihrer Bestrebungen zum voraus und bis ins Kleine entwerfen, sondern wie ihr Genie in ihrem Instinct und Ehrtrieb liegt, wie sie jeden Tag die Ereignisse durchschauen und darnach voranschreiten. So können wir auch nicht blos mit Schiller sagen, daß der Mensch mit seinen großen Zwecken wächst, sondern auch daß das Wachsthum der Kraft und der errungene Erfolg uns ein höheres Ziel und umfassendere Bahnen verfolgen lehrt.

Das bedeutendste Verdienst um den Protector erwarb sich indeß Thomas Carlyle 1845 durch Sammlung, Herausgabe und Erläuterung von Cromwell's Briefen und Reden. Erst jetzt können wir sagen, daß der Held sich nicht getäuscht als er einem Freunde schrieb: Gott ist stärker als alle bösen Nachreden; er wird zu seiner Zeit mich rechtfertigen; ich habe keinen Grund zu klagen; sein Wille geschehe! — In Deutschland scheint das Buch wenig bekannt und beachtet zu sein; in Frankreich hat Philarete Chasles es einer Reihe von Aufsätzen in der „Revue des deux mondes", in der Schweiz Merle d'Aubigné einer Geschichte des Protectorats zugrundegelegt; Letzterer hat dabei das religiöse Element, das Christliche in Cromwell besonders im Auge, Ersterer hebt hervor, daß nun auch Cromwell beweise: nicht Heuchelei und

List, sondern die Kraft der Ueberzeugung gewinnt und beherrscht die Welt. Eine vollständige Biographie Cromwell's kann nur durch eine vollständige Geschichte der englischen Revolution gegeben werden; sie ist hier unsere Aufgabe nicht; ich will vielmehr unbefangen vor den Mann hintreten und hören wie er in Briefen an seine Familie und seine Freunde, wie er in Reden vor den Vertretern der Nation sich ausspricht; mit den Worten will ich dann die Thaten und Ereignisse zusammenhalten. Wir werden jenen glauben, wenn diese ein Zeugniß für sie ablegen. Die eigenen Erfahrungen der verflossenen Jahre erleichtern uns das Verständniß jener Zeit und ihres Helden.

Um seiner Sinnenlust zu folgen und um sich selber zum Papst in seinem Lande zu machen hatte Heinrich VIII. sich von Rom losgesagt und seinem Volk ein neues Kirchenthum von oben her aufgedrungen; ein Mann wie Thomas Morus war gegen diese tyrannische Roheit in geistigen Dingen kämpfend lieber zum Märtyrer des Katholicismus geworden. Die Befreiung der Gewissen, der ethische Zug des deutschen Protestantismus, welcher die Rechtfertigung in den Glauben und nicht in Ceremoniendienst und äußere Satzungen legte, fand hier keine Erfüllung. Die Bluttaufe, welche dann die Hochkirche durch die katholische Maria empfing, gab derselben wol die Weihe für tiefern Ernst und selbständige Ueberzeugungskraft, aber auch noch Elisabeth machte die Sache des Protestantismus, dem sie ihre Geburt zum Thron verdankte, mit politischem Sinn zu der ihrigen, auch sie wollte Regentin der Kirche sein, auch sie verlangte den Suprematseid wie ihr Vater, und von den einmal auf-

gestellten 39 Artikeln sollte Niemand abweichen, vielmehr verhängte ein Gleichförmigkeitsgesetz Strafen über die Bekenner der davon sich entfernenden Religionsansichten. Die bischöfliche Kirche blieb in ihrer Verfassung zwischen Rom und den Reformirten stehen, und in ihrer Gebundenheit an den Staat und das Interesse der Monarchie gestattete sie dem protestantischen Princip keine volle selbstbewußte Verwirklichung. Anders war es in Schottland gegangen, wo Knox, dieser Jünger Calvin's, der dem Meister an Strenge gegen sich selbst und gegen Andre, an einem bis zur Gewaltsamkeit fortschreitenden Feuereifer so ähnlich war, die reformirte Lehre kämpfend gepredigt und zum Trotz des Königthums eine Presbyterialverfassung für seine Heimat erstritten. Dorthin blickten darum viele Gemüther in England, denen eine principielle Durchbildung des Protestantismus, denen die Freiheit des Gewissens am Herzen lag. Unter ihnen waren Tausende, die um des Glaubens willen das Vaterland verlassen und erst unter Elisabeth's Regierung es wieder betreten hatten. Sie nannten sich Puritaner als Bekenner einer reinern Lehre und reinerer Formen des religiösen Lebens denn die waren welche ihnen die officielle Kirche bot; sie bildeten der Staatskirche gegenüber eine Volkskirche, und der Druck, der auf dieser lastete, entwickelte zwar ein inniges und eifriges religiöses Leben, trieb aber zugleich zu einer allzu herben und überstrengen Weltanschauung. Unter den Puritanern selbst aber waren wiederum Viele die in den Synoden und Presbyterien der schottischen Kirche einen Rest des Zwanges fanden, welchen Papst und Bischöfe ihrem Glauben angethan. Man hieß sie die Independenten, die Unab-

hängigen. Ihnen stellte jede Genossenschaft die im Glauben und in der Lehre des Evangeliums wandelte, einen ganzen und unabhängigen Körper dar, berechtigt sich Seelsorger und Lehrer zu wählen, ihr Leben zu ordnen und Christus als das alleinige unmittelbare Haupt zu ehren. Sie verlangten unbeschränkte Gewissensfreiheit für sich und brüderliche Eintracht mit andersdenkenden Christen; sie bekannten sich zu einer fortwährenden Offenbarung Gottes in der Menschenbrust und in der Weltgeschichte, sie bekannten sich zu dem allgemeinen Priesterthum aller echten Christen, und wollten darum nicht daß Jemand die Einwirkungen Gottes hemmen oder einem vom Geist getriebenen Gemeindeglied das Predigtrecht versagen möge. Wie die Hochkirche mit der Krone verbunden war, so standen diese Männer zur Volksfreiheit, als die Stuarte das göttliche Recht der Könige in Anspruch nahmen, als sie die alten Volksrechte nur für einen Ausfluß ihrer Gnade erklärten und ähnlich den Fürsten des Continents eine absolute Herrschergewalt für sich begründen wollten. Der Kampf für ihr bürgerliches Recht war zugleich der Kampf für ihren Glauben. Die Independenten gingen auch hier am weitesten und kühnsten voran und ihr Sieg war im Staat die Gründung der Republik, in der Kirche die Freiheit des Gewissens und die sittliche Zucht des Lebens, die von Anfang an Ziel und Ausgangspunkt des Protestantismus waren.

Oliver Cromwell ward den 25. April 1599 zu Huntingdon geboren. Er gehört dem altadligen sächsischen Geschlecht an, das auch Heinrich's VIII. Minister, den Hammer der Mönche, zu seinen Gliedern zählte; Oliver's Mutter war dem Stuart'schen Königshause ver-

wandt; die Familie war mäßig begütert. Der Knabe erwuchs in strengprotestantischer Atmosphäre, und die Besprechung der Bartholomäusnacht wie der Pulververschwörung, der Druck gegen die Volkskirche mag einen tiefern Eindruck auf das junge Gemüth gemacht haben als der Jagdzug König Jakob's, der bei Oliver's Oheim übernachtete. Er besuchte die Schule seines Orts, und ward dann auf der Universität Cambridge den 23. April 1616 immatriculirt — am Todestage Shakspeare's. Ziehen wir noch Newton heran, so finden wir daß in diesem Jahrhundert England seine größten Männer hatte, daß die Häupter des Jahrhunderts in Kunst, Staat und exacter Wissenschaft Engländer waren. Schon ein Jahr später starb der Vater Oliver's, und dieser verließ darum die Universität um für die Mutter und sechs Schwestern zu sorgen und das Gut der Familie zu verwalten; nur auf kurze Zeit ging er noch nach London um sich einige Rechts- und Gesetzeskunde zu erwerben, und heirathete dort im August 1620 Elisabeth Bourchier, eine Kaufmannstochter, die er sofort nach Huntingdon heimführte. Daselbst lebte er zehn Jahre in ländlicher Stille, bei ländlicher Arbeit, aber eine Zeitlang in Gemüthsbewegungen, die ihn auch körperlich angriffen, sodaß er hypochondrisch wurde, Phantasien hatte und manchmal des Nachts zum Arzt sandte, weil er zu sterben meinte. Die Frucht dieser Kämpfe war eine sittliche Wiedergeburt, eine klare Erkenntniß des Christenthums, die er mit unaussprechlicher Freude als seine Bekehrung und Befreiung vom ewigen Tod bezeichnete. In Erinnerung daran schrieb er 1638 an seine Cousine St.-John:

„Ich erkenne dankbar deine Liebe in der freundlichen

Erinnerung an mich. Ach, du preisest meine Briefe und meine Gesellschaft allzu sehr. Ich bin beschämt mir deine Ausdrücke anzueignen, wenn ich betrachte wie wenig ich nützlich bin, wie wenig ich mein Talent geltendmache. Doch um Gott die Ehre zu geben in Anerkennung dessen, was er für meine Seele gethan hat, bin ich auch hierin voll Vertrauen und will es sein. Wahrlich ich finde, daß er Quellen springen läßt in trockener öder Wildniß da kein Wasser war. Ich lebe, du weißt wo, in Meschek, welches wie sie sagen Verzug heißt, in Kedar, welches Finsterniß bedeutet; aber der Herr verläßt mich nicht. Ob er auch verzieht, so tröste ich mich doch dessen daß er mich zu seinem Zelte, seiner Ruhestätte bringen wird. Meine Seele ist mit der Schaar des Erstgebornen, mein Körper ruht in Hoffnung, und ob ich hienieden meinen Gott durch Thun oder durch Leiden ehren mag, ich werde froh darüber sein. Wahrlich, kein armes Geschöpf hat mehr Grund voranzugehen in der Sache seines Gottes denn ich. Ich habe reichlichen Lohn zum voraus gehabt, und bin sicher ich werde nimmer das kleinste Scherflein verdienen. Der Herr nehme mich auf in seinem Sohn und gebe mir zu wandeln im Licht, und gebe uns zu wandeln im Licht, denn er ist das Licht. Er erleuchtet unsere Finsterniß, unsere Dunkelheit. Ich darf nicht sagen: Er verbirgt sein Angesicht vor mir. Er gibt mir das Licht zu sehen in seinem Licht. Ein einziger Strahl in einem dunklen Ort bringt eine gar herrliche Erquickung mit sich: gesegnet sei sein Name, daß er scheinet in ein so dunkles Herz wie das meinige. Du weißt was für ein Leben ich geführt habe. O ich lebte in der Finsterniß und liebte sie und haßte das Licht; ich war ein

Oberster, der Oberste der Sünder. Wahr ist's ich haßte die Gottseligkeit, doch hat Gott sich meiner erbarmt. O über den Reichthum seiner Gnade! Lobe ihn für mich, bete für mich, daß er der ein gutes Werk begonnen hat, es vollenden möge am Tage Christi."

Ob diese Worte der Selbsttödtung und der Hingabe an Gott nur der energische Ausdruck für die Erkenntniß der Abgründe im eigenen Herzen und der mannichfachen Gedankenschuld sind, oder ob sie ein wildes Jugendleben reuevoll bezeichnen, in das seine feurige Natur sich verirrt haben soll, läßt sich nicht entscheiden; lang kann ihn das Leben der Hauptstadt in seine Strudel nicht gezogen haben; er soll später zurückerstattet haben was er im Spiel gewonnen hatte; sonst wird nichts Bestimmtes berichtet, auch von seinen Gegnern nicht. Milton, der ihn genau kannte und ihm immer ergeben blieb, sagte von ihm: Er erwuchs und entwickelte sich in der Dunkelheit des Hauses, und nährte im Stillen in seinem Herzen ein festes Gottvertrauen und eine Größe der Seele, was ihn wohl vorbereitete für die Tage deren Zeichen schon erschienen. Bereits in einem reifen Alter hatte er das Privatleben noch nicht verlassen, aber seine Anhänglichkeit an die reine Religion und die Unbescholtenheit seines Lebens zeichneten ihn in seiner Umgebung aus.

Mittlerweile hatte Jakob I. das Ansehen und die Macht Englands mehr und mehr sinken lassen, hatte das Parlament oft mit prahlerischer Anmaßung gereizt, und dann durch schwache Nachgiebigkeit nur verstärkt; ohne ein stehendes Heer, das Mittel des fürstlichen Absolutismus, hatte er den Glanz eines unumschränkten Königthums gesucht, und sich selber am Ende zu einem Ge-

genstand des Spottes und Gelächters gemacht, während viele Männer die vor ihm die Krone getragen und nach den Gesetzen regiert hatten, durch persönliche Begabung ausgezeichnet waren. Mittlerweile war die Kluft zwischen der Staatskirche und der Volkskirche immer größer geworden. Je weniger Gefahr ihr von Rom drohte, desto härter drückte die erstere auf die letztere. Und die Puritaner wiederum seufzten nach Erlösung, verglichen ihre Bedrängnisse mit denen der alten Juden, und lasen sich mehr und mehr in das Alte Testament hinein: sie gaben ihren Kindern nicht blos die Namen hebräischer Patriarchen, Krieger und Propheten, sie weideten sich auch an dem Bilde des Elias der die Baalspriester abschlachtet, an dem Bilde des Jehu der das Blut einer Königin den Hunden zu lecken gibt, an dem Bilde der Jael, — die den Nagel in das Hirn des feindlichen Feldherrn schlägt. — So brüteten sie über Rachegedanken, und immer herber ward die Säure ihrer Lebensansicht, immer strenger der finstere Ernst ihrer Sitten, immer seltsamer ihre Sprache, welche die schwungvollen Bilder der Psalmen auf die gewöhnlichen Verhältnisse des Daseins anwandte. Mittlerweile hatte (1625) Karl I. den Thron bestiegen, ein Mann verständiger als sein Vater und willenskräftiger, der aber die Treue nicht kannte und an Schlangenwegen Gefallen fand. Auch er strebte nach unumschränkter Gewalt, aber das Parlament stand ihm von Anfang an mit einer klugen Mäßigung entgegen, es gab nur spärliche und bedingungsweise Geldbewilligungen und nöthigte den König entweder in Uebereinstimmung mit der Volksvertretung zu regieren oder der altererbten Ordnung und Freiheit offenen Krieg zu

erklären. Karl entschied sich für das letztere; schon im zweiten Jahr seiner Regierung hatte er sein zweites Parlament aufgelöst und eigenmächtig Steuern ausgeschrieben. Und dabei sank durch Unfälle in Spanien und Frankreich der nationale Kriegsruhm, dabei erregte der König durch seine Heirath mit der papistischen Henriette von Frankreich die Besorgnisse und den Unwillen des Protestantismus.

Dagegen herrschte in Cromwell's stillem Hause Frieden und Glauben. Oliver war ein wahrer Christ, „nicht blos Sonntags, sondern alle Tage", ämsig bedacht sich seine „Berufung und Erwählung" dadurch zu sichern, daß er sich ihrer werth erwies. Alle tiefern Geister wandten sich dem Puritanismus zu, und brachten nachträglich das ethische Element, welches in Deutschland das Erste bei der Reformation gewesen war, in England zur Geltung; in Noth und Verfolgung bewahrten sie ihre Gewissensfreiheit, ihren reinen Glauben. Cromwell stand in naher Beziehung zu seinem Vetter Hampden und zu Pym. Er war in seiner Heimath hochgeachtet und ward daselbst 1628 ins Parlament gewählt. Die Haltung desselben war kühn und fest, und Karl suchte sich mit ihm zu vertragen: das Parlament gewährte bedeutende Subsidien und der König unterzeichnete die berühmte Bitte um Recht, Bill of right, wodurch er sich verpflichtete die alten Freiheiten der Nation aufrechtzuhalten, keine Steuern ohne Parlamentsbeschluß zu erheben, Niemanden anders als auf dem Wege des Gesetzes in Haft zu nehmen, keine Militairgerichte mehr in seinem Volk einzusetzen.

Während der Sitzungen des Jahres 1629 bildete das

Unterhaus einmal ein großes Comité für Religionsangelegenheiten; damals ergriff Cromwell zum ersten mal das Wort; derb und schmucklos im Aeußern, mit rauher Stimme that er einen groben Schlag auf drei Papisten zugleich. „Es werde ihm", sagte er, „von Dr. Beard (seinem alten Schulmeister in Huntingdon) berichtet, daß dort der Dr. Alabaster am Kreuze der Paulskirche einen offenen Papismus predige, und daß der Bischof von Winchester als sein Diöcesan ihm das geboten habe; derselbe Bischof habe an Mainwaring, gegen den das Parlament öffentlich eine Rüge ausgesprochen, eine reiche Pfründe gegeben. Sind Dies die Schritte um in der Kirche emporzukommen, was haben wir zu erwarten?" Cromwell ward beauftragt eine Vorladung an Dr. Beard, um Zeugniß abzulegen, gelangen zu lassen. Aber das Parlament ward bald aufgelöst. Es weigerte sich das Pfund- und Tonnengeld für die ganze Regierungszeit Karl's zu bewilligen. In stürmischer Sitzung hielt man den Sprecher, der das Haus vertagen sollte, trotz Weinens und Schreiens fest, ebenso den Thürsteher, und erklärte jede Erhebung des Zolls für ungesetzlich, jeden der ihn entrichten würde, für einen Verräther. Ein Hauptmann, der die Versammlung sprengen sollte, fand sie nicht mehr, der König schalt im Hause der Lords gegen dies rebellische Betragen des Unterhauses, sprach die Auflösung aus und ließ mehre Mitglieder verhaften.

Karl hatte seinerseits keine Lust jenen Vertrag zu halten; er brach ihn keck; er schloß Frieden mit dem Ausland und beschloß ohne Parlament zu regieren. Erzbischof Laud herrschte in der Staatskirche, die er dem Katholicismus wieder näher führte, während er die Pu-

ritaner mit Pranger, Ohrenabschneiden und Einkerkern verfolgte. Im Staat war Strafford des Königs rechter Arm, ein geistvoller, entschloßner Mann, der Englands Richelieu zu werden dachte; sein Wahlspruch war: Durch! Die Sternkammer und die hohe Commission wirkten rastlos als eine politische und kirchliche Inquisition. Der Despotismus begann zu blühen in England, nur Eines fehlte ihm noch, worauf Macaulay so bestimmt hingewiesen hat, die rechte Stütze fehlte ihm, das stehende Heer. Strafford wußte Das und arbeitete dafür. Wenn in alter Zeit zur Vertheidigung gegen die Schotten die Küstengebiete Englands Schiffe gestellt oder auch Geld dafür gezahlt hatten, so sollte Dies wieder eingeführt werden, zwar nicht im Krieg, sondern im Frieden, zwar nicht blos von den Küsten, sondern auch vom Binnenland, zwar nicht für Schiffe, sondern für ein Landheer; doch sollte es das alte Schiffsgeld sein. Die Nation gerieth in Aufregung. Hampden verweigerte die von ihm verlangten 20 Schillinge; das Gericht verurtheilte ihn zwar, aber seine Vertheidigung hatte recht aus dem Herzen des Volks gesprochen, und der Mann des gesetzlichen Widerstands ward der Liebling des Volks.

Sein Vetter Cromwell war indeß Friedensrichter geworden, hatte seine Besitzung in Huntingdon verkauft und eine größere in der Nachbarschaft, in St.-Ives erworben. Dort lebte er als Oekonom, um sein ewiges Heil besorgt; das religiöse Interesse steht bei ihm fortwährend im Vordergrund. Er vertieft sich in die Bibel, er erzieht seine Kinder zu christlicher Frömmigkeit, er hört und unterstützt die puritanischen Reiseprediger. Man associirte sich für das Evangelium, und ließ es kämpfend

gegen die Laud'sche Glaubenstyrannei verkündigen. So ward von London aus ein Prediger in St.-Ives unterhalten. Der älteste auf uns gekommene Brief Cromwell's bezieht sich darauf; er ist an den Kaufmann Storie in London gerichtet, datirt den 11. Januar 1636, und lautet:

„Im Katalog der guten Werke welche eure Mitbürger und Landsleute gethan haben, wird Das nicht für das Kleinste erachtet werden, daß sie für Nahrung der Seele Sorge getragen. Die Erbauung von Hospitälern sorgt für den Leib der Menschen, steinerne Tempel zu errichten wird für ein Werk der Frömmigkeit angesehen, aber die welche geistige Nahrung schaffen, die welche geistige Tempel bauen, die sind die wahrhaft frommen, wahrhaft liebevollen Menschen. Solch ein Werk thatet ihr als ihr eine Predigt (a lecture) für unsere Gegend veranlaßtet, und damit den Dr. Wells beauftragtet, einen Mann von Herzensgüte, Eifer und Geschicklichkeit um allerwegen Gutes zu thun; keinem Derer die ich in England kenne, steht er nach, und ich bin überzeugt daß seit seiner Ankunft der Herr durch ihn unter uns viel Gutes gewirkt hat. Es ist nun nur noch übrig daß Er, der euch zuerst bewogen hat also zu thun, euch auch zur Fortsetzung des Begonnenen antreibe: es war der Herr, und darum erheben wir zu ihm unsere Herzen daß er es vollenden möge. Und wahrlich, es wäre sehr zu beklagen wenn eine Predigt eingehen müßte, die in den Händen von so manchen verständigen und edlen Männern ist, wie ich überzeugt bin daß ihre Gründer sind, in diesen Zeiten, wo wir sie unterdrückt sehen mit allzu viel Gewalt und Eile durch die Feinde von Gottes Wahrheit.

Fern sei es daß eine so große Schuld an euern Händen haften sollte, die ihr in einer Stadt lebt welche durch das hellscheinende Licht des Evangeliums so berühmt ist. Ihr wißt, Herr Storie, das Geld für den Prediger zurückzuhalten hieße die Predigt fallen lassen; denn wer zieht zu Felde auf seine eigenen Kosten? Ich bitte euch also bei den Eingeweiden Jesu Christi, fördert die Sache und laßt den guten Mann seinen Lohn haben. Die Seelen der Kinder Gottes werden euch dafür segnen; so werde auch ich thun und immer bleiben Euer treuer Freund im Herrn. Oliver Cromwell."

Wie das geistige, so beschäftigte ihn das materielle Wohl seiner Landsleute. Die Ouse, an der er wohnte, durchfloß sumpfige Niederungen, deren Mittelpunkt Ely war; die Austrocknung dieser Moräste war eine Lebensfrage der Gegend; unter Elisabeth hatte man damit angefangen, aber die leere Kasse Karl's I. hatte die Arbeit unterbrechen lassen. Cromwell verfaßte eine Bittschrift an den König, berief eine Versammlung der Grundbesitzer nach Huntingdon und setzte im Kampf mit der Behörde die Fortsetzung des begonnenen Werkes durch. Das Volk hieß ihn darnach den Lord der Sümpfe. Sein Ansehen stieg im Lande.

Karl und Strafford aber fingen an sich ihrer Triumphe zu freuen, und tasteten mit leichtsinnigem Uebermuth die Kirchenverfassung der Schotten an; eine neue Liturgie ward diesen geboten, und der erste Versuch sie einzuführen erregte einen Tumult, dem eine allgemeine Volkserhebung folgte. Die Schotten griffen zu den Waffen und beschworen ihren Glaubensbund (Covenant). Viele Engländer sympathisirten mit ihnen, und der König war

Parlamentshaus, und der König fand es für gut London zu verlassen. Seine Treulosigkeit fand jetzt ihre Strafe. Die Volksvertreter waren überzeugt, daß sie nur sicher sein konnten, wenn er ganz hülflos war. Nur der Mangel einer Armee hatte den Umsturz der Verfassung verhütet; der König sollte jetzt dem Oberbefehl über das Heer entsagen, er sollte ohne die Zustimmung der Volksvertreter keine Minister, keine Peers ernennen. Hiermit war das Ziel der Revolution bezeichnet: denn wenn sie am Ende auch dem Könige die Macht ließ seine Minister zu ernennen, so konnte doch kein Minister ohne eine Majorität im Unterhause regieren, und für die Verwendung des Heeres sind die Räthe der Krone dem Parlament verantwortlich. Karl wies aber jene Bedingungen zurück. Der Augenblick war da, in welchem, um mit Guizot zu reden, die entschlossensten Geister, unvermögend das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden, nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselseitig die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt. Das Schwert ward gezogen.

Cromwell warf sich mit seiner Person, seiner Familie, seinem Vermögen in die Revolution. Der angebliche Heuchler thut die ersten entscheidenden Schritte. Er gab (1642) im Februar 300, im April 500 Pf. St. für die Sache des Volks. Er stellte im Juli den Antrag, daß man der Stadt Cambridge gestatte zwei Compagnien von Freiwilligen zu errichten und deren Führer zu ernennen. Er schickte auf seine Kosten Waffen in die Grafschaft Cambridge, und erhielt 100 Pf. St. dafür zurückerstattet. Weiß er nicht, fragt Philarethe

Chasle, daß er seinen Kopf dabei aufs Spiel setzt? Er weiß es, aber er geht noch weiter. Er bemächtigt sich in Cambridge des Magazins im Schloß, damit das äußerst kostbare Silberzeug der Universität nicht in das königliche Lager gebracht werde. Er stört und hemmt die Reisen der Royalisten auf offener Straße. Er mit seinem ältesten Sohn griff zu den Waffen als sich unter Graf Essex ein Parlamentsheer sammelte. Hampden ward Oberst, der Deputirte von Cambridge, der 43jährige Landbauer, ward Hauptmann.

Als einst Cromwell im Parlament sprach, fragte Lord Digby bei Hampden nach, wer Jener wäre; lächelnd versetzte Hampden: „Wenn's Ernst wird, wenn wir mit dem König brechen müssen, wird der plumpe Gesell Englands größter Mann werden.“ Es ward Ernst, und Cromwell war der Erste der von der officiellen Heuchelei nichts wissen wollte, daß der Krieg für den König und das Parlament geführt werde; er erkannte sofort was später Scott im Parlament sagte: „Wer den Degen gegen den König zieht, muß die Scheide ins Feuer werfen!“ Nach Clarendon sagte er zu seiner Compagnie: „Soldaten, ich will euch nicht überraschen, noch euch durch die zweideutigen Worte meiner Commission betrügen, die mich beruft für König und Parlament zu streiten. Wenn der König sich in einer feindlichen Schar befände, die ich anzugreifen hätte, so würde ich mein Pistol auf ihn wie auf jeden Andern abschießen. Wenn euer Gewissen euch nicht das Gleiche gestattet, so stellt euch nicht unter meinen Befehl.“

In verschiedenen Provinzen bildeten sich nun Associationen zum Schutz gegen Freibeuter und einherstrei-

fende Royalisten; die Bürger wollten den Krieg von ihren Fluren fern halten. Cromwell war die Seele dieses Bundes in seiner Heimath, und während ähnliche Vereine bald sich auflösten, bestand jener mit Erfolg. Zwei Briefe aus dieser Zeit zeigen uns eine allseitige Thätigkeit des nunmehrigen Soldaten. Er legt sein Fürwort ein für die Bauern von Hapton bei dem Grundherrn Sir Thomas Knyvett; ein gewisser Brown beunruhigte sie, die gute Puritaner waren. Nur ihr Leiden um des Gewissens willen bezeichnet er als das Motiv seines Schreibens, und setzt hinzu: „Ich schäme mich nicht zu bitten für Solche die irgendwo bedrückt werden; ich thue wie ich wünsche daß an mir gethan werde. Herr, wir leben in streitsüchtigen Tagen und der Zorn scheint mir der schlimmste welcher sich auf Verschiedenheit der Meinungen gründet; aber um diese zu heilen wird das kein passend Mittel erfunden werden, daß man die Menschen an Leib, Hab' und Gut beschädigt." Einen andern Brief empfing sein Mitfriedensrichter Barnard zu Huntingdon: „Es ist wahr, mein Lieutenant war mit einigen meiner Soldaten in Euerm Hause. Ich nahm mir die Freiheit einmal nach Euch fragen zu lassen; der Grund war, daß mir berichtet ward Ihr wäret thätig gegen die Maßnahmen des Parlaments und für Die, welche den Frieden dieser Gegend und des Königthums stören, mit Denen dieser Gegend, welche Zusammenkünfte hatten und zwar nicht wenige, mit Planen und Zwecken, die nur zu zu viel Verdacht erregen. Es ist wahr, mein Herr, ich weiß es, Ihr waret behutsam in Euerm Treiben, aber baut nicht allzu viel darauf. Schlauheit kann Euch täuschen, Rechtlichkeit niemals.

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Euer Urtheil und Euer Unternehmen sich ändern möge. Ich komme einzig um die Menschen abzuhalten, den Riß noch größer zu machen und Schaden anzurichten, aber nicht um selbst Jemanden zu beschädigen, auch Euch nicht; ich hoffe Ihr werdet mir keine Veranlassung geben. Thut Ihr es doch, so muß man mir verzeihen was meine Pflicht für das Volk mir auflegt. Wenn Euer guter Geist Euch auf diesem Wege hält, dann erkennt mich als Euren Diener

Oliver Cromwell.

Seid versichert schöne Worte von mir sollen Euch nicht um Eure Häuser noch um Eure Freiheit betrügen."

Cromwell ward Oberst. Scharmützel wurden hin und her mit wechselndem Glücke geliefert. Am 23. October 1642 ward das Parlamentsheer bei Edgehill geschlagen. Schrecken herrschte in London. Der Winter verging ruhig. Im Frühjahr aber bedurfte das Parlament entscheidender Siege, wenn es sich halten sollte. Aber beim König standen die meisten Adligen mit ihrem Gefolge, waffengeübt, voll ritterlicher Ehre und loyaler Treue; für das Parlament fochten einzelne Freiheitsfreunde mit vielem zusammengelaufenen Volk, das man angeworben hatte. Cromwell's Adlerblick durchschaute Dies und sein Genie fand sofort auch Hilfe. In einer Rede während der Verhandlungen um den Königstitel erzählt er die Sache selbst mit folgenden Worten:

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Verwendung an plötzlich hervorgezogen ward und dem man stets mehr und mehr vertraute; von da an, wo ich zuerst Reiterhauptmann war; und ich arbeitete so gut ich konnte, meine Pflicht zu thun, und Gott segnete mich darin

nach seinem Wohlgefallen. Und ich suchte treu und einfach — ja auf einem einfältigen Wege, wie große und weise und gute Männer urtheilten — mir meine Werkzeuge für dies Werk hülfreich zu machen. Ich will offen mit euch sein. Ich hatte einen recht werthen Freund damals, er war ein wahrhaft edler Mann, und ich weiß er steht in dankbarem Andenken bei euch, — John Hampden. Wie ich mich bei diesen Unternehmungen zu betheiligen anfing, sah ich, daß unsere Leute überall geschlagen wurden; ich thats in der That, und ich bat ihn er möchte zu Lord Essex' Armee einige neue Regimenter hinzufügen, und ich sagte ihm, ich wollte ihm dienstlich sein solche Männer anzuwerben, die einen Geist hätten der Einiges in dem Werk thun könnte. Das ist wirklich wahr was ich euch sage, Gott weiß ich lüge nicht. Eure Truppen, sagte ich ihm, sind größtentheils alte abgängige Söldner, Aufwärter in Schenken und Bursche solchen Schlags, und, sagte ich, ihre Truppen sind Söhne von Edelleuten, jüngere Söhne und Männer von Stand; denkt ihr, daß der Geist solch niederer und gewöhnlicher Bursche jemals fähig sein wird Edelleute zu bestehen, welche Ehre, Muth und Entschlossenheit im Herzen haben? Wahrlich, Das stellte ich ihm vor nach meinem Gewissen, und wahrlich ich sagte ihm: Ihr müßt euch Männer von Geist verschaffen, und — nehmt es nicht übel was ich euch sage, ich weiß ihr wollt's nicht — von einem Geist, der bereit ist so weit voran zu gehen wie die Edelleute, oder ihr werdet immer noch geschlagen werden. So sagte ich ihm, ich that's wirklich. Er war ein weiser und ein würdiger Mann, und er dachte, daß ich ihm da einen guten Begriff beigebracht, aber einen unprak-

tischen. Meiner Treu, da sagte ich ihm, ich könnte dafür etwas thun. Das that ich auch, und wahrlich ich muß es euch sagen, nehmt's wie ihr wollt, ich rief solche Männer auf, die in der Furcht Gottes lebten und bei Allem was sie thaten ein Gewissen hatten, und von dem Tag an, ich muß es euch sagen, wurden wir niemals geschlagen, und wo sie immer auf den Feind trafen, da siegten sie. Und wahrlich das ist etwas um Gott darin zu preisen und gibt uns die Lehre Menschen anzuerkennen die religiös und gottselig sind."

Dadurch also, daß er dem Geist der Ritterlichkeit die religiöse Begeisterung entgegenstellte, daß er den Glaubensmuth in den Kampf rief, entschied Cromwell das Schicksal seines Vaterlandes, vielleicht Europas; dadurch ward er die Seele und bald der Führer des Heers und damit der ganzen Revolution. Vierzehn Schwadronen eifriger Puritaner hatte er bald bewaffnet. Das waren ernste ehrenfeste Männer, die wußten wofür sie stritten. Da war keine Liederlichkeit, kein Fluchen und Saufen im Lager, sondern Gesang und Gebet, Ordnung, Zucht und Gottvertrauen. Es waren Männer die Gott fürchteten und sonst nichts. Sie waren gekleidet und bewaffnet wie es eben kam, aber sie waren Eins und gleich in dem Enthusiasmus für ihre religiöse und bürgerliche Freiheit. Sie hatten stets, wie der Feldprediger Hugh Peters verlangte, das Wort Gottes im Mund und den Säbel in der Hand. „Meine Truppen vermehren sich; ich habe prächtige Leute, ihr würdet sie achten, wenn ihr sie kenntet. Ehrenhafte mäßige Christen!" schrieb Cromwell, als er Sold für sie verlangt, und setzte hinzu: „Ich strebe nicht mich selbst zu suchen, aber ich habe

wenig eigenes Geld um meinen Soldaten zu helfen. Mein Vermögen ist klein, und schon hat der Staat von mir 11—12,000 Pfund, sodaß ich aus meinen Privatmitteln wenig mehr fürs Volk thun kann. Ihr habt mein Geld gehabt, ich hoffe zu Gott ich werde nun meine Haut daran wagen. So thun die Meinigen. Ihrer Geduld könnt ihr eine Last auflegen, aber brecht sie nicht!" — Und ein andermal: „Legt nicht zu viel auf den Rücken eines armen Edelmanns, der ohne viel Geräusch sein Leben opfern und den letzten Tropfen verbluten möchte um der Sache und euch zu dienen. Ich verlange euer Geld nicht für mich selbst; wäre das mein Ziel, so würde ich meinen Mund jetzt nicht aufthun. Ich will mich selbst verleugnen, aber die Andern müssen befriedigt werden. Ich bitte um schleunige Unterstützung. Vergeßt nicht eure Gebete!"

Im Sommer des Jahres 1643 starb Hampden den Heldentod. Mit ihm verschwand nach Dahlmann's Urtheil die letzte Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung. Das englische Parlament verbündete sich politisch und kirchlich mit dem schottischen, Cromwell unterzeichnete die Acte mit. Bei Grantham, bei Gainsborough hatte er siegreich das Feld behauptet; bei Winceby war ihm mitten im Getümmel das Pferd erschossen, er selbst niedergeworfen worden, aber er hatte sofort das Pferd eines gemeinen Soldaten bestiegen und im Sturme die Feinde geworfen.

Im Januar 1644 eröffnete der König in Oxford ein Parlament seiner Getreuen; 45 Lords und 118 Gemeine waren erschienen: in Westminster tagten 25 Lords und 280 Gemeine; noch 100 Mitglieder des Unterhau

ses waren im Feld oder in Staatsgeschäften abwesend. Aber auch die Royalisten waren dem König lästig, sobald sie Gesetzlichkeit und Verfassung als Schranke souverainer Willkür foderten; er vertagte sie im April. Am 2. Juli ward zu Marston-Moor die erste große Schlacht geliefert. Cromwell gab die Entscheidung. Nach dem Sieg im Lager vor York schrieb er folgenden Brief an seinen lieben Bruder, Oberst Valentin Walton; wir erfahren daraus gelegentlich, daß sein ältester Sohn, Oliver, bereits im Kampfe gefallen ist.

„Lieber Herr!

Es ist unsere Pflicht uns gemeinsam der Gnade zu erfreuen und zusammen den Herrn bei Züchtigungen und Prüfungen zu preisen, sodaß wir auch jetzt miteinander Leid tragen mögen. Wahrlich, England und die Kirche Gottes haben eine große Gnade vom Herrn gehabt in diesem großen uns verliehenen Sieg, so wie kein zweiter war seitdem dieser Krieg begann. Er hat all die Zeichen eines vollständigen Siegs, den durch den Segen des Herrn die gottselige Partei vorzugsweise gewonnen hat. Niemals griffen wir den Feind an ohne ihn zu werfen. Der linke Flügel, den ich befehligte, und der, bis auf wenige Schotten in der Nachhut, aus unserer eigenen Reiterei bestand, schlug die ganze Reiterei des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln für unsre Schwerter. Wir griffen zu Pferd ihr Fußvolk an, und warfen alle die wir angriffen. Das Einzelne kann ich jetzt nicht erzählen; ich glaube aber, daß dem Prinzen von 20,000 Mann keine 4000 übrig geblieben sind. Den Ruhm, all den Ruhm gebt Gott.

Mein Herr, Gott hat euern ältesten Sohn hinweg-

genommen durch einen Kanonenschuß. Der brach ihm das Bein; wir mußten es ihm abnehmen, wonach er starb. Herr, ihr wißt wie ich selbst auf diesem Wege heimgesucht worden bin; aber Gott hielt mich aufrecht durch den Trost, daß er meinen Sohn aufgenommen in die Seligkeit, nach der wir Alle ringen, für die wir leben. Dort ist auch euer herrlich Kind voll Ruhm, nimmermehr Sünde oder Schmerz zu kennen. Er war ein braver junger Mann und höchst anmuthig. Gott gebe euch seinen Trost. Vor seinem Tod war solch ein Frieden in ihm, daß er es Frank Russel und mir selbst nicht auszudrücken vermochte; „Es ist so groß, soviel höher als der Schmerz“, sagte er zu uns. In der That es war bewundernswerth. Kurz darauf sagte er, ein Ding läg ihm auf der Seele. Ich frug ihn was es wäre; das war's, sagte er, daß ihm nicht länger vergönnt worden die Feinde Gottes zu zerstören. Bei seinem Sturz — sein Pferd war durch die Kugel getödtet, und wie ich erfahren habe noch drei andere Pferde — sagt man mir habe er sie gebeten sie möchten ihm rechts und links offenen Raum machen, damit er die Schurken könne fliehen sehen. Wahrlich er war äußerst beliebt im Heer bei Allen die ihn kannten. Aber Wenige kannten ihn, denn es war ein köstlicher Jüngling, bereitet für den Herrn. Ihr habt Ursache Gott zu lobsingen. Er ist ein glorreicher Heiliger im Himmel, worüber ihr euch höchlichst freuen mögt. Laßt Das euren Gram auftrinken. Und seht das sind keine erdichteten Worte um euch zu trösten, sondern die Sache ist wirklich so und eine zweifellose Wahrheit. Ihr könnt alle Dinge thun durch die Kraft Jesu Christi; sucht sie und ihr werdet diese

Prüfung leicht bestehen. Laßt das allgemeine Heil der Kirche Gottes euch euern besondern Schmerz vergessen machen. Laßt den Herrn eure Stärke sein. So betet euer treuer und liebender Bruder

Oliver Cromwell."

Der durch den Ungestüm der Independenten erfochtene Sieg erhöhte ihren Muth und ihre Macht, während die presbyterianischen Obergenerale den Krieg immer noch so führen wollten, daß der Friede mit dem König möglich bliebe; sie thaten nichts Entscheidendes, sie erlitten Verluste, die Kosten des Kriegs drückten das Volk. Cromwell wirkte im Feld gegen dieses System, er griff es im Parlament hart an und hielt endlich folgende Rede: „Es ist jetzt Zeit zu sprechen oder immer den Mund zu halten. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als um die Rettung des Volks aus der blutigen Lage, ja aus dem Todeskampf, in welchen es die lange Dauer dieses Kriegs gebracht hat; sodaß ohne eine raschere, lebendigere und wirksamere Fortsetzung des Kriegs wir machen, daß das Land unserer müde wird und den Namen des Parlaments dem Hasse weiht. Denn was sagen die Feinde? Nein was sagen Viele, die anfangs unsere Freunde waren? Dies, daß die Mitglieder beider Häuser große Stellen und Commandos erhalten haben, daß das Schwert in ihren Händen ist, und daß sie durch ihren Einfluß im Parlament, durch ihre Macht im Heer sich fortwährend in ihrer Größe erhalten wollen und nicht gestatten den Krieg rasch zu enden, damit nicht ihre eigene Macht mit ihm eine Grenze finde. Dies was ich euch hier ins Angesicht sage, ist nur was Andere draußen hinter euerm Rücken äußern. Ich bin weit entfernt auf

gegen die Laud'sche Glaubenstyrannei verkündigen. So ward von London aus ein Prediger in St.-Ives unterhalten. Der älteste auf uns gekommene Brief Cromwell's bezieht sich darauf; er ist an den Kaufmann Storie in London gerichtet, datirt den 11. Januar 1636, und lautet:

„Im Katalog der guten Werke welche eure Mitbürger und Landsleute gethan haben, wird Das nicht für das Kleinste erachtet werden, daß sie für Nahrung der Seele Sorge getragen. Die Erbauung von Hospitälern sorgt für den Leib der Menschen, steinerne Tempel zu errichten wird für ein Werk der Frömmigkeit angesehen, aber die welche geistige Nahrung schaffen, die welche geistige Tempel bauen, die sind die wahrhaft frommen, wahrhaft liebevollen Menschen. Solch ein Werk thatet ihr als ihr eine Predigt (a lecture) für unsere Gegend veranlaßtet, und damit den Dr. Wells beauftragtet, einen Mann von Herzensgüte, Eifer und Geschicklichkeit um allerwegen Gutes zu thun; keinem Derer die ich in England kenne, steht er nach, und ich bin überzeugt daß seit seiner Ankunft der Herr durch ihn unter uns viel Gutes gewirkt hat. Es ist nun nur noch übrig daß Er, der euch zuerst bewogen hat also zu thun, euch auch zur Fortsetzung des Begonnenen antreibe: es war der Herr, und darum erheben wir zu ihm unsere Herzen daß er es vollenden möge. Und wahrlich, es wäre sehr zu beklagen wenn eine Predigt eingehen müßte, die in den Händen von so manchen verständigen und edlen Männern ist, wie ich überzeugt bin daß ihre Gründer sind, in diesen Zeiten, wo wir sie unterdrückt sehen mit allzu viel Gewalt und Eile durch die Feinde von Gottes Wahrheit.

Fern sei es daß eine so große Schuld an euern Händen haften sollte, die ihr in einer Stadt lebt welche durch das hellscheinende Licht des Evangeliums so berühmt ist. Ihr wißt, Herr Storie, das Geld für den Prediger zurückzuhalten hieße die Predigt fallen lassen; denn wer zieht zu Felde auf seine eigenen Kosten? Ich bitte euch also bei den Eingeweiden Jesu Christi, fördert die Sache und laßt den guten Mann seinen Lohn haben. Die Seelen der Kinder Gottes werden euch dafür segnen; so werde auch ich thun und immer bleiben Euer treuer Freund im Herrn. Oliver Cromwell."

Wie das geistige, so beschäftigte ihn das materielle Wohl seiner Landsleute. Die Ouse, an der er wohnte, durchfloß sumpfige Niederungen, deren Mittelpunkt Ely war; die Austrocknung dieser Moräste war eine Lebensfrage der Gegend; unter Elisabeth hatte man damit angefangen, aber die leere Kasse Karl's I. hatte die Arbeit unterbrechen lassen. Cromwell verfaßte eine Bittschrift an den König, berief eine Versammlung der Grundbesitzer nach Huntingdon und setzte im Kampf mit der Behörde die Fortsetzung des begonnenen Werkes durch. Das Volk hieß ihn darnach den Lord der Sümpfe. Sein Ansehen stieg im Lande.

Karl und Strafford aber fingen an sich ihrer Triumphe zu freuen, und tasteten mit leichtsinnigem Uebermuth die Kirchenverfassung der Schotten an; eine neue Liturgie ward diesen geboten, und der erste Versuch sie einzuführen erregte einen Tumult, dem eine allgemeine Volkserhebung folgte. Die Schotten griffen zu den Waffen und beschworen ihren Glaubensbund (Covenant). Viele Engländer sympathisirten mit ihnen, und der König war

genöthigt ein Parlament zu berufen, wenn er Mittel haben wollte die Empörung zu bekämpfen. Er löste es wieder auf als es die Beschwerden der Nation zur Sprache brachte; er berief die Lords allein, die aber die Verantwortlichkeit des verhängnißvollen Augenblicks nicht auf sich nehmen wollten; so mußte von neuem das ganze Parlament zusammentreten. Für dieses, das Lange Parlament, war Cromwell wie für das vorhergehende in Cambridge gewählt. Am sechsten Tage seiner Sitzungen brachte Cromwell die Beschwerde des jungen Lilburn vor, des Secretairs des kühnen Puritaners Prynne, welcher als Verbreiter von Flugschriften 200 Peitschenhiebe bekommen hatte. Eine ganze Sitzung ward mit dieser und mit ähnlichen Klagen hingebracht; blaß, mit schweigendem Zorn hörten die Volksvertreter zu. Einer von ihnen, Warwick, erzählt: „Ich kam ins Haus, fein gekleidet, denn wir Hofleute hielten viel darauf; und ich sah einen Edelmann sprechen den ich nicht kannte. Er war sehr gewöhnlich angezogen, sein einfacher Tuchrock schien von einem schlechten Dorfschneider gemacht, seine Leinwand war grob und nicht sehr weiß, sein Hut ohne Band. Seine Statur war ansehnlich; er hatte den Degen an der Seite, sein Gesicht war roth und aufgedunsen, seine Stimme scharf und unharmonisch, aber seine Beredtsamkeit voll Feuereifer." Auch Clarendon erzählt von der Heftigkeit und dem derben Benehmen Cromwell's, als dieser in einem Comité die Rechte armer Bauern vertheidigte. Im Parlament selbst nahm er sich der Schotten in der religiösen Frage an.

Das Parlament war im November 1640 zusammengetreten. Einmüthig wurden von ihm die Verfas-

sungsverletzungen angegriffen; die Sternkammer und die hohe Commission wurden aufgehoben, Laud ward in den Tower gesetzt, Strafford auf revolutionnaire Weise gerichtet. Der König gab zu, daß das Parlament nur mit dessen eigener Genehmigung vertagt oder aufgelöst werden könne. Im folgenden Herbste traten die beiden Parteien hervor, welche überall in der Geschichte sich geltendmachen und die Jugend oder das Alter, die freie Bewegung und den rastlosen Fortschritt oder das Erhalten und die gute alte Ordnung vertreten. Später Tories und Whigs genannt, hießen sie damals Cavaliere und Rundköpfe, letzterer Name der der Puritaner nach dem rundabgeschnittenen Haupthaar. Wohl hatten die Einen recht, daß nun die Misstände abgestellt und die Volksfreiheiten neu gewährleistet seien: es gelte nun Frieden zu schließen und das Bestehende zu stützen; aber auch die Andern hatten recht, daß man dem König nicht trauen könne, daß das Gesetz für ihn keine Schranke sei, und daß ihm eine schlagfertige Macht gegenüberstehen müsse. Die Leiter der Bewegung wußten, daß Karl ihnen den Untergang geschworen. Nun kam das ungeheure Blutbad, das die Irländer unter den Protestanten anrichteten. Man dachte im Parlament an eine ausführliche Beschwerdeschrift über die Verwaltung des Staats; nur mit wenigen Stimmen ging sie im Unterhaus durch; wäre sie zurückgewiesen worden, dann waren Cromwell und seine Freunde zur Auswanderung nach Nordamerika entschlossen. Der König aber ließ sich beikommen in eigener Person im Parlament zu erscheinen um mehre Oppositionsmitglieder verhaften zu lassen. Der Staatsstreich scheiterte; das Volk hielt bewaffnete Wacht am

Parlamentshaus, und der König fand es für gut London zu verlassen. Seine Treulosigkeit fand jetzt ihre Strafe. Die Volksvertreter waren überzeugt, daß sie nur sicher sein konnten, wenn er ganz hülflos war. Nur der Mangel einer Armee hatte den Umsturz der Verfassung verhütet; der König sollte jetzt dem Oberbefehl über das Heer entsagen, er sollte ohne die Zustimmung der Volksvertreter keine Minister, keine Peers ernennen. Hiermit war das Ziel der Revolution bezeichnet: denn wenn sie am Ende auch dem Könige die Macht ließ seine Minister zu ernennen, so konnte doch kein Minister ohne eine Majorität im Unterhause regieren, und für die Verwendung des Heeres sind die Räthe der Krone dem Parlament verantwortlich. Karl wies aber jene Bedingungen zurück. Der Augenblick war da, in welchem, um mit Guizot zu reden, die entschlossensten Geister, unvermögend das Gute und das Böse, Gefahr und Heil zu unterscheiden, nur noch Werkzeuge der Vorsehung sind, welche wechselseitig die Könige durch die Völker und die Völker durch die Könige züchtigt. Das Schwert ward gezogen.

Cromwell warf sich mit seiner Person, seiner Familie, seinem Vermögen in die Revolution. Der angebliche Heuchler thut die ersten entscheidenden Schritte. Er gab (1642) im Februar 300, im April 500 Pf. St. für die Sache des Volks. Er stellte im Juli den Antrag, daß man der Stadt Cambridge gestatte zwei Compagnien von Freiwilligen zu errichten und deren Führer zu ernennen. Er schickte auf seine Kosten Waffen in die Grafschaft Cambridge, und erhielt 100 Pf. St. dafür zurückerstattet. Weiß er nicht, fragt Philarethe

Chasle, daß er seinen Kopf dabei aufs Spiel setzt? Er weiß es, aber er geht noch weiter. Er bemächtigt sich in Cambridge des Magazins im Schloß, damit das äußerst kostbare Silberzeug der Universität nicht in das königliche Lager gebracht werde. Er stört und hemmt die Reisen der Royalisten auf offener Straße. Er mit seinem ältesten Sohn griff zu den Waffen als sich unter Graf Essex ein Parlamentsheer sammelte. Hampden ward Oberst, der Deputirte von Cambridge, der 43jährige Landbauer, ward Hauptmann.

Als einst Cromwell im Parlament sprach, fragte Lord Digby bei Hampden nach, wer Jener wäre; lächelnd versetzte Hampden: „Wenn's Ernst wird, wenn wir mit dem König brechen müssen, wird der plumpe Gesell Englands größter Mann werden." Es ward Ernst, und Cromwell war der Erste der von der officiellen Heuchelei nichts wissen wollte, daß der Krieg für den König und das Parlament geführt werde; er erkannte sofort was später Scott im Parlament sagte: „Wer den Degen gegen den König zieht, muß die Scheide ins Feuer werfen!" Nach Clarendon sagte er zu seiner Compagnie: „Soldaten, ich will euch nicht überraschen, noch euch durch die zweideutigen Worte meiner Commission betrügen, die mich beruft für König und Parlament zu streiten. Wenn der König sich in einer feindlichen Schar befände, die ich anzugreifen hätte, so würde ich mein Pistol auf ihn wie auf jeden Andern abschießen. Wenn euer Gewissen euch nicht das Gleiche gestattet, so stellt euch nicht unter meinen Befehl."

In verschiedenen Provinzen bildeten sich nun Associationen zum Schutz gegen Freibeuter und einherstrei-

fende Royalisten; die Bürger wollten den Krieg von ihren Fluren fern halten. Cromwell war die Seele dieses Bundes in seiner Heimath, und während ähnliche Vereine bald sich auflösten, bestand jener mit Erfolg. Zwei Briefe aus dieser Zeit zeigen uns eine allseitige Thätigkeit des nunmehrigen Soldaten. Er legt sein Fürwort ein für die Bauern von Hapton bei dem Grundherrn Sir Thomas Knyvett; ein gewisser Brown beunruhigte sie, die gute Puritaner waren. Nur ihr Leiden um des Gewissens willen bezeichnet er als das Motiv seines Schreibens, und setzt hinzu: „Ich schäme mich nicht zu bitten für Solche die irgendwo bedrückt werden; ich thue wie ich wünsche daß an mir gethan werde. Herr, wir leben in streitsüchtigen Tagen und der Zorn scheint mir der schlimmste welcher sich auf Verschiedenheit der Meinungen gründet; aber um diese zu heilen wird das kein passend Mittel erfunden werden, daß man die Menschen an Leib, Hab' und Gut beschädigt.“ Einen andern Brief empfing sein Mitfriedensrichter Barnard zu Huntingdon: „Es ist wahr, mein Lieutenant war mit einigen meiner Soldaten in Euerm Hause. Ich nahm mir die Freiheit einmal nach Euch fragen zu lassen; der Grund war, daß mir berichtet ward Ihr wäret thätig gegen die Maßnahmen des Parlaments und für Die, welche den Frieden dieser Gegend und des Königthums stören, mit Denen dieser Gegend, welche Zusammenkünfte hatten und zwar nicht wenige, mit Planen und Zwecken, die nur zu zu viel Verdacht erregen. Es ist wahr, mein Herr, ich weiß es, Ihr waret behutsam in Euerm Treiben, aber baut nicht allzu viel darauf. Schlauheit kann Euch täuschen, Rechtlichkeit niemals.

Von ganzem Herzen wünsche ich, daß Euer Urtheil und Euer Unternehmen sich ändern möge. Ich komme einzig um die Menschen abzuhalten, den Riß noch größer zu machen und Schaden anzurichten, aber nicht um selbst Jemanden zu beschädigen, auch Euch nicht; ich hoffe Ihr werdet mir keine Veranlassung geben. Thut Ihr es doch, so muß man mir verzeihen was meine Pflicht für das Volk mir auflegt. Wenn Euer guter Geist Euch auf diesem Wege hält, dann erkennt mich als Euren Diener

Oliver Cromwell.

Seid versichert schöne Worte von mir sollen Euch nicht um Eure Häuser noch um Eure Freiheit betrügen."

Cromwell ward Oberst. Scharmützel wurden hin und her mit wechselndem Glücke geliefert. Am 23. October 1642 ward das Parlamentsheer bei Edgehill geschlagen. Schrecken herrschte in London. Der Winter verging ruhig. Im Frühjahr aber bedurfte das Parlament entscheidender Siege, wenn es sich halten sollte. Aber beim König standen die meisten Adligen mit ihrem Gefolge, waffengeübt, voll ritterlicher Ehre und loyaler Treue; für das Parlament fochten einzelne Freiheitsfreunde mit vielem zusammengelaufenen Volk, das man angeworben hatte. Cromwell's Adlerblick durchschaute Dies und sein Genie fand sofort auch Hilfe. In einer Rede während der Verhandlungen um den Königstitel erzählt er die Sache selbst mit folgenden Worten:

„Ich war ein Mann, der von seiner ersten Verwendung an plötzlich hervorgezogen ward und dem man stets mehr und mehr vertraute; von da an, wo ich zuerst Reiterhauptmann war; und ich arbeitete so gut ich konnte, meine Pflicht zu thun, und Gott segnete mich darin

nach seinem Wohlgefallen. Und ich suchte treu und einfach — ja auf einem einfältigen Wege, wie große und weise und gute Männer urtheilten — mir meine Werkzeuge für dies Werk hülfreich zu machen. Ich will offen mit euch sein. Ich hatte einen recht werthen Freund damals, er war ein wahrhaft edler Mann, und ich weiß er steht in dankbarem Andenken bei euch, — John Hampden. Wie ich mich bei diesen Unternehmungen zu betheiligen anfing, sah ich, daß unsere Leute überall geschlagen wurden; ich thats in der That, und ich bat ihn er möchte zu Lord Essex' Armee einige neue Regimenter hinzufügen, und ich sagte ihm, ich wollte ihm dienstlich sein solche Männer anzuwerben, die einen Geist hätten der Einiges in dem Werk thun könnte. Das ist wirklich wahr was ich euch sage, Gott weiß ich lüge nicht. Eure Truppen, sagte ich ihm, sind größtentheils alte abgängige Söldner, Aufwärter in Schenken und Bursche solchen Schlags, und, sagte ich, ihre Truppen sind Söhne von Edelleuten, jüngere Söhne und Männer von Stand; denkt ihr, daß der Geist solch niederer und gewöhnlicher Bursche jemals fähig sein wird Edelleute zu bestehen, welche Ehre, Muth und Entschlossenheit im Herzen haben? Wahrlich, Das stellte ich ihm vor nach meinem Gewissen, und wahrlich ich sagte ihm: Ihr müßt euch Männer von Geist verschaffen, und — nehmt es nicht übel was ich euch sage, ich weiß ihr wollt's nicht — von einem Geist, der bereit ist so weit voran zu gehen wie die Edelleute, oder ihr werdet immer noch geschlagen werden. So sagte ich ihm, ich that's wirklich. Er war ein weiser und ein würdiger Mann, und er dachte, daß ich ihm da einen guten Begriff beigebracht, aber einen unprak-

tischen. Meiner Treu, da sagte ich ihm, ich könnte dafür etwas thun. Das that ich auch, und wahrlich ich muß es euch sagen, nehmt's wie ihr wollt, ich rief solche Männer auf, die in der Furcht Gottes lebten und bei Allem was sie thaten ein Gewissen hatten, und von dem Tag an, ich muß es euch sagen, wurden wir niemals geschlagen, und wo sie immer auf den Feind trafen, da siegten sie. Und wahrlich das ist etwas um Gott darin zu preisen und gibt uns die Lehre Menschen anzuerkennen die religiös und gottselig sind."

Dadurch also, daß er dem Geist der Ritterlichkeit die religiöse Begeisterung entgegenstellte, daß er den Glaubensmuth in den Kampf rief, entschied Cromwell das Schicksal seines Vaterlandes, vielleicht Europas; dadurch ward er die Seele und bald der Führer des Heers und damit der ganzen Revolution. Vierzehn Schwadronen eifriger Puritaner hatte er bald bewaffnet. Das waren ernste ehrenfeste Männer, die wußten wofür sie stritten. Da war keine Liederlichkeit, kein Fluchen und Saufen im Lager, sondern Gesang und Gebet, Ordnung, Zucht und Gottvertrauen. Es waren Männer die Gott fürchteten und sonst nichts. Sie waren gekleidet und bewaffnet wie es eben kam, aber sie waren Eins und gleich in dem Enthusiasmus für ihre religiöse und bürgerliche Freiheit. Sie hatten stets, wie der Feldprediger Hugh Peters verlangte, das Wort Gottes im Mund und den Säbel in der Hand. „Meine Truppen vermehren sich; ich habe prächtige Leute, ihr würdet sie achten, wenn ihr sie kenntet. Ehrenhafte mäßige Christen!" schrieb Cromwell, als er Sold für sie verlangt, und setzte hinzu: „Ich strebe nicht mich selbst zu suchen, aber ich habe

wenig eigenes Geld um meinen Soldaten zu helfen. Mein Vermögen ist klein, und schon hat der Staat von mir 11—12,000 Pfund, sodaß ich aus meinen Privatmitteln wenig mehr fürs Volk thun kann. Ihr habt mein Geld gehabt, ich hoffe zu Gott ich werde nun meine Haut daran wagen. So thun die Meinigen. Ihrer Geduld könnt ihr eine Last auflegen, aber brecht sie nicht!" — Und ein andermal: „Legt nicht zu viel auf den Rücken eines armen Edelmanns, der ohne viel Geräusch sein Leben opfern und den letzten Tropfen verbluten möchte um der Sache und euch zu dienen. Ich verlange euer Geld nicht für mich selbst; wäre das mein Ziel, so würde ich meinen Mund jetzt nicht aufthun. Ich will mich selbst verleugnen, aber die Andern müssen befriedigt werden. Ich bitte um schleunige Unterstützung. Vergeßt nicht eure Gebete!"

Im Sommer des Jahres 1643 starb Hampden den Heldentod. Mit ihm verschwand nach Dahlmann's Urtheil die letzte Hoffnung auf eine friedliche Ausgleichung. Das englische Parlament verbündete sich politisch und kirchlich mit dem schottischen, Cromwell unterzeichnete die Acte mit. Bei Grantham, bei Gainsborough hatte er siegreich das Feld behauptet; bei Winceby war ihm mitten im Getümmel das Pferd erschossen, er selbst niedergeworfen worden, aber er hatte sofort das Pferd eines gemeinen Soldaten bestiegen und im Sturme die Feinde geworfen.

Im Januar 1644 eröffnete der König in Oxford ein Parlament seiner Getreuen; 45 Lords und 118 Gemeine waren erschienen: in Westminster tagten 25 Lords und 280 Gemeine; noch 100 Mitglieder des Unterhau

ses waren im Feld oder in Staatsgeschäften abwesend. Aber auch die Royalisten waren dem König lästig, sobald sie Gesetzlichkeit und Verfassung als Schranke souverainer Willkür foderten; er vertagte sie im April. Am 2. Juli ward zu Marston-Moor die erste große Schlacht geliefert. Cromwell gab die Entscheidung. Nach dem Sieg im Lager vor York schrieb er folgenden Brief an seinen lieben Bruder, Oberst Valentin Walton; wir erfahren daraus gelegentlich, daß sein ältester Sohn, Oliver, bereits im Kampfe gefallen ist.

„Lieber Herr!

Es ist unsere Pflicht uns gemeinsam der Gnade zu erfreuen und zusammen den Herrn bei Züchtigungen und Prüfungen zu preisen, sodaß wir auch jetzt miteinander Leid tragen mögen. Wahrlich, England und die Kirche Gottes haben eine große Gnade vom Herrn gehabt in diesem großen uns verliehenen Sieg, so wie kein zweiter war seitdem dieser Krieg begann. Er hat all die Zeichen eines vollständigen Siegs, den durch den Segen des Herrn die gottselige Partei vorzugsweise gewonnen hat. Niemals griffen wir den Feind an ohne ihn zu werfen. Der linke Flügel, den ich befehligte, und der, bis auf wenige Schotten in der Nachhut, aus unserer eigenen Reiterei bestand, schlug die ganze Reiterei des Prinzen. Gott machte sie wie Stoppeln für unsre Schwerter. Wir griffen zu Pferd ihr Fußvolk an, und warfen alle die wir angriffen. Das Einzelne kann ich jetzt nicht erzählen; ich glaube aber, daß dem Prinzen von 20,000 Mann keine 4000 übrig geblieben sind. Den Ruhm, all den Ruhm gebt Gott.

Mein Herr, Gott hat euern ältesten Sohn hinweg-

genommen durch einen Kanonenschuß. Der brach ihm das Bein; wir mußten es ihm abnehmen, wonach er starb. Herr, ihr wißt wie ich selbst auf diesem Wege heimgesucht worden bin; aber Gott hielt mich aufrecht durch den Trost, daß er meinen Sohn aufgenommen in die Seligkeit, nach der wir Alle ringen, für die wir leben. Dort ist auch euer herrlich Kind voll Ruhm, nimmermehr Sünde oder Schmerz zu kennen. Er war ein braver junger Mann und höchst anmuthig. Gott gebe euch seinen Trost. Vor seinem Tod war solch ein Frieden in ihm, daß er es Frank Russel und mir selbst nicht auszudrücken vermochte; „Es ist so groß, soviel höher als der Schmerz", sagte er zu uns. In der That es war bewundernswerth. Kurz darauf sagte er, ein Ding läg ihm auf der Seele. Ich frug ihn was es wäre; das war's, sagte er, daß ihm nicht länger vergönnt worden die Feinde Gottes zu zerstören. Bei seinem Sturz — sein Pferd war durch die Kugel getödtet, und wie ich erfahren habe noch drei andere Pferde — sagt man mir habe er sie gebeten sie möchten ihm rechts und links offenen Raum machen, damit er die Schurken könne fliehen sehen. Wahrlich er war äußerst beliebt im Heer bei Allen die ihn kannten. Aber Wenige kannten ihn, denn es war ein köstlicher Jüngling, bereitet für den Herrn. Ihr habt Ursache Gott zu lobsingen. Er ist ein glorreicher Heiliger im Himmel, worüber ihr euch höchlichst freuen mögt. Laßt Das euren Gram auftrinken. Und seht das sind keine erdichteten Worte um euch zu trösten, sondern die Sache ist wirklich so und eine zweifellose Wahrheit. Ihr könnt alle Dinge thun durch die Kraft Jesu Christi; sucht sie und ihr werdet diese

Prüfung leicht bestehen. Laßt das allgemeine Heil der Kirche Gottes euch euern besondern Schmerz vergessen machen. Laßt den Herrn eure Stärke sein. So betet euer treuer und liebender Bruder

Oliver Cromwell."

Der durch den Ungestüm der Independenten erfochtene Sieg erhöhte ihren Muth und ihre Macht, während die presbyterianischen Obergenerale den Krieg immer noch so führen wollten, daß der Friede mit dem König möglich bliebe; sie thaten nichts Entscheidendes, sie erlitten Verluste, die Kosten des Kriegs drückten das Volk. Cromwell wirkte im Feld gegen dieses System, er griff es im Parlament hart an und hielt endlich folgende Rede: „Es ist jetzt Zeit zu sprechen oder immer den Mund zu halten. Denn es handelt sich um nichts Geringeres als um die Rettung des Volks aus der blutigen Lage, ja aus dem Todeskampf, in welchen es die lange Dauer dieses Kriegs gebracht hat; sodaß ohne eine raschere, lebendigere und wirksamere Fortsetzung des Kriegs wir machen, daß das Land unserer müde wird und den Namen des Parlaments dem Hasse weiht. Denn was sagen die Feinde? Nein was sagen Viele, die anfangs unsere Freunde waren? Dies, daß die Mitglieder beider Häuser große Stellen und Commandos erhalten haben, daß das Schwert in ihren Händen ist, und daß sie durch ihren Einfluß im Parlament, durch ihre Macht im Heer sich fortwährend in ihrer Größe erhalten wollen und nicht gestatten den Krieg rasch zu enden, damit nicht ihre eigene Macht mit ihm eine Grenze finde. Dies was ich euch hier ins Angesicht sage, ist nur was Andere draußen hinter euerm Rücken äußern. Ich bin weit entfernt auf

Personen zu deuten. Ich kenne den Werth dieser Befehlshaber, aber wenn ich rücksichtslos nach meinem Gewissen reden soll, so muß ich gestehen: wenn das Heer nicht auf einen andern Fuß gebracht, wenn der Krieg nicht energischer geführt wird, so kann das Volk den Krieg nicht länger mehr ertragen und wird euch zu einem ehrlosen Frieden nöthigen. Doch wollt ich das eurer Klugheit empfehlen, daß ihr von den etwaigen Fehlern der Befehlshaber abseht, denn sie sind in militairischen Dingen schwer zu vermeiden und ich selbst muß bekennen, daß ich Manches versehen habe. Dringen wir vielmehr auf den Grund jener Uebelstände, und suchen wir sie selbst zu heilen, was sehr nothwendig ist. Und ich hoffe, wir haben so echtenglische Herzen, solch eifrige Liebe für das allgemeine Wohl unsers Vaterlandes, daß kein Mitglied eines der beiden Häuser Bedenken tragen wird sich selbst zu verleugnen und das Privatinteresse dem öffentlichen Besten zum Opfer zu bringen; daß Niemand glaubt, es werde ihm eine Unehre angethan, was auch das Parlament in dieser wichtigen Frage beschließen wird."

Das Haus der Gemeinen stimmte hiernach für die Selbstverleugnungsordonnanz, wodurch die Parlamentsmitglieder sich von allen Stellen im Dienste des Staats und Heeres ausschlossen. Die Lords verwarfen die Bill. Damals soll Cromwell gesagt haben, es werde nicht eher gute Zeit für England kommen, als bis es um die Lords geschehen sei. Er und seine Freunde setzten ihren Plan in anderer Weise durch: sie schlugen vor die Armee neuzubilden, das Unterhaus stimmte bei, und ernannte auf Cromwell's Vorschlag Fairfax zum Oberbefehlshaber; die Soldaten unter dem Commando des Grafen Essex ließen

sich bei ihm anwerben und die Zucht und Ordnung, der ernste feste Sinn und die Begeisterung für religiöse und politische Freiheit, die Cromwell's Schar beseelt, ward jetzt auf das ganze Heer übertragen. Cromwell war der eigentliche Leiter des Ganzen. Und was ihn emporgebracht? Schlechte Künste und kleine Schlauheiten waren's nicht, sondern der Blick des Genies, der Glaubensmuth, der Feuereifer und die Thatkraft, die in ihm waren. Milton sagt: „Als rechter Christ hatte er vor allem sich selbst kennen und seine Feinde im Innern bezwingen gelernt, die Furcht, den Zweifel, die eitele Hoffnung. Nachdem er so Herr und Sieger seiner selbst geworden, trat er dem Feind da draußen als ein kriegserfahrener Veteran entgegen."

Nun ward die Selbstverleugnungsbill von den Lords nachträglich angenommen. Indeß war Cromwell im Felde zu unentbehrlich und seine Leute foderten zu laut ihn zu behalten, als daß nicht durch Parlamentsbeschluß in Bezug auf ihn eine Ausnahme gemacht worden wäre. Er beruhigte oder zerstreute die Banden, welche sich bereits gebildet hatten, um das Land gegen die Uebel des Kriegs zu schützen; er hielt so strenge Mannszucht, daß kein Weib für ihre Ehre, kein Mann für seine Habe in Sorge zu sein brauchte. Am 14. Juni 1645 verlor Karl bei Naseby seine letzte Schlacht. Seine Briefschaften fielen in die Hände des Parlamentsheers, wurden veröffentlicht und überführten den König, daß er beim Ausland gegen das eigene Volk um Hilfe gebettelt. Cromwell zeigte den Sieg dem Sprecher des Unterhauses an; wie immer so erkennt er auch hier die Hand Gottes, dem allein die Ehre gegeben werden soll; Dankbarkeit

und Demuth möge die Frucht des Glückes sein. Bald darauf konnte er die Einnahme Bristols melden; sein ausführlicher Bericht schließt mit den Worten: „So habe ich euch eine treue, wenn auch unvollständige Erzählung dieses wichtigen Ereignisses gegeben; möget ihr daraus ersehen, daß all Dies das Werk Gottes ist; ja, der müßte ein rechter Atheist sein, wer Das nicht anerkennte. Man mag glauben, daß den heldenhaften Männern, deren Tapferkeit ich geschildert habe, einiges Lob gebührt; aber ihre einzige Bitte an euch und alle die dieses großen Segens genießen, ist, daß ihrer vergessen werde indem ihr Gott zu preisen gedenkt. Es ist ihre Freude, daß sie Werkzeuge waren zum Ruhme Gottes und zum Wohl ihres Vaterlandes; es ist ihre Ehre daß der Allmächtige sich ihrer bedienen wollte. Sie, die in diesem Dienste gearbeitet haben, wissen, daß Glauben und Gebet die Stadt für euch erobert; ich sage nicht allein das unsere, sondern das Gebet und der Glaube des Volks Gottes in ganz England, das mit dem Herrn gerungen hat um den Segen in dieser Sache. Es ist unser Wunsch daß Gott jetzt verherrlicht werde mit demselben Geist des Glaubens mit dem wir zu ihm um die Kraft zum Siege gerufen haben. Presbyterianer, Independenten, alle haben hier denselben Geist des Glaubens und Gebets; alle suchen und finden die Gegenwart des Herrn; sie sind einmüthig, kein Name trennt sie; es wäre sehr zu bedauern, wenn es anderwärts anders stünde. Alle Gläubigen haben die wahre und wirkliche Einheit, und diese ist höchst glorreich, denn sie ist innerlich und geistig, und vereint mit dem Leibe (der wahren Kirche) und dem

Haupt (Christus). Was die Einheit in den Formen betrifft, die sogenannte Gleichförmigkeit, so wird um des Friedens willen jeder Christ soviel thun als sein Gewissen erlaubt. Und für Brüder wollen wir in Angelegenheiten der Seele keinen andern Zwang als die Macht des Lichtes und der Vernunft. In andern Dingen hat Gott das Schwert in des Parlaments Hände gelegt zum Schrecken der Uebelthäter und zur Ehre Derer, die da recht handeln."

Im Herbst erzählte Peters im Parlament die Einnahme von Basing House, und sagte: „Das ist nun der zwanzigste besetzte Platz den diesen Sommer unser Heer erobert hat. Generallieutenant Cromwell, der Befehlshaber, brachte einen großen Theil der Nacht vor dem Sturm im Gebet mit Gott zu; und selten ficht er ohne einen Text aus der Schrift, der ihn stärkt."

Damals standen die Sachen für das Parlament so günstig, daß es neue Wahlen ausschrieb für die ausgeschiedenen Royalisten. Sein Ansehen ward in ganz England anerkannt. Der König floh zu den Schotten, und ward von ihnen dann den Engländern für Geld ausgeliefert.

1646 heirathete Oberst Ireton Cromwell's Tochter Brigitta; aus dem Hauptquartier in London schrieb der Vater ihr folgende Zeilen:

„Liebe Tochter, ich schreibe deinem Manne nicht, weil eine Zeile von meiner Hand viele von der seinen hervorruft, und das macht, daß er zu lange aufbleibt. Eure Freunde in Ely sind wohl. Deine Schwester Claypole (Elisabeth) — ich vertraue der göttlichen Gnade, ist von mancherlei unruhigen Gedanken heimgesucht. Sie sieht

ihre eigene Eitelkeit, ihren fleischlichen Sinn; sie weint darum, und sucht, ich hoffe es, was ihr genügen und Frieden geben wird. Wer so ein Sucher ist der hat nächst dem Finder das beste Theil erwählt; wer in demüthigem Glauben sucht der wird finden. Glücklich der Sucher, glücklich der Finder! Wer hat je geschmeckt wie freundlich der Herr ist, ohne ein Gefühl von Selbstsucht, Eitelkeit und Schlechtigkeit? Wer hat jemals seine Gnade geschmeckt und dann nicht den vollen Genuß verlangt und heiß begehrt? Liebes Herz, voran! Laß nicht den Ehemann, laß nicht irgend was deine Liebe zu Christus kühlen. Ja, ich hoffe dein Mann wird ein Anlaß sein sie zu entflammen. Das Liebenswertheste an ihm das ist das Bild Christi das er trägt. Sieh auf dieses, liebe es über Alles und das Andre um seinetwillen. Ich bete für dich und ihn, thut so für mich."

Der König war besiegt; er lebte auf dem Schloß Holmby; aber er hoffte jetzt, als die beiden siegreichen Parteien, die Presbyterianer und die Independenten, ihre Unterschiede zur Sprache brachten, daß er eine Partei durch die andere vernichten und wieder herrschen könne. Das Parlament war vorzugsweise presbyterianisch und gab nun eine Kirchenordnung, nach welcher gleichförmig in England und Schottland gelebt werden sollte; das Heer verlangte volle Gewissensfreiheit und für jeden Gläubigen das gleiche Priesterthum, das gleiche Recht Gott auf seine Weise zu verehren. Die Independenten sahen, daß ihnen nur ein anderes Joch aufgelegt werden sollte; das Parlament begann die Macht des Heers zu fürchten; es sollte getheilt, es sollte entlassen werden. Aber die Männer, welche ihr Leben eingesetzt für ihre

Sache, welche durch das Gottesurtheil der Schlachten den Sieg erfochten hatten, sie konnten sich den Preis desselben nicht entziehen lassen, sie konnten nicht dulden, daß so viele Tausend ihrer Brüder umsonst geblutet haben sollten. Cromwell war fortwährend die Seele des Heers. „Niemals", schrieb er im März 1647 an Fairfax, „waren die Gemüther der Menschen erbitterter. Gewiß hat der Teufel nur eine kurze Zeit. Es ist gut, wenn wir gegen all Das ein festes Herz haben. Die nackte Einfalt Christi mit der Weisheit, die es ihm gefiel uns zu geben, und Geduld werden Alles überwinden. Möge Gott euer Herz wie bisher aufrechterhalten." Bewegungen die in den Elementen der Zeit lagen und mit elementarischer Gewalt hervorbrachen, konnte kein einzelner Mensch mit schlauer Berechnung veranlaßt haben, wie die gewöhnliche Ansicht von Cromwell behauptet; noch hat er durch Meisterstreiche von Doppelseitigkeit sich durch das Chaos als Sieger und Ordner emporgearbeitet, sondern „durch eine ununterbrochne edle männliche Einfachheit, dadurch daß er Ein Ding vor Gott und dasselbe Eine vor den Menschen im Sinn hatte, durch gewissenhafte Entschlossenheit, durch Glaubenskraft und Wahrhaftigkeit; und hierin liegt, wie immer es auch bei den Füchsen sein mag, bei den Menschen die Quelle der Klarheit und des Erfolgs" (Carlyle).

Es wird ein Ausschuß der Offiziere und einer der Soldaten, gleichsam ein Heerparlament mit Ober- und Unterhaus gebildet; man verlangt den rückständigen Sold, man will sich nicht nach Irland schicken und zerstreuen lassen, man fodert Gerechtigkeit. Cromwell und Ireton, zur Vermittelung ins Lager gesandt, ernten den Dank

des Parlaments. Ein Cornet, Joyce, bemächtigt sich des Königs und entführt ihn für das Heer nach Hamptoncourt. Anklagen gegen Cromwell verstummen vor seinem Auftreten im Unterhaus. Eine Denkschrift der Offiziere, wahrscheinlich von Cromwell verfaßt, bezeichnet dem presbyterianischen Stadtrath von London unterm 10. Juni die Foderungen des Heers: Die Soldaten bestehn als Engländer darauf daß die Volksrechte verfassungsmäßig festgestellt, Frieden und Freiheit im Staate gegründet werden. „Wir verlangen keine Aenderung der Regierungsform. Ebenso wenig wollen wir die Presbyterialverfassung stören oder unterbrechen. Noch suchen wir unter dem Vorwande der Gewissensfreiheit der Willkür in religiösen Dingen die Bahn zu öffnen. Hat einmal der Staat eine Verfassung, dann haben wir nichts zu thun als uns zu unterwerfen. Aber wir wünschen daß jeder gute Bürger und Jedermann wer friedlich lebt und unbescholten, Freiheit und Ermuthigung habe. Und Das glauben wir steht im Einklang mit der wahren Politik aller Staaten und mit der Gerechtigkeit selbst." Dies zu erlangen rücken sie auf London zu; haben sie es erreicht, dann wollen sie entlassen sein. Die Stadt soll für ihre Habe unbesorgt sein; nur wer dem Heer sich bewaffnet widersetzen will, auf dessen Haupt komme was dann geschieht.

Solch ernste Sprache stimmt das Parlament zur Nachgiebigkeit; ein Beschluß gegen das Heer wird zurückgenommen, elf Deputirte auf das Verlangen desselben auf ein halbes Jahr beurlaubt. Schon denken die heftigsten Independenten, die Levellers oder Gleichmacher, an Absetzung des Königs und Abschaffung des König-

thums. Cromwell mit seinem Sinne für Ordnung sieht die Gefahr der Verwirrung darin; zugleich rührt ihn die väterliche Zärtlichkeit Karl's für dessen Familie; „Gott möge seine Gnade gegen mich nach der Aufrichtigkeit meines Herzens gegen den König messen", sagt er, und verspricht ihm seine Unterstützung unter der Bedingung einer zehnjährigen Machtbeschränkung nach der Art wie das Parlament dieselbe verlangt hatte. Der König versagt seine Einwilligung, da in London ein Aufstaud für ihn ausbricht; der Tumult erzwingt vom Unterhaus die Erklärung den König zurückzurufen. Aber die Sprecher beider Häuser mit mehr als sechzig Mitgliedern flüchten ins Lager, das Heer rückt in London ein und schließt nun die Parlamentsglieder aus, welche bei dem Aufruhr betheiligt waren. Zugleich erfahren Cromwell und Ireton was der König mit ihnen vorhat. Es wird ihnen von einem Sattel berichtet, der nach Holborn in das Wirthshaus zum Blauen Eber gebracht, von dort nach Dover und Frankreich befördert werden solle; er enthalte Depeschen des gefangenen Königs. Sie öffnen den Sattel und sehen wie der König an seine Gemahlin schreibt: „Meine Stunde ist endlich gekommen: ich bin jetzt der Mann, um dessen Gunst man sich bewirbt. Ich neige mich mehr zu einer Verbindung mit den Schotten als mit dem englischen Heer. Aber was ich auch zuzugestehen scheine, sei ohne Furcht. Ich weiß wohl, wann es Zeit ist, wie man mit diesen Kerlen verfahren muß; statt des Hosenbandes von Seide werde ich einen hanfenen Strick für sie zurechtmachen." Jetzt bekannte Cromwell offen, daß die Eitelkeit der Welt ihn getäuscht, daß mit dem Könige nichts anzufangen sei. Doch suchte er die

Flucht desselben zu veranlassen und zu begünstigen, wie später Wilhelm von Oranien in Bezug auf Jakob II. verfuhr. Die Gleichmacher im Heer murrten gegen ihn, ja es kam bei einigen Compagnien bereits zu förmlicher Meuterei. Mit persönlicher Gefahr trat Cromwell unter die Aufgeregten, und mit augenblicklicher Energie und späterer Milde rettete er die Armee wie das Land aus drohender Verwirrung. Der Fluchtversuch des Königs mislang, und dieser konnte nur den Ort seiner Gefangenschaft vertauschen, indem er sich auf die Insel Wight begab.

Mitten unter diesen Staatsgeschäften und bis in das folgende Jahr hinein ward Cromwell von der Verheirathung seines Sohnes Richard in Anspruch genommen. Er zog dem schönern Mädchen das gottseligere vor, und verfuhr, wie seine bezüglichen Briefe darthun, mit großer Umsicht und Sorgfalt, zugleich das Interesse seiner jüngern Töchter, Marie und Franziska, wahrend. Der Staat hatte ihm und seinen Erben eine Revenue von 1680 Pfund Sterling auf die Güter des Lords Worcester angewiesen; er überließ aber nicht blos 1000 Pfund hiervon den öffentlichen Kassen für die nächsten fünf Jahre, sondern verzichtete auch auf die großen Summen die er an rückständigem Sold zu fodern hatte.

Jetzt, in einer Sitzung am 3. Januar 1648, ward im Parlament der Antrag gestellt: keine Botschaft vom König mehr anzunehmen, den Staat ohne seine Mitwirkung zu ordnen. Cromwell war für diesen Schritt. „Der König", sprach er, „ist ein Mann von vielem Geist und großen Gaben, aber so falsch und hinterlistig, daß Niemand sich ihm vertrauen kann. Während er uns

seine Liebe betheuert, unterhandelt er insgeheim mit den schottischen Abgeordneten, um die Nation in einen neuen Krieg zu stürzen. Die Stunde ist gekommen, wo das Parlament allein das Reich retten und regieren muß. Die Männer welche euch bisher mit ihrem Blut vertheidigt haben, werden es mit gleicher Treue auch ferner thun. Laßt sie nicht glauben, daß sie verrathen und der rachgierigen Wuth des Feindes überlassen werden, welcher auch der eurige ist. Wenn ihr euch selbst verließet, so würdet ihr sie nöthigen euch auch zu verlassen und ihr Heil für sich allein zu suchen." Er setzte sich, die Hand am Schwert. Der Antrag ward angenommen. Dies erregte große Gährung im Lande; denn Viele hatten solch ein Aeußerstes doch nicht gewollt. Irland ward schwierig, Schottland beschloß die Aufstellung eines Heers für das Königthum, an vielen Orten in England kam's zu offener royalistischer Schilderhebung. Cromwell suchte bei der gemeinsamen Gefahr die Partei der Presbyterianer mit den Independenten zu vereinigen, um energisch voranzugehen; jene waren zu stolz, zu befangen in ihren Doctrinen, sodaß der Versuch scheiterte. Nun berieth er sich mit diesen allein was zu thun sei. Die Staatsmänner wollten vom Königthum, das durch Bibel, Vernunft und Erfahrung verworfen sei, nichts mehr wissen; die Generale wünschten die Republik, wollten aber keine Uebereilung, sondern daß man nach den Umständen handle, und jeden Tag dem Gebot der Vorsehung gehorche. Ludlow drang in Cromwell, daß er sich erkläre; Dieser aber warf ihm ein Polster an den Kopf und verließ das Zimmer. Das Parlament wollte den Sturm durch Nachgiebigkeit beschwören. Am 28. April beschloß es, daß

Königthum, Ober- und Unterhaus in der Verfassung nicht geändert werden sollten, daß mit dem König auf der Grundlage der alten Bedingungen wieder verhandelt werden könne.

Cromwell war lebensgefährlich erkrankt. Genesend schrieb er an Fairfax: „Ich habe in mir selbst den Spruch des Todes vernommen, damit ich auf Ihn baue der von den Todten auferweckt, und mich nicht auf das Fleisch verlasse. Es ist ein Segen darin täglich zu sterben. Denn was ist in dieser Welt der Rede werth? Das Beste ist eitel in ihr. Ich finde das einzige Gut darin: den Herrn zu lieben und sein armes verachtetes Volk, zu handeln für sie und bereit zu sein für sie zu leiden; — wer dessen würdig erfunden wird, hat Gnade vor Gott." Er sah, daß das Parlament auf dem Wege war Alles zu verlieren, was er und die Seinen erstritten hatten. Er ging ins Lager und wollte, daß das Heer nach London zöge, das Parlament von den Furchtsamen reinigte, und um des öffentlichen Wohles willen die Herrschaft in die Hand nähme. Fairfax rieth von diesem Aeußersten ab. Da ging Cromwell nach dem Westen um den Aufstand niederzuwerfen. Aber kaum vernimmt er, daß die Schotten in England eingefallen, als er sich nordwärts wendet, und ohne einen Befehl vom Parlament abzuwarten, nur Schuhe für seine Soldaten begehrend, schlägt er die Schotten, die noch die Möglichkeit seiner Ankunft bezweifeln, zu dreien malen, am entscheidendsten bei Preston, rückt in Schottland ein, und gewährt nur (im September) dann den Frieden, als sie die Sache des Königs aufgeben und den Bund mit England aufs neue beschwören. Aber das Parlament

hatte seine Siegesbotschaften mit Angst und Schrecken vernommen, es wich mehr und mehr zurück, es knüpfte neue Unterhandlungen mit dem König an, stellte diesem günstigere Bedingungen und merkte nicht wie Karl insgeheim gegen es in Irland conspirirte. Was sollte ein Cromwell thun, der dies falsche Spiel durchschaute, die Gefahr kannte, welche in dieser heillosen Verwirrung der religiösen und bürgerlichen Freiheit drohte? Die Armee hatte mit wachenden Augen Alles beobachtet, sie setzte ihren Kriegsrath von neuem ein und erklärte, daß der König nicht wieder zur Regierung berufen werden könne, sondern vor Gericht gestellt werden müsse. Eine entschiedene Minorität im Parlament war derselben Ansicht.

Cromwell hatte sich immer fester gewöhnt in jedem Unfall eine Heimsuchung, in jedem Glück eine Gnade und ein gutheißendes Gottesurtheil wahrzunehmen. „Es ist nicht gut“, meinte er, „den Winken der Vorsehung nicht zu folgen. Die Menschen, ob sie wollen oder nicht, müssen den Willen Gottes erfüllen; und wir wollen unserm Volke dienen. Unsre Ruhe erwarten wir anderswo, sie wird dauernd sein.“ — „Ihr habt erfahren“, schrieb er den Schotten, „was für ein gefährlich Ding es ist einen ungerechten Krieg zu wagen und den gerechten Gott als Richter anzurufen. Gott ließ seine Feinde in beiden Königthümern das Haupt hoch tragen und das Volk bedrücken, damit die Nothwendigkeit der Einheit beider Nationen erkannt werde; daß er die Feinde von uns darniederwerfen ließ, hat die Einheit seines Volks in Liebe begründet.“ — Er hatte dem Parlament in seinen Siegesberichten wiederholt die Sorge für das Volk, für seine gottseligen Helden ans Herz gelegt und auf die

so schrecklichen als gerechten Zeugnisse der Vorsehung hingewiesen, damit sie Frieden und Wohlfahrt aufrichten und die Ruhestörer aus dem Lande werfen möchten. Er hoffte, daß durch die Gnade Gottes, die sich im äußern Erfolg zeigte, der Mensch erkennen werde, was er angesichts Gottes ist, daß Glaube, Liebe, Hoffnung erweckt, daß Christus im Gemüth geboren und zu einem vollendeten Mann in uns erwachsen werde. Er hatte an Fairfax geschrieben: „Ich bete darum daß die Nation, daß die Obrigkeit einsehe, was Gott in alledem gewollt hat, und was unsere Pflicht ist. Gewiß nicht dies, daß das arme fromme Volk dieses Reichs nochmals in Krieg und Noth gestürzt werde, noch daß wir unsere Nacken unter das Joch der Knechtschaft beugen. Denn Das, was jüngst geschehen ist, war das wunderbare Werk Gottes, der die Ruthe des Bedrückers zerbrochen hat wie an dem Tage von Midian, — nicht mit in Blut getauchten Gewändern, sondern durch den Schrecken des Herrn; und er will sein Volk erretten und seine Feinde verderben bis auf diesen Tag. Der Herr verdopple seine Gnade für euch, er segne euch, er halte euer Herz aufrecht; und dann, ob ihr auch nicht nach dem Sinn der Leute von dieser Welt und ihrer Weisheit seid, ihr werdet den Augen Gottes theuer sein, und er wird euch ein Horn und ein Schild sein."

Das ausführlichste Document über Cromwell's damalige Ansicht ist ein Brief an den Statthalter auf der Insel Wight, seinen Freund Robert Hammond. Dort schreibt er am 25. November 1648 unter Anderm: „Du fragst nach meinen Erfahrungen; ich bin wie du mich gekannt hast, ich habe einen Leib der Sünde und des Todes,

aber ich danke Gott, durch Christus ist keine Verdammung, sondern Erlösung. Ich finde Gnade und süßen Trost durch den Geist. Der im feurigen Busch erschien, er hat sich auch uns nicht unbezeugt gelassen und wird das Uebrige vollenden. Du hast Zweifel in deinem Gemüth, du findest dein Amt schwer, du weißt nicht ob eine Minderheit, wenn sie im Recht ist, gegen die Mehrheit vorschreiten darf. Fürs erste: Nenne deine Bürde nicht schwer, denn sie ward dir vom Vater des Lichts aufgelegt, von welchem alle gute und vollkommene Gabe kommt; was er uns auflegt, ist wohlgethan, und soll uns im Glauben und in der Geduld stärken, damit wir vollkommen werden. Suche nur den Willen Gottes zu erkennen in dieser ganzen Kette von Ereignissen, durch die du und der König dort zusammengekommen; und dann wirst du den Willen einer Vorsehung in Allem finden. Und Gott ist uns nicht erschienen, damit der Sündige erhöhet werde; es ist kein Friede mit ihnen. Du sagst ferner: Gott hat Obrigkeiten eingesetzt, denen man activen und passiven Gehorsam schuldig ist; Dies ist unser Fall in Bezug auf das Parlament. Allerdings, mein Lieber, sind Obrigkeiten von Gott verordnet; aber ich denke nicht, daß sie thun können was sie wollen, und man ihnen doch gehorchen müßte. Alle stimmen überein, daß es Fälle gibt in welchen der Widerstand gesetzlich ist. Darum, sind wir in solch einem Fall? das ist die Frage. Und da sieh was du in deinem eigenen Herzen zu folgenden Betrachtungen sagen wirst: 1) Ist das Wohl des Volks das höchste Gesetz? 2) Steht nicht die ganze Frucht des Kriegs auf dem Punkte verloren zu gehen? Wird durch die Maß-

regeln des Parlaments nicht Alles schlimmer werden als es zuvor war, und geschieht Dies nicht gegen die ausdrückliche Uebereinkunft mit Denen, die ihr Leben für ihre Sache in die Schanze geschlagen? 3) Ist diese Armee nicht eine gesetzliche Macht, berufen von Gott um das Volk zu retten und gegen den König zu fechten? — Laß uns, lieber Robin, auf die Zeichen der Vorsehung achten, sie sind so klar, unumwölkt, zusammenhängend, beständig! Bosheit will das Volk Gottes, die nun sogenannten Heiligen austrotten, und diese armen Heiligen siegen überall! Auch heißt Das nicht Gott versuchen, wenn man den Kampf mit der Uebermacht aufnimmt; sondern in fleischlicher Sicherheit und ohne Treu und Glauben handeln, Das heißt Gott versuchen. Wenn der Herr sein Volk von einer Maßregel und deren Nothwendigkeit überzeugt hat, dann ist Glaube die Macht dieser Ueberzeugung im Herzen, und je größer die Schwierigkeiten der Ausführung, desto größer der Glaube. Sei der Herr dein Berather!"

Das Parlament beschloß am 5. December, die vom Könige gegebenen Antworten und Zugeständnisse gewährten eine geeignete Grundlage zum Frieden. Da hielt der Kriegsrath in der Nacht auch seine Sitzung. „Man hätte der Nation den Hals abgeschnitten während der Zeit, die nöthig gewesen wäre um ein gesetzliches Rettungsmittel zu finden und durchzusetzen", sagte Cromwell später in einer Staatsrede; und in Bezug auf die Einmischung des Heeres geben wir für diese und andere Angelegenheiten zu bedenken, daß es nicht aus Söldnern und Prätorianern bestand, sondern aus den beherztesten und begeistertsten Bürgern Englands, die den Sieg ihrer

Sache entschieden hatten und, um wiederum mit Cromwell zu reden, „diese Männer, nachdem sie ihr Leben eingesetzt, hatten sie ein Interesse die Sache zu prüfen; sie waren keine Miethlinge, sondern Männer welche Frauen und Kinder im Volk hatten und die folglich fragen konnten ob das Ende des Kampfes von der Art sei daß es sie befriedigen könne."

Am 6. December besetzten zwei Regimenter die Zugänge zum Unterhaus. Oberst Pride wies viele Deputirte zurück, andere nahm er in Haft, und wiederholte das am folgenden Tag. „Mit welchem Recht?" fragte Prynne? „Mit dem Recht der Nothwendigkeit und des Schwerts", gab Hugh Peters zur Antwort. Beim Volk war Pride der Held des Tages; Pride's Purganz nannte es die Reinigung, die er im Unterhaus vorgenommen, und der Rest der Deputirten hieß das Rumpf- oder Hinterparlament. Dies zog jetzt die Vorschläge des Heeres in Betracht, welche die Absetzung und Anklage Karl Stuarts foderten. Cromwell kam an jenem Tage von Schottland her ins Parlament, empfing den Dank des Hauses für sein dortiges Wirken und sprach: „Gott ist mein Zeuge, daß ich nichts von Dem gewußt habe, was eben hier vorgegangen; indessen weil die Sache einmal geschehen ist, bin ich wohl zufrieden damit und muß sie vertreten. Und was das Gericht über den König betrifft, ich würde Wehe über Den rufen, der es aus eigenem Antrieb hier zur Sprache gebracht hätte; aber da es die Vorsehung selbst und die Nothwendigkeit der Dinge ist die uns dazu geführt haben, so muß ich Gott bitten, daß er euch wohl berathen möge; ich selber bin noch nicht vorbereitet euch meine Ansicht darüber zu sagen."

Schon längst hatten die Leveller den König nur den großen Schuldigen geheißen und im Frühling hatte eine merkwürdige Versammlung der Offiziere zu Windsor stattgefunden; Generaladjutant Allen, ein Theilnehmer, berichtet darüber. Das Heer sah sich vom König getäuscht und mit dem Parlament in Zwiespalt; es hörte wie die Freunde im Volke murrten, daß es die gerade Bahn verlassen; Eifersucht und Zwietracht fingen an in seinen eigenen Reihen auszubrechen, und in England und Schottland wehten die Kriegsfahnen der Royalisten. Schon wiesen Einige auf das Beispiel Jesu hin, der auch gelitten habe, Andere aber meinten noch sei die Zeit der That; und so beschlossen die Führer gemeinsam ihre Seele vor Gott zu demüthigen, nach der Schuld zu forschen, die ihnen jene Heimsuchungen bereitet, und so Trost und Hülfe zu gewinnen. Sie brachten einen Tag im Gebete zu ohne ein anderes Resultat als daß sie fortfahren müßten zu suchen. Am andern Morgen lasen Einige aus der Bibel und predigten; und dann foderte der Generallieutenant Cromwell von allen Anwesenden eine ernste Betrachtung Dessen, was sie als Soldaten, was sie als Christen gethan; ob sie ein Unrecht fänden, ob sie es abthun und damit den Grund des eben waltenden Strafgerichts abwenden könnten. Sie sollten sehen welche Zeit es war wo sie sagen konnten: Gott ist uns gegenwärtig und verwirft uns nicht vor seinem Angesichte. Diese Zeit fanden sie und fanden, daß es anders geworden, als Menschenwitz und Menschenfurcht sie zu den Zusammenkünften mit dem König und seiner Partei verleitet. Da citirte am dritten Tag Major Goffe die Stelle der Sprüchwörter: „Wendet euch nun

nach meiner Strafe; ich will meinen Geist unter euch ausgießen und mein Wort kundthun. „Und wir fühlten", sagt Allen, „unsere Schuld und erkannten Gottes Gerechtigkeit in Allem was uns widerfahren war. Und auf diesem Weg führte uns der Herr zur Erkenntniß nicht blos unserer Sünde, sondern auch unserer Pflicht; und Das ward so einmüthig von allen Herzen empfunden, daß Keiner ein Wort zum Andern reden konnte vor bitterm Weinen im Gefühl der Scham über unsern Unglauben, unsere niedrige Menschenfurcht, unsere fleischlichen Berathungen mit der eigenen Weisheit statt mit dem Worte Gottes, welch letzteres allein der Weg der Weisheit, Kraft und Sicherheit ist. Und so ließ der Herr mit Furcht und Zittern uns seiner erfreuen, und wie er uns auf seinen Weg gebracht, da kamen wir alle übereinstimmend zur Einsicht: daß es die Pflicht des Tages für uns sei, mit den Kräften die wir hätten auszuziehen und zu fechten gegen die Uebermacht der Feinde, die sich dies Jahr allerwärts gegen uns erhob, mit demüthigem Vertrauen auf den Namen des Herrn allein, daß wir sie zerstören würden. Und nachdem wir das Angesicht Gottes ernstlich gesucht, kamen wir nach gründlicher Besprechung zu dem klaren und gemeinsamen Beschluß: daß es unsere Pflicht sei, wenn uns je der Herr in Frieden zurückbringe, Karl Stuart, den Mann des Bluts, zur Rechenschaft zu fodern wegen des Bluts, das er vergossen, wegen des Unrechts das er gethan, so viel an ihm war gegen die Sache und das Volk Gottes in diesen armen Nationen.

Es war ein revolutionairer Act, der das Parlament vieler seiner Mitglieder beraubte, und ohne die Zustim-

mung der Lords einen hohen Gerichtshof einsetzte, um den König vor seine Schranken zu fodern; es war ein revolutionairer Act, der die Volkssouverainetät proclamirte und das Oberhaus aufhob; aber war der Spruch des Revolutionstribunals ungerecht, welcher Karl Stuart für einen Tyrannen, Verräther, Mörder und öffentlichen Feind erklärte? Der König hatte die Grundgesetze des Staats gebrochen, hatte durch seine Treulosigkeit das Volk in den Krieg gestürzt und war schuldig an dem Blute, das vergossen ward. „Für funfzehn Jahre der Verfolgung, der Gewaltherrschaft, der Falschheit vertheidigen sie ihn mit seinen häuslichen Tugenden", sagt Macaulay. „Wir klagen ihn an, daß er den Krönungseid gebrochen, und man sagt uns, daß er das Ehegelöbniß hielt. Wir beschuldigen ihn, daß er sein Volk der erbarmungslosen Quälerei heißköpfiger hartherziger Prälaten preisgab, und die Vertheidigung lautet, daß er seinen kleinen Sohn auf seinem Knie schaukelte und küßte. Wir tadeln ihn daß er die Bill of Right verletzt, nachdem er sie heilig zu halten versprochen, und wir werden belehrt daß er früh um sechs Uhr sich vorbeten ließ!" Dennoch war keine drohende Gefahr vorhanden, um die Gewalt zu rechtfertigen, die man gegen den Gefangenen anwandte; er war unschädlich, war weder als Politiker noch als Soldat zu fürchten. Er fiel als ein Opfer des Parteigeistes im Bürgerkrieg, als die Herzen hart geworden waren; er ward hingerichtet in einem Jahrhundert, welches die Todesstrafe um geringerer Vergehen willen vollstreckte als die seinen gewesen waren; er ward geopfert von Männern, die gerade durch diese That zeigen wollten, falsch sei die Stuartische Doctrin, welche die

Könige für Götter auf Erden erklärte und über das Gesetz stellte, vielmehr auch Könige seien Menschen und Gott und dem Volke für ihre Thaten verantwortlich. Ich habe schon früher bemerkt wie, die Puritaner im Kampf mit der Staatskirche und unter dem Druck derselben das ethische Element des Protestantismus sich aneigneten, durch Kampf und Druck aber zu sektenhafter Einseitigkeit und Schärfe kamen. Um des Einen willen welches noth ist vergaßen sie oder verachteten sie so vieles Schöne im Leben, und verschmähten das Weltliche statt es im Geiste zu verklären. Ihre Manieren sind der frivolen Eleganz des 18. Jahrhunderts zum Spott geworden; aber „wenn wir wählen müßten, so würden wir wie Bassanio die glänzenden Kästchen stehen lassen die den Todtenkopf und den Narrenkopf enthalten, und das einfache bleierne nehmen welches den Schatz insichschließt.“ Denn die Puritaner lebten beständig vor dem Auge ihres Schöpfers und Richters, und gewannen ihr besonderes Gepräge durch die beständige Betrachtung des Ewigen; nicht im Allgemeinen blos, sondern in allen Dingen sahen sie den Willen und das Werk der Vorsehung, für deren Macht nichts zu groß, für deren Blick nichts zu klein. Gott zu erkennen, ihm zu dienen, seiner sich zu freuen, das, sagt Macaulay in seiner Charakteristik Milton's, war der große Zweck ihres Daseins; sie wollten ihn von Angesicht zu Angesicht sehen, und verwarfen die ceremoniöse Huldigung, die ihm andere Secten statt des reinen Dienstes der Seele weihen. Aller Unterschied der irdischen Dinge verschwand, wenn man sie mit dem einen Unendlichen verglich; darum erkannten sie keine andre Würdigkeit noch Ansehen als die Gnade

Gottes, und dieser vertrauend verachteten sie Titel und Rang der Welt. Denn der Geringste unter ihnen war ein Wesen, dessen Schicksal eine geheimnißvolle Wichtigkeit hatte, dem an dem Heil seiner Seele mehr als an der ganzen Welt gelegen war, um dessentwillen die Ereignisse der Zeit von Gott geordnet waren, welche der Menschenwitz irdischen Ursachen zuschrieb, um dessentwillen Christus am Kreuze gestorben war und die Natur im Todeskampf ihres Gottes erbebte. So beseelte die Puritaner einmal das Gefühl der Selbsterniedrigung, der Buße, des Sündenbewußtseins, aber dann auch der Gnade und des Gottvertrauens, das sie ruhig, unbeugsam, ja stolz machte. Sie warfen sich in den Staub vor ihrem Schöpfer, aber setzten den Fuß auf den Nacken eines Königs. Was sie thaten war ihnen ein Gottesdienst; es gab für sie keine Gefahr, kein Unglück, denn Alles war die Schickung eines liebenden Vaters; der Tod hatte seine Schrecken, die Erde ihre Reize für sie verloren. Mit furchtbarem Ernst ergriffen sie die Sache der bürgerlichen Freiheit, welche für sie zugleich die der Religion war, und sie warfen in ihrem Feinde den Feind Gottes zu Boden, gleich den Helden des Alten Testaments, während jene weniger classisch gebildeten Republikaner, die Cromwell Heiden nannte, in ihrem Plutarch von den großen Menschen, den Tyrannenmördern Timoleon und Brutus gelesen hatten, und nun zur Gründung der Freiheit dieser auch ihrerseits einen König zum Opfer zu bringen gedachten.

Diesem Geist erlag Karl Stuart; er fiel nicht durch heimlichen Dolch, sondern durch öffentlichen Richterspruch, durch das Beil des Scharfrichters. Es liegt etwas Un-

geheures in dem Muthe, mit welchem damals gerade zur Zeit der absoluten Königsmacht die Puritaner der Meinung der übrigen Welt trotzten und ihr einen fürchterlichen Beweis des Bibelspruches gaben, daß auch die Fürsten Menschen sind.

Wir können der Erklärung Cromwell's Glauben schenken, daß er die That nicht angeregt. Es konnte ihm nicht entgehen wie sie einen großen Theil des Volks mit Gram und Schauder erfüllte, und wie nun die unschuldige und unglückliche Jugend Karl's II. ein viel gefährlicherer Gegner ward als der geschlagene Vater war. Er hatte den König retten wollen, aber sehen müssen, daß auf denselben kein Verlaß war; nun scheint er sein eigenes Urtheil dem Verlangen des Heeres untergeordnet zu haben: das Parteihaupt, welches gewöhnlich gebietet, muß manchmal gehorchen, zumal wenn die Partei nicht eine bloße Masse ist, sondern von selbstbewußten eigenwilligen Individuen gebildet wird. In zweifelhafter Lage wandte Cromwell sich im Gebete zu Gott, und wann ihm da ein Gedanke klar und lebhaft vor die Seele trat, so nahm er diesen für eine Offenbarung und Eingebung Gottes; so entschied er sich nach manchem Kampfe plötzlich für den Tod des Königs, und jetzt folgte die That rasch und keck dem Entschluß. Er trat noch zum Sarge des Enthaupteten. „Das ist ein Körper von gesundem Bau der ein langes Leben versprach", hörte man ihn sagen; was er dachte, müßte ein Shakspeare darstellen.

Im Februar 1649 ward das Königthum abgeschafft, das Haus der Lords förmlich aufgehoben und England für ein Gemeinwesen (Commonwealth) oder einen Frei-

staat erklärt, an dessen Spitze das vom Volk erwählte Parlament stehe. Das Lange Parlament zählte noch 150 Mitglieder, sie ernannten einen Staatsrath von 41 als Regierung; Cromwell war Mitglied desselben; er herrschte mit dem Heere. In England galt es die Auswüchse der Freiheit in Schranken zu halten. Da war ein Soldat Everard, der sich für einen Propheten hielt, berufen den sächsischen Stamm aus der Knechtschaft zu retten, in die denselben die Normannen Wilhelm's des Eroberers gebracht; er habe, sagte er, eine Erscheinung gehabt die habe gesprochen: Stehe auf, pflüge die Erde und ernte ihre Früchte. Er foderte zuerst das Volk auf das wüstliegende Land urbarzumachen und diesen neuen Besitz gemeinsam zu haben, dann würde die Gütergemeinschaft allgemein werden. Das Volk aber riß Grenzpfähle weg und fing an in Parks ohne Wissen der Eigenthümer zu arbeiten. Da waren Andere, die den Gehorsam kündigten, weil jetzt das Tausendjährige Reich gekommen sei, wo nur Gott herrsche. Einige Corporale starben unerschrocken für ihren Irrthum; Cromwell's Ernst und Milde hielten die Ruhe aufrecht.

Einen härtern Stand gab's in Schottland und Irland. Dort war Karl II. als König ausgerufen und der Bürgerkrieg entbrannte von neuem. Seit jener Bluthochzeit die Irland gegen die Protestanten angestellt, war in fortwährendem Bürgerkrieg das Land verwüstet, das Volk verwildert. Cromwell ward hingesandt, um mit bewaffneter Hand Ordnung zu stiften. Er kam wie ein Engel des Gerichts, und alttestamentliche Rachegedanken erfüllten die Brust seiner Soldaten. Doch wird man schwerlich behaupten können, daß er das Schwert mehr

gebrauchte als nöthig war, schwerlich leugnen können, daß er wirklich Frieden stiftete und Irland organisirte, ja zu Gedeihen brachte. Die irischen Katholiken hatten sich im Jahr 1641 für freie Religionsübung erhoben, aber ihre gerechte Sache durch fürchterliche Gräuel mit Blut besudelt; in wüsten Parteikämpfen war Nichts als Falschheit und Elend großgeworden. „Oliver Cromwell", sagt Carlyle, glaubte nicht, „daß man hier mit Rosenwasser heilen könnte, er glaubte an die Gerichte Gottes, an Sünde und Strafe." Ob er als Schlächter kam oder als Arzt und Richter, das ist die Frage. Wir können sie aus seinen Berichten und Familienbriefen, wir können sie nach dem Erfolg seines Auftretens beantworten.

Cromwell sah die Schwierigkeit seiner Aufgabe, aber er folgte dem Gebot des Parlaments und dem Gebot der Vorsehung, er hoffte, und sei es mit Gefahr seines Lebens, den Fortschritt der Rebellen zu hemmen, der sie so stolz machte; alle festen Plätze nämlich waren in ihren Händen, Ormond befehligte sie. Parlament und Volk in England gaben bereitwillig das Geld für Flotte und Heer, deren Ausrüstung Cromwell mit gewohnter Energie betrieb. Psalmen singend und betend ging er mit 12,000 Mann im August unter Segel. Er zog in Dublin ein und hielt auf offenem Markt eine Rede, Gehorsam und Ruhe verlangend; er komme als Wiederhersteller von Freiheit und Recht, von Zucht und Gottesfurcht. Sie sollten wählen, ob sie auf diesem Weg mit ihm gehen, oder ob sie Widerstand leisten und durchs Schwert umkommen wollten.

Ormond hatte über 3000 seiner besten Soldaten nach Drogheda geworfen; Cromwell rückte Anfangs September

kann mir dies Zeugniß geben, war ich stets bemüht, Blutvergießen zu vermeiden, indem ich an keinen festen Platz komme ohne ihm vorher Anerbietungen zu machen, welche die Besatzung retten und erhalten können; denn Das ist mein Grundsatz, daß dem Volk dort wo ich hinkomme kein Leid geschehe, es sei denn mit seinem eigenen Willen." Er verspricht ihm freien Abzug, und als dieser wegen der Bürger anfragt, verspricht er Schutz für Person und Eigenthum, sowie Gewissensfreiheit. Roß ward übergeben; 600 Engländer der Besatzung gingen zu Cromwell über. Seine Offiziere, die er da und dorthin absandte, hatten gleiche Erfolge. Trotz der späten Jahreszeit war fast die ganze Insel erobert. Aber „Gott ließ auch den Kelch nicht vorübergehen". Krankheiten brachen aus; „ich sage euch", schreibt der General, „ein großer Theil eurer Armee wäre besser im Hospital als im Feld; wenn der Feind es nicht wüßte, so wäre es unpolitisch, so was niederzuschreiben; aber er weiß es, doch weiß er nicht was er thun soll. Generallieutenant Jones ist todt; er hat mit soviel Ehre, Muth und Treue seine Bahn vollendet, daß die Thaten besser sprechen als meine Feder. In der That wir sind gegenwärtig eine gebrechliche Schar; doch wir leben vor Gottes Angesicht, werden die Zeit wirken die uns bestimmt ist, und werden dann in Frieden ruhn. — Mögen alle diese Schilderungen auf die Herzen und Seelen Derer Einfluß üben, die jetzt an der Regierung sind, daß sie sich Gott nähern, daß sie ihm die Ehre geben durch Heiligkeit des Lebens; mögen auch die mit uns nicht übereinstimmenden Brüder Gottes Gnade darin erkennen. Und wenn der Vater des Hauses so freundlich und gut ist, warum sollte solch

Herzbrennen und Mistönen unter den Kindern sein? Und wollen sie in unsern Erfolgen nicht das Siegel der göttlichen Bestätigung für die große Staatsumwälzung erkennen, so mögen sie doch mit uns sagen daß Beides gerechte Gerichte und große Thaten Gottes sind, der die Mächtigen vom Stuhle stößt und Rechenschaft fodert für unschuldig Blut. Mögen sie nicht traurig sein, sondern den Herrn preisen, und von uns denken was sie wollen; wir wollen für sie beten, auf unsern Gott warten, Wohlfahrt und Frieden für unser Vaterland bereiten."

Cromwell bezog auf einige Monate die Winterquartiere; er benutzte sogleich die Zeit der Waffenruhe zu Organisationen in den neugewonnenen Provinzen, namentlich setzte er Gerichte ein. Er gedachte „daß Irland bald keine Bürde für England, sondern ein nützlicher Theil der Republik sein sollte".

Schon im Februar griffen sie wieder zu den Waffen. Ein Schreiben des Parlaments, das ihn wegen Schottlands nach Hause rief, empfing Cromwell spät, sodaß er erst im März, nach der Einnahme Kilkennys, darauf antwortete und sich, da eine spätere Depesche der Sache nicht Erwähnung gethan, neuen Befehl erbat. Dieser kam und er folgte ihm; fast die ganze Insel hatte er erobert; das Wenige, was noch zu thun war, vollbrachte Ireton und Ludlow. Feierlich ward Cromwell in Bristol empfangen, feierlich zog er in London ein und nahm seine Wohnung im Whitehallpalast. „Seht welch unzählbare Menge Volks ist herbeigekommen euern Triumphzug anzusehn!" rief ihm eine schmeichelnde Stimme zu; — „Ja, versetzte er; aber wenn's wäre mich hängen zu sehen, wie Viele würden es dann erst sein!"

Daß Cromwell gleich anfangs im Krieg fürchterlich Wort hielt, brachte diesen bald zu Ende und verhinderte in der That vieles andere Blutvergießen; ein langsames Kriegführen wäre in dem schrecklich zerrütteten Lande, wo die Viehheerden beinahe ausgestorben waren, wahrlich mehr Grausamkeit als Milde gewesen. „In neun Monaten", sagt der Geschichtschreiber Banks, „that Cromwell mehr für Irland als irgend ein König in so viel Jahren." Seine Gegner behaupten freilich er habe das Volk ausrotten wollen, und erzählen dann mit Verwunderung wie das Land unter seiner Verwaltung gedieh; glücklicherweise wird uns dies Letztere durch authentische Documente begreiflich. Nachdem die acht Jahre des Kriegs und Elends nun abgeschlossen waren, wurde das Volk nicht ausgerottet; sondern „alle Bauern, Arbeiter, Pflüger, Handwerker und andere Leute der untern Stände" sollten ganz unangefochten sein, was sie auch gethan haben möchten; dagegen die Leiter des Aufruhrs, die papistische Aristokratie, sollte so gestraft werden daß Schuld und Buße einander entsprächen. Die am Blutbad von 1641 Theil gehabt, verloren ihre Güter und wurden hingerichtet oder verbannt, doch erst nach gerichtlichem Urtheil; Diejenigen, welche außerdem sich der Empörung angeschlossen und die Waffen gegen das Parlament getragen, verloren ihre Ländereien, erhielten aber ein Drittheil davon in der Provinz Connaught, die ganz menschenleer geworden war und durch die neuen Ansiedelungen wieder bebaut wurde; die andern papistischen Edelleute, die ihre Anhänglichkeit ans Parlament nicht bekennen wollten, wurden am dritten Theil ihres Vermögens gestraft, sonst aber in Ruhe gelassen. Mit der Confiscation wurden

die Kriegskosten bezahlt, die Soldaten belohnt. So kamen neue Grundbesitzer nach Irland, Männer voll Kraft und gesetzlichen Sinns; Rechtspflege und Verwaltung gingen einen guten Gang, die Ordnung befestigte sich, Häuser wurden gebaut und Baumpflanzungen angelegt, Handel und Wandel regten sich, Contracte wurden gehalten, Alles zeigte einen zunehmenden Wohlstand, und zwar innerhalb zweier Jahre. Die Restauration warf diese Zustände um und überließ das arme Irland seinem Schicksal. „Der Fluch von Cromwell", wie sie's nannten, war der größte Segen für das Land gewesen.

Noch müssen wir aber neben dem Helden und Staatsmann auch den Theologen und Familienvater während des Schreckensjahres betrachten.

Die irischen Prälaten waren im December 1649 in Clonmaknoise zusammengekommen und hatten eine Union aller Katholiken gegen Cromwell zu schließen gesucht, und hatten ein Manifest erlassen, gegen welches Cromwell sofort im Januar 1650 eine „Erklärung zur Enttäuschung des betrogenen und verführten Volks" verfaßte und veröffenlichte, „genügend für Alle, die nicht selbst ihre Augen vor dem Licht verschließen."

Die Prälaten reden zuerst von „Klerus und Laien". Cromwell, der sich zum Priester- und Königthum aller Christen bekennt, redet sie an: „Ihr sprecht von der Nothwendigkeit Klerus und Laien zu versöhnen; Unzufriedenheit und Spaltung unter den Irländern wäre auf einer Meinungsverschiedenheit zwischen Klerus und Laien begründet. Ich wundere mich nicht, daß es Meinungsverschiedenheit, Unzufriedenheit und Spaltungen gibt, wo eine so unchristliche Trennung zwischen Volk und Geist-

lichen angenommen wird. Im Anfang war es nicht so, in jener ersten reinen Zeit, da man am besten wußte was rechte Union war, und in allen Briefen der Apostel steht keine Silbe davon. Die Glieder der Kirche heißen Brüder und Heilige in derselben Glaubensgenossenschaft, und obwol sie Ordnungen und Aemter haben, so geschieht Dies nicht um zu herrschen, sondern um zu dienen, und niemals wird ein herabsetzender Unterschied zwischen Klerus und Laien gemacht. Es war euer Stolz der diesen Ausdruck erfand, und es ist um schmutzigen Gewinnes willen, daß ihr ihn beibehaltet, daß ihr das Volk glauben macht, es sei nicht so heilig wie ihr, damit es für seinen Pfennig einige Heiligkeit bei euch kaufe, und daß ihr es zäumen, satteln und reiten könnt nach euerm Vergnügen; ja, gleich den Schriftgelehrten und Pharisäern haltet ihr die Kenntniß des Gesetzes ihm ferne, um dann in euerm Stolze sagen zu können: dies Volk, das Nichts vom Gesetze weiß, ist verflucht."

Cromwell erörtert weiter, wie er eine Union Derer nicht fürchte, die solche Gräuel an den protestantischen Engländern verübt, mit denen darum Gott nicht sein könne. Sie wollen für ihre Rechte und Besitzthümer als für das Erbtheil St.-Peter's streiten; er erinnert sie an Paulus, der lieber Teppiche wirken als dem Volk zur Last sein wollte; er sagt ihnen „daß die Lehren des Glaubens, welches Wirkungen der Gnade und des Geistes sind, nicht also vertheidigt und ausgebreitet werden sollen", daß wir die Andersdenkenden ausrotten, sondern dadurch, daß wir uns selbst in der Liebe Gottes befestigen, daß wir anbeten im Geist und nicht daß wir Messen murmeln, daß wir uns selbst erbauen in heiligem Glauben,

nicht daß wir Andern blindlings folgen, daß wir warten auf die Gnade Jesu Christi, nicht grausam, sondern voll Erbarmen! Ihr aber dagegen seid ein Theil des Antichrists, der sich im Blut der Heiligen badet; Blut habt ihr in Strömen vergossen, bald werdet ihr's trinken müssen, wann die Schale des Zornes über euch ausgegossen wird!"

Er kritisirt dann die selbstsüchtige und vorgebliche Anhänglichkeit an den Thron und fährt fort: „Nachdem ihr in gewohnter Weise erst euch selbst und den König genannt, zieht ihr endlich auch das Volk in Betrachtung; damit es nicht glaube von euch vergessen zu sein oder damit ich glaube ihr denkt recht viel daran. Ach arme «Laien»! Daß ihr und euer König sie reiten und schinden, wie Kirche und König immer und überall gethan! Aber es wird nicht schwer sein zu prophezeien: das gespornte Pferd wird ausschlagen und die Welt wird einen andern Lauf nehmen. Die Menschen werden die Willkürherrschaft der Könige und der Pfaffen müde, und das Gaukelspiel wodurch sie wechselweise die bürgerliche und die kirchliche Tyrannei aufrechterhalten, fängt an durchschaut zu werden. Einige haben das doppelte Joch schon abgeworfen, und hoffen durch Gottes Gnade frei zu bleiben. Andere sind nahe daran. Viele Gedanken gähren darüber in den Gemüthern, die ihre Zukunft, ihre Vollendung haben werden. Dies Princip: daß das Volk um der Könige und Kirchenfürsten willen da sei, wird aus der Welt hinausgezischt; kein Wunder daß ihr so in Wuth gerathet! Ich wünsche nur daß das Volk weiser sei, als daß es sich um euch bekümmert oder um Das, was ihr sagt und thut!"

Die Prälaten hatten gesagt: das Volk sei in Gefahr, denn die katholische Religion soll ausgerottet und Leib und Leben, Hab und Gut den Irländern genommen werden. Cromwell weist ihnen zuerst nach, wie schlechte Hirten sie gewesen seien, die statt das Volk zu belehren, es ins Elend gebracht. Dann zeigt er, daß sie die katholische Religion mit der Messe verwechselt, die allerdings seit 80 Jahren gesetzlich verboten sei, und deren ungesetzliche Einführung er nicht dulden dürfe; „was aber", fährt er fort, „das Volk für Gedanken über Gegenstände der Religion in seinem Herzen hegt, das liegt außer meinem Bereich; ich denke nur, es ist meine Pflicht zu wirken, daß sie, wenn sie ehrlich und friedlich leben, in keiner Weise deshalb etwas zu leiden haben. Und ich werde mich bemühen in Geduld und Liebe mit ihnen zu gehen und zuzusehen, ob es Gott gefällt ihnen einen andern Sinn zu geben. Und daran soll Jedermann gehalten sein." Die Religion, hatten die Bischöfe geschlossen, könne nur vertilgt werden, wenn man ihre Bekenner ausrotte; man solle sich also, setzten sie hinzu, durch den bisherigen Schein von Milde nicht täuschen lassen; — ein Wort das all die Sagen von Cromwell's Grausamkeit Lügen straft; zum Ueberfluß fodert er sie selber auf, ihm doch nur Einen Mann außer den mit den Waffen in der Hand Ergriffenen zu nennen, der getödtet, der verbannt worden sei. Niemand werde etwas zu leiden haben der nicht nach Gesetz und Recht schuldig befunden worden. Dagegen würden allerdings die Urheber der Empörung und die Theilnehmer an Mord und Blutbad zur Rechenschaft gezogen und müßten die Kosten zahlen, die sie veranlaßt. Er sei gekommen um mit Gottes

Hülfe den Glanz und Ruhm der englischen Freiheit aufrechtzuerhalten und das Volk von Irland dieselbe genießen zu lassen.

Derselbe religiöse Ton wie in den Staatsschriften herrscht in den Familienschriften Cromwell's; ja, wir finden darin eine vielleicht unerwartete Empfehlung der Wissenschaften, neben zarter Sorge für die häuslichen Angelegenheiten. Er warnt die schwangere Schwiegertochter vor dem Fahren in Kutschen, und ermahnt sie mit dem etwas weltlichen Sohn Richard den Herrn zu suchen, der überall nahe sei und in ihrem Herzen spreche. Ihrem Vater, Richard Major in Hursley, schreibt er: „Meine Gesundheit war hinfällig, aber der Herr hielt mich aufrecht. Ich habe euch meinen Sohn anvertraut, ihr werdet ihn wohl berathen, er hat's nöthig. Ich wünsche daß er ernst werde, die Zeit fodert's. Die göttlichen Dinge möge er sich mehr und mehr zu Herzen nehmen; ach was ist in den Dingen dieser Welt für ein Gewinn? Wenn sie nicht in Christo genossen werden, sind sie nur Fallstricke." — „Ich habe Nichts dagegen, daß mein Sohn sich Vergnügen macht, aber ich fürchte er geht darin unter. Ich möchte, daß er an die öffentlichen Angelegenheiten dächte und sie verstehen lernte, daß er Geschichte läse, Mathematik und Kosmographie studirte; diese Dinge sind gut, wenn man sie den göttlichen Dingen unterordnet; sie sind besser als Müssiggang und weltliche Zerstreuung; sie machen uns geschickt dem Volk zu dienen, und dazu ist der Mensch geboren." In einem Brief an Richard empfiehlt er demselben ein Gleiches: „Hüte dich vor einem unthätigen eiteln Sinn! Erfrische dich an Sir Walter Raleigh's Geschichtswerke, es gibt dir

das Ganze der Geschichte, und wird dein Verständniß mehr fördern als bloße Bruchstücke. Du glaubst vielleicht: ich brauche dich nicht zu ermahnen, daß du dein Weib lieb habest; der Herr lehre dich, wie du sie lieben sollst, sonst wäre kein Segen darin. Ist auch die Ehe kein Sacrament, da wo die Liebe rein und das Bett unbefleckt erhalten wird, gleicht dieser Bund dem Bunde Christi mit der Kirche. Liebst du dein Weib recht, so geschieht es mit der Liebe, die Christus zu seiner Kirche und zu jeder armen Seele innerhalb derselben trägt, er der sich selbst für sie dahingab! Grüße deine Frau und sage ihr, wie ich sie herzlich liebe und mich der Güte Gottes an ihr erfreue. Ich wünsche ihr allerwegen Glück und danke ihr für ihren lieben Brief." Richard selbst scheint sich auf einige Zeit gebessert zu haben; Cromwell schreibt ihm: „Ich habe Freude an deinen Briefen; ich liebe die Ausdrücke die einfach und schlicht aus dem Herzen kommen und nicht gesucht und gezwungen sind. Ich bin überzeugt, es ist Gottes Gnade, die dich dahin gebracht wo du nun bist; ich wünsche, daß du Dies anerkennen, dankbar sein und deine Pflicht zur Ehre Gottes erfüllen mögest. Suche den Herrn und sein Angesicht ohne Unterlaß; Das sei die Aufgabe deines Lebens und deiner Kraft, diesem Zweck laß alles Andere dienstbar sein. Das Angesicht Gottes kannst du nur in Christus sehen und finden; darum arbeite, daß du Gott in Christus erkennst; Dies nennt die Schrift die Summe aller Dinge, ja das ewige Leben selbst. Denn die wahre Erkenntniß ist nicht ein äußerlich Wissen vom Buchstaben, sondern innerlich und das Gemüth nach ihr selber umbildend; sie ist ein Einswerden mit Gott, ein Theilhaben an seiner Natur."

Die Schotten hatten Karl II. als König ausgerufen; sie hatten die Eingriffe seines Vaters in ihre Religionsübung bekämpfen, nicht aber die Monarchie abschaffen wollen. Sie nöthigten jenen das sündige Treiben seines Vaters und das abgöttische Wesen seiner Mutter öffentlich zu verwerfen, freiwillig ihren Bundesvertrag (Covenant) zu beschwören; er hörte auch ihre Predigten täglich an und erholte sich dann in den gewohnten Orgien. Er nahm nun auch den Thron Englands und Irlands in Anspruch. Fairfax lehnte den Oberbefehl gegen Schottland ab, und so ward Cromwell aus Irland dafür berufen. „Wie gut ist es", schrieb er an Richard Mayor den 17. Juli 1650", sich bei Zeiten an Christus anzuschließen; sonst ist Nichts der Rede werth. Ich bitte euch ruft ihn an, und thut was meine Pflicht, was eure eigene Liebe erheischt: ihr seht wie ich beschäftigt bin. Ich bedarf des Mitleids. Ich weiß was ich fühle. Große Stellen und Geschäfte in der Welt sind nicht des Suchens werth; ich hätte in den meinigen keinen Trost, stünde nicht meine Hoffnung im Allgegenwärtigen. Ich habe diese Dinge nicht gesucht; wahrlich, ich bin dazu vom Herrn berufen worden, und darum bin ich nicht ohne einige Zuversicht, daß er seinen armen Wurm und schwachen Diener geschickt machen wird, seinen Willen zu thun und Das zu vollbringen wofür ich geboren bin." — Am Abend vor der Abreise von London sprach er zu Ludlow stundenlang über den 110. Psalm: „Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde zum Schemel deiner Füße lege. Nach deinem Siege wird dir das Volk willig opfern in heiligem Schmuck. Deine Kinder werden dir geboren wie Thau aus der

Morgenröthe. Du bist ein Priester ewiglich nach der Weise Melchisedek's. Der Herr zu deiner Rechten wird zerschmeißen die Könige zur Zeit seines Zorns, er wird richten unter den Heiden und eine große Schlacht thun; er wird zerschmeißen das Haupt über große Lande. Er wird trinken vom Bach an dem Wege, darum wird er das Haupt emporheben."

Carlyle hat Recht ein Wort von Novalis auf Cromwell anzuwenden: er war ein gottestrunkener Mann; — „gebadet im ewigen Glanz wandelte er über die dunkle Erde; wer hat wie er die Geschäfte der Welt mit einem Herzen getrieben, das von der Idee des Höchsten voll war? Wie eine Kraft der Ewigkeit, der Nichts widerstehen kann, schreitet er auf den Kampfplatz der Zeit." Ich würde ihn einen nordischen Mohammed nennen, wenn ich sicher wäre, daß man endlich in dem großen Araber nicht mehr den schlauen Betrüger, sondern den gottbegeisterten Helden sähe, der sein Volk von der Verehrung der Sterne und heiligen Steine zum Dienst des lebendigen Gottes berief, ja der vielmehr zerstreute Horden erst zum Volk machte, auf Jahrhunderte zum herrschenden culturtragenden Volk in der Weltgeschichte! Das ist der rechte Atheismus zu meinen, daß solch ein Werk aus Trug statt aus Wahrheit und Wahrhaftigkeit erwächst, zu meinen, daß Lug sei was Millionen auf Jahrtausende Trost und Hoffnung gibt. Cromwell gedachte in Schottland ganz anders als in Irland zu verfahren; denn dort sah er keine wüste Anarchie, sondern ein befreundetes, gesetzliches, nur misleitetes Brudervolk; er wollte ihm die harte Lehre der Geschichte für seinen Irrthum mit dem Stuart'schen König, „den sie wie Feuer in ihren Busen aufgenommen"

unnöthig, den Zusammenhang religiöser und politischer Freiheit begreiflich machen. Er erließ in diesem Sinn ein Proclamation, und schrieb an den schottischen Heerführer Lesley, daß Englands Stimmung für die edeln Schotten unverändert sei, daß er und die Seinen ihnen wünschten was sie für die eigenen Seelen begehrten, daß Niemand daran denke ihre presbyterianische Religionsverfassung zu ändern, sie in ihrer Gottesverehrung zu stören; nur Das könne England nicht dulden, daß Schottland einen König nehme und auch in England einsetzen wolle, einen König, für welchen eine papistische Armee in Irland fechte, für welchen ein von englischem Blut triefenden Prinz Rupert eine zusammengestohlene Flotte befehlige, für welchen Franzosen und Irländer Seeraub treiben und Englands Küsten plündern, für welchen die Schlechtgesinnten in Englands eigenen Eingeweiden wühlen, Truppen werben und Empörung bereiten. Wollten sie Krieg, so möchte das Gottesurtheil der Schlacht entscheiden. Cromwell rückte bis gegen Edinburg vor; mehre Scharmützel hatten statt; in einem derselben rief er zu einem Soldaten, der nach ihm geschossen: „Wenn du unter mir dientest, ich ließe dich strafen, weil du so in der Nähe fehlst!" Cromwell lagerte bei Dunbar, die Schotten hielten die Höhen besetzt, er gerieth in eine schlimme Lage, seine Truppen wurden von Krankheit hingerafft, es drohte Mangel an Lebensmitteln, vergebens schrieb er um Verstärkung. „Wir fühlen die Schwierigkeit unserer Stellung, unser Fleisch ist schwach, aber der Herr stärkt unsern Glauben", schrieb er dem Parlament. „Die Hoffnung leuchtete in ihm wie eine Feuersäule, wenn sie den Andern ausging", sagte eine Kampfgenoß. Wenn nur die

Schotten ihn ruhig eingeschlossen hielten, so war er verloren. Lesley's Plan war so, aber der Ausschuß von Parlamente und Kirchenversammlung drängte ihn zum Angriff. Es war in einer stürmischen Nacht vom 2. auf den 3. September, daß die Schotten von den Höhen herab gegen die Engländer zogen. Cromwell der mit den Generalen Monk und Lambert in Gebet und Berathung wachte, gewahrte die Bewegung der dunkeln Massen und rief freudig aus: „Gott liefert sie uns in die Hände, sie steigen herab!“ Sogleich ordnete er das Heer zur Schlacht; er wandte seine ganze Stärke auf einen Punkt, auf Lesley's linken Flügel. Dreiviertelstunden dauerte der heißeste Kampf. Cromwell's eigenes Regiment, der Ungestüm der Reiterei, der gleichmäßig Fußvolk und Pferde darniederwarf, entschied den Sieg. Sie fliehen, wirklich sie fliehen! rief Cromwell. In diesem Augenblick brach die Sonne glänzend hervor. „Es stehe Gott auf, daß seine Feinde zerstreut werden!“ sprach Cromwell mit David, gebot Halt und sang mit den Seinen den 117. Psalm:

Dem Herrn sei Preis und Dank gebracht
Mit frohem Liederschall!
Verherrlicht seines Namens Macht
Im Chor ihr Völker all!
Es glänzt soweit die Himmel geh'n
Uns seiner Liebe Stern,
Und seine Wahrheit bleibt besteh'n:
Lobsinget Gott dem Herrn.

Dreitausend Todte bedeckten das Schlachtfeld. Die Engländer verfolgten den flüchtenden Feind; im Laufe des Tages erbeuteten sie 200 Fahnen und 10,000 Schot-

ten wurden gefangengenommen. Gegen das Ende des Schlachtberichts sagt Cromwell: „Seit wir nach Schottland kamen, war es unser Wunsch und Verlangen, daß kein Blut vergossen werde; denn hier war ein Volk, das den Namen Gottes fürchtete und nur irregeleitet war. Deshalb boten wir ihnen Liebe und Versöhnung. Aber die Geistlichen Schottlands verhinderten es, daß unsere Erklärung an die Herzen Derer gelangte, an die wir sie richteten. Und jetzt hören wir, daß einige von ihnen in der Schlacht umgekommen sind. Dies ist die große Hand des Herrn, und werth der Betrachtung für alle Diejenigen, welche in ihre Hände den Stab eines thörichten Hirten nehmen, die sich in die weltliche Politik mischen, und mit der irdischen Macht gemeinsame Sache machen um so aufzurichten was sie das Königreich Christi nennen, das aber so nicht gegründet wird, und das Wort Gottes, das Schwert des Geistes vergessen oder ihm nicht vertrauen, da er doch allein mächtig und jenes Reich zu gründen fähig ist, und wenn man ihm traut es auch thun wird."

Außerdem ermahnte er das Parlament zu werkthätigem Dank: „Da habt ihr den Anblick einer der sichtbarsten Gnaden Gottes; und nun erlaubt mir noch wenige Worte. Es ist leicht zu sagen der Herr hat Dies gethan; und unsere Soldaten rühmen allein den Herrn. Aber es ist in eurer Hand, und durch diese gewaltige Gnade hat es Gott noch mehr in eure Hand gelegt ihm Ruhm und Ehre zu geben, und eure Macht und seinen Segen zu seiner Verherrlichung anzuwenden. Wir, die euch dienen, bitten euch nicht uns anzuerkennen, sondern Gott allein; wir bitten euch sein Volk mehr und mehr

anzuerkennen, denn sie sind die Kriegswagen und Reiter von Israel. Euch selbst verleugnet, aber erkennt euer obrigkeitliches Ansehen, und wendet es an die Stolzen und Frechen niederzubeugen, die da die Ruhe von England stören wollen. Erleichtert die Last der Unterdrückten, höret die Seufzer der armen Gefangnen in England; sucht die Misbräuche aller Stände abzuschaffen, — und wenn Einer ist, der Viele arm macht um Wenige reich zu machen, so darf er in einem freien Gemeinwesen nicht bestehen. Wenn Er, der eure Diener zum Kampfe stärkt, euer Herz auf diese Dinge lenkt, daß ihr sie besorgt zu seinem und des Volkes Ruhm, dann wird außer der Wohlthat, die England dadurch empfängt, euer Licht auch unter andern Nationen leuchten, die den Ruhm solchen Musterbilds nachahmen und durch Gottes Macht ein Gleiches thun werden." Am Tage nach der Schlacht schrieb er an seine Frau: „Meine Theuerste, ich habe nicht Muße viel zu schreiben; aber schelten könnte ich, daß du manchmal sagst, ich sollte mein Herz nicht von dir und den Kleinen abziehen. Wahrlich wenn ich euch nicht zu sehr liebe, das Gegentheil fürchte ich nicht. Du bist mir lieber als irgend ein Geschöpf; laß das dir genug sein. Der Herr hat uns eine wunderbare Gnade erwiesen, — wer kann sagen wie umfassend sie ist! Mein schwacher Glaube ward aufrechterhalten, ich ward wunderbar gestärkt in meinem innern Menschen, wiewol ich dir sagen muß, ich werde ein alter Mann und fühle wie die Schwäche des Alters sich heranstiehlt. Möchten meine Sünden ebenso abnehmen! Bete für mich darum."

Wie die irische, so mußte jetzt auch die schottische Geistlichkeit eine Strafrede Cromwell's hören. Er schrieb

ihr, daß die Predigt des Evangeliums und nicht das Streben nach weltlicher Macht oder die Verbindung mit ihr der Mörtel sei für das neue Jerusalem; sie solle sich an das Wort Gottes halten, und Niemand werde sie in ihrer Religionsübung stören; aber sie solle nicht Andersdenkende für Ketzer erklären. Die Geistlichen seien Helfer und Diener, nicht Herren des Volks. „Ihr sagt, ihr habt Grund zur Beschwerde, daß Männer aus dem bürgerlichen Stande Ruf und Amt des Geistlichen sich anmaßen zum Aergerniß der reformirten Kirche. Betrübt es euch, daß Christus gepredigt wird? Ist Predigen so ausschließlich euer Beruf? Ist es gegen den Religionsbund (Covenant)? Weg mit diesem, wenn es so sein sollte! Ich dächte seine Anhänger sollten sich freuen, wenn irgend Jemand gut vom Namen Christi spricht, wo nicht, so hat der Bund nicht Gottes Bestätigung, und ist eure Kirche keine Braut Christi. Wo findet ihr in der Schrift einen Grund, um diese Behauptung zu beweisen, daß Predigen ausschließlich eure Sache sei? Eine menschliche Bestätigung zum Amt ist etwas der Ordnung Gemäßes und mag gut sein, aber wer nicht bessere Vollmacht und Zeugniß hat, hat überhaupt keine. Ich hoffe, daß Er, der aufgestiegen ist in die Höhe, seine Gaben geben kann wem er will, und wenn diese Gaben das Siegel der Berufung und Sendung sind, dann seid nicht neidisch ob auch Eldad und Medad prophezeien. Ihr wißt, wer uns gebietet die besten Gaben ernstlich zu begehren, und besonders auch die zu prophezeien, was der Apostel durch Reden zur Erbauung, zur Belehrung und zum Troste erklärt; der Belehrte, der Erbaute, der Getröstete kann nach der Wirkung solcher Rede am besten

sagen ob sie echt war. In der That, ihr irrt durch Misverstand der Schrift. Bestätigung zum Amt ist ein Act der Convenienz in Rücksicht auf Ordnung, kein Act der Nothwendigkeit, um zur Predigt des Evangeliums zu befähigen. Euere vorgegebene Furcht, es möchte sonst der Irrthum eindringen, ist gleich dem Manne der allen Wein aus dem Lande fernhalten wollte, es möchte sonst sich Jemand betrinken. Es wird als eine ungerechte und unweise Eifersucht erfunden werden einen Menschen seiner natürlichen Freiheit unter der Voraussetzung zu berauben, daß er sie misbrauchen könne. Thut er's, so richtet ihn. Spricht ein Mann thöricht, so ertragt ihn lächelnd, weil ihr weise seid; spricht er irrthümlich, so erscheint die Wahrheit um so klarer, wenn ihr ihn überzeugt. Stopft ihm den Mund mit gesunden Worten, denen nicht zu widersprechen ist. Spricht er lästerlich oder zur Störung des öffentlichen Friedens, laßt die Staatsbehörde ihn strafen; spricht er wahr, so freuet euch der Wahrheit. Wenn ihr unsere Ermahnungen zu Liebe und guten Werken, zur Buße und zum Glauben ein Aergerniß für eure Kirche heißt, weil Männer von bürgerlichem Beruf sie aussprechen, — wir werden unsere Freude daran haben, trotz Allem was ihr sagen mögt. Suchet den Willen Gottes zu erforschen in dem Schlage der euch getroffen hat."

Cromwell unterschied durchaus das irregeleitete Volk von den Verführern; er suchte überall eine Verständigung mit den Presbyterianern; er sah nur mit innigstem Mitleid wie so viele tüchtige und fromme Schotten Noth und Tod erleiden mußten. Er setzte die Kriegsgefangenen in Freiheit; dem bedrängten Heer schickte er Nahrungs-

mittel aus seinen Vorrathskammern; und ob die Presbyterianer von ihren Kanzeln gegen ihn und seine Soldaten predigten, es geschah ihnen Nichts, er wünschte sie durch Liebe zu gewinnen. Er verstand es durch leutselige Offenheit manches Vorurtheil zu besiegen, manche Gegner für sich einzunehmen. Er blieb den Winter in Edinburg; auch das dortige Kastell ergab sich, und seine Generale errangen manche Vortheile. Aber im Frühjahr 1651 erkrankte er lebensgefährlich, und sogleich erhoben die Feinde ihre Häupter. Das Parlament sandte ihm zwei Aerzte. „Der Herr hat mich aus dem Grabe hervorgezogen", sagte er genesend, und dankte dem Parlament für die große Gunst und Theilnahme. „In der That", schrieb er, „euer Dienst bedarf meiner nicht. Ich bin eine arme Creatur, ich war ein verdorrtes Gebein, und bin noch ein unnützer Knecht für meinen Meister und euch. Ich glaubte an diesem Fieber zu sterben, aber der Herr scheint es anders beschlossen zu haben. Aber wahrlich, wenn ich noch zu leben wünsche, so ist es damit ich die Gnade erlange in meinem Herzen und Wandel immer mehr Treue und Dankbarkeit gegen den Herrn zu beweisen, und mehr Eifer und Wirksamkeit für Die welchen ich diene." Seiner Gattin schrieb er: „Ich preise den Herrn, die Kraft meines äußern Menschen ist wieder gewachsen, aber Das will mir nicht genügen, es sei denn, daß ich auch ein Herz erlange, meinen himmlischen Vater mehr zu lieben und ihm besser zu dienen, und daß ich mehr von dem Lichte seines Angesichts gewinne, welches besser ist denn das Leben, und mehr Macht über meine Sünden. Bete für mich. Der Segen des Allmächtigen sei mit euch."

Im Juli begann der Feldzug von neuem. Ein Sieg des Generals Lambert über die Schotten ward bald von Cromwell ans Parlament berichtet: „Mögen wir demüthig und mit Selbstverleugnung unsere Pflicht thun. Mögt ihr das euch anvertraute Werk ausführen mit Aufrichtigkeit und mit Treue und vollständig, daß Alles schwinde was das Auge Gottes beleidigen könnte, daß das Gemeinwohl mehr und mehr erstrebt und die Gerechtigkeit unparteiisch gehandhabt werde. Denn die Augen des Herrn gehen dahin und dorthin, und wie er seine Feinde herausfindet um an ihnen gerächt zu werden, so wird er Derer nicht schonen, welchen er Gutes gethan hat, wenn sie durch seine Vaterliebe nicht gut werden. Verzeiht meiner demüthigen Kühnheit, wenn ich euch an die Verpflichtung erinnere, die David im 119. Psalm, Vers 134, ausspricht: «Erlöse mich von der Menschen Unterdrückung, so will ich halten deine Befehle.»

So verlor Cromwell im Felde doch nie den Staat und die Neubegründung der Freiheit aus dem Gesicht; aber auch seine Familie nicht. Richard macht ihm wieder Sorge; er schreibt an dessen Schwiegervater: „Ich höre, daß mein Sohn mehr ausgibt als ihm angewiesen war und in Schulden ist. Ich kann es nicht billigen. Die Achtung und der Umgang weiser Männer würde ihm ehrenvoller sein, und ich glaube, daß die eiteln Menschen von dem Gutes reden welcher Schlechtes thut. Ich misgönne ihm keinen löblichen Genuß des Lebens, ich gewähre ihm selbst mehr Geld als dazu ausreichend ist. Aber wenn Vergnügen und Selbstgefälligkeit das Hauptgeschäft eines Menschenlebens werden, und wenn mehr Kosten und Zeit darauf verwandt werden als Gott wohl-

gefällig und vor seinen Heiligen ziemlich ist, dann trage ich Bedenken solche Neigung zu nähren, und da sei Gott vor, daß er glaube weil er mein Sohn ist, so brauche er kein Leben zu führen, das unserm himmlischen Vater wohlgefällt, der mich aus dem Staub erhoben hat zu sein was ich bin. Ich hoffe, daß ihr treulich ihn ermahnen werdet, den Herrn zu suchen, sein Gebot zur Regel des Gewissens zu nehmen und dazu die Gnade Christi zu erlangen. Dies hat Leben in sich und wird zu etwas kommen; was ist eine arme Creatur ohne das? Das wird gesetzlichen Vergnügungen keinen Abbruch thun, wol aber solch einen Genuß derselben lehren daß der Friede des Gewissens dabei bestehen bleibt. Ich schreibe was in meinem Herzen ist, denn ich liebe meinen Sohn und sein Weib, und um ihretwillen schreibe ich so. Sie sollen keine Unterstützung von meiner Seite vermissen, ich sage hier Nichts um meinen Beutel sicherzustellen, aber ich kann nicht denken, daß es recht sei wenn ich die Vergnügungssucht meines Sohnes noch nähren sollte, sobald er die Lust der Welt zur Aufgabe seines Daseins macht, — in einer Zeit, wo so manche edle Heiligen bluten und ihr Leben aushauchen für das Wohl der Uebrigen. Bemerkenswerth ist was Uria zu David sagt 2 Sam. 11, 11."

Cromwell nahm mit seiner Armee bald eine Stellung ein welche Karl II. vom Herzen Schottlands ausschloß; Derselbe warf sich darauf in kühnem Zug mit seinen Truppen nach England, Schrecken bis in die Hauptstadt verbreitend; aber Cromwell folgte ihm, und bei Worcester kam es am Jahrestag der Schlacht von Dunbar zu einem Kampf, „so heiß und hartnäckig für vier oder fünf Stunden als jemals ich gesehen habe", berichtet

der Sieger, „müde und kaum fähig zu schreiben." Er selber war mitten im Feuer auf- und abgeritten; das feindliche Fußvolk, dem er in eigener Person freies Quartier anbot, hatte nur mit Schüssen geantwortet. Doch schwieg er von seinen Thaten, wie er auch nicht gewollt, daß auf die Dunbarschlacht eine Denkmünze mit seinem Bild geprägt würde. Der Kampf war lang und blutig, mitunter Mann gegen Mann im Handgemenge; er endigte mit der Vernichtung des königlichen Heers, er setzte dem Bürgerkrieg ein Ziel, er war die letzte Waffenthat Cromwell's. Alte wie neuausgehobene Truppen hatten trefflich gestritten. „Dieser Sieg ist eine krönende Gnade", schrieb Cromwell ans Parlament, „und wäre er's nicht, so würden wir solche doch haben, wenn er uns Alle zur Dankbarkeit aufruft, und das Parlament aufruft, den Willen Dessen zu thun, der seinen Willen für die Nation wie für jenes vollführt hat; dessen Wohlgefallen es ist, die Nation und den Verfassungswechsel aufzurichten, indem er das Volk zur Vertheidigung desselben willig macht und die Arbeit euerer Diener in diesem letzten großen Werk so sichtbarlich segnet. Ich bin so kühn in Demuth zu bitten, daß alle Gedanken darauf gerichtet werden, die Ehre Dessen auszubreiten, der eine so große Erlösung gewirkt hat, und daß die Fülle dieser ununterbrochenen Gnaden nicht Stolz und Ueppigkeit veranlasse, wie einmal bei einem auserwählten Volk (Deuteron. 32, 15), sondern daß die Furcht des Herrn eben um dieser Gnade willen die Obrigkeit und das Volk, so begünstigt, gesegnet und bezeugt, nun demüthig und gläubig erhalte, und daß Gerechtigkeit und Rechtschaffenheit, Gnade und Wahrheit von euch ausfließen möge als eine dankvolle

Antwort für unsern gnädigen Gott. Das ist das Gebet eures treuen und gehorsamen Knechts."

Das Kriegsgericht sprach in Schottland gegen die Häupter und Führer des Kampfs einige Todesurtheile, dann ward wie in Irland eine wohlgeordnete und starke Verwaltung, eine rasche und sichere Rechtspflege eingeführt und das Laster unterdrückt und bestraft; die Zeit der Usurpation, wie die Schotten Cromwell's Herrschaft nannten, war nach ihrem eignen Bekenntniß eine Periode des Friedens und Glücks. Er war der rechte Regent für die Schotten, der den Covenant ohne Karl Stuart erfüllte, was mit Karl Stuart eine Unmöglichkeit war; aber sie erkannten ihn nicht. „Wie selten", sagt Carlyle, „kann ein Volk, kann selbst ein einzelner Mensch verstehen was im Herzen sein eigener wirklicher Wille ist; solche Massen von oberflächlicher Verwirrung, von respectablem Hörensagen, von Phantasterei und Pedanterei, von alten und frischen Spinnweben lagern sich über unsern Willen, und verbergen ihn gar sehr für uns. Sodaß wenn wir nur einmal ihn ins Auge fassen und entschlossen auf seine Erfüllung losgehen, die Schlacht so gut wie gewonnen ist."

Karl irrte von Asyl zu Asyl, nach einem Fahrzeug suchend, das ihn aus England bringe; Cromwell zog feierlich in London ein. „Der Mann wird jetzt König von England", weissagte der Prediger Hugh Peters. Er war's in der That, wenn auch nicht dem Namen nach. Whitelocke erzählt, wie er im Gespräch zu ihm geäußert: „Ihr habt schon den Oberbefehl über das Heer, mithin die Militairgewalt: durch euern Einfluß werden alle Stellen in der Verwaltung besetzt, ohne ein Veto zu haben erreicht ihr

den Zweck desselben, da die von euch nicht gebilligten Anträge selten durchgehen; sobald die Steuern bewilligt sind, verfügt ihr über das Einkommen; und wenn auch die Gesandten des Auslands ans Parlament gewiesen sind, von euch hängt es ab ob sie etwas ausrichten." Cromwell hatte sich aus dem Widerstand und der unwilligen Aufnahme welche die Proclamirung der Republik gefunden, hinlänglich überzeugen können, daß es ihr zur Zeit noch an Republikanern fehle; er hielt Berathungen mit Staatsmännern und Offizieren, letztere waren entschieden für die Republik, erstere wollten wenigstens ein monarchisches Element in der Verfassung, da die Gesetze von England gar sehr mit einem solchen verwoben seien, Cromwell billigte dies, aber von einem Stuart als König mochte er Nichts hören. Er faßte zunächst zwei Maßregeln ins Auge: eine allgemeine Amnestie und ein Wahlgesetz für ein neues Parlament. Jene setzte er nach manchem Widerstande durch, und indem er viele Gemüther dadurch mit der neuen Ordnung der Dinge versöhnte, gewann er sie zugleich für ihn selber; der Sieger im Feld stiftete und verwirklichte den Frieden auf dem Weg des Gesetzes. Im Rumpfparlament saßen noch 100 und einige Männer, von denen oft nur die Hälfte bei den Verhandlungen erschien; schon 1649 sollte es sich auflösen und neue Wahlen ausschreiben, die Kriege in Irland und Schottland verschoben Dies, und auch jetzt nahmen die auswärtigen Angelegenheiten die Nation und deren Vertreter in Anspruch. Die englische Republik hatte an eine Vereinigung mit der holländischen gedacht, allein Karl II. hatte dort seine Zuflucht gefunden und der britische Gesandte Dorislaus war

dort ermordet worden. Da beschloß das Lange Parlament eine Maßregel gegen Holland, welche den Grund zu der englischen Weltherrschaft auf dem Meere legte, die Navigationsacte, welche verbot, daß fremde Waaren auf andern als englischen Schiffen oder auf Schiffen des Landes welche jene producirt, fortan in England eingeführt würden. Die Holländer sahen, daß der Schlag ihrem Handel galt, und ihre Admirale Ruyter und Tromp griffen zum Schwert, aber wie einst Elisabeth gegen die Armada, schuf England sich eine Flotte, die in anfänglichen Niederlagen nur das Unterpfand der großen Siege erblickte, welche der puritanische Seeheld Blake bald erfechten sollte. Das Parlament begünstigte die Flotte und suchte das Landheer, Cromwell's Hauptstütze, zu schwächen. Aber die Männer welche die Schlachten gewonnen, wollten auch jetzt das Heft in der Hand haben, und den Preis ihres Blutes sichern. Je länger das Parlament seinen Sitz behaupten wollte und damit sich die Staatsgewalt anmaßte, desto ungestümer drangen sie auf ein Reich der evangelischen Wahrheit in England, auf neue Wahlen der Volksvertreter. Der General Lambert, der Major Harrison verlangten von Cromwell, daß er der Sache ein Ende mache.

Ehe wir sehen, wie er zur That schreitet, müssen wir noch einen Blick auf seine Familie werfen. Ireton, der tapfere, edle Republikaner, Cromwell's Schwiegersohn, war als Statthalter von Irland gestorben, allgemein betrauert; sein Nachfolger im Amt, Fleetwood, vermählte sich mit der Witwe seines Vorgängers; gegen Ende des Jahres 1652 schrieb ihm Cromwell den folgenden Brief, der zwar von Staatsgeschäften schweigt,

uns aber einen tiefen Blick in das Herz des frommen Helden vergönnt. „Lieber Karl, ich danke dir für deinen werthen Brief. Ich hegte dieselbe Hoffnung, dasselbe Verlangen dich in meiner Familie zu sehen, wie du deinerseits sie zu mir geäußert hast. Jetzt will es der Herr noch anders haben, müssen uns dabei beruhigen, nicht ohne Hoffnung, daß es in seinem Wohlgefallen liegen mag uns zu seiner Zeit den wechselseitigen Genuß unsers Umgangs zu geben; die Entbehrung desselben kann seine eigene Gegenwart reichlich ersetzen: sie hebt alle Mängel auf und ist die Freude unserer Freuden. Grüße dein liebes Weib von mir. Bitte sie, daß sie sich hüte vor einem knechtischen Geist. Furcht ist die natürliche Frucht solch eines Geistes; das Gegengift ist Liebe. Die Stimme der Furcht spricht: Wenn ich Das gethan, wenn ich Jenes unterlassen hätte, wie gut wäre es für mich gewesen; ich weiß, so hat sie in schwachen Stunden gesagt. Liebe aber denkt auf diese Weise: Was für einen Christus habe ich, was für einen Vater in ihm und durch ihn! Welch einen Namen hat mein Vater: Gnädig, barmherzig, geduldig, reich an Güte und Wahrheit, vergebend die Ungerechtigkeit, Uebertretung und Sünde! Welche Natur hat mein Vater, er ist die Liebe, frei in ihr, unwandelbar, unendlich! Welch ein Bund zwischen ihm und Christus für die ganze Menschheit, für einen Jeden, wo er Alles aufsichnimmt und die arme Seele nichts! Der neue Bund ist Gnade — für die Seele oder in ihr; die Seele verhält sich aufnehmend. Ich nehme ihre Sünden weg, spricht der Herr; ich will mein Gesetz in ihr Herz schreiben, sie sollen niemals scheiden von mir. Das verherrlicht die Liebe Gottes, Christi Sterben für Menschen

ohne eigene Kraft, für Sünder, für seine Feinde. Und sollen wir nach dem Quell unsers Trostes in uns suchen, was Gott gethan hat, was er in Christus für uns ist, das ist der Quell unsers Trostes, da ist Kraft und Bestand, in uns ist Schwachheit. Werke des Gehorsams sind nicht vollkommen und bringen darum keine vollkommene Gnade; auch der Glaube bringt die Gnade nicht als ein Werk, sondern er führt uns zu Ihm, welcher unsere vollkommene Ruhe und unser Frieden ist, in welchem wir aufgenommen sind beim Vater wie Christus selbst. Dies ist unser hoher Beruf, hier wollen wir ruhen, und hier allein. Grüße mir Heinrich Cromwell; ich bete für ihn, daß er gedeihe und wachse in der Erkenntniß und Liebe Christi. Empfiehl mich allen Offizieren; meine Gebete reden täglich von ihnen; ich wünsche sie zu bewahren vor aller Bitterkeit des Geistes, vor allen Dingen die nicht dem Evangelium gemäß sind. Der Herr gebe dir Fülle der Weisheit, des Glaubens, der Geduld. Wache auch über deine natürliche Neigung dich allzu leicht Andern hinzugeben und von ihnen bestimmen zu lassen. Bete für mich; ich empfehle dich dem Herrn."

Das Parlament, das nun schon zwölf Jahre saß, wollte nicht weichen. Sie wollten alle Gewalt, auch die ausübende und richterliche, im Parlament vereinigen; sie wollten neue Wahlen, aber nur zur Ergänzung, sodaß die jetzigen Mitglieder ihre Sitze behielten, auch über die Zulassung der Neugewählten die Entscheidung hätten; sie wollten neutrale Männer heranziehen, während Cromwell und das Heer nicht zu gestatten dachten, daß Jemand, welcher von der guten Sache abgefallen, je an der

Staatsgewalt Theil bekomme. Cromwell hielt im April 1653 Berathungen mit Deputirten und Offizieren; sie wollten eine Art von Verfassungsrath aus puritanischen Notablen gebildet wissen; das Parlament, hieß es, wolle sich jetzt auflösen. Als aber Cromwell am andern Tag erfuhr, daß sie mit der Verhandlung über Ergänzungswahlen beschäftigt seien, da führte er, Mittwochs den 25. April, Soldaten in den Vorsaal des Parlaments und ging in seiner Puritanertracht, schwarz, mit grauen, wollenen Strümpfen, in die Sitzung auf seinen gewöhnlichen Platz. Er schien der Debatte ruhig zuzuhören, bald aber gab er Harrison ein Zeichen und raunte ihm ins Ohr: „Jetzt ist's Zeit, ich muß es thun!" Und er stand auf, nahm den Hut ab und fing zu reden an. Er sprach eine Weile zum Lobe des Parlaments über dessen Arbeiten und Sorge fürs öffentliche Wohl; dann aber änderte er seinen Stil und sagte ihnen von ihrer Ungerechtigkeit, von ihrem Zögern, von ihrem Eigennutz; er sagte ihnen, wie sie die Tyrannei der Juristen unterstützt, die Selbstsucht der Presbyterianer begünstigt, wie sie sich auf immer im Besitz der Staatsgewalt zu behaupten getrachtet; so seien sie unwürdige Werkzeuge geworden, die der Herr verwerfe. Peter Wentworth fand diese Sprache unparlamentarisch, zumal im Munde eines Mannes, dem man soviel Ehre erwiesen. Da sprang Cromwell auf, trat mitten in den Saal und rief: „Kommt nur her! Ich will euerm Geschwätz ein Ende machen!" Dann hin- und hergehend, an den Hut schlagend, mit den Füßen stampfend, ruft er heftig bewegt: „Ihr seid kein Parlament; macht bessern Leuten Platz!" „Rufe sie herein", sagt er zu Harrison, und

zwei Reihen Musketiere stellen sich im Saal auf. Heinrich Vane will ihm Vorstellungen machen; „Sir Henry Vane! Der Herr erlöse mich von Sir Henry Vane", ruft Cromwell; „er ist ein Gaukler, er hätte alledem vorbeugen und es ändern können, aber er hat nicht Treu und Glauben! Ihr sagt ihr seid ein Parlament, aber ihr seid keins! Einige von euch sind Trunkenbolde, Andere leben in offenbarer Verachtung der Gebote Gottes und gehen ihren Lüsten nach, schlechte ungerechte Menschen, ein Gräuel für die Bekenner des Evangeliums! Im Namen Gottes: packt euch!" Sein Blick hatte Diejenigen getroffen, welche er meinte. Der Sprecher war unbeweglich auf seinem Sitz geblieben, da bot ihm Harrison den Arm, und sie gingen Alle hinaus. „Ihr selbst habt mich dazu gezwungen", rief Cromwell ihnen nach; „ich habe den Herrn Tag und Nacht im Gebet gesucht, daß er mich lieber erschlagen als dies Werk mir auflegen möge!" Dann wies er auf das Scepter des Sprechers und sagte zu einem Musketier: „Nehmt die Narretheidung fort", schloß das Haus zu, steckte den Schlüssel in die Tasche und ging in seine Wohnung. Es ward behauptet, er habe am Anfang der Sitzung noch keinen festen Plan gehabt, dann sei es plötzlich über ihn gekommen, daß er nicht länger mit Fleisch und Blut Rath gepflogen, sondern der Eingebung des Geistes gefolgt sei. Er löste dann auch den vom Parlament gebildeten Staatsrath auf; Bradshaw protestirte, ging aber mit seinen Collegen weg. Der Republikaner Harrington rühmte Cromwell's That als eine patriotische; sie hätten, sagte er, im Parlament eine ungeordnete Oligarchie gebildet und dieselbe dauernd machen wollen; wie Lykurg

möge der General der alleinige Gesetzgeber seines Volks werden und ihm die Freiheit sicherstellen. Milton war ähnlicher Ansicht. Der Rumpf des Parlaments hatte selber jahrelang die Macht usurpirt, hatte Staatsstreiche gutgeheißen, er war keine Vertretung der Nation mehr; England fand daß ihm Recht geschehen; das Heer, die Flotte, viele Gemeinden sprachen Dies durch Adressen aus. „Kein Hund bellte als sie gingen", sagte Cromwell später einmal; nach Lingard's Worten fiel das Parlament, das sich überlebt hatte, ohne Widerstreben, ohne nur einmal aufzustöhnen, unbemitleidet, unzurückgewünscht.

Am Tage der Parlamentsauflösung schrieb Cromwell noch einen Brief in seine Heimat, um weitern Unordnungen vorzubeugen, da die mit dem Austrocknen der Sümpfe beschäftigten Arbeiter dort gestört worden waren. Er ernannte dann einen Staatsrath von 13 Mitgliedern, Rechtsgelehrten und Offizieren, denen er präsidirte. Eine Declaration ans Volk besagte wie das Heer die Permanenz des Rumpfs nicht habe gestatten können, wie es Sorge tragen werde, daß Männer von anerkannter Rechtschaffenheit und erprobter Treue an die Spitze der Regierung kämen; mittlerweile sollten alle Beamten ihre Functionen fortüben, Jedermann ihnen gehorchen. Neue glänzende Seesiege über die Holländer erschienen wie eine Zustimmung Gottes zu der politischen Neuerung. Cromwell wollte kein Tyrann sein, der Glanz der Welt und des Goldes reizten seine ernste Seele niemals, ihm galt es um das Wohl des Volks und um die Sicherstellung der schwererkämpften Freiheit; er sah aber diese nur im Bunde mit der Ordnung. Er hatte Sinn für das geschichtlich Gewordene; die neue Constitution sollte

sich den alten Formen anschließen. So mochte es ihm am geeignetsten erscheinen zunächst einmal Vertrauensmänner aus den verschiedenen Provinzen zu berufen und aus ihnen eine Art von Verfassungsrath zu bilden; er ließ überall Listen angesehener sittenstrenger und gottesfürchtiger Bürger aufstellen, und erwählte mit seinem Staatsrath aus denselben 139 für England, sechs für Wales, sechs für Irland, vier für Schottland; sie erhielten Einladungsschreiben auf den 4. Juli 1653. Alle erschienen bis auf zwei; das puritanische England war mit der Maßregel offenbar zufrieden. Cromwell hielt zur Eröffnung der Sitzungen am erwähnten Tag eine Rede in einem Ton, daß man — nach dem Ausdruck eines gleichzeitigen Schriftstellers — leicht glauben konnte der Geist Gottes spreche aus ihm.

Er begann damit, sie an all die Schickungen zu erinnern, durch welche Gott seit dem Beginn der Unruhen bis zur Gegenwart in England so große Dinge gethan; er gedachte der Schlachten und Verhandlungen, er erwähnte wie der Sieg mit den Männern gewesen die vorher des Kriegs unkundig, aber durch ihren Glauben begeistert waren, und wie das Gericht die Schuldigen und den Größten unter denselben ereilt, wie der Freistaat gegründet worden. Er gedachte der Zeit wo das Parlament auf dem Sprunge stand das Volk um alle Früchte seiner Thaten zu täuschen. „Ich meine", sagte er, „den Vertrag, den sie immer wieder mit dem König abschließen wollten, wodurch sie Alles, wofür wir gekämpft, würden in seine Hand gelegt haben, und unsere ganze Sicherheit wäre ein klein Stück Papier gewesen. Und als Das vorüber war, so wißt ihr wohl welche Stürme

wir noch zu Land und See zu bestehen hatten, und wißt gleicherweise, was Gott in Irland und Schottland gethan, und wie er all den Verwirrungen ein Ende machte durch das wundervolle Heil welches er bei Worcester uns widerfahren ließ. Aber es ist mir leid daß ich so im Allgemeinen bleiben muß, denn in allem Einzelnen, in jedem Schritt des Königs oder des Parlaments trägt Alles den Stempel der Vorsehung erkennbar für Jeden der ihn sehen will. Das soll unsere Herzen zur Dankbarkeit und zum Vertrauen bringen."

„Als ich nun von Worcester kam, sammt meinen Mitoffizieren und Soldaten, soviel ihrer übriggeblieben waren, erwarteten wir und hatten Grund dazu, daß da wir auf solch eine Geschichte zurücksehen konnten und solch einen Gott hatten, so überdiemaßen sichtbar selbst für unsere Feinde, die da bekannten, daß Gott selbst gegen sie streite, weil sie sonst nicht in allem und jedem Kampf erlegen wären, — und für uns, weil alle unsere frühern Gnaden in Gefahr waren verloren zu gehen, sobald wir jetzt einmal wären geschlagen worden; — ich sage, als wir nun herankamen, hatten wir einiges Vertrauen, daß die uns von Gott erwiesene Gnade und die Erwartungen unserer Herzen und der Herzen aller guten Menschen nun auch Die, welche an der Spitze der Regierung waren, eifrig machen würden solche gute Dinge zu thun welche eines solchen Gottes und solcher Gnaden würdig erachtet werden könnten, und wahrlich so hätten Diejenigen für welche all Das geschehen war, sich ihrer Pflicht in treuer Sorge für das Volk entledigt. Sollte ich nun alles Einzelne durchgehen, was wir bis zur Auflösung des Parlaments betrieben, so würde Das für mich ein be-

schwerliches Werk sein. Denn ich glaube, ich kann von mir und meinen Kameraden sagen, daß wir eher gewünscht und gestrebt haben zu heilen und vorwärts zu blicken, denn in Wunden zu wühlen und rückwärts zu blicken; einzig Dies wollen wir sagen zu unserer eigenen Rechtfertigung, um den Grund für die unvermeidliche Nothwendigkeit zu bezeichnen, ja selbst die Pflicht, die uns auflag, diese letzte große Veränderung herbeizuführen; — ich glaube es wird nicht unpassend sein, hierüber ein Wort oder zwei zu sagen. Unsere Herzen und Gedanken waren voll davon, jetzt all die schönen und gesetzlichen Mittel in Anwendung zu bringen, durch welche für die Nation die Frucht des Bluts und Guts, die für diese Sache aufgewandt worden, nunmehr zur Reife kommen könnte; und wir dürsteten in unsrer Seele darnach Mittel und Wege zu finden, wie wir selber Werkzeuge sein möchten solches zu fördern. Wir beschränkten uns lange Zeit auf Anträge und Gesuche; und wenn wir dann unsere Wünsche in Erinnerung brachten, so hatten wir keine andere Antwort als: «sie würden in Betracht genommen.» Und da wir nun fanden wie das Volk in jedem Winkel des Landes unzufrieden war, und uns wegen Nichterfüllung des Verheißenen zur Rede stellte, da glaubten wir uns selbst verpflichtet, den Ruf ehrlicher Männer in dieser Welt aufrechtzuhalten. Wir hielten deshalb seit October Zusammenkünfte mit Parlamentsmitgliedern, und treu und aufrichtig baten wir sie, ihre Pflicht gegen Gott und Menschen sich zu Herzen zu nehmen, und die guten Dinge, die man erwarte, möchten sie ausführen, sodaß es nicht scheine, daß das Heer sie ihnen eingegeben, son-

dern sie aus eigenem Geist Alles gethan hätten; so zärtlich waren wir für den Ruf des Parlaments. Wir erklärten offen, daß sonst das Gericht Gottes, das Misvergnügen des Volks, eine allgemeine Verwirrung erfolgen würde; — vergebens! Als wir nun selbst unter uns in ernstliche Erwägung zogen was uns für ein anderer Weg bliebe, da begannen sie die Volksvertretung und das Wahlgesetz ins Auge zu fassen, und schienen sehr gewillt, darüber zu einem Beschluß zu kommen. Wäre Dies rein und lauter geschehen, so hätte uns Nichts willkommner sein können. Aber ihre Absicht war dem Volk kein Wahlrecht zu geben; es wäre nur ein Schein gewesen; sie wollten auch durch Neuwahlen das Haus blos wieder vollzählig machen, selber aber fortwährend ihre Sitze behalten. Wir erklärten dagegen unsern Abscheu, unsere Misbilligung; sie aber wollten nun nach dreijähriger Verschleppung Hals über Kopf die Sache abthun und ihre Bill durchbringen. Das fanden wir war nicht nach dem Willen Gottes, und doch hing hier das ganze Gewicht der Sache, für welche wir unser Leben gewagt hatten und die uns also am Herzen liegen und theuer sein mußte; und hier war, Das sahen wir, kein Bestreben diese Sache zu sichern und zu fördern, sondern sie wollten nur dem unruhig werdenden Heere entgegenarbeiten; wahrlich ich sage euch als wir alles Dies sahen und die Macht in Händen hatten, da konnten wir die Dinge nicht diesen monströsen Gang gehen lassen, noch gestatten, daß alle unsere Freiheiten weggeworfen würden in die Hände von Solchen, gegen die wir gefochten hatten; wir kamen vielmehr zuerst unter uns selbst zu diesem Entschluß, daß wenn wir mit Gewalt

aus unsern Rechten und Freiheiten wären hinausgeschlagen worden, dann uns die Nothwendigkeit Geduld lehren würde; aber sie selber preiszugeben Das würde uns zu den niederträchtigsten Menschen in der Welt machen, die es verdienten zu den Feinden Gottes und seines Volks gerechnet zu werden. Und ich spreche hier vor Gott wie angesichts einiger Männer, die jenen Berathungen beiwohnten; der Gedanke an einen Act der Gewalt war etwas Härteres für uns als irgend eine Schlacht die wir je bestanden, ja wir hätten lieber unser Leben aufs Spiel gesetzt, so sehr wünschten wir, daß jene Männer ihren Platz mit Ehren verließen. Allein wie wir sahen, daß die Sache des Volks Gottes ein verachtet Ding war, da erkannten wir, daß andere Hände als die ihrigen für dies Werk verwandt werden müßten. Und da dachten wir, es wäre hohe Zeit uns umzusehen und unserer Pflicht innezuwerden. Denn im Parlament gab's bei allen Fragen Parteiung, und Nichts wollte mehr recht zustandekommen; alle Sorge ward vergessen für das Volk, dem sie es doch verdankten, daß sie dort saßen. Ich will nicht sagen, daß sie ganz unfähig geworden die Reformation unsers Staats zu vollführen, aber die Reformation der Gesetze wenigstens, deren Zustand jetzt so beklagt wird, förderten sie gar nicht. Wir hatten viele gute Worte darüber gesprochen, aber drei Monate hatten ihnen nicht hingereicht, um nur das eine Wort: Incumbrances klar zu bestimmen! Deswegen hätten wir aber unsere Hände noch nicht gegen sie erhoben; als aber Männer von solchem Schlag ihre Herrschaft immer fortsetzen wollten, als wir aus ihrem eigenen Munde hörten, daß sie von der Auflösung des

Parlaments Nichts wissen wollten, da dachten wir das sei ein Bruch des Vertrauens; denn dazu waren sie nicht erwählt, und sie waren kein eigentliches Parlament mehr, sie hatten mehrmals Gewalt erlitten. Die Nacht vor der Auflösung hatten wir mit etwa zwanzig von ihnen eine Zusammenkunft; ich sagte ihnen im Auftrag des Heers, sie möchten bestimmt erklären, was sie im Sinne hätten in Bezug auf die neue Volksvertretung; wäre es recht und billig, so wollten wir uns gern beruhigen; da meinten sie es wäre Nichts gut für das Land als die Fortdauer dieses Parlaments. Wir machten in Bezug auf die Ersatzwahlen ihnen den Einwand, daß bestimmt werden müsse, wer Wähler und wählbar sein könne; denn die Presbyterianer, welche unsere Sache verlassen oder sich neutral gehalten, dürften jetzt nicht zur Macht kommen, in ihre Hände könnten unsere Angelegenheiten nicht gelegt werden; denn ein Anderes wäre es einen Menschen von anderer Richtung zu dulden und zu lieben, und ein Anderes ihn in die Regierung einzusetzen. Darum sollten sie ihr Amt in die Hände einiger Gutgesinnten niederlegen, die ein Interesse am Volk hätten und der Republik zugethan wären. Das sei nichts Neues, denn das Land sei schon in ähnlichem Wirrwarr gewesen, und wir zeigten ihnen die Vorgänge in der Geschichte. Da wollten sie die Sache beschlafen und mit ihren Freunden besprechen; es war aber beinahe die Hälfte Derer anwesend, die gewöhnlich in die Sitzungen gingen; und ihre Führer versprachen, daß sie ihre Bill für Neuwahlen nicht vornehmen wollten, ehe sie uns noch einmal gesprochen hätten. Aber am nächsten Morgen hörten wir, daß das Haus sich gerade mit jener Bill be-

schäftigte; wir konnten es nicht glauben, daß solche Personen so unwürdig handelten; wir blieben bis es ein zweiter und dritter Bote bestätigte und uns mittheilte, daß sie mit höchster Eile verführen, daß sie alle Bestimmungen über die Befähigung zur Wahl ausließen; das hätte geheißen die Freiheiten der Nation hinwegwerfen in die Hände Derer die nimmer dafür gefochten hatten; und da dachten wir es sei unsere Pflicht solches nicht zu leiden; und so ward das Haus aufgelöst, eben als der Sprecher die letzte Frage vorlegte. Die Nothwendigkeit unsere Sache zu erhalten, trieb uns dazu, und veranlaßte uns, euch auf diesem außerordentlichen Weg zu berufen. Das war die reine Absicht unserer That, nicht wollten wir selber nach der Herrschaft greifen, noch sie der Armee überliefern, nicht für einen Tag; sondern wir wollten sie mit Gottes Hülfe in die Hände von geeigneten Personen legen, die aus allen Theilen des Landes berufen wären. Und so seid ihr berufen worden durch so wundervolle Schickungen als jemals Menschen in so kurzer Zeit erfahren haben. Und wenn einmal der Staat nicht fallen sollte, so werdet ihr's zufrieden sein, daß wir ihn nicht den Händen der Feinde und Schlechten überließen. Er ist nun euch übergeben auf dem Wege der Nothwendigkeit, auf dem Wege der weisen Vorsehung Gottes durch schwache Hände; und da er durch unsere Hände an euch kommt, so werdet ihr es nicht übelnehmen, wenn wir Einiges sagen bei der Niederlegung des Amtes, das nun auf euch ruht. Und wenn Das, was ich sage, ein Auftrag zu sein scheint, so geschieht er in Demuth; und wenn er, der euch ein Diener zu sein meint, der euch nun zur Ausübung der höchsten Gewalt

berufen hat, ausspricht, was er für eure Pflicht und Aufgabe hält, so hoffen wir, daß ihr Das gut aufnehmt.

Ich werde kurz sein, denn ich hoffe es ist in euern Herzen geschrieben Gott zu dienen. Einzig an dies Schriftwort will ich euch erinnern, das lange meine Seele bewegt hat: Juda herrscht jetzt mit Gott und hält Treu und Glauben mit den Heiligen. Vorher heißt es, daß in Ephraim Lug und im Hause von Israel Trug wohne. Wie Gott bei uns um Fasten und Danksagen betrogen worden *), darüber haben wir Grund zu klagen. Wahrlich, ihr seid berufen von Gott wie Juda, mit ihm und für ihn zu herrschen, und Treu und Glauben zu halten mit den Heiligen, welche die Werkzeuge eurer Berufung waren. Und wer über Menschen herrscht, sagt die Schrift, der muß gerecht sein und in der Furcht Gottes regieren. Und fürwahr, es ist besser für euch zu beten als euch zu rathen, daß ihr Gnade und Wahrheit üben möget, daß der Himmel euch Weisheit verleihe, was Tausende von Heiligen heute für euch erflehen. Ich sage es ist besser zu beten als zu rathen; doch ich denke an eine andere Schriftstelle, die recht nützlich ist, obwol sie auf jeden Christenmenschen anwendbar erscheint, wo ihm gerathen wird um Weisheit zu bitten und gesagt wird was Weisheit ist: sie ist keusch, friedsam, gelinde, sie lässet mit sich reden, ist voll Barmherzigkeit und guter Früchte, unparteiisch und ohne Heuchelei. Reinheit, Unparteilichkeit, Aufrichtigkeit bedürft ihr und den Geist des Friedens, um dem Volk gute Früchte zu bringen, Gnade und Wahrheit walten zu lassen. Ihr sollt ge-

*) Das Lange Parlament hatte den Buß-, Fast- und Bettag am letzten Mittwoch eines jeden Monats abgeschafft.

recht sein gegen den Ungläubigen wie gegen den Gläubigen, denn Das ist unsere Pflicht; und ich habe, ich gestehe es, oft gesagt, thöricht vielleicht, daß ich lieber einem Gläubigen als einem Ungläubigen Unrecht thun möchte. Das mag parador sein, darum hüten wir uns Einem und dem Andern Böses zu thun. O, wenn Gott eure Herzen erfüllete mit solch einem Geist wie Moses hatte und Paulus hatte, einen Geist nicht blos für die Gläubigen, sondern fürs ganze Volk! Moses konnte für sie sterben, konnte wünschen um des Volkes willen aus Gottes Buche ausgetilgt zu sein, Paulus konnte wünschen verbannt zu sein von Christo für seine Brüder nach dem Fleisch: so voll von Liebe waren sie für Alle. Ein Zweites ist zu bitten, daß ihr mit den Heiligen Treu und Glauben halten möget, daß ihr mit den Schwächen der Heiligen Nachsicht habt und für alle Menschen mitleidig seid: ja, wenn wir nicht auch für die Andersdenkenden, wie die Presbyterianer, das Interesse der Liebe hätten, so würde es uns schwer werden mit den Heiligen gläubig zu sein."

„In meiner Pilgerschaft und manchen Prüfungen ermuthigte mich das Prophetenwort: daß der Herr lässet Wasser quellen in der Wüste und Cedern, Myrten und Oelbäume wachsen in der Wildniß, damit man einsehe seine Hand hat es gethan; so ist uns alle Errettung, alle Befreiung von ihm gekommen; er hat's gethan zum Wohl der ganzen Heerde. Darum sorgt auch ihr für die ganze Heerde. Liebt die Schafe, liebt die Lämmer, liebt Alle, pflegt Alle, kräftigt Alle in jedem guten Ding. Und wenn der ärmste Christ und der verirrteste friedlich und ruhig unter euch zu leben begehrt, ich sage

wenn irgend Einer wünscht nur ein Leben der Gottseligkeit und Ehrbarkeit zu führen, laßt ihn beschützet sein! Ich brauche euch nicht zu rathen, viel weniger zu drängen daß ihr für die Ausbreitung des Evangeliums sorgt und die Prediger ermuthigt, die es recht sind und den Geist empfangen haben der uns den Willen Gottes finden und thun läßt. Ich spreche nicht von einem Predigtamt das sich selbst vom Papst ableitet und diese Nachfolge für sich beansprucht; die wahre Nachfolge ist durch den Geist; der Geist ist gegeben, um rechte Sprecher von Gottes ewigen Wahrheiten zu machen; Das ist die rechte Nachfolge, darin seid ihr von Gott belehrt besser denn ich selber."

„In der That ich habe euch nur noch ein Wort zu sagen, ich zeige vielleicht darin meine Schwachheit; es ist auf dem Wege des Muthes ans Werk zu gehen. Ich bekenne, daß ich nimmer solch einen Tag zu sehen gedachte, wie dieser ist, wo Christus so anerkannt wird wie heute in diesem Werk. Jesus Christus ward anerkannt durch eure Berufung, und ihr habt ihn anerkannt durch euer bereitwilliges Erscheinen; ihr offenbart, so weit schwache Geschöpfe Dies vermögen, daß dies ein Tag der Macht Christi ist; denn er macht sein Volk willig am Tage seiner Macht. Er hat durch soviel Blut und soviel Kampf Dies zu einer der großen Errungenschaften gemacht: Sein Volk zur Herrschaft und höchsten Gewalt berufen zu haben. Gott hat euch anerkannt und gemacht, daß ihr ihn anerkennt. Vielleicht kennt ihr euch nicht von Angesicht untereinander, denn ihr kommt ja aus allen Theilen des Landes, aber wir sagen euch, daß wir uns nicht die Wahl eines Einzigen gestattet haben von

dem wir nicht gegründete Hoffnung gehabt, daß der Glaube an Jesus Christus und die Liebe zu seinem ganzen Volk und den Heiligen in ihm wohnt. So hat euch, wie Jesaias sagt, Gott für sich selbst bereitet, damit ihr seinen Namen verherrlicht. Denn ihr könnt mit gutem Gewissen schwören, daß ihr weder direct noch indirect hierherzukommen gesucht habt; ihr verhieltet euch passiv dabei, ihr wurdet berufen; betrachtet die Umstände durch die ihr es wurdet, durch welche Kämpfe, durch welches Blut ihr hierher gekommen seid, wo weder ihr, noch ich, noch irgend ein lebendiger Mensch drei Monate früher daran gedacht hat eine solche Versammlung zu sehen, welche die Herrschaft und höchste Gewalt dieses Volks übernehmen würde oder lieber zu übernehmen berufen worden. Nie ist das früher auf solche Weise und solchen Männern geschehen. Wenn es Zeit wäre euch mit Denen zu vergleichen, die durch die Stimmen des Volks berufen werden — — wer kann sagen, wie bald Gott das Volk für so etwas geschickt macht? Niemand kann es mehr wünschen als ich; ich wollte sie wären alle des Herrn Volk, wie gesagt ist: Ich wollte daß Alle im Volk des Herrn Propheten wären! Ich wollte auch daß Alle könnten berufen werden, daß Alle die Sache Jesu Christi anerkenneten. Und gebt mir Erlaubniß zu sagen: Was kann leichter das Volk für die Sache Jesu Christi gewinnen, für die Liebe und Gottseligkeit, und was kann deshalb eine höhere Pflicht für euch sein die so berufen worden, als ein demüthiges und gottseliges Leben und Wirken? Sodaß sie sehen ihr liebt sie, ihr opfert euch selber, Zeit und Geist, für sie. Ist Dies nicht der leichteste Weg sie zur Freiheit zu bringen? Wenigstens

werdet ihr sie überführen, daß so wie gottesfürchtige Männer sie aus der Knechtschaft unter der Königsgewalt herausgekämpft haben, so gottesfürchtige Männer sie jetzt in der Furcht Gottes regieren und Alles wohl verwalten. Doch Dies ist einige Abschweifung. Ich sage: Erkennt euern Ruf an, denn er ist von Gott. Es ist wunderbar und war nicht vorbedacht. Erst seit kurzem wissen wir davon. Lang hat Gott die Dinge vor unsern Augen verborgen gehalten, sodaß wir hierin Nichts sahen bei all unsern Heimsuchungen; — was auch ein Zeugniß für unsere Reinheit und Aufrichtigkeit ist. So seid ihr von Gott berufen. Und was sollten wir erschrecken vor dem Gedanken oder dem Wort, daß Dies das Thor ist um einzugehen in die Verheißungen Gottes, die uns geweissagt sind, auf die unsre Herzen hoffen und harren? Wir wissen wer sie sind die mit dem Lamme Krieg führen gegen seine Feinde: ein gläubiges Volk, berufen und auserwählt. Und Gott hat sich auf dem Wege des Kriegs — wir können es sagen, ohne uns selbst zu schmeicheln, und ich glaube ihr wißt es — er hat sich gezeigt mit uns und für uns; und sollte er's nun nicht in diesen bürgerlichen und friedlichen Dingen thun? Dies sind keine übeln Vorbedeutungen für den Gott den wir erwarten. Ich denke, es ist etwas vor der Thür; wir stehen an der Schwelle des Eingangs; und darum ziemt es uns das Haupt zu erheben und uns zu ermuthigen im Herrn. Und wir haben gedacht, Einige von uns, daß es unsere Schuldigkeit sei diesen Weg einzuschlagen und nicht unthätig auf die Prophezeiung Daniel's hinzublicken, daß das Reich keinem andern Volk überliefert werden soll. Wahrlich Gott hat es in eure Hände

gebracht, indem er unsere Waffen segnete und eure Berufung anerkannte. Der Herr hat unsere Herzen gelenkt das Werkzeug eurer Berufung zu sein, und hat es uns ins Herz gelegt euch die Macht und das Reich zu überliefern. Doch ich überschreite vielleicht hier meine Linie; diese Dinge sind dunkel; ich will nur daß mein und euer Sinn darin geübt werde. Aber wahrlich die Sachen stehen so, daß ihr am Saume der Verheißungen steht. Euer Bestreben, eure Arbeit gilt den besten Dingen. Und wie ich schon sonst wol gesagt habe, wenn ich einen Diener erwählen sollte, sei es der geringste Offizier in der Armee oder der unterste Beamte im Staat, so würde ich immer einen gottseligen Mann nehmen der feste Grundsätze hat, besonders aber wo ein öffentliches Vertrauen für das Amt erfoderlich ist. Und würden nur alle Behörden so ernannt, es würde guten Erfolg haben. Sicherlich ist es unsere Pflicht Männer zu erwählen welche den Herrn fürchten und preisen, denn solche hat er bereitet für sich, und er erwartet kein Lob von andern."

„Das führt mir eine andere Schriftstelle zu Gemüth, den herrlichen 68. Psalm, eine ruhmreiche Weissagung, ich bin es überzeugt, der evangelischen Kirchen, es mag sein auch der Juden. Dort heißt es: Er wird sein Volk wiederbringen aus der Tiefe des Meeres, wie er einst Israel durch das Rothe Meer geführt hat. Und es mag sein, wie Einige denken, Gott will die Juden wieder zu ihrem Lande bringen von den Inseln des Meeres, und ihren Erwartungen entsprechen wie aus den Tiefen des Meeres. Aber ich bin gewiß, wenn der Herr die evangelische Kirche aufrichtet, so wird es ein Versammeln

des Volks sein aus der Tiefe, aus der Fülle der Wasser: sein Volk wird aus der Menge der Nationen dieser Welt gezogen. Und dieser Psalm ist auch sonst noch herrlich. Groß, sagt er, ist die Schar Derer, die des Herrn Wort verkündigen. Könige mit ihrem Heere flohen davon, und die zu Hause verweilten, theilen die Beute. Und wenn ihr bei den Hürden liegt, doch glänzt ihr als der Tauben Flügel, die wie Silber und Gold flimmern. Und wahrlich der Siegesjubel dieses Psalms ist hoch und groß, und Gott vollendet es. Und der Schluß des Psalms ist eingeschlossen in mein Herz wie in eures: Der Herr erschüttert die Hügel, daß sie beben; der Herr hat auch einen Berg, einen hohen Berg wie der von Basan, und die Streitwagen Gottes sind zwanzigtausend, ja Tausende von Engeln, und Gott will wohnen auf diesem Berg für immer."

Cromwell wiederholte zum Schluß, daß er und das Heer auch ferner dem Werke Gottes und der Obrigkeit dienen würden, die sie als eine von Gott über sie gesetzte betrachteten. Nicht blos das Heer und die Flotte, das ganze Land hätte seine Schritte gutgeheißen. Weil die Verwaltung des Staats keine Unterbrechung gestattete, hätte er sie übernommen und einen Staatsrath eingesetzt, dessen ferneres Bestehen nun von der neuen Versammlung abhänge. Von Zeit zu Zeit würde er sehen welche Wege sie einschlügen und was sie festsetzten.

„Ich habe die Kunst der Rede nicht studirt, ich habe Nichts zu thun mit den Rhetorikern und mit ihrem Geschäft: Worte zu machen; unsere Aufgabe und was Gott uns gebietet, ist Sachen zu sprechen (to speak things)" — sagt er später selbst einmal. Es ist der Soldat, der

Mann der That, welcher hier redet, welcher seine Worte aus dem Stegreif setzt wie der Geist ihn treibt; da ist nichts Geschminktes, nichts Gesuchtes, im Gegentheil viel Rauhes, Stoßweises; man sieht die Arbeit die es ihm macht herauszubringen wovon sein Herz voll ist; auch im Druck ist an den Reden nicht gefeilt worden, sie liegen da wie die Ausbrüche einer großen, bewegten Seele. Klar und scharf bespricht er die Staatsangelegenheiten, da sieht er die Ereignisse plötzlich im Lichte der Ewigkeit, und nun leihen ihm David und Jesaias ihre kühnsten und schönsten Bilder um Gott in Allem zu verherrlichen; und wenn ihm da die Schweißtropfen auf die von Begeisterung leuchtende Stirn treten, dann entschuldigt er sich wol mit volksthümlicher Zutraulichkeit, daß er mit seinen Reden die Versammlung in einem engen Raum so lang hinhalte, und die Hitze sei so groß! Seine Rede findet ihres Gleichen nicht unter den Thronreden der Könige und den Botschaften der Präsidenten. Aus der die ich eben auszugsweise mitgetheilt, lernen wir neben manchen Ideen religiöser Weihe und sittlichen Ernstes, neben der schönen Verbindung von Glaubenseifer und milder Duldung Andersdenkender, die Zustände Englands und Cromwell's An- und Absichten besser als aus einem andern Document kennen. Er wollte für Recht und Freiheit eine bessere Garantie als ein Stückchen Papier; darum konnte er die Wiedereinsetzung des Königs, der sich so oft treulos erwiesen, nicht dulden; er und die Seinen hatten ihr Leben daran gesetzt, und wollten ihre Errungenschaften behaupten. Das Lange Parlament hatte sich überlebt, sein zusammengeschrumpfter Rumpf war keine Vertretung des ganzen Volks mehr,

doch wollte derselbe für sich eine Oligarchie begründen und seinen Sitz für immer sich anmaßen; es war ein Convent, der alle Gewalt in sich vereinigte; seine Mitglieder kamen nicht zu Ende mit der Reform des Staats, mit der neuen Verfassung, und die Ergänzungswahlen in der Art, wie sie vorgeschlagen wurden, drohten Männer ins Parlament zu bringen, die keine Sympathie für die junge Republik hatten, die wieder die eben ausgefochtnen Kämpfe würden erneuert und das mit Blut Erkaufte, die bürgerliche und religiöse Freiheit würden in Frage gestellt haben. Das zu dulden erschien dem Heer und seinem Führer ein feiger Verrath. So schritt Cromwell ein. Er wollte möglichst bald eine gute Verfassung, er wollte nicht despotisch herrschen, sondern im Dienste des Volks arbeiten; er wollte seinerseits keine Verfassung octroyiren, ebensowenig aber der siegenden Partei eine octroyiren lassen. So berief er aus den Männern, die durch die öffentliche Stimme oder durch die Behörden als gute Christen und gute Bürger des neuen Freistaats bezeichnet wurden, diese Versammlung, der er sofort alle Gewalt übergab; sie sollte eine neue Ordnung der Dinge einrichten, einem vom Volk zu wählenden Parlament den Weg bahnen.

Es war allerdings eine merkwürdige Versammlung dies „kurze Parlament"; die großen Seehelden wie die Führer des Landheeres gehörten ihr an; daneben gelehrte, gesetzeskundige Männer, daneben schlichte Bürger und Bauern, nur durch Gottseligkeit hervorragend. Da saßen Puritaner die ganze Bibelsprüche vor ihre Geschlechtsnamen gesetzt, und Andre die ihre Vornamen aus dem Alten Testament genommen und sich als Habakuk, He-

sekiel und Zerubabel begrüßten. Nach einem Mitgliede, dem ehrenhaften londoner Lederhändler Barebone ward es von Manchen Barebone-Parlament geheißen und dies als Barfüßerparlament gedeutet. Aber die mitunter etwas wunderlichen Heiligen hatten ein Gewissen, auf dessen Stimme sie hörten, sie standen im praktischen Leben und hatten bedacht wie sie ihr eigenes Heil und das des Volks sichern könnten. Sie beteten, aber sie arbeiteten auch. Sie erneuerten den Staatsrath, dessen Präsident Cromwell ward; sie sorgten für den Staatshaushalt; sie verbesserten das Loos der Gefangnen; sie beschlossen die Aufhebung des Kanzleigerichtshofs, der wegen Langsamkeit und Willkür gleich verrufen war. Dieser Schritt zog ihnen den Haß der Rechtsgelehrten zu, die nun thaten als ob die Heiligen das Mosaische Gesetz einführen und die Eigenthumsverhältnisse in dessen Jubeljahren aufheben wollten, während die wackern Männer doch nur die Ansicht hatten, es wäre gut wenn der Engländer die Gesetze auch kenne, nach denen er leben solle, und darum müsse man statt der unförmlichen Masse von Herkommen und Statuten ein Gesetzbuch haben, welches in der Tasche eines ehrlichen Bürgers Raum finde; ja, sie gingen selber ans Werk und fingen mit dem Strafrecht an. In kirchlichen Dingen wollten sie das Patronatsrecht aufheben und den Gemeinden die Wahl der Geistlichen anheimgeben. Die Zehnten sollten gegen Entschädigung abgeschafft werden. Das brachte viele Leute, die sich in ihrem Privatinteresse gekränkt meinten, gegen das Parlament auf. Auch scheint es daß seine Mitglieder bei ihren Maßregeln der Sinnesart und Bildungsstufe des Volks oder anderer Parteien zu

wenig Rechnung trugen, daß Jeder gerade seine Ansicht und seine Weise behaupten wollte. Einige Monate nach der Eröffnung schrieb Cromwell einen Brief an Fleetwood nach Irland, in welchem er sein Herz ausschüttet.

„Lieber Karl, wenn du auch nicht so oft als ich möchte erfährst, wie es mit mir steht, so zweifle ich doch nicht an deinen Gebeten um meinetwillen, daß alle meine Schritte dem Evangelium gemäß seien. Wahrlich die Hülfe aller meiner christlichen Freunde hatte ich niemals nöthiger als jetzt. Ich möchte gern, daß mein Dienst, so Gott will, von den Heiligen angenommen würde; aber es ist nicht so. Jeder hat sein eigenes Urtheil, Jeder sucht seine besondere Ansicht geltendzumachen, und der Geist der Liebe der mich für Alle beseelt, wird kaum von Einigen anerkannt. Ich hoffe ich kann es sagen, mein Leben war ein freiwilliges Opfer, und ich hoffe für sie Alle. Aber es geht wie bei Moses, der die beiden Hebräer zurechtwies: ihr Zorn wandte sich gegen ihn. Doch Gott ist weise, und wird, ich vertraue darauf, offenbar machen daß ich kein Feind bin. O wie leicht wird die Gnade gemisbraucht! Rathe den Freunden mit dir nüchtern und gelassen zu sein. Wenn der Tag des Herrn so nah ist als Manche sagen, wie müßte unsere Mäßigung erscheinen! Wenn Jeder statt zu streiten sich und seine Art durch Liebe und Demuth rechtfertigen wollte, dann würde die Weisheit gerechtfertigt sein von ihren Kindern. Aber ach! — Ich in meinen Anfechtungen bin oft nahe daran zu sagen: O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgendwo Ruhe fände! Siehe so wollte ich mich fern wegmachen und in der Wüste bleiben, ich wollte eilen, daß

ich entrünne vor dem Sturmwinde und Wetter! Aber das fürchte ich würde eine Flucht von meiner Seite sein. Und ich danke Gott, daß ich noch Etwas habe was mich lebendig erhält, einige Strahlen vom Lichte seines Angesichts, und einige Lauterkeit, die mich über das Urtheil der Menschen erhebt. Entschuldige es daß ich dir so mein Inneres enthülle; bete für mich und laß die Freunde es auch thun. Meine Liebe deiner theuern Frau, die ich herzlich lieb habe, Beides nach den Banden des Bluts und nach bester Werthschätzung, und meinen Segen, wenn er etwas werth ist, dem kleinen Knaben!"

Im December konnte das Parlament mit einer Debatte wegen Prüfung und strenger Beaufsichtigung der Geistlichen nicht zu Ende kommen; es fühlte sich dem Widerstande draußen nicht mehr gewachsen und sah sich nach einem Manne um welcher helfen könne; da fand es den geborenen König, der auch in schwerer Zeit das Volk zu erziehen, Frieden zu stiften, zu ordnen und zu walten Einsicht und Kraft hatte: sie legten ihre Macht in Cromwell's Hände nieder, er sollte der Republik eine Verfassung geben und regieren. Cromwell, tief bewegt, berieth sich mit befreundeten Offizieren und Staatsmännern, und sie kamen überein, daß er unter dem Titel eines Lord-Protectors (Schirmherrn) des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland mit einem Parlament und Staatsrath regieren solle. „Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen als das Protectorat; aber da jetzt verhütet werden muß, daß die Nation in Verwirrung geräth und dem gemeinsamen Feind zur Beute wird, so will ich mich denn wie Aaron zwischen die Todten und die Lebendigen stellen, bis Gott Allen offen-

bart was für ein Grund für sie gelegt ist auf dem sie sich anbauen sollen." Am 16. December fuhr er in feierlichem Aufzug nach Westminster. Er war in schwarzen Sammt gekleidet, um seinen Hut ein breites goldenes Band. „Fünfundfunfzig Jahr alt, das braune Haar nur ergrauend; eine massive Gestalt, ein großer Kopf, eine Warze über der rechten Augenbraue, die Nase von beträchtlicher derbadlermäßiger Gestalt, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums; tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend wie in lebenslänglichem Kummer, und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe; im Ganzen ein rechtes edles Löwengesicht und Heldengesicht, und für mich königlich genug." (Carlyle). General Lambert foderte im Namen des Heeres und Landes Cromwell auf die Regierung zu übernehmen. Dieser ließ die neue Verfassungsurkunde verlesen.

Nach derselben war die gesetzgebende Gewalt beim Parlament; ein Parlamentsbeschluß tritt auch ohne Genehmigung des Protectors nach 20 Tagen in Gesetzeskraft. Alle drei Jahre kommt ein Parlament zusammen; in den ersten fünf Monaten seiner Sitzungen kann es ohne eigene Einwilligung weder vertagt noch aufgelöst werden. Es besteht aus 400 Mitgliedern für England, 30 für Schottland, 30 für Irland. Die verfallenen Burgflecken verlieren ihr Wahlrecht, die Zahl der Vertreter der Grafschaften wird erhöht. Wähler ist, wer 200 Pfund beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums besitzt; ausgeschlossen aber ist, wer gegen das Parlament Krieg geführt oder in England rebellirt und noch nicht

Beweise eines bessern Sinnes gegeben; auch die Katholiken und die unter dem Deckmantel der Religion ein zügelloses Leben predigen, blieben ausgeschlossen; sonst ward volle Religionsfreiheit gewährleistet, nur das Papstthum und Prälatenthum konnte damals noch keine Aufnahme finden. Ohne Bewilligung des Parlaments können keine, Steuern ausgeschrieben werden. Die ausübende Gewalt ist beim Lord-Protector; er befehligt Heer und Flotte; die Stärke der letztern ist ihm anheimgestellt, jenes darf nicht über 30,000 Mann zählen. Der Protector ist befugt mit fremden Mächten zu unterhandeln, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen; doch bedarf er hier wie bei der Besetzung der höhern Staatsämter der Zustimmung des Parlaments, oder, wenn es nicht versammelt ist, des Staatsraths, wobei eine spätere Genehmigung der Volksvertreter vorbehalten bleibt. Der erste Protector ist Cromwell; seinen Nachfolger wird der Staatsrath ernennen. Das neue Parlament soll am Cromwell's Glückstage, am 3. Sept. (1654) zusammenkommen; bis dahin erhebt der Protector die für den Staatsdienst nöthigen Gelder, und seine Verordnungen haben bis dahin Gesetzeskraft.

Ist nicht diese Verfassung eine echt republikanische, ein Ausdruck der Volksfreiheit, ähnlich der nordamerikanischen? Sind nicht die drei Königreiche in einem Staate verschmolzen? Ist nicht hier die Wahlreform ausgesprochen wie Pitt 130 Jahre später sie anstrebte und unsere Zeit sie durchsetzte? Der Protector hat kaum die Machtbefugnisse eines nordamerikanischen Präsidenten; aber Cromwell, statt in eine Reihe mit Washington gestellt zu werden, ward des Despotismus angeklagt! Damals

schwur er, die drei Nationen nach Gesetz und Herkommen zu regieren, und wie froh ist er bei der Eröffnung jeden Parlaments in der Hoffnung, er werde in Uebereinstimmung mit demselben leben und verwalten können; und wahrlich es ist nicht seine Schuld, daß die conservative Partei sich der neuen Ordnung so wenig anschließt, daß redselige Republikaner um ihrer Theorien willen die Verfassung wieder in Frage stellen und damit neue Verwirrungen erwecken, daß 15 offene Verschwörungen und Empörungen und so viele dunkle Complotte ihn zu eigenmächtigen Handlungen nöthigen, welche die unparteiische Geschichte als wirkliche rettende Thaten anzuerkennen hat.

Die neue Verfassung und der Protector wurden vom Ausland anerkannt. Mit Holland schloß er in Folge neuer Seesiege einen günstigen Frieden. Im Innern befestigte sich seine Verwaltung durch Kraft und Thätigkeit. Das Recht ward ohne Ansehen der Person gehandhabt; nach so vielen Erschütterungen begann der Wohlstand wieder aufzublühen. Für das geistliche Amt ward eine Prüfungscommission eingesetzt, Independenten, Presbyterianer, Wiedertäufer saßen darin, aber es mußten weise und fromme Männer sein; angesehene Puritaner, Geistliche und Nichtgeistliche, wurden in allen Grafschaften zu Commissionen verbunden, um über die Prediger zu wachen, die schlechten und unmoralischen zu entfernen, gute einzusetzen. Die Parlamentswahlen wurden im Sommer ausgeschrieben, die Versammlung am festgesetzten Tage eröffnet.

Cromwell's Rede beginnt mit der Größe der Aufgabe des Parlaments, welches die Angelegenheiten dreier

Nationen, ja aller christlichen Völker auf seinen Schultern habe. Er gedenkt der göttlichen Schickungen, die in die Herzen aller Guten eingeschrieben sind; er gedenkt des Zwecks der Zusammenkunft: zu heilen und festzusetzen, zu ordnen; geschieht Dies jetzt nicht, wann dann? Er betrachtet nun die Lage des Volks in den verflossenen Jahren: Eine Hand wider die andere, Jeder sucht das Seine und will seine Launen durchsetzen; die Verwilderung durch den Krieg hat mehr gewöhnt den Leidenschaften als dem Urtheil zu folgen, Alles ist willkürlich geworden. Die geschichtlich erwachsenen Unterschiede der Stände und Berufskreise wurden angefochten, die Gleichmacher wandten ihre Blicke auch auf den Besitz, und wiewol dessen Gleichheit nie von Dauer sein würde, die Stimme die sie foderte war für die Armen eine verlockende, für die Schlechten eine willkommene. In religiösen Dingen aber sollte die Freiheit des Gewissens und der Person jede Irrlehre, jeden Trug und jeden Abfall von Glauben und Tugend vor den Eingriffen der Obrigkeit schützen, und die Axt ward an die Wurzel des geistlichen Amtes gelegt: es sollte widerchristlich, sollte babylonisch sein; und wenn wir früher darunter litten und dagegen stritten daß kein Mann, auch wenn er die Gaben Christi und das beste Zeugniß empfangen hatte, predigen sollte wenn er nicht ordinirt war, so kam es jetzt zum andern Extrem, als ob das geistliche Amt die innere Berufung aufhübe und vernichtete. Außerdem bemächtigte sich die misverstandene Idee der fünften Monarchie vieler tüchtiger Männer von reinem Herzen. Nach dem assyrischen, persischen, griechischen, römischen Reich, welches letztere Karl der Große

fortgesetzt, sollte jetzt die fünfte Monarchie kommen, in welcher Christus selber seine Heiligen regieren werde. Das ist eine Idee die, ich hoffe es, wir Alle ehren, auf deren Verwirklichung wir harren und hoffen: daß Jesus Christus sein Reich aufrichten wird in unsern Herzen, indem er die Sünden und Lüste unterjocht, die dort herrschen, die jetzt mehr in der Welt herrschen als es in der erwarteten Zeit der Fall sein wird. Und wenn eine größere Fülle des Geistes ausgegossen ist, um das Böse zu unterwerfen und immerwährende Rechtschaffenheit zu bringen, dann wird die Herankunft dieser Herrlichkeit sein. Die aber behaupten sie sei schon da, die müssen Zeugniß geben von Gottes Gegenwart; wo sie um jenes Begriffes willen die öffentliche Ordnung stören, da müssen sie in Schranken gehalten werden; wo sie friedlich leben und nur der Gerechtigkeit nachtrachten, da ermuthige man sie. Und wenn die Obrigkeit, indem sie ein Vergehen straft, durch diese Zucht sie rettet, so wird die Strafe wo ein Anlaß dazu war ein Zeichen nicht des Hasses sondern der Liebe sein. Wären es nur Begriffe, so könnte man's gehen lassen; aber wenn sie zur Praxis kommen, wenn sie behaupten daß Freiheit und Eigenthum keine Zeichen des Reiches Christi wären, wenn sie unsere Gesetze umstürzen und etwa die Mosaischen einführen wollen, dann muß die Obrigkeit die Sache ins Auge fassen, zumal hier jeder umgewandte Stein den Einsturz veranlassen kann. Denn der Feind schläft nicht, die Jesuiten durchschwärmen England und die Bischofssitze sind schon wieder zum voraus besetzt. Das Volk ward zu Hause aufgereizt, während wir mit dem Aus-

land Krieg hatten, mit Portugal, mit Holland mit Frankreich."

„Wir fanden ein Heilmittel gegen alles Dies in der neuen Verfassung. Sie möge für sich selbst sprechen. Nur das sage ich vor einem Größern als ihr seid: wir beabsichtigten mit derselben nur das Wohl des Volkes. Wir haben Manches gethan und Manches noch im Sinne. Wir wünschen eine Reform der Gesetze, ein gemeinfaßliches Gesetzbuch, und werden euch zu seiner Zeit darüber Vorlage machen, denn wir sind schon am Werk. Wir haben mittlerweile dafür gesorgt daß die Rechtspflege in die Hände redlicher Männer kam. Wir haben für die Kirche gesorgt. Wir waren endlich das Werkzeug um ein freies Parlament zu berufen, welches, Gott sei Dank, wir heute hier sehen. Ich sage ein freies Parlament! Und daß es so bleiben möge, das wünschen alle guten Herzen in England, ausgenommen solche unzufriedene Personen wie die vorher geschilderten. Es war mir lieber als mein Leben daß das Parlament zusammenkam; mehr als mein Leben werde ich es zu erhalten suchen. Was aber die auswärtigen Angelegenheiten angeht, so haben wir ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit Schweden und Dänemark, mit Holland und Portugal, und schließen einen Vertrag mit Frankreich. Keine Nation ist in Europa, die nicht ein gutes Einverständniß mit uns wünschte. Freilich fanden wir den Staatsschatz erschöpft und die eingezogenen Güter schon verkauft, sodaß darum die Steuern nöthig waren die so schwer auf dem Volke liegen. Denn ihr müßt es wissen, wir stehen erst am Thore der Hoffnung, und mit Gottes Segen werden wir eingehen und Frieden und

doch wollte derselbe für sich eine Oligarchie begründen und seinen Sitz für immer sich anmaßen; es war ein Convent, der alle Gewalt in sich vereinigte; seine Mitglieder kamen nicht zu Ende mit der Reform des Staats, mit der neuen Verfassung, und die Ergänzungswahlen in der Art, wie sie vorgeschlagen wurden, drohten Männer ins Parlament zu bringen, die keine Sympathie für die junge Republik hatten, die wieder die eben ausgefochtnen Kämpfe würden erneuert und das mit Blut Erkaufte, die bürgerliche und religiöse Freiheit würden in Frage gestellt haben. Das zu dulden erschien dem Heer und seinem Führer ein feiger Verrath. So schritt Cromwell ein. Er wollte möglichst bald eine gute Verfassung, er wollte nicht despotisch herrschen, sondern im Dienste des Volks arbeiten; er wollte seinerseits keine Verfassung octroyiren, ebensowenig aber der siegenden Partei eine octroyiren lassen. So berief er aus den Männern, die durch die öffentliche Stimme oder durch die Behörden als gute Christen und gute Bürger des neuen Freistaats bezeichnet wurden, diese Versammlung, der er sofort alle Gewalt übergab; sie sollte eine neue Ordnung der Dinge einrichten, einem vom Volk zu wählenden Parlament den Weg bahnen.

Es war allerdings eine merkwürdige Versammlung dies „kurze Parlament“; die großen Seehelden wie die Führer des Landheeres gehörten ihr an; daneben gelehrte, gesetzeskundige Männer, daneben schlichte Bürger und Bauern, nur durch Gottseligkeit hervorragend. Da saßen Puritaner die ganze Bibelsprüche vor ihre Geschlechtsnamen gesetzt, und Andre die ihre Vornamen aus dem Alten Testament genommen und sich als Habakuk, He-

sekiel und Zerubabel begrüßten. Nach einem Mitgliede, dem ehrenhaften londoner Lederhändler Barebone ward es von Manchen Barebone-Parlament geheißen und dies als Barfüßerparlament gedeutet. Aber die mitunter etwas wunderlichen Heiligen hatten ein Gewissen, auf dessen Stimme sie hörten, sie standen im praktischen Leben und hatten bedacht wie sie ihr eigenes Heil und das des Volks sichern könnten. Sie beteten, aber sie arbeiteten auch. Sie erneuerten den Staatsrath, dessen Präsident Cromwell ward; sie sorgten für den Staatshaushalt; sie verbesserten das Loos der Gefangnen; sie beschlossen die Aufhebung des Kanzleigerichtshofs, der wegen Langsamkeit und Willkür gleich verrufen war. Dieser Schritt zog ihnen den Haß der Rechtsgelehrten zu, die nun thaten als ob die Heiligen das Mosaische Gesetz einführen und die Eigenthumsverhältnisse in dessen Jubeljahren aufheben wollten, während die wackern Männer doch nur die Ansicht hatten, es wäre gut wenn der Engländer die Gesetze auch kenne, nach denen er leben solle, und darum müsse man statt der unförmlichen Masse von Herkommen und Statuten ein Gesetzbuch haben, welches in der Tasche eines ehrlichen Bürgers Raum finde; ja, sie gingen selber ans Werk und fingen mit dem Strafrecht an. In kirchlichen Dingen wollten sie das Patronatsrecht aufheben und den Gemeinden die Wahl der Geistlichen anheimgeben. Die Zehnten sollten gegen Entschädigung abgeschafft werden. Das brachte viele Leute, die sich in ihrem Privatinteresse gekränkt meinten, gegen das Parlament auf. Auch scheint es daß seine Mitglieder bei ihren Maßregeln der Sinnesart und Bildungsstufe des Volks oder anderer Parteien zu

wenig Rechnung trugen, daß Jeder gerade seine Ansicht und seine Weise behaupten wollte. Einige Monate nach der Eröffnung schrieb Cromwell einen Brief an Fleetwood nach Irland, in welchem er sein Herz ausschüttet.

„Lieber Karl, wenn du auch nicht so oft als ich möchte erfährst, wie es mit mir steht, so zweifle ich doch nicht an deinen Gebeten um meinetwillen, daß alle meine Schritte dem Evangelium gemäß seien. Wahrlich die Hülfe aller meiner christlichen Freunde hatte ich niemals nöthiger als jetzt. Ich möchte gern, daß mein Dienst, so Gott will, von den Heiligen angenommen würde; aber es ist nicht so. Jeder hat sein eigenes Urtheil, Jeder sucht seine besondere Ansicht geltendzumachen, und der Geist der Liebe der mich für Alle beseelt, wird kaum von Einigen anerkannt. Ich hoffe ich kann es sagen, mein Leben war ein freiwilliges Opfer, und ich hoffe für sie Alle. Aber es geht wie bei Moses, der die beiden Hebräer zurechtwies: ihr Zorn wandte sich gegen ihn. Doch Gott ist weise, und wird, ich vertraue darauf, offenbar machen daß ich kein Feind bin. O wie leicht wird die Gnade gemisbraucht! Rathe den Freunden mit dir nüchtern und gelassen zu sein. Wenn der Tag des Herrn so nah ist als Manche sagen, wie müßte unsere Mäßigung erscheinen! Wenn Jeder statt zu streiten sich und seine Art durch Liebe und Demuth rechtfertigen wollte, dann würde die Weisheit gerechtfertigt sein von ihren Kindern. Aber ach! — Ich in meinen Anfechtungen bin oft nahe daran zu sagen: O hätte ich Flügel gleich einer Taube, daß ich hinwegflöge und irgendwo Ruhe fände! Siehe so wollte ich mich fern wegmachen und in der Wüste bleiben, ich wollte eilen, daß

ich entrünne vor dem Sturmwinde und Wetter! Aber das fürchte ich würde eine Flucht von meiner Seite sein. Und ich danke Gott, daß ich noch Etwas habe was mich lebendig erhält, einige Strahlen vom Lichte seines Angesichts, und einige Lauterkeit, die mich über das Urtheil der Menschen erhebt. Entschuldige es daß ich dir so mein Inneres enthülle; bete für mich und laß die Freunde es auch thun. Meine Liebe deiner theuern Frau, die ich herzlich lieb habe, Beides nach den Banden des Bluts und nach bester Werthschätzung, und meinen Segen, wenn er etwas werth ist, dem kleinen Knaben!"

Im December konnte das Parlament mit einer Debatte wegen Prüfung und strenger Beaufsichtigung der Geistlichen nicht zu Ende kommen; es fühlte sich dem Widerstande draußen nicht mehr gewachsen und sah sich nach einem Manne um welcher helfen könne; da fand es den geborenen König, der auch in schwerer Zeit das Volk zu erziehen, Frieden zu stiften, zu ordnen und zu walten Einsicht und Kraft hatte: sie legten ihre Macht in Cromwell's Hände nieder, er sollte der Republik eine Verfassung geben und regieren. Cromwell, tief bewegt, berieth sich mit befreundeten Offizieren und Staatsmännern, und sie kamen überein, daß er unter dem Titel eines Lord-Protectors (Schirmherrn) des Gemeinwesens von England, Schottland und Irland mit einem Parlament und Staatsrath regieren solle. „Ich würde lieber einen Schäferstab nehmen als das Protectorat; aber da jetzt verhütet werden muß, daß die Nation in Verwirrung geräth und dem gemeinsamen Feind zur Beute wird, so will ich mich denn wie Aaron zwischen die Todten und die Lebendigen stellen, bis Gott Allen offen-

bart was für ein Grund für sie gelegt ist auf dem sie sich anbauen sollen." Am 16. December fuhr er in feierlichem Aufzug nach Westminster. Er war in schwarzen Sammt gekleidet, um seinen Hut ein breites goldenes Band. „Fünfundfunfzig Jahr alt, das braune Haar nur ergrauend; eine massive Gestalt, ein großer Kopf, eine Warze über der rechten Augenbraue, die Nase von beträchtlicher derbadlermäßiger Gestalt, feste volle Lippen, stolz, streng und doch mit dem Ausdruck zarten Empfindungsreichthums; tiefe Augen, ernst und sinnend unter den buschigen Brauen hervorblickend wie in lebenslänglichem Kummer, und ihn doch nicht für Kummer erachtend, sondern nur für Arbeit und Mühe; im Ganzen ein rechtes edles Löwengesicht und Heldengesicht, und für mich königlich genug." (Carlyle). General Lambert foderte im Namen des Heeres und Landes Cromwell auf die Regierung zu übernehmen. Dieser ließ die neue Verfassungsurkunde verlesen.

Nach derselben war die gesetzgebende Gewalt beim Parlament; ein Parlamentsbeschluß tritt auch ohne Genehmigung des Protectors nach 20 Tagen in Gesetzeskraft. Alle drei Jahre kommt ein Parlament zusammen; in den ersten fünf Monaten seiner Sitzungen kann es ohne eigene Einwilligung weder vertagt noch aufgelöst werden. Es besteht aus 400 Mitgliedern für England, 30 für Schottland, 30 für Irland. Die verfallenen Burgflecken verlieren ihr Wahlrecht, die Zahl der Vertreter der Grafschaften wird erhöht. Wähler ist, wer 200 Pfund beweglichen oder unbeweglichen Eigenthums besitzt; ausgeschlossen aber ist, wer gegen das Parlament Krieg geführt oder in England rebellirt und noch nicht

Beweise eines bessern Sinnes gegeben; auch die Katholiken und die unter dem Deckmantel der Religion ein zügelloses Leben predigen, blieben ausgeschlossen; sonst ward volle Religionsfreiheit gewährleistet, nur das Papstthum und Prälatenthum konnte damals noch keine Aufnahme finden. Ohne Bewilligung des Parlaments können keine, Steuern ausgeschrieben werden. Die ausübende Gewalt ist beim Lord-Protector; er befehligt Heer und Flotte; die Stärke der letztern ist ihm anheimgestellt, jenes darf nicht über 30,000 Mann zählen. Der Protector ist befugt mit fremden Mächten zu unterhandeln, Krieg zu erklären und Frieden zu schließen; doch bedarf er hier wie bei der Besetzung der höhern Staatsämter der Zustimmung des Parlaments, oder, wenn es nicht versammelt ist, des Staatsraths, wobei eine spätere Genehmigung der Volksvertreter vorbehalten bleibt. Der erste Protector ist Cromwell; seinen Nachfolger wird der Staatsrath ernennen. Das neue Parlament soll am Cromwell's Glückstage, am 3. Sept. (1654) zusammenkommen; bis dahin erhebt der Protector die für den Staatsdienst nöthigen Gelder, und seine Verordnungen haben bis dahin Gesetzeskraft.

Ist nicht diese Verfassung eine echt republikanische, ein Ausdruck der Volksfreiheit, ähnlich der nordamerikanischen? Sind nicht die drei Königreiche in einem Staate verschmolzen? Ist nicht hier die Wahlreform ausgesprochen wie Pitt 130 Jahre später sie anstrebte und unsere Zeit sie durchsetzte? Der Protector hat kaum die Machtbefugnisse eines nordamerikanischen Präsidenten; aber Cromwell, statt in eine Reihe mit Washington gestellt zu werden, ward des Despotismus angeklagt! Damals

schwur er, die drei Nationen nach Gesetz und Herkommen zu regieren, und wie froh ist er bei der Eröffnung jeden Parlaments in der Hoffnung, er werde in Uebereinstimmung mit demselben leben und verwalten können; und wahrlich es ist nicht seine Schuld, daß die conservative Partei sich der neuen Ordnung so wenig anschließt, daß redselige Republikaner um ihrer Theorien willen die Verfassung wieder in Frage stellen und damit neue Verwirrungen erwecken, daß 15 offene Verschwörungen und Empörungen und so viele dunkle Complotte ihn zu eigenmächtigen Handlungen nöthigen, welche die unparteiische Geschichte als wirkliche rettende Thaten anzuerkennen hat.

Die neue Verfassung und der Protector wurden vom Ausland anerkannt. Mit Holland schloß er in Folge neuer Seesiege einen günstigen Frieden. Im Innern befestigte sich seine Verwaltung durch Kraft und Thätigkeit. Das Recht ward ohne Ansehen der Person gehandhabt; nach so vielen Erschütterungen begann der Wohlstand wieder aufzublühen. Für das geistliche Amt ward eine Prüfungscommission eingesetzt, Independenten, Presbyterianer, Wiedertäufer saßen darin, aber es mußten weise und fromme Männer sein; angesehene Puritaner, Geistliche und Nichtgeistliche, wurden in allen Grafschaften zu Commissionen verbunden, um über die Prediger zu wachen, die schlechten und unmoralischen zu entfernen, gute einzusetzen. Die Parlamentswahlen wurden im Sommer ausgeschrieben, die Versammlung am festgesetzten Tage eröffnet.

Cromwell's Rede beginnt mit der Größe der Aufgabe des Parlaments, welches die Angelegenheiten dreier

Nationen, ja aller christlichen Völker auf seinen Schultern habe. Er gedenkt der göttlichen Schickungen, die in die Herzen aller Guten eingeschrieben sind; er gedenkt des Zwecks der Zusammenkunft: zu heilen und festzusetzen, zu ordnen; geschieht Dies jetzt nicht, wann dann? Er betrachtet nun die Lage des Volks in den verflossenen Jahren: Eine Hand wider die andere, Jeder sucht das Seine und will seine Launen durchsetzen; die Verwilderung durch den Krieg hat mehr gewöhnt den Leidenschaften als dem Urtheil zu folgen, Alles ist willkürlich geworden. Die geschichtlich erwachsenen Unterschiede der Stände und Berufskreise wurden angefochten, die Gleichmacher wandten ihre Blicke auch auf den Besitz, und wiewol dessen Gleichheit nie von Dauer sein würde, die Stimme die sie foderte war für die Armen eine verlockende, für die Schlechten eine willkommene. In religiösen Dingen aber sollte die Freiheit des Gewissens und der Person jede Irrlehre, jeden Trug und jeden Abfall von Glauben und Tugend vor den Eingriffen der Obrigkeit schützen, und die Axt ward an die Wurzel des geistlichen Amtes gelegt: es sollte widerchristlich, sollte babylonisch sein; und wenn wir früher darunter litten und dagegen stritten daß kein Mann, auch wenn er die Gaben Christi und das beste Zeugniß empfangen hatte, predigen sollte wenn er nicht ordinirt war, so kam es jetzt zum andern Extrem, als ob das geistliche Amt die innere Berufung aufhübe und vernichtete. Außerdem bemächtigte sich die misverstandene Idee der fünften Monarchie vieler tüchtiger Männer von reinem Herzen. Nach dem assyrischen, persischen, griechischen, römischen Reich, welches letztere Karl der Große

fortgesetzt, sollte jetzt die fünfte Monarchie kommen, in welcher Christus selber seine Heiligen regieren werde. Das ist eine Idee die, ich hoffe es, wir Alle ehren, auf deren Verwirklichung wir harren und hoffen: daß Jesus Christus sein Reich aufrichten wird in unsern Herzen, indem er die Sünden und Lüste unterjocht, die dort herrschen, die jetzt mehr in der Welt herrschen als es in der erwarteten Zeit der Fall sein wird. Und wenn eine größere Fülle des Geistes ausgegossen ist, um das Böse zu unterwerfen und immerwährende Rechtschaffenheit zu bringen, dann wird die Herankunft dieser Herrlichkeit sein. Die aber behaupten sie sei schon da, die müssen Zeugniß geben von Gottes Gegenwart; wo sie um jenes Begriffes willen die öffentliche Ordnung stören, da müssen sie in Schranken gehalten werden; wo sie friedlich leben und nur der Gerechtigkeit nachtrachten, da ermuthige man sie. Und wenn die Obrigkeit, indem sie ein Vergehen straft, durch diese Zucht sie rettet, so wird die Strafe wo ein Anlaß dazu war ein Zeichen nicht des Hasses sondern der Liebe sein. Wären es nur Begriffe, so könnte man's gehen lassen; aber wenn sie zur Praxis kommen, wenn sie behaupten daß Freiheit und Eigenthum keine Zeichen des Reiches Christi wären, wenn sie unsere Gesetze umstürzen und etwa die Mosaischen einführen wollen, dann muß die Obrigkeit die Sache ins Auge fassen, zumal hier jeder umgewandte Stein den Einsturz veranlassen kann. Denn der Feind schläft nicht, die Jesuiten durchschwärmen England und die Bischofssitze sind schon wieder zum voraus besetzt. Das Volk ward zu Hause aufgereizt, während wir mit dem Aus-

land Krieg hatten, mit Portugal, mit Holland mit Frankreich."

„Wir fanden ein Heilmittel gegen alles Dies in der neuen Verfassung. Sie möge für sich selbst sprechen. Nur das sage ich vor einem Größern als ihr seid: wir beabsichtigten mit derselben nur das Wohl des Volkes. Wir haben Manches gethan und Manches noch im Sinne. Wir wünschen eine Reform der Gesetze, ein gemeinfaßliches Gesetzbuch, und werden euch zu seiner Zeit darüber Vorlage machen, denn wir sind schon am Werk. Wir haben mittlerweile dafür gesorgt daß die Rechtspflege in die Hände redlicher Männer kam. Wir haben für die Kirche gesorgt. Wir waren endlich das Werkzeug um ein freies Parlament zu berufen, welches, Gott sei Dank, wir heute hier sehen. Ich sage ein freies Parlament! Und daß es so bleiben möge, das wünschen alle guten Herzen in England, ausgenommen solche unzufriedene Personen wie die vorher geschilderten. Es war mir lieber als mein Leben daß das Parlament zusammenkam; mehr als mein Leben werde ich es zu erhalten suchen. Was aber die auswärtigen Angelegenheiten angeht, so haben wir ehrenvollen und vortheilhaften Frieden mit Schweden und Dänemark, mit Holland und Portugal, und schließen einen Vertrag mit Frankreich. Keine Nation ist in Europa, die nicht ein gutes Einverständniß mit uns wünschte. Freilich fanden wir den Staatsschatz erschöpft und die eingezogenen Güter schon verkauft, sodaß darum die Steuern nöthig waren die so schwer auf dem Volke liegen. Denn ihr müßt es wissen, wir stehen erst am Thore der Hoffnung, und mit Gottes Segen werden wir eingehen und Frieden und

Ruhe finden; aber ihr seid noch nicht hineingegangen! Ihr seid gleich den Juden aus Aegypten herausgeführt, möget ihr nicht um des Unglaubens und Murrens willen in der Wüste bleiben müssen. Das Thor der Hoffnung ist uns aufgethan, und wenn diese Versammlung mit Gottes Segen an ihr Tagewerk geht, so könnt ihr dem Gebäude den Schlußstein einfügen und das Volk glücklich machen. Aber dazu müßt ihr den wirklichen Stand der Dinge kennen und vor Augen haben. Ihr seid jetzt gleich dem Volk unter der Beschneidung, aber noch rauh. Irland verlangt unsere Fürsorge. Der Friede mit den Nachbarn ist eben erst geschlossen, wir müssen zusehen, daß er gehalten werde. Wir haben noch nicht Frieden mit Allen; und wenn sie sähen, daß wir unsere Angelegenheiten nicht mit Weisheit verwalteten, so würden wir troß allem Geschehenen nur Unheil haben; denn unsere Feinde haben die Augen offen, und werden wieder aufleben, wenn sie sehen, daß wir untereinander uneinig sind. Darum rathe ich euch, daß ihr euer Geschäft und euch untereinander wohl verstehen mögt in Liebe und Heiligkeit. Das gebe Gott, dafür sollt ihr mein Gebet haben."

„Das Alles habe ich nicht gesagt als Einer, der sich eine Herrschaft über euch anmaßt, sondern als Einer, der entschlossen ist mit euch ein Diener des Volks zu sein und in diesen großen Angelegenheiten mit euch für das allgemeine Beste zu arbeiten. Möget ihr eure Freiheit in der Wahl eines Sprechers ausüben und ohne Zeitverlust an euer Werk gehen."

Das Parlament aber that nicht als ob es kraft einer bestehenden Verfassung berufen worden, welcher gemäß

es nun die Gesetze zu geben habe, sondern es fing sofort an die Verfassung selbst in Frage zu stellen und zu untersuchen, ob die Gewalt bei ihm selbst und bei Einer Person, dem Protector, sein soll; indem es damit seine Befugnisse überschritt und die Fortdauer der Revolution behauptete, welche Cromwell glaubte geschlossen zu haben, nöthigte es denselben zu einer neuen Rede; er hielt sie wieder im gemalten Saal, wohin die Deputirten von den Soldaten gewiesen wurden, welche das Local derselben besetzt hatten.

Er begann damit, daß er sie ein freies Parlament genannt und dabei von ihrer Seite die Anerkennung der Verfassung und Regierung vorausgesetzt, durch welche sie berufen worden. Dann stellt er zwei Sätze auf: er habe sich nicht selbst zu der Stelle berufen, die er inne habe, und er habe dafür noch andere Zeugnisse als sein eigenes.

„Ich habe mich nicht selbst zu meiner Stelle berufen, sondern Gott und das Volk haben es gethan, und Gott und das Volk müssen sie mir wieder entziehen, sonst werde ich sie nicht verlassen; ich würde falsch erfunden werden gegen das Vertrauen das Gott in mich gesetzt hat, und gegen das Wohl des Volks, wenn ich's thäte."

Er erzählt nun, wie er als schlichter Landedelmann im Dienste des Staats als Deputirter und Offizier gearbeitet; wie er gehofft, daß durch den Krieg eine gute Frucht reifte, der Genuß des Friedens und der Freiheit, wie er namentlich nach der Entscheidungsschlacht bei Worcester gedacht, daß jetzt das Parlament für Alle und namentlich für die, welche Gut und Blut eingesetzt, das

Rechte und Wünschenswerthe thun würde. Aber dem war nicht so. „Ich hoffte mich in das Privatleben zurückzuziehen, ich bat um meine Entlassung, und Gott sei Richter zwischen mir und allen Menschen, wenn ich hier lüge. Viele von euch wissen, daß ich über die Thatsache nicht lüge; und fragt es sich, ob ich nicht doch im Grund meiner Seele anders fühlte, so rufe ich Gott zum Zeugen an, und ich weiß was es heißt vor dem Herrn zu lügen. Daß ich meine Entlassung verlangt, sie mit aufrichtigem Sinne verlangt, ist die Wahrheit; aber ich konnte sie nicht erhalten, denn Viele meinten es würde nicht gut sein.“ Er erzählt dann wie er die Auflösung des Parlaments betrieben, während dasselbe für immer bleiben und nur Ersatzwahlen anordnen, während es ein beständig tagendes Parlament mit aller Machtbefugniß, auch der ausübenden und richterlichen verlangt, somit eine Willkürherrschaft der Deputirten; dem sei er entgegengetreten, habe es aufgelöst und eine neue Versammlung berufen, damit er selber seine Gewalt niederlege und das Volk eine Verfassung erhalte. „Ja, ich wollte meine Gewalt niederlegen, ich sage es in der Gegenwart des Gottes, welcher mich gesegnet hat und in Glück und Unglück mit mir war. Vielleicht war es sündig genug die Macht aufzugeben, welche die Vorsehung so klar in meine Hand gelegt, ehe Gott selbst mich sie niederlegen hieß, ehe der edle Zweck unsers Fechtens erreicht und gesichert war. Meine Gewalt war unumschränkt, durch Parlamentsbeschluß war ich Führer aller Truppen; so wollte ich nicht bleiben; ich berief darum die Versammlung, ich suchte sie zusammenzuhalten, aber sie entsagte ihrer Regierungsgewalt und gab sie mir zurück.

Ich suchte Nichts mehr als eine feste Ordnung für die Zukunft. Meine Gewalt war so unbegrenzt und schrankenlos als zuvor; alle andere Verwaltung war aufgelöst, Alles meiner Willkür übergeben. Die Männer nun, welche es übernahmen eine Verfassung zustandezubringen, pflegten Rath und machten mir Mittheilungen. Sie sagten mir wenn ich die Regierung nicht übernähme, so würden die Dinge schwerlich zu Bestand und Ordnung kommen, sondern Blutvergießen und Verwirrung wieder ausbrechen. Ich schlug es wieder und wieder ab, nicht complimentenmäßig, wie sie wissen und wie Gott weiß. Weil sie mir aber sagten, daß meine Gewalt nicht vermehrt, sondern beschränkt und an die Zustimmung des Parlaments und Staatsraths gebunden werde, so nahm ich an. Ich wiederhole es, meine Gewalt war eine willkürliche, die Armee stand unter meinem Befehl und ich war nicht schlecht beliebt bei ihr, nicht schlecht beliebt beim Volk." So habe er denn das Protectorat angenommen, und die Verfassung öffentlich und feierlich beschworen; der Staatsrath habe die Verfassung gehalten und das Parlament berufen.

„Das Zweite ist, daß ich nicht für mich selbst zeuge. Ich will nicht auf ihn anspielen, der so sagte; aber er, Christus, wird mich anerkennen, wenn die Menschen es nicht thun. Ich habe Zeugnisse, eine Wolke von Zeugnissen, von innen, von außen, von oben! Das Volk hat meinen feierlichen Eid empfangen, keine Provinz hat mich verworfen; viele haben ihre Zustimmung besonders erklärt. So that die ganze Armee, die hier ein Wort zu sagen hatte, denn sie war das Werkzeug gewesen um die Feinde Gottes und des Volkes darnieder-

zuwerfen; und die ganze Staatsverwaltung war damals aufgelöst und Nichts war da um die Dinge in Ordnung zu halten als das Schwert. Aber das Heer selbst — und Dies sucht seines Gleichen in der Geschichte — begehrte, daß endlich die Dinge in eine feste Ordnung kämen, daß die Willkür aufhöre, daß die Regierung, wie es die Verfassung vorschreibt, mit begrenzter und beschränkter Gewalt dem Manne übertragen werde, dem sie am wenigsten mistrauten und den sie nicht am wenigsten liebten. Dann stimmte die Stadt London bei, und so viele Städte und Dörfer folgten ihrem Beispiel; ja, die Richter wollten nur Recht sprechen, nachdem sie die Bestellung dazu von mir erhalten hatten. So ist das ganze Volk in England und viele in Irland und Schottland mein Zeuge. Und ihr selber gebt mir Zeugniß. Ich frage euch: Seid ihr nicht nach meinem Wahlausschreiben gekommen, ist nicht die Verfassung vor der Wahl verlesen und festgesetzt worden, daß die so erwählten Männer kein Recht haben sollten die Verfassung zu ändern insoweit die Regierung nach derselben beim Parlament und einem einzelnen Manne sei? Wenn ich euch darum auch ein freies Parlament nannte, so verstand ich dabei zugleich, daß ich Protector war und euch berufen hatte. Und ich glaube, daß niemals eine Regierung klarer anerkannt war als die meinige, sodaß die Zustimmung des Volks gewiß hier ebenso gewichtig war als sonst die Erblichkeit. Und nun, daß ihr die Autorität nicht anerkennt, kraft welcher ihr hier sitzet, daß ihr die Verfassung in Frage stellen und wol gar durch Verwerfung derselben euch zeigen wollt, Das hat noch andere Männer als mich selbst in Erstaunen gesetzt, und verwirrt und

zersetzt die Nation mehr als irgend sonst eine Erfindung der Feinde."

Cromwell unterscheidet nun zwischen dem Wesentlichen der Verfassung und zwischen Dem, was von den Umständen abhängt: Jenes soll als die Frucht von Schweiß und Blut der Nachwelt überliefert werden, Dieses mag wechseln. „Daß die Regierung beim Parlamente und einer einzelnen Person sei, dies ist ein Grundsatz, ein Wesentliches, und wenn ich für die einzelne Person spreche, so verfechte ich nicht blos meine Sache, sondern die des Volks, die aller Ehrenmänner, die hierfür ihr Zeugniß abgegeben haben."

„Etwas Unveränderliches, Feststehendes, eine Magna charta muß in jedem Staate sein. Ein solcher Grundsatz ist außer dem eben Erwähnten: daß die Parlamente sich nicht zu immerwährenden machen, nicht beständig wieder zerstören, was sie gebaut haben; ein solcher Grundsatz ist die Gewissensfreiheit. Wer sie haben will, muß sie geben; leider will jede Sekte sie für sich genießen und wenn sie zur Macht kommt den Andern nicht gewähren. Aber alles Geld in der Welt hätte das Volk nicht bewogen, solch einen Kampf zu kämpfen, wenn ihm jetzt Prälaten oder Presbyterianer seine Freiheit zumessen sollten; denn Das hieße das Volk in die Wildniß treiben, wie denn Viele seither Haus und Hof verließen und den Mangel der Einöden der heimischen Fülle vorzogen, um in Amerika von geistiger Knechtschaft frei zu sein. Ein anderer Grundsatz betrifft das Heer: ohne Zustimmung des Parlaments kein Sold für dasselbe; aber die Leitung des Heeres in der Hand des Protectors: so wird weder er noch das Parlament eine willkürliche Alleinherrschaft

üben. Diese Dinge müssen fest stehen sammt jenem ersten Satz, der die Regierungsgewalt dem Parlament und einem Einzelnen zuspricht; sonst gäbe es eine beständige Aenderung, und niemals Ruhe und Sicherheit, in allem Andern mag man ändern."

„Ich wollte es wäre nicht nöthig gewesen, Dies auf solche Art euch einzuschärfen; aber die Nothwendigkeit hat kein Gesetz. Eingebildete, ersonnene Nothwendigkeiten freilich sind der größte Trug gegen die göttliche Vorsehung, wenn das Gesetz um jener willen gebrochen wird; aber weil Nothwendigkeiten fälschlich vorgegeben werden, hören andere nicht auf wirkliche zu sein, und so ist mein Fall. Ich habe euch zu sagen: freiwillig diese Verfassung wegzuwerfen, so wie sie ist, wie sie zum Heile des Volks gegeben ward, wie Gott sie anerkannt, die Menschen sie gutgeheißen, — ich würde eher willens sein in mein Grab gelegt und ehrlos eingescharrt zu werden, als daß ich dazu meine Zustimmung gäbe! Unsere Feinde waren mit Gottes Hülfe geschlagen, in Ruhe und Frieden wurdet ihr berufen um des Volks Wohlfahrt sicherzustellen: wie wollt ihr es vor Gott verantworten wenn ihr jetzt Alles wieder in Frage stellt, und den Fremden das Schauspiel eines Volkes gebt, das nicht zu geordneten Zuständen gelangen kann seit zwölf Jahren? Trennung, Zwiespalt, Knechtschaft würden über uns kommen. Was wollt ihr antworten, wenn das Volk euch fragt, warum ihr es in die Verwirrung gestürzt? «Wir redeten und haderten um die Freiheiten Englands!» Die Freiheit, die religiöse wie die politische, ist durch unsere Verfassung so sichergestellt, daß die Sache für sich selbst spricht. Und wenn Alles offenbar wird was wir gethan und was ihr

verhandelt — und vor Gott gilt kein Privilegium, er kann Alles entdecken und kundmachen — dann wird das Volk euch fragen: Ihr Herren, in welcher Lage sind wir? Wir hofften auf Licht und finden dunkle Finsterniß; wir hofften auf Ruhe nach zehnjährigem Bürgerkrieg, und sind aufs neue in tiefe Verwirrung hineingetaucht!" Ja, Das wird die Folge sein, wenn der Allmächtige keinen Ausweg findet."

„Ich hätte eine Anerkennung der Verfassung bei der Eröffnung eurer Sitzungen verlangen können; aber was ich damals in gutem Vertrauen unterließ, Das nöthigt ihr mich nun zu fodern. Da ihr die verfassungsmäßige Obrigkeit, die euch berufen hat, so geringachtet, so habe ich bis ich versichert bin, daß ihr die Grundsätze der Verfassung anerkennt, vor euern Eingang in das Parlamentshaus einen Riegel schieben lassen. Ich bin betrübt, betrübt bis zum Tode, daß dazu Grund ist. Aber es ist Grund dazu, und wenn ihr nicht Dem entsprecht, was vernünftigerweise verlangt wird, so werde ich für mein Theil thun was mir zukommt, und Rath bei Gott suchen."

Cromwell erklärte nun zum Schluß, er fodere von Jedem, welcher Mitglied des Parlaments sein wolle, eine schriftliche Anerkennung der Verfassung in ihren Grundsätzen. Für alles Weitere hätten sie volle Gewalt der Gesetzgebung, sodaß nach 20 Tagen ihre Beschlüsse auch ohne seine Zustimmung Gesetze seien; er werde gern noch mehr gebunden sein, wo es zum Wohl des Volks gereiche, oder im Interesse der Sache sei für die solange gekämpft worden.

Die Erklärung ward an demselben Tag von 150 unterzeichnet; ebenso viele folgten bald nach; Einige wollten

nicht, Einige begaben sich nach Hause; der Protector ließ sie gehn.

Alle Biographen erzählen, daß er damals mit sechs friesischen Hengsten selber fahrend den Wagen umgeworfen, wobei ein Pistol aus seiner Tasche gefallen; — als ob er den Mordanfällen und Verschwörungen, den Preisen, welche die Royalisten auf seinen Kopf gesetzt, sich wehrlos hätte gegenüberstellen sollen! — Am Ende des Jahrs starb seine 94jährige Mutter. Sie war ihr Leben lang schlicht und einfach; auch ihr Sohn verschmähte den leichtfertigen Prunk der Höfe und lebte sittenstreng und ernst wie immer. Sie war stets in Sorgen um ihn; vor ihrem Tod segnete sie ihn mit den Worten: „Der Herr lasse sein Angesicht leuchten über dir und tröste dich in aller Noth, er gebe dir Kraft zu seiner Ehre und zu des Volkes Wohl große Dinge zu thun. Lieber Sohn, mein Herz bleibt bei dir. Gute Nacht!"

Während Cromwell nach innen und außen wachte und waltete, sodaß, wie der holländische Gesandte schreibt, seine Regierung England angesehener und gefürchteter bei allen Nationen machte als es je gewesen war, zankte sich das Parlament von Woche zu Woche um Kleinigkeiten, um Nebendinge in der Verfassung mit eiteln Spitzfindigkeiten, verfolgte Socinianer und Quäker, und tastete die Gewissensfreiheit an. Cromwell fand bei diesen Theoretikern keine Unterstützung, er ward ihrer resultatslosen Reden müde, und sah nach dem 3. Februar, wo er sich ihrer entledigen konnte. Aber gibt es nicht auch Mondmonate, und rechnet der Soldat nicht den Monat nach vier Wochen? Er ließ sie schon am 22. Januar 1655 in den gemalten Saal kommen und hielt ihnen im Wesentlichen folgende Ansprache:

„Als ich euch zuerst hier gegenüberstand, da hielt ich jenen Tag für einen der glücklichsten meines Lebens. Gott hatte in zwölfjährigem Krieg dem Volk seine Vorsehung, seine Gnade gezeigt, was die Geschichte niemals wird verleugnen dürfen, und nun hofften wir, ihr würdet auf der Grundlage der neuen Verfassung für die Sicherstellung all der Rechte und Freiheiten sorgen, um die wir gerungen hatten. Statt dessen suchtet ihr euch über die Verfassung hinwegzusetzen. Da ließ ich euch die Anerkennung derselben unterschreiben, und dachte nun, ihr würdet durch gute Gesetze der Noth des Volks abhelfen und seinen Dank verdienen. Denn als Soldat weiß ich, daß einige Schläge und Unsterne am Anfang gar oft den Weg zu großen und glücklichen Erfolgen bahnen. Ich ließ euch volle Freiheit, ich wachte über eure Sicherheit, über die Sicherheit der Nation, deren Diener ich bin. Was habt ihr gethan seitdem? Ich habe nicht gelernt den Redner zu spielen und sage es gerade heraus: Ihr habt nichts gethan. Doch ja: Dornen und Disteln sind unter euerm Schatten gewachsen, um nicht zu sagen von euch großgezogen worden: die auswärtigen und einheimischen Feinde sind ermuthigt worden durch eure erfolglosen Sitzungen, und in der Erwartung, wir würden immer noch nicht zu einer festen Staatsordnung gelangen, haben sie ihre Complote geschmiedet. Das sind harte Worte, aber die Thatsachen sind so gewiß wie mathematische Sätze; ich spreche nicht nach Vermuthungen, sondern nach Beweisen, und mehr als Einer wird zur Rechenschaft gezogen werden und mit seinem Leben seine Thaten zu verantworten haben. Denn das wache Auge, das über die Sache wacht, welche Gott segnen will, hat die Verwirklichung der Anschläge verhütet, die durch eure

Zänkereien, durch eure Unthätigkeit heranreiften. Ja, Gott schirmt seine Sache; mag Der und Jener uns auch Enthusiasten heißen, die wir in den Ereignissen die Schickungen der Vorsehung erkennen, die religiöse und bürgerliche Freiheit ist im Kriege gewonnen worden, in dieser Frucht sehen wir ein Werk Gottes, die Sache Gottes, und wer gegen diesen Felsen anstößt, der wird Schiffbruch leiden und zerscheitern! Ihr aber habt durch eure nutzlosen Sitzungen die Cavaliere veranlaßt das Land wieder mit Blut zu beflecken; sie haben sich Waffen angeschafft, Geld gesammelt, und Karl Stuart hat schon seine Aufträge zur Truppenanwerbung gegeben. In gleicher Weise haben die Levellers ihr Haupt erhoben, ja sie haben sich mit den Cavalieren verbunden, und schon sind die Proclamationen fertig, die bei dem allgemeinen Aufstand sollten veröffentlicht werden. So war das nicht als ihr zusammenkamt, da hielt die Regierung Frieden und Ruhe aufrecht, jetzt aber durch eure Spaltung ist's dahin gekommen, daß Schwarmgeister das Volk verwirren, und daß das Heer um eurer Fahrlässigkeit willen freies Quartier bei Bürgern und Bauern suchen muß, daß auch in seinen Reihen ein Sinn der Unzufriedenheit, der Unordnung genährt wird. Freilich ihr habt ein Recht euch mit andern Dingen zu beschäftigen, wie es Einem freisteht spazierenzugehen; aber ist es weise, wenn er es thut, während sein Haus brennt? Habt ihr etwa in religiösen Dingen für die Freiheit Derer gesorgt, die an Gott und Christus glauben, wie sie auch in einzelnen Lehren oder Gebräuchen voneinander abweichen? O, da hängt den Menschen noch ein seltsamer Aussatz an: Jeder will seine Finger auf des Bruders Gewissen legen und denselben da drücken. Darum aber haben wir die Schlachten

nicht geschlagen; es galt vielmehr die Freiheit von aller Tyrannei, damit die Protestanten aller Art nach eigener Erleuchtung, nach eigenem Gewissen Gott verehren können. Dafür haben Viele Verfolgung und Kerkerqual erlitten, dafür sind Andere in die heulende Wildniß ausgewandert. Müssen nun nicht Die, so gesund im Glauben sind, arbeiten, um die Freiheit zu begründen, daß um seines Glaubens willen Niemand bedrückt werde. Gibt es eine größere Heuchelei als die Derer, welche gegen das Joch der Bischöfe schrieen und jetzt selber Andersdenkende verfolgen? Die Lästerer, die Sittenverderber, die Aufruhrprediger kann die Obrigkeit zur Verantwortung ziehen. So war die Zucht im Heer, daß kein derartiger Mann daselbst geduldet wurde; und so läßt auch die Verfassung die Gewissen frei, und gestattet zugleich gegen das offenbar Schlechte einzuschreiten."

Worüber hattet ihr zu klagen? Welche Verbesserungsvorschläge habt ihr vor mir begründet? Keine. Und ich hätte gern mich vom Bessern überzeugen lassen. Denn ich habe die Regierung zum Wohl des Volks übernommen, nicht aus Privatinteresse, nicht um Reichthum, um Ehre, oder um meiner Familie willen. Hätte in der Verfassungsurkunde gestanden, daß das Protectorat bei meiner Familie erblich sein solle, ich hätte es abgelehnt. Denn ich denke daran, wie Gott seinen Willen bei den Juden erklärte: er legte die Regierung in die Hände Derer, die zur Befreiung des Landes mitgewirkt hatten, ich gedenke der Verheißung Jesaias, daß Gott um einen Anfang zu machen zuerst Führer und Richter eingesetzt, und dachte, daß auch jetzt ein Anfang sei und daß Gott mit einem unwürdigen Mann beginne, daß es in der Zukunft aber sein würde, wie es ihm am besten scheine,

und Das werde er einführen. Nach meinem Urtheil spreche ich gegen die Erblichkeit; denn welcher Mensch mag angeben, ob er einen Narren zeuge oder einen Weisen? sagt der Prediger; man muß die Männer wählen nicht nach ihrer Abstammung, sondern nach ihrer Liebe zu Gott, zur Wahrheit, zur Gerechtigkeit."

„Ich sprach das erste mal mit Freuden zu euch, das zweitemal mit Bedauern, dies mal mit Schmerz. Ich sehe unter euch manche Personen, für die ich persönlich mein Leben hingeben könnte; ich könnte wünschen, für euch zu sterben, so fern bin ich davon, gegen euch persönlich ein unchristlich Herz zu haben. Es liegt schwer auf mir, daß ich so zu euch reden mußte. Die Nation hat soviel gelitten, daß sie durch eure seitherigen Sitzungen getäuscht wurde in ihren gerechten Erwartungen, darin liegt Etwas, das man Fatum nennen möchte, wäre das Wort nicht zu heidnisch. Aber ich bin einmal gemacht Schwierigkeiten zu begegnen, und wäre diese unsere Sache nur eine der Menschen, ich hätte sie mit keinem Finger angerührt, ich wäre längst von allen Geschäften zurückgetreten, wenn ich nicht sähe, daß hier Gottes Sache ist. Ist sie Dies, so wird sie bestehen, ist sie blos Menschenwerk, so wird sie zusammensinken. Denn was ist die ganze Weltgeschichte und alle Ueberlieferung der Vorzeit anders als eine Offenbarung Gottes, daß er erschüttert und darniederwirft Alles, was er nicht selber gepflanzt hat? Nun so laßt auch den Allmächtigen mit uns verfahren. Wenn es von menschlicher Erfindung und Ausführung ist, wenn es ein alter Plan, ein altes Getriebe war, die Dinge zu diesem Ausgang zu bringen, wenn sie nicht Geburten der Vorsehung sind, dann werden sie zerfallen. Aber wenn der Herr seine Freude an Eng-

land hat und uns Gutes thun will, dann wird er uns aufrichten. Laßt die Schwierigkeiten sein wie sie wollen, er hat Kraft sie zu bestehen. Und Gott sei Dank, ich bin abgehärtet gegen alle Schwierigkeiten, und ich fand nie, daß Gott mir fehlte, wenn ich auf ihn vertraute. Ich kann lachen und singen in meinem Herzen, wenn ich so vor euch rede. Und ob auch Einige meinen, daß es ein hartes Ding ist, ohne Ermächtigung des Parlaments Abgaben zu erheben, so habe ich ein anderes Argument für das gute Volk dieser Nation, ich frage sie ob sie lieber ihren Willen haben und dabei zugrundegehen wollen, als sich in die Nothwendigkeit schicken? Das wird mich entschuldigen. Doch ich würde meinem Vaterland Unrecht thun, so etwas vorauszusetzen. Aber, wirft vielleicht Jemand ein, macht denn nicht der Protector solche Nothwendigkeiten, will er nicht sich und seine Familie groß machen? Aber wahrlich, ich weiß nicht was das heißt Nothwendigkeiten machen; nicht blos vor dieser Versammlung, vor der ganzen Welt sage ich: der Mann lebt nicht, der mich bezichtigen kann, daß ich in diesen großen Revolutionen Nothwendigkeiten gemacht hätte. Ich fodere Jeden heraus, der es behaupten könnte. Wie Gott gesagt hat: Ich werde meinen Ruhm nicht einem Andern überlassen, so hütet euch in seinem Wirken bei diesen unsern Umwälzungen eine menschliche Arbeit zu sehen; das hieße ihm die Ehre rauben. Denn alle jene Ereignisse waren weise Anordnungen seiner Allmacht, wenn auch seine Werkzeuge ihre Leidenschaften und Schwächen hatten. Laßt uns unsere Sünde in unsern Thaten auf uns selbst nehmen und die Dinge nicht so oberflächlich beurtheilen, als ob kein Gott wäre der auf Erden herrscht!“

„Was ihr bei meiner Rede denken mögt, überlasse ich Gott; ich schließe mit der Erklärung: Ich erachte mich verbunden durch meine Pflicht gegen Gott und gegen das Volk, wegen seiner Sicherheit und seines Wohls in jeder Hinsicht, ich erachte mich verpflichtet euch zu sagen, daß es nicht zum Besten der Nation noch zum öffentlichen Wohle gereicht, wenn ihr noch länger hierbleibt. Und deshalb erkläre ich vor euch daß ich dies Parlament auflöse."

Das Volk stimmte Cromwell bei. Das Volk hat einen Instinct für das Recht, und weiß darnach zu unterscheiden, wer einmal sich über Formen hinaussetzt und in welchem Sinne er es thut. Es zahlte die Steuern die Cromwell ausschrieb. Dieser hatte nun für einige Jahre freie Hand sein Vaterland im Innern zu Freiheit und Ordnung heranzubilden, nach außen groß und ruhmreich zu machen; er vollführte seine Aufgabe mit bewundernswürdiger Genialität. Wo es noth war, konnte er Unruhestifter die Strenge des Gesetzes fühlen lassen, ja es ward wol ein außerordentlicher Staatsgerichtshof gebildet; doch bezeugen alle Parteien die Gerechtigkeit des Protectors. Er, der stets von Allem unterrichtet war, liebte es selbst die Royalistenführer wissen zu lassen, daß er ihre Plane kenne, um sie dadurch von der Ausführung abzuhalten, wiewol sie im Falle der That härter behandelt wurden als die schwärmerischen Republikaner, die er beständig für sich zu gewinnen suchte und hoffte, deren Keiner hingerichtet ward, sondern wenn es galt Einen oder den Andern unschädlich zu machen, so mußte derselbe Ruhe versprechen oder es war Verbannung oder Verhaftung auf einige Zeit sein Loos. Auch nach Irland schrieb er seinem Sohne Heinrich: „Ich glaube, daß aller-

dings manche Personen mit der jetzigen Lage der Dinge wenig zufrieden und dabei bereit sind Dies bei erster Gelegenheit zu zeigen; Zeit und Geduld werden aber auf sie wirken und ihnen einen bessern Geist eingeben. Sie werden dann sehen, was ihnen jetzt noch verborgen ist, besonders wenn sie von dir in dem Augenblick, wo sie uns noch entgegen sind, eine gemäßigte und wohlwollende Behandlung erfahren.“ Und an Fleetwood: „Die schlechten Eifersüchteleien unter uns und der Geist der Verleumdung verwandeln Alles in Galle und Wermuth. Mein Herz ist für das Volk, Gott weiß es und wird es zu seiner Zeit kund machen; aber von dort kommen meine Wunden; sie schmerzen mich, aber durch Gottes Gnade entmuthigen sie mich nicht gänzlich. Manche wackere Männer murren über Alles, obwol auch Viele zufrieden sind und täglich zufriedener werden. Der Wille des Herrn wird das Gute fördern.“

Um gründlich und dauernd Ruhe zu stiften, griff der Protector für einige Jahre zu einer außerordentlichen Maßregel. Er theilte das ganze Reich in zwölf Districte und setzte jedem derselben einen Generalmajor als obersten Verwaltungsbeamten vor. Die Aufgabe und Gewalt dieser Männer war groß: sie hatten für das geistige und leibliche Wohl des Volks zu sorgen, sie waren Zuchtmeister, die in ihrem Herzen Gottesfurcht und Sittenstrenge und in ihrer Hand die bewaffnete Macht der Provinz hatten; sie ermahnten und entsetzten schlechte Prediger, sie luden verdächtige Personen zur Reinigung vor, und konnten verhaften wo diese ungnügend war, sie schlugen die Complote nieder, sie entwaffneten alle gefährlichen Individuen, sie schritten gegen Immoralitäten ein und verboten mit puritanischer Herbigkeit manche

an sich unschuldige Volkslust, weil der Ernst der Zeit es verlangte. Den Royalisten ward eine Einkommensteuer von zehn Procent aufgelegt; sie zahlten sie ruhig. Die Generalmajore hatten Befugnisse zu großer Willkür, aber Cromwell hatte tüchtige Männer gefunden, und so erntete er Vertrauen und Dankbarkeit. Das Volk lebte auch einmal ohne Wettrennen und Hahnenkämpfe, die ihnen nicht so nöthig wie Friede und Ordnung waren. Nach einigen Jahren ließ Cromwell selbst das Institut wieder eingehen; es hatte nur der Noth des Tages begegnen sollen und hatte das Seine gethan. Außerdem gewann Cromwell das ganze Volk und namentlich den Handelsstand dadurch, daß er den Gang der Justiz beschleunigte und ihre Kosten verringerte.

Auf religiösem Gebiet war Cromwell der Schirmherr der Gewissensfreiheit. „Unsere Praxis", sagte er 1656 im Parlament, „war der Nation zu zeigen, daß alle Sekten die ruhig und friedlich leben, volle Gewissensfreiheit genießen sollen; wir dulden sie mit Liebe. Die aber die Religion zu einem Deckmantel für Blut und Waffen, für Complote und Parteiungen machen, die werden wir mit Gottes Hülfe darniederhalten. Aber wer seinen Glauben bekennt, sei er Wiedertäufer, Independent oder Presbyterianer, im Namen Gottes ermuthigt sie, fördert sie, laßt ihr Gewissen frei, denn dafür haben wir gekämpft! Alle die an Christum glauben und diesem Glauben gemäß leben, sind Glieder Christi und der Apfel seines Auges. Wer den Glauben hat, dem stehe die Form frei, nur daß er selber vorurtheilslos gegen andere Formen sei: — das sind wir Gott und Christus schuldig, und wir werden es zu verantworten haben wenn ein Christ seine Freiheit entbehrt. Aber wenn ein Mann die Form eines andern

mit Füßen tritt, wenn z. B. ein Independent den Wiedertäufer verachtet, verspottet, Das werde ich nicht dulden, ebensowenig, daß ein Presbyterianer seine Weise zum allgemeinen Gesetz mache. Gott lenke Geister und Herzen, daß wir alle Formen gleich halten. Das ist mein Streben. Ich höre deshalb Vorwürfe von beiden Seiten: die Einen nennen mich einen Presbyterianer, die Andern einen Ketzerfreund. Ich ertrage Das, kann ich mich doch auch der Zustimmung so Vieler für mein Verfahren erfreuen."

Wenn er die Katholiken nicht emancipirte, so geschah es, weil sie als Partei mit den Jesuiten im Bunde gegen die bestehende Staatsform waren. Er schrieb an Mazarin, daß er deshalb keinen öffentlichen Erlaß zu Gunsten derselben geben könne, daß er aber zwischen den religiösen Anhängern des Papstes und den Verschwörern unterscheide, und daß er mit Freuden sage, er habe viele der Erstern dem Feuer der Verfolgung gegen ihr Gewissen und ihre Habe entrissen; er hoffe zu ihrem Schutz und Wohl noch weiter gehen zu können. Cromwell verkehrte theilnehmend und freundlich mit dem Quäker Fox, ja er hätte die Bitte der Juden um Wiederaufnahme in England gerne gewährt, aber bei dem Widerstand der Geistlichen und der Kaufleute erlangte er für sie nur die Gestattung, sich mit Erlaubniß der Regierung im Land aufzuhalten. Nicht umsonst hatte ein Sonett Milton's ihm zugerufen:

Cromwell, du unser Haupt, der du gedrungen
Durch der Verwirrung Sturm der Schlachten Blut,
Geführt vom Glauben, von des Herzens Muth,
Der Frieden uns und Wahrheit kühn errungen,
Der Gottes Siegesfahne du geschwungen,

Gezügelt des gekrönten Feindes Wuth,
Als deinem Ruhm gerauscht des Darwen Flut,
Und Dunbars Höhn von deinem Preis erklungen,
Und Worcester dir den Lorberkranz gewunden.
Doch zu erobern wird noch viel gefunden,
Und auch der Friede will dein Heldenthum.
Ein neuer Feind will unsere Seele ketten:
O hilf ein frei Gewissen uns erretten,
Und schirme du das Evangelium!

Was aber die großen Interessen der auswärtigen Politik betrifft, so bekennt auch Villemain, daß dieselben nie zuvor mit mehr Ruhm für England geleitet wurden. Cromwell sandte Blake mit einer starken Flotte in das Mittelländische Meer, um überall zu erscheinen wo einer Foderung oder einer Beschwerde Englands Nachdruck gegeben werden sollte; und Blake segelte abwechselnd nach Algier, Tunis, Tripolis, Livorno, überall siegreich wo er Widerstand fand, und sich nur zurückziehend, wenn gewährt war, was er verlangte. Und dies geschah nicht blos in Staatsangelegenheiten, sondern auch bei Foderungen und Klagen einzelner Bürger, und wenn Cromwell sagte, er wolle den englischen Namen so groß machen als der römische gewesen sei, so hat er Dies bewirkt durch die Sicherheit mit welcher seit jenen Tagen jeder Engländer darauf zählen kann, daß ihm der Staat auch im Auslande sein volles Recht verschafft. Zürich begrüßte Cromwell als Protector nicht blos Englands, sondern aller Protestanten, und er bewies es sofort als die in Piemont von Seiten des turiner Hofs durch eine schreckliche Verfolgung mit wilder Grausamkeit bedrängt wurden. Er sandte ihnen sofort aus seiner Schatulle 2000 Pfund, er schrieb einen Bettag und eine Collecte für sie aus, er wandte sich an alle protestantischen Länder um Unter-

stützung für sie, er unterzeichnete einen Vertrag mit Frankreich nicht eher als bis der König und Mazarin sich verpflichteten den armen Piemontesen Gerechtigkeit zu verschaffen; thäte Frankreich nichts, so würde er selber mit den Waffen einschreiten. So erwarb er jenen Duldung und freie Religionsübung. — Auch die französischen Protestanten, und Condé an ihrer Spitze, bewarben sich um seine Hülfe; da er aber durch seine ausgesandten Agenten erfuhr, wie wenig Kräfte und Aussicht sie bei einem offenen Kampf hatten, so vermied er diesen, und machte auf diplomatischem Wege seinen Einfluß für sie geltend. So namentlich für die Stadt Nimes. In allen Verhandlungen mit Frankreich ist er einem Mazarin an Staatsklugheit gewachsen, an Muth und festem Sinne überlegen; die Franzosen sagen: Mazarin fürchtet Cromwell mehr als den Teufel. Auch die Protestanten in Böhmen, Schlesien, Polen fanden Unterstützung bei ihm, und er faßte die Idee eines großen protestantischen Bundes, dessen Haupt die Republik England sein sollte. Vergebens bewarb sich Spanien um ein Bündniß mit ihm. Freier Handel nach Westindien und Aufhebung der Inquisition waren seine stolzen Foderungen; „Das heißt die beiden Augen meines Herrn auf einmal verlangen", sagte der spanische Gesandte. Und eine englische Flotte lief nach Westindien aus. Ihr Angriff auf Hispaniola scheiterte, aber Jamaica ward durch sie für England gewonnen, und Gibraltar schon damals von Cromwell als eine englische Besitzung zum voraus bezeichnet.

Wegen der Fortsetzung des spanischen Kriegs berief Cromwell ein Parlament noch vor der in der Verfassung vorgeschriebenen Zeit. Er eröffnete es am 17. September 1656. Die Grundzüge seiner Rede sind folgende:

„Ihr sollt nicht Worte, sondern Sachen hören. Es handelt sich zuerst um unser Sein, unsere Erhaltung. Der größte Feind dagegen ist der Spanier; er ist es durch seinen Aberglauben, sein Papstthum, er ist es von Natur und durch die Ereignisse. Kaum, daß die erste sogenannte Reformation bei uns eingeführt war, als er die Königin Elisabeth glorreichen Andenkens befehdete, Mordversuche gegen sie veranstaltete und in Irland einfiel. Jakob machte zwar Frieden, aber wir litten dadurch mehr als durch Spaniens offene Feindschaft. Und wenn wir dann im Langen Parlament und später Genugthuung foderten für das in Westindien vergossene unschuldige Blut unsers Volks, wenn wir Glaubensfreiheit für unsere Bürger foderten, welche dorthin handelten, so konnten wir keine Genugthuung finden, und ein Friede wird überhaupt von ihnen nur solange gehalten als der Papst dazu Amen sagt. Als man uns unsere gerechten Foderungen abschlug, da hielten wir's für unsere Schuldigkeit durch das Schwert zu erobern was wir auf anderm Wege nicht haben konnten. Dies war stets der Geist der echten Engländer und aller Menschen, die einen höhern Sinn haben. Mit Spanien sind wir im Krieg, anderwärts haben wir Frieden, aber Spanien hat die Sache Karl Stuart's zur seinigen gemacht, und wären nur alle Anhänger desselben, die uns den alten Jammer wiederbringen wollen, wären sie erst dort, oder möchten sie hingehen, wir wollten ihnen gern ein Boot leihen, oder wenn ihr sie mit den Waffen hinübertreiben wollt, ich werde euch helfen! Das Interesse aller protestantischen Staaten steht auf unsrer Seite, die Papisten halten zu Spanien, und die Papisten in England waren längst spaniolisirt. Daß die Cavaliere ihnen die Hand reichen,

macht unsere Lage gefährlich. Denn dadurch haben wir eine beständige Gährung und offene Empörungen. Aber wenn auch das vorige Parlament davon nichts sehen und hören wollte, es leben noch Männer, die gegen jenen Bund ihr Blut einzusetzen entschlossen sind, und ich hoffe das ist auch euer Wille. Zu gleicher Zeit wirkt eine andere Partei gegen die öffentliche Ordnung; sie schreit über Tyrannei und Unterdrückung und verbindet sich mit allem Schaum und Schmutz der Gesellschaft, um eine Republik nach ihrem Sinn einzurichten, sie wollten sich nur jüngst Monk's und anderer treuer Offiziere bemächtigen, nach London ziehen, ich sollte im Bett ergriffen oder mein Zimmer mit Pulver in die Luft gesprengt werden. Andere, von seraphischen Begriffen beseelt, die Anhänger der fünften Monarchie, verbanden sich mit diesen; wie Herodes und Pilatus Freunde wurden, um Christus zu tödten, so sie um uns zu verderben. Doch will ich nicht annehmen, daß sie mit Karl Stuart gemeinsame Sache machten. Seine Anhänger aber können keine Ruhe halten, weil sie keinen Frieden mit Gott haben, und darum war es nöthig, die Generalmajore einzusetzen, gegen die freilich manche Leute murren, die aber die Ordnung aufrechterhalten und großes Unheil abgewandt, viel Gutes gewirkt, das Laster entmuthigt, die Frömmigkeit gefördert haben, und die ich deshalb beibehalte, solange sie nothwendig sind. Es lassen sich für die zukünftigen Ereignisse die Gesetze nicht vorausmachen, und wenn in stürmischen Tagen nichts geschehen sollte als was den Gesetzen gemäß ist, dann könnte der Nation der Hals abgeschnitten werden, während ihr nach Einigen ausschickt, die euch ein Gesetz machen sollen. Wenn der Drang der Umstände es erheischt, müssen auch außer-

ordentliche Mittel angewandt werden. Unsere Sicherheit erheischt also die mannhafte Fortsetzung des spanischen Kriegs. Allerdings sind wir mit Schulden überhäuft, aber deshalb müssen wir ihn rasch und energisch zu Ende führen, und die Feinde im Innern wissen lassen, daß wo andere Mittel nicht verfangen, am Ende das Schwert hilft. Dabei aber müssen wir volle Gewissensfreiheit gewähren und an die nöthigen Reformen denken. Vor Allem an eine Sittenverbesserung. Unordnung und Schlechtigkeit müssen in Schranken gehalten werden. Wie lang ist es her, daß man sich beinah schämen mußte, ein Christ zu sein, in Cäsar's Haus und anderwärts; es galt dem Mann für einen Vorwurf, und das Zeichen des Puritaners ward ihm spottweise angeheftet. Wollen wir den Adel erhalten, so dürfen wir nicht dulden, daß er der Patron von Liederlichkeit und Verschwendung ist. Werden wir in den Sitten gleichgültig und lau, so sind wir verloren; von ihnen hängt Glück und Freiheit ab. Macht daß die Sünde eine Schande ist, und Gott wird euch segnen, und ihr werdet ein Segen des Volkes sein und dadurch mehr Schaden verhüten und heilen als durch sonst etwas. Allerdings dies geht die Seelen und die Geister an, aber das Gemüth ist der Mensch, und wenn es rein ist, dann ist der Mensch etwas werth, sonst unterscheidet er sich nur dadurch vom Thier, daß er mehr Fähigkeit hat Schlechtes zu thun und Unheil anzurichten."

„Eine allgemeine Klage ist dann in der Nation über die Gesetze. Nicht daß man die Ungesetzlichkeit wollte, aber es gibt schlechte Gesetze, und über ihre Handhabung klagt man. Wir haben tüchtige Richter, aber noch manche abscheuliche Gesetze, und die zu ändern steht in eurer

Macht. Einen Mann für sechs oder acht Pfennige zu hängen und einen Mörder frei zu lassen — Das kommt bei der Handhabung der Gesetze wegen deren schlechten Beschaffenheit vor. Aber daß Menschen um Kleinigkeiten ihr Leben verlieren, ist eine Sache, die Gott zur Rechenschaft ziehen wird. Und ich wünsche, es möge Dies auf unserer Nation nicht einen Tag länger liegen als ihr Gelegenheit habt es abzustellen; gern will ich mit euch dafür wirken, alle edeln Herzen sind mit euch, ich hoffe ihr wollt es besser machen."

„Und nun wenn ich die Stimme eines Engels hätte und begeistert wäre wie die heiligen Menschen Gottes, dann möchte ich frohlocken, wenn ich euch anregte zu thun, was das Volk erretten und das Feuer der Zwietracht auslöschen wird; wenn nicht, so fallt ihr und die ganze protestantische Welt in Trümmer. Darum, ich beschwöre euch, zeigt euch als Männer, als Christen. Ein neutraler Geist wird das Werk nicht vollbringen, die Lauen will Gott ausspeien; nur ein gläubiger vertrauensvoller Geist wird's thun. Wenn Menschen durch Zweifel euch entgegen sind, laßt sie gehen, wer die nackte Wahrheit bezweifelt, mit dem ist nichts anzufangen. Er hat ein Anderes in seinem Sinn, er spricht: O wenn wir unsere Weisheit anwenden könnten für politische Freiheit, die Religion würde folgen. Solche Männer werden nichts thun. Hätten wir's soweit gebracht, wenn wir auf die Art disputirend gesessen hätten? Zweifelnde, zögernde Männer werden sich nicht zu der Glut entflammen für das Volk, welche nöthig ist um solch eine Sache durchzuführen und allem Widerstand des Teufels und der Schlechten zu begegnen. Welche zu diesem Werk berufen sind, denen hängt es nicht ab von Formalitäten,

Begriffen und Reden, denn dadurch wird nichts gethan, sondern durch Männer von edlem Herzen, stark durch die Vorsehung, erleuchtet durch das Wort, die Gott besiegelt hat mit dem Blute seines Sohnes und seiner Gläubigen. Darum streitet nicht um unnöthige und unnütze Dinge, die euch von dem so ruhmvollen Werk abziehen. Es ist keine Zeit dazu da, um auf jeden Einwurf zu antworten: seht auf Gott und haltet Frieden untereinander. Ich bin durchs Volk zu meiner Stelle berufen, ich habe kein persönliches Interesse, das nicht auch das allgemeine wäre: ich müßte mich verfluchen, Gott würde mich verfluchen wenn es anders wäre. Ich habe zu viel von Gott gelernt als daß ich ihm gegenüber kühn sein möchte; gegen Menschen kann ich kühn sein. Ich sage wenn Liebe zwischen uns waltet, sodaß das Volk sagt: Die sind durch ein gutes Band verknüpft, den Ruhm Gottes gegen den allgemeinen Feind auszubreiten, alles Schlechte zu unterdrücken, alles Gottselige zu unterstützen, — ja dann wird das Volk euch segnen. Das wird den gleichgültigen Sinn nicht aufkommen lassen, der unser größter Gegner ist. Darum in der Furcht und im Namen Gottes: geht voran mit reinem Herzen und mit Liebe, geht voran gegen Alles was wider die großen Zwecke aufsteht, die ich euch geschildert habe, und der Segen Gottes wird mit euch sein!"

„Ich las gestern einen Psalm, es wird nicht unziemlich sein daß ich ihn euch erwähne und daß ihr auf ihn achtet. Er beginnt damit, daß Gott vormals dem Lande gnädig gewesen und die Gefangenen befreit, er fragt ob Gott denn nun für immer zürnen wolle, er ruft zu ihm als dem Gott der Erlösung, und sagt dann: «Ich will hören was der Herr reden wird: denn er wird

Frieden zusagen seinem Volk und seinen Heiligen; aber laßt sie nicht wieder in Thorheit zurückfallen. Seine Hülfe ist nahe Denen, die ihn fürchten. O, daß seine Ehre in unserm Land wohnen möge! Güte und Treue werden einander begegnen, Friede und Gerechtigkeit sich küssen. Wahrheit wächst auf der Erde und Gerechtigkeit schaut vom Himmel. Ja, der Herr wird geben was gut ist und es wird gedeihen in unserm Lande.» O daß dieser Psalm in unsern Herzen geschrieben wäre, daß wir mit David sagten: «Gott hat es gethan, er hat unsere Sünden vergeben!» Zu ihm mag jedes Volk in der Stunde der Noth kommen, daß er seinen Zorn hinwegnehme. Laßt uns ihn hören, und dann im Parlament berathen, laßt uns ihn um Rath fragen, er wird Frieden zusagen seinem Volk. Wenn wir sein Volk sind, wird er uns Frieden geben und wir werden nicht in Thorheit zurückfallen. Jetzt sind Viele noch bereit einander die Hälse abzuschneiden; aber wenn wir auf den rechten Weg gebracht sind, dann wird unsere Liebe ebensogroß sein als unser Glaube, und wer mit Menschen- und Engelzungen redet und der Liebe nicht hat, ist nur ein tönend Erz oder eine klingelnde Schelle. Darum im Namen Gottes wendet euer Herz zu unserm Werk. Und dann werdet ihr Luther's Psalm singen: Eine feste Burg ist unser Gott! Ob der Papst und der Spanier und alle Teufel gegen uns aufstehn, im Namen des Herrn wird es uns doch gelingen! Und wie es weiter heißt: Wir fürchten uns nicht wenngleich die Welt unterginge und die Berge ins Meer sünken, wenngleich das Meer wüthete und wallete und von seinem Ungestüm die Berge einfielen. Es strömt ein Quell, der die Stadt Gottes fröhlich macht, und Gott ist in ihr, darum wird sie wohl

bleiben. Der Herr der Heerscharen ist mit uns, Gott ist unser Schutz."

Als das Parlament nach seinem Hause ging, stand eine Wache an der Thür und ließ nur Diejenigen ein, welche ein Certificat des Staatsraths erhalten hatten. Gegen hundert Deputirte sahen sich ausgeschlossen. Es waren meist jene Republikaner, die alle Macht bei einem Nationalconvent sehen wollten und darum gegen Cromwell Opposition machten; er hatte mit ihnen verhandelt, sie konnten aber nicht einsehen, wie solche Parlamentsherrschaft damals zu einem Parteikampf mit Worten und dann mit Waffen geführt hätte. Er fürchtete eine Erklärung von ihnen gegen den spanischen Krieg, er fürchtete, daß die parlamentarischen Kämpfe von neuem die Royalisten wie die Leveller ermuthigen würden, und so trieb ihn die Nothwendigkeit zu jenem Schritt, gegen welchen die Stimme des Volks nichts einwandte. Der Protest der ausgeschlossenen Deputirten verhallte im Siegesjubel, als die Seehelden ihre reiche Beute nach London sandten, und das Glück der Schlachten war für die Gläubigen ein Gottesurtheil der Bestätigung von Cromwell's Politik. Das Parlament bewilligte das zur Fortsetzung des Kriegs nöthige Geld; als ein Mordversuch gegen den Protector entdeckt ward, ordnete es ein Dankfest an. Cromwell wohnte dem Gottesdienst und Festessen bei, und unterhielt sich dann mit Gesang und Musik, die er sehr liebte. Shakspeare würde ihm schon deshalb, und weil er bei allem Ernst und aller Sittenstrenge doch an einem gesunden Spaß seine Lust hatte, gut gewesen sein. Auch Poesie und Wissenschaft verehrte er. Einseitige Puritaner hatten die Universitäten Oxford und Cambridge aufheben wollen, Cromwell rettete

sie. „Groß von Natur", sagt Guizot, „und nun hochgestellt, hatte er Sinn und Geschmack für Alles was durch Geist, Wissen, Ruhm und Erinnerung groß war." Eine Zeitlang war er Rector von Cambridge, und er legte diese Stelle nur nieder, weil er keinen bloßen Ehrenposten dem Namen nach einnehmen wollte, als die Staatsgeschäfte ihm keine Zeit zur besondern Pflege der Hochschule übrigließen.

Nachdem das Parlament ein Langes und Breites über den armen Jakob Neyler verhandelt hatte, der sich für Christus ausgab — die Anhänger der fünften Monarchie machten auch damals wieder Plane um das Königthum des Heilandes auszurufen, als ob es damit gethan wäre —, schlug plötzlich der irische Abgeordnete Jephson vor, man solle Cromwell zum König machen. Der Antrag blieb ohne Erfolg. Cromwell fragte Jenen, wie er dazu komme; er folge, sagte Jephson, den Eingebungen seines Gewissens, auch auf die Gefahr hin dem Protector zu misfallen. Später legte Alderman Pack eine Schrift auf dem Tische des Hauses nieder, welche den Entwurf einer neuen Verfassung enthielt. Das Parlament beschloß denselben in Berathung zu ziehen, und unter dem Titel eines gehorsamen Gesuchs und Gutachtens ward er von der Majorität gebilligt und dem Protector mitgetheilt. Es sollte ein Oberhaus gebildet werden und Cromwell den Königstitel annehmen. Er erklärte der Deputation, daß er darüber erst mit Gott und seinen Freunden zu Rathe gehen müsse. Er legte auf den Namen kein Gewicht, und die Frage nach dem Königstitel verglich er mit der Frage ob er eine Feder auf seinen Hut stecken solle. Doch war zu erwarten, daß dadurch viele Royalisten mit der neuen Ordnung

der Dinge versöhnt und für ihn gewonnen würden. Er besprach sich bei einer Pfeife Taback mit seinen Offizieren. Allein diese hielten an der Republik fest und selbst sein Schwiegersohn Fleetwood bot seine Entlassung an, weil er nicht Fürstendiener sein könnte. In gleichem Sinn kam eine Eingabe vieler Offiziere ans Parlament: sie hielten an der Republik fest, das Haus sollte es auch thun. Cromwell selbst war körperlich leidend, und so gab's von März bis Mai 1657 lange Verhandlungen, indem das Parlament die Annahme oder Verwerfung des ganzen Vorschlags foderte und wiederholt durch Deputationen den Protector zu bestimmen suchte. „Ich habe die spätere Zeit meines Lebens in Stürmen und im Feuer zugebracht", sagte der Protector; „aber ich habe meine Bürde getragen, weil ich sah, daß Gottes Hand sie mir auflegte. Ich suche mich in allem Thun nach Gottes Wohlgefallen zu richten, und wenn ich etwas ohne Glauben und Zuversicht aus Fleischeslust und Eigennutz unternähme, so würde es dem Volk und mir zum Fluche gereichen. Was der Entwurf zur Sicherstellung der religiösen und bürgerlichen Freiheit enthält, der ich selbst mein Leben gewidmet habe, erkenne ich dankbar an; ich erkenne die hohe Ehre an, welche das Gutachten mir erweist, aber ich fühle keinen Trieb und Drang in mir, den Titel anzunehmen." Whitelocke, Glyn, Fiennes, Lenthall und Andere boten nun ihre Gründe auf, und erörterten wie der Königstitel ein altherkömmlicher sei, wie alle Gesetze sich auf ihn bezögen, wie die Rechte und Freiheiten der Nation damit in Verbindung stünden; nähme der Protector ihn an, so würde er nicht blos einen Wunsch des Volks erfüllen, sondern es würden sich auch die alte und die neue Ver-

fassung leicht verschmelzen; alle Zustände würden sicherer werden; die Befugnisse der Könige wären im Laufe der Jahrhunderte klar begrenzt, die eines Protectors noch unbestimmt; er hätte sich des Volkes Diener genannt, so sollte er nicht dem Vorschlage des Parlaments seine Zustimmung versagen. Cromwell ward dadurch nicht von der Nothwendigkeit der Sache überzeugt. „Der Name König ist allerdings", sagte er, „kein leerer Titel, sondern er bezeichnet ein Amt, das höchste im Staat, und dieses kann auch durch ein anderes Wort ausgedrückt werden, auf die paar Buchstaben kommt es nicht an, sondern auf die Sache. Der Sinn und Wille des Volks in dieser Frage aber wird von Andern anders dargestellt. Schon zwei mal hatte die höchste Obrigkeit im Staat einen andern Namen: Wächter der Freiheiten Englands nannte sich das Lange Parlament, ich heiße Protector; aber die Gesetze werden doch befolgt. Die Richter waren anfangs stutzig, bald aber ward die Rechtspflege so gut, frei und sicher gehandhabt, wie in jenen gepriesenen Halcyontagen des Friedens unter Elisabeth. Nicht der Titel als solcher ist mit den Gesetzen verwoben, es kann auch ein anderer Name sich durch sie hinziehen."

„Ich stehe auf dem Platz den ich innehabe; ich nahm ihn ein, nicht sowol in der Hoffnung Gutes zu thun, sondern beseelt von dem Wunsche großen Uebeln vorzubeugen, die ich der Nation drohen sah. Kopfüber rannten wir in Unordnung und Verwirrung hinein, und würden bald zum Blutvergießen gekommen sein; da gab ich Denen nach, welche wünschten daß ich die Zügel ergriffe. Ein Mann mag auf gesetzlichem Weg einen Platz erstreben wo er Gutes thun kann; ich dachte die drohende Gefahr zu verhüten. Auf den Namen kommt

es mir nicht an, ich sollte denken jeder wäre besser als der meinige, jede Person geeigneter als ich. Es gilt Frieden und Freiheit des Volks zu ordnen, das so laut wie je eines darnach schreit in feste Zustände zu kommen, und da bin ich bereit euch zu dienen nicht als ein König, sondern als ein Constabler. Denn bei Gott ich habe oft gedacht, ich könnte mein Amt und Geschäft nicht anders bezeichnen als wenn ich mich einem guten Constabler vergliche, der den Frieden seines Kirchspiels aufrechterhält. Und Das war meine Genugthuung in allen Stürmen, daß ihr jetzt Frieden habt."

Cromwell erzählte hierauf seine erste That, wie er die religiös Begeisterten angeworben gegen die Royalisten, wie das zum Sieg geführt, und wie er nichts thun könne, was jene Männer und ihre Gleichgesinnten kränken möchte. Denn es sind keine Söldlinge, sie haben Frauen und Kinder im Volk, sie haben die Sache durchgefochten und darum ein Wort zu sagen; es sind ehrenwerthe gläubige Männer, denen Freiheit und Vaterland am Herzen liegt. Der Königstitel geht ihnen wider die Natur, mein Gewissen macht es mir zur Pflicht euch zu bitten, daß ihr sie nicht nöthigt zu Dem was ihnen hart ankommt. Ist es eine Schwachheit von ihnen, so habt Geduld damit, das wird selbst den Geist des Ungehorsams ausrotten helfen der anderwärts spukt; sie aber haben für die gute Sache geblutet und werden stets für Freiheit und Ordnung einstehen."

„Ich bin um Namen und Wörter nicht bedenklich. Ich habe das Wort Gottes zur Richtschnur meines Gewissens, und habe Erfahrungen von der Vorsehung, die uns das Wort in vielen Fällen auslegen. Die Vorsehung hat aber den Königstitel beiseitegelegt; nicht

in der Laune und Leidenschaft des Augenblicks ist er verworfen worden, sondern durch viele Berathungen und Schlachten. Und Judas sagt, daß die Heiligen auch den befleckten Rock des Fleisches hassen sollen. So etwas kann einen Eindruck auf einen schwachen Mann machen, wie ich bin, wie viel mehr auf schwächere Leute, wenn es deren gibt. Ich will Jericho nicht wieder aufbauen, ich will nicht aufzurichten suchen, was die Vorsehung zerstört hat. Wie die Zeiten sind, bedürfen wir der Verständigung und des Friedens, ich möchte mich gern dafür opfern, ich möchte lieber in meinem Grabe liegen als euch in irgend etwas hindern das die Ordnung des Staats zu begründen dient. Darum aber sollt ihr Keinen derer verlieren noch beleidigen welche euch dazu helfen."

„Gern möchte ich mich und meine Macht dem zu Füßen legen, welcher Wahrheit, Recht und Freiheit sicherstellen könnte für die Gottseligen wie für alle Engländer; ich meine es redlich mit dem Volk; aber man möge mir Erlaubniß geben zu sterben, man möge mir erlauben wie ein todter Mann zu sein, wenn Gott mir Geist, Leben und Kraft hinwegnimmt, die zu solchem Werke nöthig sind."

Später besprach Cromwell die einzelnen Paragraphen des Entwurfs. Eine gute und allgemein anerkannte Verfassung, die Jedem das Seine sicherte und religiöse und politische Freiheit gewährte, schien ihm das Endziel aller Kämpfe, und jenes Gutachten ein großer Schritt dazu. Fechten war ihm von Anfang an nicht Zweck, sondern Mittel; Zweck war ihm die religiöse und politische Freiheit, und Der sang ihm angenehm, welcher das Lied der Verbindung beider anstimmte. Er verlangte da und dort schärfere Bestimmungen für die neue Verfassungs-

urkunde. Ein Paragraph schloß die öffentlichen Prediger vom Parlament aus; er wollte dafür lieber die angestellten Geistlichen gesetzt wissen. „Denn in unserm Heer waren sie neben ihrem Fechten recht gute Prediger, und es würde mir leidthun, wenn sie nicht ins Parlament kommen sollten, weil sie ihren Regimentern zu predigen pflegten, was doch ein großer Segen war. Es ist Mancher von uns, für den es hart wäre, deshalb ausgeschlossen zu werden.“ Er empfahl eine Erwähnung der Reform der Gesetze und der Sitten, eine Anerkennung seiner Anordnungen, denn er glaubte sich um den Staat wohlverdient gemacht und für die Religion mehr gethan zu haben als irgend wer in England.

Endlich schloß Cromwell am 8. Mai die Verhandlungen mit der bestimmten Erklärung, daß er die neue Verfassung mit dem Königstitel nicht annehmen könne. Das Parlament, welches eben im Begriff sei die Freiheiten sicherzustellen, müsse ihm auch hier gestatten nach eigener Ueberzeugung zu handeln. Dasselbe ging nun sein Gesuch und Gutachten nochmals durch und erhob es mit dem Bemerken zum Gesetz, daß Cromwell die Regierung unter dem Namen Protector führen und seinen Nachfolger ernennen solle. Er ward nun noch einmal feierlich eingesetzt (26. Juni 1657), neben Purpurmantel und Scepter auch Bibel und Schwert ihm überreicht; das Parlament vertagte sich bis zum folgenden Januar.

Der neue Sieg, den Blake kurz vor seinem Tode bei Santa-Cruz erfochten, die glücklichen Kämpfe von 6000 Engländern, die mit Turenne in den Niederlanden gegen Spanien stritten, gaben Glanz nach außen und Wohlgefühl im Innern des Staats; Cromwell erfreute sich

dabei eines höchst ausgezeichneten Gesandten am französischen Hofe in der Person von Wilhelm Lockhart, den er mit seinem Adlerblick des Menschenkenners hervorgezogen. Er verheirathete seine jüngsten Töchter Marie und Franziska. Er mochte nun auf ein ruhiges Alter hoffen, auf einen constitutionellen gesetzlichen Gang der Dinge in England. Aber schon die Gründung eines Oberhauses hatte große Schwierigkeiten. Cromwell sollte dessen Mitglieder ernennen. Er suchte das Neue mit dem Alten zu verbinden, und neben den parlamentarischen und militairischen Größen seiner Anhänger wollte er die Häupter der Familien sehen, welche früher im Oberhause gewesen und der jetzigen Ordnung der Dinge nicht feindlich waren. Allein selbst der ihm nahestehende Warwick wollte nicht neben Generalmajor Hewson sitzen, der früher Schuhe gemacht, und Zoll für Zoll seine Stellung sich erarbeitet hatte. Außerdem verlor er durch die Berufung ins Oberhaus vierzig ausgezeichnete Mitglieder des Unterhauses, die er dort bald vermissen sollte, und jetzt sollte kein Gewaltstreich mehr die unruhige Opposition ausschließen, sondern wer den Verfassungseid leistete, ward zugelassen, und so kamen die Haslerig, Scott und Cooper ins Parlament, nicht ohne Erbitterung und an sich schwer lenksame alte Republikaner, die einen allmächtigen Convent lieber wollten als dieses Protectorat neben dem Parlamente.

Am 20. Januar 1658 hielt Cromwell die Eröffnungsrede, die nun wieder mit dem alten Gruße begann: Mylords and Gentlemen of the house of commons. Er war übrigens krank und übertrug eine nähere Auseinandersetzung der Verhältnisse an Nathaniel Fiennes, während er sich selbst auf wenige Worte beschränkte, die

30 *

Erhaltung der Freiheit, „unserer bürgerlichen Freiheiten als Menschen, unserer geistigen als Christen", als den Zweck des Kriegs bezeichneten, der nun im Frieden erreicht sei. „Wer hätte mitten in unsern Verwirrungen gedacht, daß jemals das Volk Gottes die Freiheit haben würde, Gott zu verehren ohne Furcht vor Feinden?" *) Wie ihm das religiöse Interesse immer im Vordergrunde steht, so preist er das Land glücklich, daß es jetzt so tüchtige Geistliche habe, daß ein freies Bekenntniß zum Evangelium sein Ruhm sei. „Ich würde froh sein meine Gebeine zu den eurigen zu legen", schließt Cromwell, indem er sie ermahnt, einträchtig zum Wohle des Landes zu arbeiten; nichts Schöneres könne von ihnen gesagt werden als das Wort der Schrift, daß sie die Lücke ausgefüllt und die Wege verbessert, sodaß es gut sei im Lande wohnen.

Aber die Opposition gefiel sich sofort in Aeußerungen, die andeuteten, sie wolle das Haus der Lords nicht anerkennen, und als Dies sofort einige Botschaften an das Unterhaus brachte, debattirte dasselbe über die Rechte des andern Hauses, stellte also die Verfassung wieder in Frage. Cromwell glaubte nicht, daß dazu jetzt Zeit sei, er berief beide Häuser auf den 25. Januar, um ihnen

*) „Seltsam: dies scheint Cromwell ein größerer Segen als man hätte hoffen können; für uns ist es eine Freiheit, gleich der die gemeinsame Luft zu athmen, eine an die man kaum denkt. So wird Alles in der Welt erlangt und erobert. Erinnere ich mich an Kadmus, wenn ich mit Buchstaben schreibe? Die Welt ist auf den Staub der Helden gebaut; im ernsten Kampf den Tod herausfodernd verschwenderisch eigenen Bluts haben sie gestritten, nun schlafen sie wohl, vergessen von ihren Erben." Carlyle.

die Lage der Dinge auseinanderzusetzen. „Ich bin", sagte er, „auf einen Wartthurm gesetzt um zu sehen welches Uebel dem Volk verhütet, welches Gute ihm gethan werden kann, damit Beides durch eine Versammlung wie die eurige geschehe. Gefahren drohen uns außen und innen. Denn auf dem Protestantismus beruht nicht blos die Wohlfahrt, sondern die Existenz unsers Staats. Es fragt sich aber jetzt ob die Welt wieder päpstlich werden soll. Der König von Ungarn wird Deutscher Kaiser, der Sohn des Vaters welcher die Protestanten aus Böhmen und Schlesien vertrieb; die Protestanten werden in Polen verfolgt, und die in Italien und der Schweiz werden bald eine Beute der Katholiken sein, da der Papst diese alle zum Bunde vereinigt, während die Protestanten einander befehden: Dänemark steht wider Schweden, Schweden wider Brandenburg, und Holland verkauft unsern Feinden Waffen, leiht ihnen Schiffe. Wenn es gelingt uns vom Baltischen Meer auszuschließen, was wird aus unserm Handel, woher nehmen wir das Material für unsere Schiffe? Noch hält Frankreich die Wage zwischen den Parteien, aber wenn es Frieden schließt, dann wird England dem vereinten Angriff aller seiner Feinde ausgesetzt sein, unter denen Spanien die erste Stelle einnimmt. Karl Stuart aber hat schon in Holland 4000 Infanteristen und 1000 Cavaleristen zu einem Einfall in England bereit. Liberavi animam meam: mögt ihr nun urtheilen ob hier keine Gefahr ist! Wenn ihr auch meint: Was gehen uns die fremden Angelegenheiten an, wir können jetzt ruhen, schlafen und Discussionen halten über was wir wollen, — so habe ich doch diesen Trost vor Gott daß ich euch gesagt habe wie die Sachen stehen. Und nun zu den innern An-

gelegenheiten! Ich glaube, ihr wollt Alle gute Patrioten sein. Wir rühmen uns, daß wir Engländer sind, wir brauchen uns dessen nicht zu schämen, aber wir müssen auch thun, wie Engländern gebührt und das wirkliche Wohl der Nation erstreben. Aber wir sind in großer Gefahr, und es ist eine wundervolle Gnade Gottes, daß bei diesem Zwiespalt der Gemüther wir noch Frieden haben. Unser Kampf hat die Welt in Erstaunen gesetzt; nun aber der Friede errungen worden, so möge Gott der Allmächtige diejenigen ausrotten, die ihn wieder zu brechen suchen. Und er wird es thun. Denn wer nicht auch an die Frauen und Kinder denkt, an die Säuglinge, die noch nicht die rechte Hand von der linken unterscheiden können, der hat das Herz eines Kain, welcher als ein Feind der Menschen gezeichnet war, welchem alle Menschen Feinde waren, und der Zorn und das Gericht Gottes wird solch einen Mann verfolgen bis in sein Grab, wenn nicht bis in die Hölle. Ich sage euch: Sehet das Volk an! Drohet uns nicht ein zweiter Bürgerkrieg? Ist es nicht ein Elend wie jede Sekte und Partei allein die Macht haben will? Es wäre ein köstlich Ding dem Volke, wenn es mit der Ordnung und Regierung zufrieden sein wollte; denn wird eine oder die andere auch einmal schlecht gehandhabt, doch ist es besser als gar keine. Aber wir haben ein Begehren nach Veränderung, und es gibt Leute, die nicht blos Wunden schlagen, sondern sie noch aufreißen und darin herumwühlen. Sie fodern die Sekten auf mit dem Schwert ihr Heil zu versuchen und eine gegen die andere zu fechten. Und das Alles inmitten der Cavalierpartei und während viele Royalisten die Spanier in das Land rufen. Und was wehrt dem allen und ist der einzige

Damm gegen die Zerstörung? Unsere Armee. Nehmt sie heute hinweg und morgen geht Alles durcheinander. Ich weiß ihr seid vernünftige kluge Männer: habt ihr eine andere Verfassungsform, die mehr die Gemüther befriedigen würde als die gegenwärtige? Sie hält noch Frieden und Ruhe aufrecht, sie hindert noch, daß das Land ein See voll Blut werde. Und was ist das Loos unserer Armee? Die armen unbezahlten Soldaten gehen barfuß in dieser Jahreszeit; und doch meinen sie daß alle Mühe im Gehorsam wohl angewandt sei. Ja, wer dafür kein Gefühl hat, deß Herz muß so kalt und hart sein wie jetzt das Winterwetter. Ein zweiter Bürgerkrieg bringt dem Volk keine Freiheit, aber die Bewahrung der Verfassung durch das Parlament kann zu ihr führen. Wenn euer Sinn sich auf Anderes richtet, wenn ihr selbst die Verfassung in Frage stellt, seht ihr dann die Gefahren nicht, die doch ein Stein fühlen könnte? Wenn die Armee ihren Sold nicht bekommt, so wird der Theil, welcher in Irland liegt, frei Quartier fodern, und das wird die jüngst erst angesiedelten Engländer dort an den Bettelstab bringen. In Schottland hebt sich der Mittelstand mehr und mehr, aber noch kann er keine zu schwere Last tragen."

„Und wenn wir sehen wie von Spanien, Flandern und der royalistischen Partei Gefahr droht, wollen wir da die Zeit mit Disputiren und Streiten um Kleinigkeiten und Aeußerlichkeiten hinbringen, statt die Lebensfrage uns zu Herzen zu nehmen? Wenn wir nicht einträchtig sind, nicht unsere See- und Landmacht erhalten, dann bleibt uns nichts als was neulich ein thörichtes Buch foderte, dem auch nichts genügte, das am Ende für nichts war als für «eine ordentliche Verwirrung». Män-

ner, die ihr Gewissen und ihren Verstand verloren haben, die nicht sagen können, was sie denn eigentlich haben wollen, zünden Kohlen an um Andere zu bedrohen. Und sollen wir selber die Zeit verschwenden und den Frieden unterbrechen den wir seit sechs Jahren genießen? Wir haben Frieden und das Evangelium, laßt uns Ein Herz und Eine Seele haben, um die Rechte des Volks zu bewahren, nicht selber sie zu zerstören. Wenn ihr noch einmal in Krieg und Blut hineinstürzt, so wird die Nation, deren Kräfte erschöpft sind, sinken und versinken. Im Namen Gottes, nehmt Dies zu Herzen, und seid taub für alle Zwietracht. Wenn Gott nicht euern Herzen seinen Segen gibt, wenn er euch nicht brüderliche Liebe verleiht, daß ihr alle Gedanken austilgt die eure Seelen betrügen und zur Mishelligkeit verlocken wollen, dann wird man von unserm armen Volke sagen können: Actum est de Anglia. Aber ich traue Gott, daß er es dahin nicht kommen läßt, und während ich lebe und Kraft habe, bin ich bereit zu stehen und zu fallen mit euch in dieser viel versprechenden Vereinigung, die uns die neue Verfassung gewährt, und ich hoffe, daß nicht der Stolz und nicht der Neid der Menschen sie uns verderben soll. Ich habe geschworen, nach den Gesetzen zu regieren und werde meinen Eid halten. Ich habe diese Stelle nicht gesucht, vor Gott, Engeln und Menschen sage ich es, ich habe es nicht gethan. Ihr suchtet mich für sie, ihr berieft mich zu ihr, und da habe ich mit der Verfassung dem Wohle des Volks Treue geschworen. Ich habe euch nichts mehr zu sagen, sondern nur zu beten daß Gott der Allmächtige euch segne."

Die Rede that wenig Wirkung auf Leute, die ihre unpraktische Wortmacherei fortsetzten, bis Cromwell sie

nicht mehr vor Galgen und Verbannung schützen konnte, weil er todt war. Jetzt tasteten sie die Gültigkeit der Beschlüsse des vorigen Parlaments an, und sofort erhoben die Anhänger der fünften Monarchie so gut wie die Karl Stuart's ihr Haupt, Wühlereien begannen unter dem Heer und in der Hauptstadt, Ormond reiste heimlich in den Provinzen um für den vertriebenen König zu werben. Vergebens suchten einsichtige Männer das Unterhaus auf bessere Wege zu führen und heilsame Gesetzesvorschläge einzubringen. In vierzehn Tagen war die Verwirrung so hoch gestiegen, daß Cromwell, dessen eigenes Leben bedroht war — „Todtschlag kein Mord!" hieß eine Schrift, die gegen ihn verbreitet wurde — nicht länger säumen konnte. Er ließ am 4. Februar die Gemeinen in das Haus der Lords kommen und hielt ihnen dort seine letzte Rede:

„Ich versprach mir von dem Zusammentritt des Parlaments die größten Segnungen; die Segnungen die ich meine, denen ich stets nachtrachte: Gnade und Wahrheit, Frieden und Gerechtigkeit. Ihr habt mich zu der hohen Stelle berufen, die ich einnehme; kein Mensch lebt, der sagen könnte, daß ich sie gesucht. Aber indem ich die traurige Lage der Nation sah, die sich eben erst vom Bürgerkrieg erholte, dachte ich, sie könne durch die neue Verfassung glücklich werden. Und da ich auf euer Gesuch und Gutachten, und ihr hattet die gesetzgebende Gewalt, die Regierung antrat, da hoffte ich, ihr würdet sie mir leicht machen. Ich sage es in der Gegenwart Gottes, in Vergleich mit welchem wir nur arme auf Erden kriechende Ameisen sind, — ich wäre froh gewesen am Rande meines Waldes gelebt, eine Heerde Schafe gehütet zu haben, lieber als daß ich solch eine

Regierung unternommen hätte. Ich sagte euch, ich würde sie nicht antreten, wenn nicht zwischen mich und das Haus der Gemeinen ein anderes träte, das die Macht hätte Stürmen zu begegnen, und ihr habt mir die Wahl eines solchen gestattet, und ich habe Männer dazu berufen, denen ihr überall begegnen könnt, die euch stets die Hand reichen werden, nicht durch ihre Titel oder als Lords haben sie Werth und Geltung, sondern als Christen und Engländer. Es sind Männer von gleichem Rang mit euch, die euch nicht blos die Wage halten, sondern als eine neue Kraft euch beigegeben sind, wenn ihr England und die Religion liebt. Wir haben Alle die Verfassung beschworen, und ich dachte ihr würdet nun sorgen, daß sie ins Leben träte, ich dachte wir hätten nun einen festen Grund und Boden gewonnen; und da waren keine erblichen Lords und erblichen Könige, sondern zwei Parlamentshäuser und ich. Ich sage nicht, was euer Sinn bei euerm Eide war, denn es wäre gegen meine Grundsätze in das Gewissen eines Andern einzugehen, — Gott wird richten zwischen euch und mir. Hättet ihr die Absicht gehabt, etwas zu ordnen und festzustellen, ihr hättet es auf dieser Grundlage gethan, und hättet euer Urtheil zum Weiterbauen im Einzelnen angewandt. Aber Gott ist mein Zeuge, man sucht vielmehr im Gegentheil das Heer gegen die Verfassung zu bearbeiten, und ihr seid nicht blos selber in Zwiespalt, sondern habt die ganze Nation hineingebracht, die in diesen vierzehn Tagen, da ihr hier sitzt, schon in große Verwirrung gerathen ist. Ihr macht Plane, eine neue Art von Republik einzuführen, damit einige Leute Alles am Lenkseile führen könnten; und dafür soll die Armee gewonnen werden. Heißt Das dem Volke und dem Ver-

fassungseide treu bleiben? Das ist Gott nicht wohlgefällig, was ihr auch für Vorwände nehmet. Denn solche Plane und Unternehmungen bezwecken nichts Anderes, als daß sie Karl Stuart ein leichtes Spiel machen, und ich halte mich selbst vor Gott verpflichtet, zu thun was ich kann, um Dies zu verhüten. Ja, es ist wahr, er hat Streitkräfte zu Gebot um in England einzufallen; ich weiß es von Augenzeugen. Und währenddessen bemühen sich Leute in unserer Nähe, das Volk in London zu Unruhen, zur Empörung aufzureizen. Aber Gott wird mich stärken, daß ich ihnen zeigen kann, sie haben das üble Theil erwählt. Ihr habt nicht nur die Armee zu verführen gesucht, Einige sind soweit gegangen im Auftrag Karl Stuart's Mannschaften anzuwerben, die jeder Insurrection, die etwa gemacht werde, zur Verfügung stünden. Was kann, da der Feind vor der Thür ist, aus solchem Verfahren entstehen? Blutvergießen und Verwirrung. Und der Grund zu allebem ist: daß ihr nicht mitwirkt für die Verfassung, die ihr selber gegeben habt; und wenn Dies der Zweck eurer Sitzungen, Dies euer Benehmen ist, dann denke ich, ist es hohe Zeit euern Sitzungen ein Ende zu machen. Und ich löse dies Parlament auf. Und laßt Gott Richter sein zwischen mir und euch!"

Die Gefahr muß in der That groß gewesen sein; Niemand wird verkennen, daß eine Landung Karl Stuart's in einem Augenblick politischer Parteiung das Zeichen zu einem neuen Bürgerkrieg gewesen wäre. „Glaube mir", schreibt Samuel Hartlib, ein Freund Milton's, „daß wenn die Parlamentssitzungen nur noch einige Tage gedauert, Stadt und Land in Blut gebadet worden wären." Cromwell's Energie kam Dem zuvor. Er versicherte sich des Heers; die Offiziere, welche er im White-

hallpalast um sich versammelte, um ihnen seine Ansichten zu eröffnen, schwuren, von seiner Rede begeistert, mit ihm zu leben und zu sterben. Ebenso verständigte er sich mit dem Lordmayor und dem Gemeinderath von London. Für die Tage der Gefahr wurden die Clubs geschlossen und Harrison, der Schwärmer für das Reich Christi, welches er durch Complote zu begründen meinte, in Gewahrsam gebracht. Die Truppen unter Fleetwood und Monk versicherten ihre Treue und versprachen dem Protector feierlich ihre Gebete und ihre Waffen zur Förderung der Werke seines Berufs. Die Fäden der Royalistenverschwörungen hielt dieser stets in seiner Hand, und da langjährige Milde nichts gefruchtet hatte, so berief er jetzt gemäß einer Parlamentsacte den hohen Gerichtshof, welcher einige der Rädelsführer hinrichten ließ. Dann sandte er eine Flotte nach den Niederlanden, und seine Hülfstruppen entschieden die Schlacht an den Dünen zu Gunsten Turenne's gegen Spanien; Dünkirchen kam in die Hände der Engländer, und eine glänzende Gesandtschaft Frankreichs wünschte dem Protector Glück zu diesem entscheidenden Sieg. Das puritanische England war wieder gerettet, groß stand es wieder mit Schwert und Bibel da, und voll guten Muthes und Vertrauens dachte Cromwell an ein neues Parlament.

Aber in seinem Hause traf ihn Schlag auf Schlag. Seine jüngst vermählte Tochter Franziska ward Witwe; Cromwell tröstete den Großvater ihres Gatten mit Briefen voll Glauben und Liebe, und hatte dann dessen Tod selbst zu beklagen. Sein Lieblingskind Elisabeth, Lady Claypole, erkrankte im Juli; wochenlang saß er an ihrem Bette; sie starb am 6. August. Er selbst war 59 Jahre alt geworden. Er hatte eine Last seit langen Jahren

tragen müssen, die nach seinem eigenen Bekenntniß für einen Menschen zu schwer war; Kopf, Herz und Arm hatten bei Tag und Nacht nur dann Ruhe gefunden, wenn er seine Sorgen im Gebet auf den Ewigen warf, der für ihn sorgte. Einige Tage nach Elisabeth's Hinscheiden fühlte er sich selber unwohl. Villemain sagt, „es sei ein sehenswerthes Schauspiel einen Heuchler, der zugleich Schwärmer (!) auf dem Todbette zu beobachten, wo Freimuth oder Schwäche die innere Stimme lautwerden lassen", — aber er kann uns davon nichts erzählen; „es scheint nicht", setzt er bald hinzu, „daß Cromwell aus der Rolle gefallen; er fragte seinen Kaplan, ob es möglich sei aus der Gnade zu fallen, und als dieser es verneinte, rief er: Nun dann bin ich sicher, denn ich weiß gewiß, daß ich einmal in der Gnade war!" Als ob ein Satz der für einen Heuchler doch nur eine dogmatische Phrase sein kann, diesem die Stimme des Gewissens beschwichtigen könnte! Ein Kammerdiener Cromwell's, der während seiner letzten Tage um ihn war, hat dieselben geschildert; folgen wir seinen schlichten Aufzeichnungen, so wenden wir wohl mit Carlyle das schöne Schiller'sche Wort von der untergehenden Sonne auf ihn an: So stirbt ein Held, anbetungswürdig!

Als er die Todesnachricht Elisabeth's hörte, lag er selber an der Gicht darnieder. Er verlangte nach seiner Bibel und ließ sich aus dem Philipperbrief vorlesen: „Nicht sage ich Das des Mangels halber; denn ich habe gelernt, bei welchem ich bin mir genügen zu lassen. Ich kann niedrig sein und kann hoch sein; ich bin in allen Dingen und bei allen geschickt, beides satt sein und hungern, übrig haben und Mangel leiden. Ich vermag Alles durch den der mich mächtig machet, Christus."

„Die Stelle", sprach er, „hat mir einst das Leben gerettet, als mein Erstgeborener starb; damals ging ein Schwert durch meine Seele. Ja, Paulus hatte es gelernt, aber was soll ich thun? Es ist eine harte Lection für mich. Doch sein Christus ist auch mein Christus." Er schien sich wieder zu erholen, aber gegen Ende des Monats bannte ihn ein Fieber ans Bett. Tausende beteten für ihn öffentlich und im Stillen. In seinen Phantasien wie in lichten Augenblicken sprach er viel vom Bunde mit Gott. „Liebt nicht die Welt, lebt christlich, bleibt im Bunde des Heilandes", sagte er zu Weib und Kindern. „Kann mich denn Niemand aus der Gefahr erretten?" seufzte er ein andermal; — „Menschen können nichts thun, Gott kann thun was er will." Er redete Worte des Gerichts über sich selbst im Sinne jener Selbstvernichtung bis zur Wurzel, welche Fichte vom Menschen verlangt, damit nur Gott in ihm übrigbleibe. „Es ist schrecklich in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen!" wiederholte er mehrmals; „aber der Herr hat mich erfüllt mit der Zuversicht auf seine Gnade, und ich habe den Mittler in Christus gefunden. Ich bin ein armer Sünder, aber ich liebe Gott, oder vielmehr Gott liebt mich. Ich bin ein Eroberer und ein Sieger durch den Heiland der mir Kraft gibt."

Ein fürchterlicher Sturm wüthete am 30. August; das Volk sah in ihm den Verkündiger von Cromwell's Tod, den die erregten Wellen auch den fernsten Küsten ansagen sollten. Am Tage nach seiner zweiten Installation als Protector hatte er den Namen seines Nachfolgers auf einen Zettel geschrieben und eingesiegelt. Das Blatt war nicht zu finden. Thurloe, sein Geheimschreiber, unternahm es ihn zu fragen. Aber da ward sein

Fieber heftig, man konnte keine rechte Antwort erhalten, es schien als ob er bei dem Namen Richard ja gesagt. Dann richtete er sich mitten im Sturm auf, um zu beten: „Herr, ob ich schon ein armes und sündiges Geschöpf bin, so stehe ich doch im Bunde mit dir durch die Gnade; und ich will, ich werde zu dir kommen. Unwürdig wie ich war, hast du mich zum schwachen Werkzeug erkoren, deinem Volke Gutes zu thun in deinem Dienst. Viele haben einen zu großen Werth auf mich gesetzt, obwol Andere meinen Tod wünschen und sich dessen erfreuen werden. Herr, was du immer über mich beschlossen hast, fahre fort und gehe voran dem Volke Gutes zu thun. Gib ihnen Festigkeit des Urtheils, Ein Herz und wechselseitige Liebe. Rette sie, und mit ihnen das Werk der Reformation, und verherrliche den Namen Christi in der Welt. Lehre sie, die zu viel auf deine Werkzeuge sehen, sich mehr auf dich verlassen. Verzeihe Denen, die den Staub eines armen Wurms mit Füßen treten wollen, denn auch sie sind dein Volk. Verzeih die Thorheit dieses kurzen Gebets um Jesu willen, und gib uns eine gute Nacht, wenn es dir wohlgefällt. Amen."

Hatte Cromwell am Anfang der Krankheit gesagt: „Herr, du weißt es, wenn ich zu leben wünsche, so ist es um deine Werke zu verkündigen und deine Ehre auszubreiten", so sagte er nun am 2. September: „Ich möchte gern noch leben um Gott und seinem Volk zu dienen, aber mein Werk ist gethan und Gott wird mit dem Volke sein." Er starb am 3. September, am Tage der Siege von Dunbar und Worcester. „Hört auf zu weinen", sprach sein Kaplan Sterry: „an seinem Siegestage sollte er die himmlische Krone empfangen. Er

war auf Erden euer Protector, und wird euch nun, wo er zur Rechten Christi sitzet, noch besser schützen." Fauconberg, der Gatte Maria's, schrieb an seinen Schwager Heinrich Cromwell: „Die Bestürzung des ganzen Volks ist unaussprechlich, alle Herzen sind zerrissen und wie versunken. Mein armes Weib — ich weiß nicht was auf Erden mit ihr anzufangen. Wenn sie beruhigt scheint, bricht sie wieder in eine Leidenschaft aus, die ihr das Herz zersprengt."

Heinrich Cromwell war als Statthalter in Irland; Thurloe schrieb ihm: „Der Protector ist gestern um die vierte Stunde nach Mittag gestorben. Ich vermag nicht zu reden noch zu schreiben, so grausam, so unerwartet ist der Schlag, der uns betroffen, so unbegreiflich diese Schickung der göttlichen Vorsehung. Bedenkt man wer es ist, der gestorben, die Zeit, den Augenblick, da ihn der Herr zu sich gerufen, und noch andere Umstände, so bleibt nichts übrig als in den Staub gebeugt mit zitternder Lippe zu bekennen: Dies ist des Allmächtigen Walten. Die Betrübniß beim Heer und beim ganzen Volk ist unbeschreiblich. Des Protectors Name ist schon geheiligt. Nie wurde für einen Menschen soviel gebetet als für ihn während seiner Krankheit: die Frommen kamen täglich zusammen den Herrn anzuflehn. Doch er ist nun eingegangen in den Himmel, balsamirt mit den Thränen seines Volks und auf den Flügeln der Gebete der Heiligen."

Die Geschichte rechtfertigte sein Verfahren, rechtfertigt unsere Auffassung des Helden. Nach seinem Tod bricht die Parteiung aus, welche er niedergehalten, und zeigt die allgemeine Rathlosigkeit, daß er allein der rechte Mann des Rathes und der That gewesen, daß keiner seiner

Gegner fähig war die Zügel zu ergreifen, und daß die Lehrzeit Englands zur Selbstregierung noch nicht umgelaufen war. Blut und Thränen, die ihm Cromwell gern erspart hätte, brachten das Volk zur Einsicht und zur Reife. Auf die Tage der Rathlosigkeit, von denen Dahlmann ein sprechendes Bild entworfen, folgen die Tage des Druckes und der Erniedrigung unter der Restauration, wo die Könige in französischem Solde standen, um im Innern des Landes eine politische und religiöse Tyrannei ausüben zu können, Tage des Unglücks und der nationalen Schmach, die Macaulay treffend gezeichnet. Eine neue Revolution war nöthig, und nun konnte Wilhelm von Oranien vollenden, was Cromwell begonnen und sein Lebelang aufrechterhalten, die Sicherstellung der religiösen und politischen Freiheit.

Die Restauration suchte übrigens ihren Muth an dem todten Cromwell zu kühlen, da ihr der lebendige zu mächtig gewesen. Er, seine ehrwürdige Mutter, seine Tochter Brigitte, der Admiral Blake und andere große Todten wurden ausgegraben, ihre halbvermoderten Leichname nach Tyburn geschleift und dort an den Galgen gehängt. Mit frivolem Scherz ergötzten sich die Cavaliere an dem schrecklichem Schauspiel.

Cromwell war ein Mann im vollen Sinn des Worts. Er war eine Natur voll Kraft und Demuth zugleich, und der klare Blick und die tiefe Begeisterung, welche ihn persönlich in die Höhe brachten, führten zugleich seine Sache, sein Volk zum Sieg. Aber am Siegestag der Freiheit hielt er die Nothwendigkeit der Ordnung fest, und statt wie Napoleon die unruhigen Köpfe mit der Idee des Ruhmes zu berauschen und in der Fremde die Trophäen des Eroberers aufzupflanzen, um am Ende

die Nationen gegen sich aufzurufen und fern dem Vaterland zu sterben, trachtete Cromwell mit gesunder Mäßigung, Englands Frieden im Innern durch eine neue freie Verfassung zu gründen, und nur als ein Zuchtmeister zur Freiheit griff er eigenmächtig ein, wenn die Führer der Parteien Gesetz und Ordnung immer wieder in Frage stellten. Nimmt man ihn für einen selbstsüchtigen Heuchler, so wird die ganze Geschichte seiner Zeit unverständlich; sie ist klar, wenn man den Genius in ihm anerkennt, wenn man der Reinheit seines Herzens, der Echtheit seines Glaubens vertraut. Er sah sich durch die Erfolge der Thaten, in welchen er ein Gottesurtheil erblickte, und durch die Stimme des Volks zur Herrschaft berufen, und er folgte dem Gebot der Nothwendigkeit, wenn er von dem schweren Dienst nicht ablieſs und den gefährlichen Posten behauptete. Wol nie war so wie bei ihm mit der entschlossenen Energie des Soldaten und dem realistischen Sinn des Staatsmanns diese Innigkeit der Gefühle, diese Tiefe der Religiosität und der schwärmerischen Glaubensbegeisterung verbunden. Lerne man auch von seinem, nun naturgetreu gezeichneten Bilde, daß nicht irdische Schlauheit, nicht heimtückische Künste eines kleinlichen Egoismus, sondern der Muth einer festen Ueberzeugung, die Lauterkeit des Herzens und ein unerschütterliches Gottvertrauen die Bedingung der Geistesgröße und ihrer weitgreifenden Wirkungen sind! Was uns gefehlt hat im 16., im 17., im 19. Jahrhundert, das ist:

Ein Cromwell für Deutschland!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

